Mu.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 30. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1929

9. Jahrgang

Verlag „Bücherei und Bildungspflege“, Stettin

in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Inhaltsverzeichnis.

Aufsätze.

Aus der Beratungspraxis.

Lehrgänge und Versammlungen.

Bücherschau.

Register.

I. Verfasser-Verzeichnis.

2. Liste der behandelten Personen, Orte und Sachen.

---

3. Buchbesprechungen.

a) Wissenschaftliche Literatur.

b) Schöne Literatur.

c) Jugendschriften.

d) Dorfbücherei.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 9 1929 **Heft 1**

Literatur und Lebensgestaltung.

Von Büchereidirektor F. Plage (Frankfurt a. O.).

Die Ereignisse des Alltags bieten uns zumeist nur ihre Oberfläche dar; unser Blick reicht nicht in die Tiefe. Daher erscheinen uns die Handlungen der Menschen oft unbegreiflich; denn wir kennen ihre untersten Beweggründe nicht; wir übersehen nicht, wie Triebkräfte des Bluts und angeborener Charakter ihre Entschließungen vorwärtstreiben und der Verstand sie zügelt.

Ganz anders läßt uns der Dichter hineinschauen in das Getriebe der Welt. Er legt die Triebfedern des menschlichen Handelns bloß und deckt die Kräfte auf, die über dem Einzelwillen stehen und diesen lenken. Er bringt Mühe und Erfolg, Verdienst und Glück, Schuld und Sühne in erkennbare Beziehung. Das Belanglose, das Nebensächliche, was unsern Blick im Leben so vielfach beschattet, wird in der dichterischen Darstellung ausgeschieden; das Wesentliche bleibt. Der Tatsachenverlauf wird abgekürzt; die Wegestrecken des Schicksals werden zusammengedrängt.

Wohl baut der Dichter seine Welt aus den Bausteinen der realen Welt auf; aber künstlerisches Schauen siebt daraus eine andere Welt ab, die übersichtlicher und überzeugender ist als das Leben selbst. Diese Welt der Dichtung ist eine *Welt des Scheins*. In ihr erscheinen Menschen und Zustände verklärt nach idealen und vielleicht ganz unwirklichen Vorbildern; so wird sie zugleich *eine bessere und schönere Welt*, in der unser Sehnen und Suchen nach Glück die Möglichkeit der Erfüllung gefunden hat. Dies scheint allerdings nicht zuzutreffen auf die naturalistische Dichtung, die oft die trübsten und abschreckendsten Wirklichkeitsbilder entrollt. Man denke etwa an Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt". Und doch ist daraus kein Widerspruch abzuleiten, denn die naturalistische Richtung in der Literatur übernimmt stofflich zwar einen schicksalsbestimmten Zustand ohne Beschönigung, aber als Kontrast des dichterischen Wunschbildes, und verklärt diesen in einem tragischen Ausgang, der zugleich die Erlösung von qualvoller Wirklichkeit bringt.

Wie wirkt nun diese dichterische Welt des Scheins auf den Leser? Sie ist wesenhaft trotz ihrer Unwirklichkeit durch ihre Klarheit, ihre Übersichtlichkeit und ihren Beziehungsreichtum, glaubhaft durch ihre innere Folgerichtigkeit selbst dann, wenn sie echt romanhaft, unerhört und paradox auftritt wie z. B. in den utopischen Romanen. Sie beruhigt uns, soweit sie unser ethisches Gefühl befriedigt; sie erschüttert uns durch ihre tragischen Lösungen, oder sie wirkt auf unsern Willen, wo sie unbefriedigende Lösungen vor Augen stellt. Sie erzieht uns durch menschliche Vorbilder, in denen Hingabe an eine Idee über die natürliche Selbstsucht gesiegt hat, in denen, wenn sie nicht von allen Schlacken gereinigt erscheinen, wenigstens

die edleren Regungen Herr über eine niedere Triebwelt geworden sind. Möge uns nun diese dichterische Scheinwelt erschüttern oder beglücken, möge sie uns zu den Sternen erheben oder zu ernster Selbsteinkehr nötigen, immer ist ihr das eine Merkmal zu eigen: Sie entrückt uns dem Alltag, sie führt uns auf kurze Zeit über die Wirklichkeit hinaus und versetzt uns in eine gehobene Stimmung, die uns das Leben nicht ohne weiteres zu verschaffen vermag. Fassen wir die Mittel, die diese Entrückung vollbringen, trotz ihrer Vielgestaltigkeit zusammen unter der Bezeichnung „Literatur", so müssen wir der Literatur eine suggestive Kraft zuerkennen, die nachhaltig auf unsere ganze Lebensgestaltung einzuwirken vermag.

Zum ersten Male rührt die Welt des Scheins, die Welt der dichterischen Phantasie unsre Seele an im Märchen. Belanglos bleibt dabei, daß das Märchen oft keine reine Kunstform ist, und daß es erzählt und nicht gelesen wird. Nirgends steht der Schein, das Unwirkliche, in größerem Gegensatze zur realen Welt als im Märchen. Denn wenn die Tiere reden und die Taler vom Himmel fallen, so widerspricht das allen in der Wirklichkeit gemachten Erfahrungen des Kindes. Aber sein Einfühlungsvermögen ist so stark, daß es diese Welt des Magischen durchaus in Einklang zu bringen vermag mit der Welt seiner realen Erlebnisse. Ja, Schein und Wirklichkeit fließen für das Kind in einem Maße zusammen, daß die reale Welt seine Märchenwelt nicht mehr zu korrigieren vermag. Das Kind setzt das Phantasieerlebnis ohne weiteres im Spiel fort, wenn nicht etwa ungeschickte Erzieher diese seine Phantasiewelt durch „Aufklärung" zerstören.

Mit der Zeit nimmt zwar die Phantasiewelt des Kindes immer mehr Züge aus dem realen Leben auf und lagert sich damit unmerklich um. Ein unzerstörbarer Rest behauptet sich gerade darum um so hartnäckiger und zeigt sich noch beim Erwachsenen in einer Hinneigung zur Magik, zum Gespensterglauben, zum Mystizismus. Vielleicht ist auch das vielgeschmähte Sensationsbedürfnis des Menschen nur eine Sehnsucht nach der Welt des Unglaublichen. Es lebt eben in jedem Erwachsenen ein Stück seiner Kindheit weiter.

Nur um wenige Grade verschieden von den Wirkungen des Märchens sind die Wirkungen der echten Jugendschrift. Sie zeigt den Menschen im Kampf mit dem Bösen, im Ringen mit dem Übermächtigen und Gewaltigen. Der Held der Jugendschrift behauptet sich siegreich in Gefahren und Bedrängnissen aller Art als Abenteurer, Jäger oder Kriegsheld. Er zeigt dabei außerordentliche, ja fast übernatürliche Fähigkeiten: Scharfsinn und Geistesgegenwart, Entschlossenheit und Ausdauer, Mut und Todesverachtung, aber auch Großmut, edle Gesinnung und Güte. So ist inzwischen anstelle der magischen Welt des Märchens eine ins Heroische gehobene Welt getreten, die vom jugendlichen Leser ebenso unmittelbar erlebt wird. Erscheint sie ihm vielleicht auch nicht immer zweifelsfrei real, so doch realisierbar. Er setzt sie fort im Spiel, in überschwenglichen Freundschaften, in den Knabenschlachten und Bandengemeinschaften. Ja gelegentlich reißt der Verwirklichungsdrang den Knaben aus

dem Elternhause und lockt ihn zu abenteuerlicher Flucht, die dann ja meistens mit einem Erwachen in einer Welt voll sehr realer Lebensbedürfnisse endet. Selbst aber dort, wo sich der phantastische Gestaltungsdrang nicht in planlosen Unternehmungen entladet, bleibt oft die Neigung zum romantischen Abenteuer als Ausfluß der Jugendlektüre noch jahrelang bestehen. Die Wandervogelromantik am Lagerfeuer mit unzeitgemäßen Trachten und Frisuren, das dilettierende Theaterspiel der Jugendlichen sind gradlinige Fortsetzungen davon, und der Wandertrieb mancher Vagabundennaturen, die Geheimbündelei und die geschraubte Pathetik jugendlicher Gefolgschaften beweisen, wie schwer oft der Weg aus einer phantastisch gehöhten oder gar verlagerten Scheinwelt in die reale Welt zurückzufinden ist.

Auch der typische Romanleser erliegt dem Schein so gut wie das Kind dem Märchen, der Junge dem Indianerbuch. Allerdings spielt sich der Roman in einer — vom Erwachsenen aus gesehen — etwas weniger wirklichkeitsfremden Welt ab. Hier herrscht sogar der reale Bildgrund durchaus vor; doch bedeuten auch rein märchenhafte Züge im Roman für den erwachsenen Leser keineswegs eine Störung. Er nimmt das magische Verschwinden eines Ringes ebenso glatt hin wie das rätselhafte Auftauchen einer Persönlichkeit. Seherisches Vorausfühlen eines Ereignisses erscheint ihm ebenso natürlich wie die verzaubernde Wirkung der weiblichen Schönheit. Im Roman tritt die reale Welt, vom Dichter gereinigt und verklärt, in einer durchaus nicht alltäglichen Verdichtung vor den Leser hin, ohne daß er zunächst den literarischen Kunstgriff merkt. Was dichterische Komposition ist, erscheint ihm natürliche Gruppierung. Der Dichter zeichnet nicht eine wirre Zufallslinie des Geschehens mit barographischer Treue auf, sondern ordnet die Handlungen und Ereignisse um irgendein zentrales Problem, den Vorwurf des Romans und der Novelle, wie Kampf und Anziehung der Geschlechter, Aufstieg und Abstieg einer Familie, Sieg oder Untergang einer Idee, Tragik der künstlerischen Persönlichkeit oder irgendein anderes, in dem eine höhere Gesetzmäßigkeit waltet, als das Alltagsleben sie erkennen läßt. Damit aber erhebt jede echte Dichtung unsern Blick vom Sonderfall zur allgemeinmenschlichen Angelegenheit, die den Leser da und dort selbst angeht oder einmal zu der seinen werden kann. So bringt der gute Roman beim Leser etwas zuwege, was Wilhelm Schäfer in seinem „Lebensabriß" als „Einschlüpfung" bezeichnet. Im Lauf der Lektüre identifiziert sich der Leser mit seiner Lieblingsfigur, mit einem Vorbild, das ihm sympathisch ist, das ihm selber vielleicht aber nicht im geringsten ähnlich sieht. Er jubelt und weint mit seinem Helden und ersteigt mit ihm Gipfel des Daseins, die gänzlich außerhalb seines eigenen Lebensbereichs liegen. Er erlebt, was er liest.

Ist die junge Ladnerin erst einmal in die wohlriechende Haut der Lady geschlüpft, der junge Kassenbeamte in den Frack des Hochstaplers, so finden sie nicht mehr oder nicht mehr restlos hinaus und spielen unbewußt im Leben die Rolle ihres Vorbildes weiter oder wenigstens ein paar Bruchstücke daraus. Wenn die Studenten — wie Bierbaum im „Stilpe" erzählt — nach der Lektüre von Murgers „Bohème" darauf verfallen, an der Pleiße ein „Cénacle" zu gründen wie die Bohémiens an der Seine, so haben wir hier ein bezeichnendes Beispiel von bizarrer Lebens-

gestaltung unter dem Einflusse literarischer Infektion. Als das Wertherfieber in Deutschland umging, erschossen sich die Jünglinge im eingebildeten Weltschmerz. Haben sich nicht auch unsre Mütter und Großmütter verliebt und verlobt im verlogenen Stile der Gartenlaubenzeit? Sicher stammt auch bei unserer heutigen Jugend ein gut Teil ihrer expressionistischen Dialektik, ihrer Gefühlsmoden und ihrer traditionslosen Lebensformen aus literarischen Quellen. Es ist schwer, hier keine Autoren zu nennen.

Glücklicherweise ist die gute Literatur hier stärker in ihren Wirkungen als die schlechte. Nicht nur fühlt sich der Leser erhoben in eine bessere Welt durch eine echte Dichtung, er ist auch gehoben; er hat Vorbilder erhalten für die Formung seiner Gesinnung, Zielpunkte für eine würdige Gestaltung seines Daseins. Das Leben hat für ihn gewonnen nicht nur an Farben, sondern auch an Werten.

Eine solche Lebensbereicherung geht nun ganz besonders aus von einer Literaturgattung, in der der deutsche Geist eine fast unabsehbare Reihe von unvergänglichen Kunstwerken hervorgebracht hat: von der Lyrik. Der Lyriker schöpft aus den Tiefen der deutschen Seele und reicht ihr den Trunk zurück. Er ist vogelsprachekund und vernimmt die Stimme des schweigenden Waldes. Empfindungen, die flüchtiger sind als der Schatten der am Himmel segelnden Wolke, hält er fest und leiht ihnen Worte. Was geahnt, aber stumm und unbefreit unter der Schwelle unseres Bewußtseins lag, zieht er ans Licht und gießt es in unverlierbare Form, in der es Allgemeingut werden kann. Ihm gab ein Gott zu sagen, was er leidet; er spricht es aus und löst damit auch unsre Zunge. Aber er vermag auch Gefühle mit den lautlich einfachsten Mitteln zu übertragen: Lenau, Eichendorff, Claudius. Tausende empfangen von Dichters Gnaden Klarheit in ihrer chaotischen Gefühlswelt und verdanken der Lyrik die reichere Abstufung ihrer Empfindungen. Im Liede aber reicht ein Geschlecht dem anderen den neuerworbenen Besitz weiter.

Im Drama endlich geht zwar die literarische Wirkung hindurch durch das Medium der schauspielerischen Darstellung; aber das ist nicht ausschlaggebend. Auch das Drama wächst auf dem Boden einer realen Welt. Es zeigt den Menschen mit seinen Schicksalen eingeknüpft in das Weltgeschehen vor einem sozialen oder historischen Hintergrunde. Aber es arbeitet die einzelnen Charaktere heraus, vereinfacht, mit sinnfälligeren Zügen, sozusagen al fresco für die Fernsicht gemalt. Es hebt den Menschen heraus in eine andere Schicht der Weltbetrachtung als die alltägliche, in eine zeitlose. Es wertet sein Tun nicht nach den Grundsätzen des Rechtsstaates, der bürgerlichen Konvention und Sitte, sondern nach seinem Verhältnis zu einer ihm innewohnenden oder ihm vorschwebenden Idee. „Man kann die Welt auch bürgerlich betrachten" (Morgenstern); aber das Drama zeigt uns gerade, daß man sie auch anders betrachten kann. So wirkt es befreiend; denn damit erhalten zahlreiche Geschehnisse, die im Alltag sinnlos erscheinen, eine sinnvolle Deutung. Der Schicksalsträger des Dramas wird ein Teil unseres Selbst. Wir müssen seine Handlungen billigen oder ablehnen, müssen seine Entscheidungen mittreffen, stehen mit ihm vor denselben Konflikten und Abgründen, müssen wagen, um zu gewinnen, handeln, um zu gestalten. So öffnet uns die dramatische Dichtung die un-

erschöpfliche Schatzkammer der Lebens- und Erlebensmöglichkeiten, in der jeder einzelne sein Kreuz oder seine Krone wählen muß.

Literatur in jeder Form beeinflußt also unbestreitbar unsre Weltbetrachtung und unsre Lebensgestaltung, am nachhaltigsten freilich da, wo sie sich nicht an den Verstand, sondern an das Gefühl wendet. Erleben wir nun, daß wir der Welt des Scheins neue Lebensformen entnehmen, daß wir unsre Handlungen unbewußt nach literarischen Vorbildern modeln, so werden wir uns nicht verwundern über den Ausspruch: „Die meisten Menschen sind andre Menschen; ihr Leben ist ein Zitat".

Dürfen wir nun tatsächlich der Literatur einen so weitgehenden Einfluß auf die Gestaltung des Einzellebens beimessen, daß wir schließlich zu der Ansicht kommen: „Der Mensch ist, was er liest"? Hier werden einige Einschränkungen am Platze sein.

Die dichterische Saat kann nämlich nur aufgehen, wenn sie einen aufnahmefähigen Boden findet, eine bestimmte Geistes- und Gemütsverfassung des Lesers, die sich dem dichterischen Werke ohne Widerstände öffnet. Diese Empfänglichkeit ist am stärksten im Kindesalter.

Schon bei der Betrachtung über die Wirkungen des Märchens wurde ersichtlich, wie groß die Empfänglichkeit und die Assimilationskraft im Kindesalter ist. Das Kind übernimmt das literarische Erlebnis restlos; es nimmt es hinein in seine reale Welt und läßt es mit ihr verschmelzen. Nach seinem Verhalten zum literarischen Erlebnis kann man daher die Kindheitsstufe des Lesers als die assimilierende Stufe bezeichnen. In dieser Stufe verharrt das Kind etwa bis zum elften Lebensjahre. Nun erwacht das romantische Bedürfnis. Die Heldenverehrung und Abenteuerfreude des Knaben findet beim weiblichen Geschlecht ihre Entsprechung in der Bewunderung des schlingelhaften Backfischstreiches, des „Schwarms", des „fabelhaften" Erlebnisses. Der jugendliche Leser hat damit die romantische Stufe erklommen und verharrt in ihr oft weit bis über das Pubertätsalter hinaus.

Ist die Periode der jugendlichen Vielleserei überwunden, so beginnt sich auch das Wirkungsfeld des literarischen Erlebnisses zu verengern. Der reifende Mensch erliegt nicht mehr wehrlos jedem Eindruck; er beginnt zu suchen und zu wählen und entwickelt schon ausgesprochene Neigungen in stofflicher Hinsicht. Die Reize der Form und Darstellung werden ihm bewußt, und die von dieser Seite empfangenen Eindrücke drängen ihn zu eigenen Darstellungsversuchen dilettantischer Art: das erste Gedicht, das Tagebuch, das Theaterspielen. Der Leser übernimmt nachfühlend fremde Erlebnisinhalte aus der Literatur und komponiert sein Ich in sie hinein. Das ist das Kennzeichen der dilettantischen Stufe.

Etwa vom 30. Lebensjahre ab — die Abgrenzungen schwanken und lassen sich kaum verallgemeinern — wird der literarische Eindruck schon stark durch kritische Betrachtung gehemmt, und diese zeigt sich in entschiedener Ablehnung oder Zustimmung. Da es nun das Kennzeichen dieser Entwicklungsstufe ist, daß hier zum ersten Male das kritische Urteil als selbständige Macht dem literarischen Einfluß, eben der Phantasiewelt des Dichters, nachprüfend und abwehrend gegenübertritt, so erscheint es an-

gezeigt, diese Entwicklungsstufe des Lesers als die kritische zu bezeichnen.

Bestehen dann beim Leser immer noch Provinzen des geringsten seelischen Widerstandes gegenüber bestimmten Stoffen, Literaturgattungen und -richtungen, so vermag die Lektüre nur noch ein bereits gewonnenes Weltbild schärfer abzugrenzen und zu modellieren, und dieses wächst nun in der literarischen Beleuchtung aus einer Betrachtungsebene heraus in eine allseitig überschaubare Plastik.

Stammen aber die Abwehrkräfte des Lesers nicht aus einem klaren und gerecht wägenden Urteil, sondern aus einer bereits in ihm befestigten Weltanschauung, einer vorgefaßten Meinung oder aus der Verhaftung an irgend eine „Tendenz", so schiebt sich ungefähr in demselben Lebensalter anstelle der kritischen Stufe die tendenziöse ein wie die Ersatzplatte aus Beton in die Steintreppe.

Der Leser ist nun Freigeist oder Pietist, Herrenmensch oder Demokrat, Genießer oder Asket und lehnt anders gerichtete Lebensauffassungen ab, dementsprechend auch die Literatur, die solche vertritt, wie überhaupt jeden Eindruck, der nur irgendwie in seine fertige Lebensgestaltung einzugreifen vermöchte.

In einem späteren Alter erleidet der Leser vielleicht mit solchen Überzeugungen Schiffbruch; ja er hat vielleicht schon verschiedene Weltanschauungen zu Bruch gehen sehen und tritt nun ein in die skeptische Stufe. Günstigenfalls ist er nun Relativist und billigt dann jeder Maxime, jeder Wahrheit nur bedingte Geltung auf beschränktem Raume zu: es ist das berühmte „Einerseits-Andrerseits" der Fontaneschen Weltbetrachtung. Vollends erloschen ist die Empfänglichkeit auf der reinen Altersstufe. Hier flüchtet der Leser aus einer Gegenwart, die er nicht mehr versteht, in eine abgesunkene Empfindungswelt. Er sucht und verträgt nur noch die Literatur, welche die Welt und die Menschen so darstellt, wie er sie in den Höhepunkten seines eigenen Lebens, also zumeist in seiner Jugend empfunden und genossen hat. Damit ist der Leser angelangt auf der Stufe der Resignation.

Konnten wir nun die Leser inbezug auf ihre literarische Erregbarkeit in sechs, im wesentlichen durch das Lebensalter bestimmbare Entwicklungsstufen einteilen: die assimilierende, die romantische, die dilettantische, die kritische (oder an ihrer Stelle die tendenziöse), die skeptische und die resignierende, so werden wir uns bewußt bleiben, daß diese Einteilung eine schematische ist. Denn es ist keine Seltenheit, daß eine oder mehrere Stufen vom einzelnen Leser übersprungen werden, wie es andrerseits im Wesen der Stufen liegt, daß der Leser mit seinem seelischen Schwerpunkt noch auf der einen Stufe ruht, während sein Fuß schon die nächsthöhere ertastet, und diese ersteigt, ehe er den zurückbleibenden Fuß von der tieferen zurückgezogen hat. Außerdem aber würde diese Einteilung keineswegs ausreichen zur Schaffung „reiner" Lesertypen. Auch die hier gekennzeichneten Stufen werden angeschnitten und differenziert durch die Niveaubildungen anderer Unterscheidungsmerkmale (vgl. Ackerknecht: Lichtspielfragen. Berlin 1928). Außerdem hängt aber die subjektive Empfänglichkeit noch ab von gewissen Naturanlagen, sei es, daß ein ausgeprägtes Triebleben nur für

gewisse Eindrücke empfänglich macht, wie dies beim Erotiker der Fall ist, oder sei es, daß der wägende und kritisch wachsame Verstand vorherrscht und die literarische Einfühlung überhaupt hintenanhält, so daß eine Resonanz der Dichtung in der Gefühlssphäre nicht zustandekommt.

Schafft sich nun jede ausgeprägte Naturanlage auch ein eigenes Schicksal und damit eigene Lebensformen, so sind doch die eigenwüchsigen Menschen in der Minderzahl, so daß der lebensgestaltende Einfluß der Literatur weit in die Massen hineinreicht und in der ganzen reichen Skala der Lebensäußerungen zutagetritt, die zwischen der Kriminalität und dem Heldentum liegt. Damit aber erweist sich Literatur als eines der eindringlichsten, der feinsten, aber auch gefährlichsten Instrumente der Menschengestaltung, und es wird ohne weiteres klar, welche erziehliche Verantwortung ein Büchereiamt auferlegt und zwar sowohl inbezug auf die kritische Sichtung des Lesestoffes nach erzieherischen Grundsätzen, wie auf die Kenntnis und Verwertung der gesamten seelisch-geistigen Verfassung jedes einzelnen Lesers.

Aus dem schwedischen Büchereiwesen.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

Im 3. Jahrgang dieser Zeitschrift (1923 Seite 217—220) habe ich auf Grund von Aufsätzen und Planskizzen einer schwedischen Architekturzeitschrift*) unseren Lesern einen ersten Eindruck davon zu verschaffen versucht, welch großzügige räumliche und betriebliche Lösung die neue Stockholmer Stadtbücherei voraussichtlich bringen werde. Nunmehr kann ich als Augenzeuge von dem fertigen Gebäude und dem darin beheimateten Büchereiwesen berichten.

Was zunächst das heftig umstrittene Äußere betrifft, so wird sich meiner Ansicht nach die öffentliche Meinung mit ihm bald versöhnen, wenn erst der breite Unterbau, in dem zahlreiche Läden untergebracht werden sollen, vollends fertig ist. Man wird dann sehen, daß das Ganze trotz der auf den ersten Blick befremdlichen Kahlheit und geometrischen Strenge nicht monströs, sondern monumental ist. Und das wird den Stockholmern auf die Dauer sogar leichter fallen als manchen anderen europäischen Großstädtern, da sie ja in ihrem Schloß bereits einen Monumentalbau von sehr großen Ausmaßen besitzen, der auch nicht durch reichen Schmuck, sondern nur durch seine Proportionen, insbesondere durch die Gruppierung des Baukörpers und durch die Anordnung der Fensterreihen, schön ist.

Mit das Originellste an den Außenformen der neuen Stockholmer Stadtbücherei sind die fast zwei Stockwerke hohen Portale aus schlichten Glasscheiben. (Der Architekt hat sogar auf die ursprünglich geplanten flankierenden Säulen verzichtet, wie er überhaupt bei der Ausführung noch mehr vereinfacht hat.) Sie liegen jeweils genau in der Mitte einer der vier gleichlangen Seiten (wobei allerdings zu bemerken ist, daß die vierte Seite noch nicht ausgebaut ist). Das an Sveavägen, einem sehr belebten

*) Die Bilder auf S. 78—80 dieses Heftes verdanke ich derselben Zeitschrift Byggmästaren.

Boulevard Stockholms, gelegene Portal zieht den Blick des sich Nähernden gleich bis ins Innerste des Hauses. Der leicht ansteigende Weg, den man von der Straße herauf zum Portal zurücklegen muß, setzt sich nämlich innerhalb fort in Gestalt einer Treppe, die gerade in den großen, zylindrischen Kuppelsaal, die „Ausleihehalle", hinaufführt. (Links vom Eingang im Erdgeschoß befindet sich die Garderobe, rechts soll ein Auskunftsraum nach angelsächsischem Vorbild — mit den wichtigsten Nachschlagewerken — und ein großes Zeitungslesezimmer eingerichtet werden; vgl. meinen oben angeführten Aufsatz.)

Dieser Saal enthält drei übereinander liegende, greifhohe Regalringe. Im untersten, der schon jetzt ganz gefüllt ist, steht frei zugänglich für jedermann der gesamte Bestand der Stadtbücherei in schwedischer und fremdsprachlicher Schönliteratur, zusammen etwa 15 000 Bände. Auf den beiden (nur dem Büchereipersonal zugänglichen) Galerien, die zunächst bloß zu einem Teil gefüllt sind, sollen gebundene Zeitschriften und Doppelstücke aufbewahrt werden. Da der Bücherbestand sehr gut gehalten ist (viele schöne Lederbände mit Rückenvergoldung, keine aufgeklebten Papierschildchen!), da die Täfelung über den Regalen aus edlem Holz ist und da die großen Fenster der Rotunde von oben her eine Fülle von Licht spenden, ist die ästhetische Wirkung dieses Raumes ganz wundervoll. Er verdient wirklich den Ehrennamen eines „Tempelsaales der Volksbildung".

In der Mitte, da wo die Treppe einmündet, liegt die quadratische Ausleihestelle für alle erwachsenen Besucher der Stadtbücherei. Auch diejenigen, die in einen der anderen Bücher- und Leseräume gehen und von ihnen zurückkehren wollen, müssen hier an dem Ausleihepersonal vorbeidefilieren. Selbstverständlich sind in der großen Halle auch Tische und Stühle und Kartenkataloge (ein „Kreuzkatalog" und ein systematischer Katalog) zur freien Benutzung aufgestellt. (Für den internen Gebrauch finden sich dann in den Arbeitsräumen des Büchereipersonals weitere Karteien, die nicht nur die Bestände der Zentrale, sondern auch die der Zweigstellen enthalten.) Auch ist in der Mitte ein Aufzug, mit dem man jederzeit Bücher aus dem unter der Ausleihehalle gelegenen Magazin mit seinen den Lesern unzugänglichen Aufbewahrungsbeständen — es kann bis zu 100 000 Bänden fassen — heraufholen kann.*)

Die andern Bücher- und Leseräume für Erwachsene, von denen eben die Rede war, sind die beiden großen „Fachliteratur-Säle"**) rechts und links von der Rotunde sowie ein Zeitschriften-Lesesaal und ein (vorerst noch nicht eröffneter) besonderer Studiensaal, der auch die nicht selten in schwedischen Büchereien fast unbenutzt stehenden Reichstags-Drucksachen sowie die Drucksachen des Stockholmer Stadtparlamentes usw. enthält. Während sonst in skandinavischen Büchereien fast immer der Lesesaal nur den Präsenzbestand — die Handbücher, Nachschlagewerke und Bibliographien —

---

*) Auch eine Hausbuchbinderei (mit Druckerei und Packraum und mit besonderem Ausgang auf den Hof) befindet sich in den unteren Räumen.

**) Es darf wieder einmal daran erinnert werden, daß im skandinavischen Büchereiwesen das Wort Fachliteratur nicht den engeren Sinn hat wie bei uns, sondern ganz allgemein im Gegensatz zur Schönen Literatur das „belehrende" Schrifttum bezeichnet.

enthält, und die nach Hause verleihbare Literatur — als „Freihand" — in besonderen Räumen steht, ist in den beiden Fachliteratur-Sälen der Stockholmer Stadtbücherei, dem „roten Saal" und dem „gelben Saal", zum ersten Mal im großen der Versuch gemacht, Lesesaal und Freihand-Ausleihe zu vereinigen. Die Präsenzbestände sind durch ebenso deutliche wie geschmackvolle Rückenschilder als solche gekennzeichnet und manche Nachschlagewerke sind doppelt — in jedem Saale einmal — vorhanden. Im übrigen aber sind die Wissensgebiete so geteilt, daß der „gelbe Saal" die Enzyklopädien und Bibliographien, die sprach- und literaturkundlichen, die pädagogischen, die philosophischen und die geschichtlichen (auch kultur- und kunstgeschichtlichen) Werke, der „rote Saal" die technischen, naturwissenschaftlichen, medizinischen, geographischen, rechts- und staatswissenschaftlichen, volkswirtschaftlichen und biographischen Werke (je 10—12000 Bände in beiden Sälen) enthält. Beide Säle bieten zusammen gegen 200 bequeme Arbeitsplätze. Die Ausstattung ist überaus geschmackvoll (in die Wände eingebaute Regale, Wandbilder, Trinkbrunnen mit Statuetten). Das Tageslicht kommt wieder von oben und durch die in der Mitte der äußeren Längswand aufsteigenden Glasportale; für die künstliche Beleuchtung ist sowohl durch Decken- als durch Tischlampen gesorgt.*) Je am Eingang dieser beiden Säle befindet sich eine Art Aufsichtskanzel. Der eine dieser Eingänge ist auch dadurch bemerkenswert, daß dort Greta Linder, die stets hilfsbereite Kollegin und verständnisvolle Freundin deutschen Geisteslebens und deutscher Büchereiarbeit, ihre Arbeitsklause hat.

Vom Publikum aus gesehen, scheinen die leitenden Bibliothekare, Dr. Hjelmqvist und seine Mitarbeiter Dr. A. B. Carlsson und Dr. Holmberg, in der Regel den Augen der Menschen entrückt wie die Götter Epikurs; denn nur schmale, geheimnisvolle, dunkle Treppen hinter der Wand der Rotunde führen aus der Eintrittshalle nach oben in die Arbeitsräume. Wir, die wir mitten im Tagestrubel unserer Betriebe hausen, beneiden sie darum ein wenig, wenn wir auch wohl wissen, daß sie in Wirklichkeit kein epikuräisches Dasein führen können, sondern in ihre schönen und stillen Arbeitsräume hinauf ebenso wie wir von den Forderungen des Tages, die ja bei einer großen Bücherei eine so unheimliche Rolle spielen, verfolgt werden.

Übrigens gibt es da oben auch einen hübschen Frühstücksraum (mit Küche), von dessen kulinarischen und gesellschaftlichen Vorzügen ich mich um die Mittagszeit im fröhlichen Kreis der Kollegen und Kolleginnen selbst überzeugen durfte, ein Garderobe- und Ausruhezimmer für die Damen und nicht weniger als 6 Arbeitsräume für Studienzirkel. Auch auf des Daches Zinne kann man vollends hinaufsteigen und von dort eine großstädtische Schau genießen.

Schließlich müssen wir jedoch wieder hinabsteigen und zu einem anderen Eingang herein noch einmal das Haus betreten, um in die Kinder- und Jugendabteilung zu gelangen. Denn die Stockholmer Stadtbücherei

*) Bemerkenswert ist noch, daß an jedem Arbeitstisch ausdrücklich angeschrieben ist, man möge die gebrauchten Bücher nicht selbst wieder einstellen, sondern auf das dazu bestimmte Außenbord des Tisches legen.

bekennt sich grundsätzlich zu allen Aufgaben einer Public Library. So finden wir also in ihr auch Lese- und Ausleiheräume für solche Bücherfreunde, die das in der Erwachsenen-Abteilung verlangte Alter von 17 Jahren noch nicht erreicht haben. Und zwar ist neben dem allgemeinen Kinderlesesaal ein besonderer Studienraum (mit Nachschlagewerken und solchen Büchern, deren Benutzung schon eine gewisse Reife voraussetzt) für das Alter von 14—17 Jahren eingerichtet worden. Insgesamt umfassen diese Räume einen Bücherbestand von etwa 10 000 Bänden und 100 Sitzplätzen (die übrigens offenbar schon jetzt nicht mehr ausreichen). Daß die Ausstattung außerordentlich geschmackvoll ist, braucht wohl kaum mehr ausdrücklich betont zu werden. Immerhin ist hier noch eine ganz besonders künstlerische Sehenswürdigkeit zu erwähnen, nämlich das Märchenzimmer oder, wie man mit Beziehung auf den geheimnisvollen Reiz dieses Raumes zu sagen versucht ist, die Märchengrotte. Sie ist mit einem für eine Kinderphantasie unvergeßlichen, starkfarbigen Wandbild von stattlichen Ausmaßen geschmückt. Hier werden den Kleinsten, die auf halbkreisförmigen Bänken Platz finden, Märchen erzählt bezw. vorgelesen.

Wie schon oben angedeutet wurde, ist das Gebäude vorerst noch nicht ganz ausgebaut. Eine der beiden von den begrenzenden Straßen abgekehrten Seiten des Würfels, aus dem die Rotunde herauswächst, wird erst später vollends geschlossen. Dann wird man wohl auch den geplanten Vortragssaal und Ausstellungsräume einrichten und die Räume für die Kinder und Jugendlichen erheblich vergrößern.

Alles in allem kann man sich für die Stockholmer Kollegen, ja für das ganze schwedische Büchereiwesen, nur herzlich freuen über das glänzende Ergebnis, das, wie man aus meinem früheren Aufsatz näher ersehen mag, wirtschaftlich vor allem mit Hilfe einer hochherzigen Stiftung, bibliothekarisch vor allem durch den Wagemut und die Einsicht von Dr. Hjelmqvist, künstlerisch vor allem durch die Gestaltungskraft des Architekten E. G. Asplund erreicht wurde.

Es wäre aber nicht recht, wenn ich über dem Eindruck der Hauptbücherei das vergäße, was ich von den Zweigstellen der Stockholmer Stadtbücherei gesehen habe. Wenigstens von der größten Zweigstelle, der „Filiale I", welche Götgatan 48, in der Südstadt Södermalm liegt und von Dr. Kolmodin geleitet wird, sei noch kurz die Rede. Sie enthält — außer zwei Arbeitszimmern für das Personal — einen Lesesaal (mit Handbücherei und Zeitschriften) und eine Freihand-Ausleihe von etwa 20 000 Bänden für Erwachsene sowie Lesesaal und Freihandausleihe für Kinder (die Kinderabteilung, die auch hier hübsch und originell ausgeschmückt ist, hat einen besonderen Eingang). Aus der Erwachsenen-Abteilung ist noch hervorzuheben, daß sie nicht nur einen alphabetischen und einen systematischen Katalog ihrer eigenen Bestände den Benutzern zur Verfügung stellt, sondern überdies einen Katalog derjenigen Bestände, die über die Bestände der Zweigstelle hinaus in der Hauptbücherei vorhanden sind. Die Filiale I enthält übrigens auch noch sechs Studienzirkelräume im Obergeschoß mit besonderem verschließbaren Garderobenschrank und Bücherfach für jeden Studienzirkelteilnehmer (ohne daß allerdings das Büchereipersonal bei den Studienzirkeln selbst mitwirkt),

sowie einen Frühstücksraum für das Büchereipersonal mit einer kleinen Küche.

Ich sah übrigens in Stockholm auch noch die Studienbücherei und die Versuchs-Schülerbücherei des Lehrerinnen-Seminars auf Södermalm, an dem die bekannte Vorkämpferin des schwedischen Schulbüchereiwesens, die Lektorin Marie Louise Gagner, lehrt, und durfte einer Unterrichtsstunde von ihr beiwohnen, aus der zu ersehen war, wie geschickt Fräulein Gagner die Seminaristinnen zu tieferem Nachdenken über die pädagogische Auswertung der Schulbüchereien anzuleiten versteht und mit welch lebhaftem Interesse die künftigen Lehrerinnen an der Aussprache über die Einzelfragen teilnehmen. Als ergänzendes Gegenstück zu der Lektion konnten die freiwilligen schriftlichen Studienarbeiten dienen, in denen die Seminaristinnen ihre Erfahrungen bei der Verwaltung von Klassenbüchereien (an der dem Seminar angegliederten Versuchsschule) beschreiben und psychologisch nutzbar zu machen suchen.

Schließlich besuchte ich die bekannte Stockholmer Volkshochschule Birkagården (sie ist, aus ursprünglichen „Settlements" heraus, begründet und geleitet von Dr. Beskow, einem außerhalb der Kirche wirkenden, sozial gerichteten Theologen, dessen Gattin in Deutschland als Bilderbuchkünstlerin weithin bekannt ist) und unterrichtete mich darüber, welche volksbildnerische Bedeutung dort dem gedruckten Worte beigemessen wird.

Ehe ich nach Stockholm kam, hatte ich jedoch schon eine große Zahl von schwedischen Büchereien besucht. Und zwar war es mir durch die gütige Mitwirkung der staatlichen Büchereibehörde in Stockholm (von ihr wird nachher noch genauer die Rede sein) an der Aufstellung meines Reiseplanes möglich, eine Auswahl zu treffen, die von allen wichtigen Typen je mindestens ein Beispiel enthielt. Ich habe gesehen die Stadtbücherei von Malmö (nebst Kinderbücherei und zwei Zweigstellen); die Stadtbücherei in Lund (und beiläufig auch die sehr stattliche Bücherei des „humanistischen Seminares" der Universität, d. h. der Seminare aller nichtnaturwissenschaftlichen Disziplinen der philosophischen Fakultät, sowie die Universitätsbibliothek*) und die Bücherei des großen Studenten-Klubhauses „Athenäum"); die Stadtbücherei in Hälsingborg, die (nebenamtlich geleitete) Stadtbücherei in Halmstad; ein paar große Volksbüchereien Göteborgs (die sogenannte Dicksonsche Bücherei und die Bücherei der Arbeitervorstadt Majorna), sowie die von Lektor Ågren vorbildlich aufgebaute und ausgewertete Bücherei des Göteborger Lehrerseminars, die Bücherei des Studienheimes des ABF (Arbeiter-Bildungsverbandes)**), die große, fortschrittlich verwaltete Schülerbücherei (mit Lesesaal) der Nordhem-Schule und die nicht minder fortschrittliche Zentralstelle für die Göteborger Volksschulbüchereien (mit Zentralkatalog, Modell eines Einzelkataloges, Verkaufslager usw.); die Stadtbücherei von Filipstad, einer wundervoll gelegenen värmländischen Stadt von 5000 Einwohnern, als Beispiel einer Kleinstadtbücherei, deren Verwaltung mit der

*) Die Universitätsbibliothek von Uppsala habe ich schon auf einer früheren Reise unter kollegialer Führung besichtigen dürfen.

**) Vgl. meinen Aufsatz „Vom schwedischen Bücherei- und Vortragswesen" im 3. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 135 f.

Leitung der Studienzirkel durch Personalunion verknüpft ist; die Werkbücherei der „Stora Kopparbergs Aktiengesellschaft“ in Falun, sowie die dortige Stadtbücherei und die stattliche Gymnasialbibliothek; die in einem besonderen Gebäude zusammen mit den sogenannten „Praktischen Schulen“*) untergebrachte Volksbücherei des benachbarten, am Dalelf gelegenen Eisen- und Kraftwerkes Domnarvfet; die Bücherei der neutralen Studienzirkelorganisation Arosgården in Västerås, einer alten Industriestadt am Mälar, sowie der dortigen Bücherei des ABF und der Stadtbücherei; ferner die in einem Anbau zum Theater untergebrachte Volksbücherei von Eskilstana (sie gehört dem ABF und dem Guttemplerorden, ist aber allgemein zugänglich und wird von der Stadtverwaltung beträchtlich dotiert), in deren trefflicher Leiterin, phil. cand. Ingrid Rosendahl, ich eine gastweise Stettiner Mitarbeiterin wiederzusehen die Freude hatte; die im Volkshaus untergebrachte Stadtbücherei von Nyköping, sowie die mit umfangreichen alten Beständen ausgestattete dortige Gymnasialbibliothek; und schließlich die sogenannte Stifts- und Landesbücherei von Linköping.

Während ich mir nähere Mitteilungen über die anderen Büchereien heute leider aus Raumgründen versagen muß und sie später an anderer Stelle bringen zu können hoffe, möchte ich über die letztgenannte Bücherei schon hier einiges sagen. Ist sie doch der erste Versuch innerhalb des schwedischen Büchereiwesens, die Aufgaben einer Zentralbücherei für einen größeren Bezirk (in diesem Falle Östergötland) praktisch in Angriff zu nehmen (vgl. im 6. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 333). Und zwar hat man hier versucht, jene Volksbüchereiaufgabe auf eine alte wissenschaftliche Bibliothek, die „Stiftsbibliothek“, aufzupfropfen, wie denn auch der Leiter der neuen Stifts- und Landesbücherei, Dr. Gobom, zunächst dem Reichsbibliothekar, als der rein wissenschaftlichen Bibliotheksbehörde, unterstellt ist, allerdings mit der Maßgabe engster Zusammenarbeit mit den Volksbüchereibehörden. Linköping, bekanntlich eine der ältesten Städte Schwedens, ist namentlich durch die im Dreißigjährigen Kriege aus Deutschland überführten Bücher- und Handschriftenschätze (vgl. die Universitätsbibliothek von Uppsala) schon früh zu einer der größten und wertvollsten Bibliotheken Schwedens gelangt. Diese alten Bestände, die eigentliche „Stiftsbibliothek“, sind — mit besonderen Katalogen und Studienräumen für die Inkunabeln, Handschriften usw. — in dem bisherigen Gebäude belassen worden, das auch alte Möbel, Bilder und Raritäten enthält, die ihm einen ehrwürdig musealen Anstrich geben. In den dahinter gelegenen Garten hat nun die Stadtverwaltung (unter Aufwendung von rund 200 000 Kr.) einen ganz modernen Rundbau gesetzt, der die neuen Bestände aufnimmt (ihr Grundstock ist die frühere „Stadtbücherei“), ja der sogar im Erdgeschoß Räume für eine spätere Kinderbücherei enthält.**) Die beiden Gebäude sind

*) Diese sind eine großzügige Vereinigung von Fortbildungsschulen und Volkshochschulen für die Kinder der Werkangehörigen, gestiftet von einem früheren Generaldirektor der „Stora Kopparbergs-Aktiengesellschaft“.

**) Nicht unerwähnt bleibe, daß in den Souterrain-Räumen die Privatbibliothek von Geheimrat Conwentz aufgestellt ist, die nach dem Tod des hochverdienten wissenschaftlichen Begründers des Naturschutzes angekauft wurde und die von seiner als Bibliothekarin in Linköping wirkenden Witwe verarbeitet wird.

durch einen Gang verbunden. Der in dem ersten Stock des Rundbaues in radialen Gestellen untergebrachte moderne Bestand wird durch Freihand verwaltet. Ein Teil des Raumes dient als Lesesaal mit einer Nachschlagebücherei. Auch einige Schaukästen für wechselnde Ausstellungen von alten Drucken, Karten, Stichen usw. sind vorhanden. Und nun soll also von hier aus das Volksbüchereiwesen der ganzen Provinz planmäßig entwickelt werden durch Beratung der nebenamtlichen Büchereiverwalter und durch Leihverkehr. Bisher ist mit der eigentlichen Zentralbüchereiarbeit noch nicht begonnen worden, da die lokalen Aufbauarbeiten alle verfügbaren Arbeitskräfte beanspruchten. Im neuen Haushaltsjahr werden aber voraussichtlich die Mittel bereitstehen, um zunächst einmal die nötigen Besichtigungsreisen vorzunehmen. Man kann gespannt sein, welche Formen sich dann insbesondere für die das Standbüchereiwesen der kleinen Orte ergänzenden Entleihungen herausbilden werden. Da auch innerhalb des dänischen Zentralbüchereiwesens, das in ganz Skandinavien als Vorbild gilt, die organisatorische Struktur der einzelnen Zentralbüchereien recht verschieden ist (wie Langfeldt im 6. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 193 treffend hervorgehoben hat), bleibt für Linköping ein ziemlich weiter Spielraum. Und auch von den beiden, auf rein volksbüchereimäßiger Grundlage zu errichtenden Zentralbüchereien, die man im nächsten Jahre zu bekommen hofft (die eine am nördlichen, die andere am südlichen Rande des Reiches), wird sich die Zentralbücherei von Linköping, ihren historischen Vorbedingungen gemäß, wohl in manchen Einzelzügen unterscheiden. Jedenfalls aber ist es für uns deutsche Volksbibliothekare lehrreich zu verfolgen, was man hier für Formen wählen wird, um der neuen Organisation einen bodenständigen Charakter zu gewährleisten.

Im Hinblick auf alle meine Büchereibesuche darf ich noch hervorheben: Wenn es mir jeweils trotz der verhältnismäßigen Kürze meines Aufenthaltes gelungen ist, alles Wesentliche zu sehen und zu besprechen, so verdanke ich das dem wahrhaft kollegialen Entgegenkommen, das ich überall fand und das mir — weit über alle Fachsimpeleien hinaus — erlaubte, alte freundschaftliche Berührungen zu erneuern und zu vertiefen und manche neue hinzuzugewinnen. Ich kann nicht umhin, hier noch die Namen meiner langjährigen Freunde Fredrik Hjelmqvist und Greta Linder mit besonderer Dankbarkeit ausdrücklich zu nennen.

Mit nicht geringerer Dankbarkeit aber gedenke ich meines Zusammenseins mit dem ersten Büchereikonsulenten in der Königlichen Oberschulbehörde in Stockholm, Dr. *Tynell*, mit dem ich den beruflichen Ertrag meiner Reise durchsprechen und durch ungemein aufschlußreiche Einblicke in die Tätigkeit der zentralen staatlichen Büchereibehörde abrunden durfte. Über diese Tätigkeit möchte ich zum Schluß noch, meine Mitteilungen in dem oben erwähnten Aufsatz „Vom schwedischen Bücherei- und Vortragswesen" (3. Jahrgang S. 135 ff.) ergänzend, in großen Zügen berichten und einige zusammenfassende Bemerkungen über meine diesmaligen Büchereieindrücke hinzufügen.

Die Aufgaben der staatlichen Büchereibehörde liegen auf drei Hauptgebieten: auf dem Gebiet der durch die Büchereigesetzgebung festgelegten *Verwaltung*, insbesondere der fachmännischen Überwachung der Ver-

teilung der Staatszuschüsse, auf dem Gebiet der Ausbildungslehrgänge für nebenamtliche Büchereiverwalter und für den hauptamtlichen Nachwuchs und auf dem Gebiet der Herausgabe von berufskundlicher Literatur, also des nötigen Handwerkszeuges in Gestalt des „Grundkataloges" in immer neuen Auflagen, ferner im Zusammenwirken mit dem „schwedischen Büchereiverband", der Fachzeitschrift „Biblioteksbladet", des „Klassifikationssystems" usw. (Vgl. Langfeldts Referat im 5. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 166 ff.)

Was das erste Tätigkeitsgebiet betrifft, so darf ich zunächst daran erinnern, daß Schweden auf einer Bodenfläche von 450 000 Quadratkilometern (also einer Fläche, die etwa um ein gutes Drittel größer ist als die von ganz Preußen) 6 Millionen Einwohner zählt (also etwa so viel wie die beiden preußischen Provinzen Pommern und Westfalen zusammen). Und es sei weiter daran erinnert, daß es im ganzen drei Großstädte enthält, nämlich Stockholm mit etwa 460 000 Einwohnern, Göteborg mit etwa 230 000 Einwohnern und Malmö mit etwa 120 000 Einwohnern. Etwa 6000 Büchereien genießen zur Zeit Staatsunterstützung. Rechnet man diejenigen Büchereien hinzu, die im laufenden Jahr nicht staatsunterstützt sind, so kommt man auf eine Zahl von etwa 7000. Von den staatsunterstützten Büchereien sind etwa 1200 eigentliche Volksbüchereien (Zweigstellen sind jedoch dabei nicht mitgezählt), etwa 1300 Schülerbüchereien und etwa 3500 Studienzirkelbüchereien. Dazu kommen noch 48 Krankenhausbüchereien. Die gesamten Büchereizuschüsse des Staates betrugen zuletzt etwa eine halbe Million Kronen, wozu aber noch die Verwaltungskosten für die Büchereibehörde, die Kosten für die Lehrgänge usw. hinzukommen (Preußen mit einer mehr als sechsmal so großen Einwohnerzahl gibt für sein Volksbüchereiwesen alles in allem 300 000 *RM* aus!). Nach den statistischen Fragebogen, die alle staatsunterstützten Büchereien jährlich ausfüllen müssen, hatten jene 6000 Büchereien zusammen im letzten Verwaltungsjahr etwa 600 000 Leser und eine Ausleihe von etwa 6 000 000 Bänden. (Es ist anzunehmen, daß manche Leser doppelt gezählt wurden, z. B. wo Volksbücherei, Schülerbücherei und Studienzirkelbücherei in demselben Orte nebeneinander bestehen. Andererseits sind nicht mitgezählt die Leser der nicht staatsunterstützten Büchereien und die Leser verschiedener großer Büchereien, da diese sich angesichts der Höchstgrenze von 400 Kronen*) für die Staatsunterstützung nicht um sie zu bewerben pflegen. So kann man also in Schweden ungefähr mit einem Büchereibenutzer auf je 10 Einwohner rechnen.) Wie ich in meinem oben erwähnten Aufsatze schon berichtete, wird der Staatszuschuß an so gut wie alle Büchereien nicht in barem Gelde angewiesen, sondern in Büchern nach der Wahl der einzelnen Büchereiverwalter. (Diese Auswahl muß aber nach dem „Grundkatalog" geschehen oder sonst von der Büchereibehörde genehmigt werden.) Die Buchhand-

---

*) Nur für Krankenhausbüchereien besteht diese Grenze nicht. Bei ihnen wird der Zuschuß einfach nach der Zahl der verfügbaren Betten berechnet, d. h. auf jedes Bett eine Krone. Da es Krankenhäuser mit 500—600 Betten gibt, kommt man hier also über 400 Kronen hinaus. Man hofft übrigens, im nächsten Haushaltsplan endlich eine ganz bedeutende Erweiterung der Höchstgrenze zu erreichen.

lungen haben auf diese Bücher, nach einer generellen Abmachung mit der Büchereibehörde, durchweg 20 % Rabatt zu gewähren.

Es versteht sich von selbst, daß in dieses Tätigkeitsgebiet auch die eigentliche Beratungsarbeit einbegriffen ist (vgl. unsere staatlichen Provinzialberatungsstellen), also Inspektionsreisen, Vorträge, Gutachten bei Neugründungen und bei Neuordnung alter Büchereien usw. usw.

Innerhalb des zweiten Tätigkeitsgebietes unterscheidet man, wie ich schon andeutete, die sogenannten „kleinen Kurse" für nebenamtliche Büchereiverwalter und die „großen Kurse" zur Heranbildung hauptamtlichen Personals.

Die Lehrgänge für nebenamtliche Büchereiverwalter finden abwechselnd in den 24 Provinzen („Län") des Reiches meist unter Leitung eines der beiden Konsulenten und einer ihrer Assistentinnen statt und dauern eine Woche, die sogenannten Fortsetzungskurse 10—14 Tage. Die Teilnehmerzahl ist auf 30 beschränkt. Jeder Teilnehmer erhält vom Staat die Hälfte seiner Reisekosten erstattet und außerdem ein Tagegeld von 7 Kronen. Zurzeit werden für die Lehrgänge insgesamt 12 000 Kronen jährlich ausgegeben. Die Büchereibehörde hat ein methodisch durchdachtes Übungsmaterial geschaffen (karteimäßige Fragensammlungen zur Übung im Gebrauch von Nachschlagewerken, Übungsbeispiele für Katalogaufnahmen usw.), dessen jeweilige Auswertung die Grundlage für die praktischen Unterweisungen bildet. Dazu kommen dann vor allem literarische Vorträge.*) Eine Kartei sämtlicher Kursteilnehmer erleichtert der Zentralverwaltung den Überblick über die Personalverhältnisse im provinziellen schwedischen Büchereiwesen und die planmäßige Weiterführung der Ausbildung.

Die Lehrgänge für hauptamtliche Büchereianwärter, die man, wenn sie regelmäßig jedes Jahr stattfänden**), auch als Büchereischule bezeichnen könnte, sollen 1930 zum dritten Mal abgehalten werden. Sie dauern vier bezw. fünf Monate (ähnlich wie in Dänemark) und finden in Stockholm statt, und zwar die Vorlesungen in dem sehr schönen und modern eingerichteten Hörsaal der Oberschulbehörde (mit Tischplätzen, mit Lehrkanzel und „Referatpult", mit Fach für jeden Teilnehmer usw.). Zugelassen werden etwa 30 Teilnehmer (es sind, wie bei uns, überwiegend Damen), von denen jeder ein Schulgeld von 150 Kronen zu zahlen hat. Der Staat gibt dann noch 7000 Kronen (aus den allgemeinen Mitteln für Lehrgänge) zu, damit außer den Honoraren für die etwa 20 Dozenten auch die Beschaffung von Lehrmaterial (vor allem die Vermehrung der Lehrbücherei) bestritten werden kann. Für die ganze Lehrgangszeit liegt von vornherein ein genauer Stundenplan vor, der jedem Teilnehmer zu Beginn ausgehändigt wird. An vier Wochentagen sind nur die Vormittage durch Lehrstunden besetzt, an einem Tage finden nach einer

*) Besonders erwähnt zu werden verdient, daß auch schon ein Sonderlehrgang für die Verwalter von Schülerbüchereien (einschl. Gymnasien) stattgefunden hat.

**) Bei einem Land von der Größe Schwedens ist — trotz der außerordentlichen Erweiterung des städtischen Büchereiwesens in Stockholm in den letzten Jahren — der Bedarf an hauptamtlichem Personal nicht so groß, daß sich jedes Jahr ein solcher Lehrgang lohnte.

Mittagspause noch zwei Lehrstunden statt, und die Sonnabende sind jeweils zur Veranstaltung von Demonstrationen, Führungen und Lehrausflügen frei gelassen. Am Schluß des ganzen Lehrganges wird jedem Teilnehmer ein Zeugnis über die in den einzelnen Hauptfächern*) erreichten Kenntnisse und Fertigkeiten ausgestellt, wobei fünf Zeugnisgrade angewendet werden. Besonders sorgfältig angelegt sind die Übungen und Diskussionen (diese werden jeweils durch einen „Opponenten" eingeleitet), die innerhalb des Ganzen einen immer größeren Raum einnehmen. Was ich an Aufgabensammlungen und Studienarbeiten einsehen durfte, kann ich nur als vortrefflich bezeichnen, und ich bedaure lebhaft, daß hier nicht genügend Raum ist, um ausführlicher zu berichten.

Über das dritte Tätigkeitsgebiet kann ich mich am kürzesten fassen, da wir ja schon früher über einige der wichtigsten Veröffentlichungen der Konsulenten unseren Lesern berichtet haben. Ich möchte nur hervorheben, wie umsichtig das Material für die späteren Auflagen des „Grundkataloges" in Karteiform gesammelt und gruppiert wird. Hier ist wirklich erreicht, was ich für deutsche Verhältnisse vor mehr als einem Jahrzehnt im Anschluß an die damalige „Zentrale für Volksbücherei" in Berlin veranlassen zu können hoffte: eine büchereimäßige „Zentrale für Buchkritik" auf Grund einer Arbeitsgemeinschaft von Volksbildungspraktikern.

Was ist es nun, was an äußeren Unterschieden zwischen unserem und dem schwedischen Büchereiwesen dem deutschen Besucher zunächst ins Auge fällt, wenn er, wie es mir vergönnt war, eine größere Zahl von Büchereien über das ganze Land hin besichtigt? Wenn ich von der durchgehenden äußeren Gepflegtheit der Büchereien und von der organisatorischen Einheitlichkeit und strafferen Zusammenfassung des gesamten Büchereiwesens absehe, die ja in einem kleineren und durch eine lange Friedenszeit begünstigten Lande leichter und rascher zu erreichen waren als in Deutschland, so ist es vor allem die unangefochtene Allgemeingültigkeit der Freihand, auch für die belletristischen Bestände und auch für die Kinderabteilungen, die Zwangsläufigkeit, mit der stets auch die Einrichtung von Kinderabteilungen von vornherein angestrebt bezw. vorgenommen wird, und das völlige Fehlen von Leihgebühren (während Versäumnisgebühren natürlich überall üblich sind). In diesen drei Punkten unterscheidet sich nun freilich das Büchereiwesen Schwedens nicht von dem Dänemarks, Norwegens und Finnlands und weist auf das dem ganzen skandinavischen Büchereiwesen ursprünglich vorschwebende amerikanische Vorbild hin. In einem Punkte aber, der in den andern drei Ländern dem deutschen Volksbibliothekar als vierter Differenzpunkt aufzufallen pflegt, unterscheidet sich Schweden nicht von uns: Es hat den amerikanischen Dezimalmechanismus für seinen Sachkatalog nicht übernommen, sondern ist bei einem organischen Einteilungsprinzip, bei einem wirklichen Klassifikationssystem, wie wir es in unseren deutschen Volksbüchereien auch für selbstverständlich halten, geblieben. Nur hat es — den Vorteil seiner strafferen Zusammenfassung und seiner einheitlicheren, in den

*) Im Katalogisieren, in Klassifikation, in der Kenntnis von Handbüchern und Bibliographien, in Buchauswahl und Buchbeurteilung.

letzten Menschenaltern nie unterbrochenen kulturellen Tradition aufs beste ausnutzend — eine gemeinsame Grundlage geschaffen für die Sachkataloge aller schwedischen Büchereien, nämlich eben das „Klassifikationssystem" der Konsulenten*), über das man aus Dr. Langfeldts oben erwähntem Referat Näheres ersehen möge. Mir will die Ablehnung des Dezimalmechanismus durch die Führer des schwedischen Büchereiwesens wie ein Symptom dafür erscheinen, daß die schwedische Mentalität unserem deutschen philosophisch-pädagogischen Bedürfnis besonders nahesteht. Auch ihr will offenbar die smarte Brutalität nicht eingehen, die keine Notiz davon nimmt, daß die geistige Welt nicht zur Zehnteilung prädestiniert ist, daß sie vielmehr wie alles Lebendige dem starren „Takt" widerstrebt und nur durch einen unberechenbaren, stetig fließenden „Rhythmus" wesentlich zu erfassen ist, und daß es eine der reizvollsten Aufgaben des Bibliothekars ist. diesem Rhythmus immer möglichst gerecht zu werden; was nun aber freilich durchaus nicht bedeutet, daß jede Bücherei ihr eigenes System haben müsse, wie das leider in unserem eigenbrödlerischen Deutschland immer noch der Fall ist, weil bei uns die berechtigten Forderungen einer durch Arbeitsgemeinschaft aller Volksbüchereipraktiker zu gewährleistenden Arbeitsökonomie immer noch nicht ernst genug genommen werden.

Wir sollten uns gerade hierin das schwedische Büchereiwesen als Vorbild dienen lassen, wie wir überhaupt — nach meiner gewiß nicht nur aus freundschaftlicher Voreingenommenheit gespeisten Meinung — aus einer regeren Berührung mit den schwedischen Kollegen und Kolleginnen mannigfache Ermunterungen für die eigene Weiterarbeit gewinnen könnten. Und ich würde es für ein besonders beglückendes Ergebnis dieser Arbeitsfühlung halten, wenn auch andererseits wir mit dem, was wir während unserer langjährigen Isolierung und in meist notgeborenen, unscheinbaren Formen an praktischen Versuchen zur pädagogischen Vertiefung und zur organisatorischen Sicherung unserer Büchereiarbeit unternommen haben (Vorlesestunden, planmäßige Zusammenarbeit mit der Volkshochschule, Methodik der besprechenden Kataloge, Landeswanderbücherei usw.), dem schwedischen Büchereiwesen einige Anregungen gewähren könnten.

Der neue preussische Schülerbüchereierlass.

Im vergangenen Sommer hat (unter dem 9. 6. 1928) der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung einen Erlaß über Schülerbüchereien in den Volksschulen herausgegeben, der nicht nur für die schulpädagogische Auswertung des Schülerbüchereiwesens, sondern auch für das Verhältnis von Schule und öffentlichem Büchereiwesen einen Wendepunkt bedeuten kann. Wenn wir ihn trotz dieser hohen Meinung von seiner bildungspfleglichen Bedeutung erst heute unseren Lesern mitteilen, so geschieht das, weil wir ihn in dasselbe Heft bringen wollten wie die „Lesefrüchte" aus dem Aufsatz von E. Hylla über die

*) So wird es überall in den schwedischen Büchereien kurzweg mit Recht genannt, weil in der zu seiner Abfassung eingesetzten Kommission des schwedischen Büchereiverbandes die beiden damaligen Konsulenten, Dr. Hjelmqvist und Dr. Tynell, die hauptsächliche Redaktionsarbeit gemacht haben.

Erziehung zum Buche in den Vereinigten Staaten und wie das Referat von Dr. Langfeldt (wenigstens dessen erste Hälfte). Das war aber in den letzten Heften leider einfach nicht möglich.

Wir geben nun zunächst den Wortlaut des Erlasses wieder und gestatten uns hernach an der Hand eines Aufsatzes von Hylla in der „Volksschule" (Jahrgang 1928 Heft 11, das als „Sonderheft" den Untertitel „Die Schülerbücherei" trägt), welchen wir wohl als einen offiziösen Kommentar zu dem Erlasse ansehen dürfen, noch einige Bemerkungen.

„Die Schülerbüchereien in den Volksschulen finden noch nicht überall die genügend sorgfältige Pflege, die ihnen ermöglicht, ihren wichtigen Aufgaben gerecht zu werden. Ich erinnere an die Ausführungen in den „Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen usw." vom 15. Oktober 1922 — U II A 2060 — (Allgemeines Abs. 4) und in dem Erlaß über die Lehrmittel in den Volksschulen vom 25. Juni 1924 — U III A 1329 — (bes. I, 20) und weise ergänzend auf folgendes hin:

Die Vorschrift des zuletzt genannten Erlasses über den notwendigen Umfang der Bücherei*) bezeichnet eine untere Grenze, mit der sich die Schule heute nur noch unter ganz besonderen Umständen abfinden kann. Im allgemeinen wird — und zwar gerade auch in kleineren Schulen — ein größerer Bestand notwendig sein. Unter den schwierigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart wird es allerdings nur selten möglich sein, Bücheranschaffungen in größerem Umfange auf einmal durchzuführen. Es sollte jedoch alljährlich ein angemessener Betrag in den Schulhaushaltsplan eingestellt werden, um die Schulbücherei planmäßig äußerlich und inhaltlich zu verbessern. Daß dazu auch die Ausscheidung verbrauchter oder nach Form und Inhalt nicht mehr zeitgemäßer Bücher gehört, versteht sich von selbst.

Bei der Auswahl der Bücher ist darauf zu achten, daß nicht nur schöngeistige Schriften berücksichtigt werden, sondern auch geeignete volkstümliche Darstellungen aus den verschiedenen Sachgebieten, ohne die ein Unterricht im Sinne der „Richtlinien" kaum möglich ist. Brauchbare Stoffe dieser Art finden sich auch in den sogenannten „Sachleseheften", die in den letzten Jahren vielfach erschienen sind. Für die oberen Jahrgänge sollen einige Nachschlagebücher nicht fehlen, da die Erziehung zu ihrer verständigen Benutzung ein wichtiges Stück des Volksschulunterrichts bilden muß. Dem Geiste der Richtlinien entsprechend soll das Schrifttum, das aus der Heimat erwachsen ist oder sie zur Darstellung bringt, auch in den Schulbüchereien besonders zur Geltung kommen. Um schon die jüngeren Schüler an die Benutzung der Bücherei zu gewöhnen, sind gute Bilderbücher besonders wertvoll. Damit die Erziehung zur Freude auch am eigenen Buche nicht gefährdet wird, sind vor allem solche Bücher auszuwählen, deren Beschaffung den Kindern selbst wegen der zu hohen Kosten nicht möglich ist. Für den Unterricht besonders wertvolle Bücher sollen nach Möglichkeit in mehreren Stücken vorhanden sein, damit sie innerhalb einer nicht zu langen Zeit von allen Kindern einer Klasse gelesen werden können. Zu begrüßen ist es auch, wenn die eine oder andere volks- und kindertümliche

*) Die Vorschrift lautete, daß eine Schülerbücherei mindestens soviel Bände enthalten soll, wie die durchschnittliche Schülerzahl beträgt.

Zeitschrift für die Bücherei laufend bezogen und von den Schülern mitverwertet werden kann.

Das bloße Vorhandensein der Bücherei und ihr geordneter Ausleihdienst reichen jedoch nicht aus, um die Bücherei zu dem zu machen, was sie der Schule bedeuten soll. Notwendig ist in erster Linie, daß der Lehrer die vorhandenen Bücher genau kennt, und daß in allen Unterrichtsfächern auf eine Verflechtung der Arbeit mit der Bücherei Bedacht genommen wird. Neben der Verwertung dessen, was die Kinder in ihrer freien Zeit gelesen haben, gehört dazu auch gelegentliches Lesen im Unterricht der verschiedenen Fächer. Dabei ist nicht daran gedacht, daß — in der vielfach leider noch fast allein üblichen Weise — einzelne Schüler stückweise vorlesen, die übrigen still mitlesen und der Lesestoff in allen Einzelheiten erläutert wird. Hier — wie auch sonst im Deutschunterricht — sind vielmehr auch das echte Vorlesen, das selbständige stille Lesen und das zusammenhängende Berichten einzelner Schüler über das, was sie gelesen haben, besonders zu pflegen.

Die äußere Anordnung und die Verwaltung der Schulbücherei sind so zu gestalten, daß sie ihre ausgiebige Benutzung fördern, weshalb die Form der Entleihung möglichst zu erleichtern ist. So ist von Zeit zu Zeit den Kindern Gelegenheit zu geben, die Bücher in zwangloser Weise kennen zu lernen, in ihnen zu blättern, wie es die Erwachsenen vor offenen Bücherbrettern tun. Die gelegentliche Verwendung einer Unterrichtsstunde als „Büchereistunde", in der die Kinder nach Belieben Bücher entnehmen, mit ihnen niedersitzen, sie gegen andere eintauschen usw., in der sie aber auch über die Technik der Bücherbenutzung, über Einrichtung und Gebrauch eines Bücherverzeichnisses und ähnliche Dinge etwas erfahren, ist empfehlenswert. In manchen Schulen sind einzelne ältere Schüler zu besonderer Mitarbeit in der Bücherei derart herangezogen worden, daß sie im Ausleihdienst helfen oder daß die Bücher über bestimmte Gebiete (Geschichte, Erdkunde, Musik, Jugendbühne usw.) ihrer besonderen Pflege anvertraut werden, so daß sie sie auch besonders genau kennen lernen und helfen können, sie für die Schularbeit fruchtbar zu machen. Versuche dieser und ähnlicher Art sind zu begrüßen und zu fördern.

Erfreulicherweise benutzen die älteren Kinder vielfach auch die Volksbüchereien, von denen sich bereits manche der neuen Aufgaben, die ihnen dadurch erwachsen, in besonderer Weise angenommen haben. Es ist selbstverständlich Aufgabe der Schule, auch darauf zu achten, was die Kinder aus diesen (und anderen) Quellen an Büchern beziehen. Besonders wertvoll ist es, wenn eine verständige Zusammenarbeit zwischen der Bücherei und der Schule erreicht werden kann. Über die Formen dieser örtlich verschieden gestalteten Zusammenarbeit lassen sich allgemeine Weisungen nicht geben. In Betracht kommt etwa, daß das Bücherverzeichnis (oder ein den Bedürfnissen der jugendlichen Leser besonders angepaßter Auszug) in der Schule ausliegt, daß der Leiter der Bücherei gelegentlich zu den Schülern spricht, daß eine Schulklasse die Bücherei zu geeigneter Zeit besucht, um ihre Einrichtung kennen zu lernen (wozu auch eine Unterrichtsstunde benutzt werden kann), daß besondere Geschäftsstunden für Schüler angesetzt werden,

daß die Bücherei bei ihren Anschaffungen auch auf Wünsche und Anregungen der Schulen ihres Arbeitsbereichs eine gewisse Rücksicht nimmt, daß sie die Schülerbücherei durch Leihgaben, die nach einiger Zeit ausgewechselt werden, ergänzt und bereichert u. a. m. Ein besonderer Wert dieser Zusammenarbeit liegt auch darin, daß die Schüler bereits während ihrer letzten Schuljahre an die Benutzung der Volksbücherei gewöhnt werden, und daß der Leiter der Bücherei für ihre spätere Betreuung bessere Erfahrungen gewinnt.

Ich lege Wert darauf, daß die vorstehend gegebenen Weisungen und Anregungen von allen beteiligten Kreisen sorgfältig beachtet werden, und ersuche, dafür Sorge zu tragen, daß sie auch in den Konferenzen der einzelnen Schulen erörtert werden.

Zum 31. März 1930 sehe ich einem Berichte darüber entgegen, welche Erfahrungen bei der Durchführung dieses Erlasses gemacht worden sind und welche weiteren Anregungen gemacht werden können."

In dem oben erwähnten Aufsatz von E. Hylla in der Halbmonatsschrift „Die Volksschule" — er ist betitelt „Die Schülerbücherei in der Volksschule" — wird als eine Haupttendenz des Erlasses bezeichnet das Bestreben, „die starre Scheidung zwischen Schulbuch und Schülerbücherei von der Schülerbücherei aus zu überwinden", und es wird mit Recht daran erinnert, daß schon der „Lesebuch-Erlaß" vom 24. 5. 23 von der anderen Seite her (vom Schulbuche aus) dieser Scheidung entgegenzuarbeiten gesucht habe, indem dort gefordert war, „es sollen nicht alle Kinder die gleichen, sondern Gruppen von Schülern verschiedene Ergänzungsbändchen beschaffen und untereinander austauschen" (wodurch, wie Hylla treffend sagt, „zwischen dem „Lesen in gleicher Front", wie es das alte Lesebuch und der frühere Deutschunterricht fast ausschließlich kannten und dem „freien" Lesen von Büchern aus der Schülerbücherei eine Brücke zu bilden" versucht wurde). Der Erlaß geht also von der höchst zeitgemäßen Ansicht aus, daß es Aufgabe der Schule sei, den gesamten Verkehr des Kindes mit dem Buche als eine organische Einheit zu betrachten und in ihre Erziehungsarbeit einzubeziehen. Mit der Verwirklichung dieser Aufgabe würde die Schule geradezu zur Vorschule für die Büchereibenutzung der Schulentlassenen. Dem Bündnis zwischen Bücherei und Schule, das vorerst noch, zum mindesten in der Großstadt, leider auf Seiten der Schule manchmal auf Mißtrauen und Mißverständnis stößt, stünde dann nichts mehr im Wege.*)

Es ist daher kein Zufall, daß der Erlaß erfreulicherweise geradezu ausmündet in den Hinweis auf planmäßige Zusammenarbeit zwischen beiden und daß er eine ganze Reihe von organisatorischen Lösungen dafür vorschlägt, die man in Amerika, wo genügend Mittel und Personal vorhanden sind (es kommen ja dort auf je 10 000 Einwohner ein bis zwei bibliothekarisch vorgebildete hauptamtliche Kräfte, trotzdem die „Freihand" bekanntlich Personal „spart"!), längst verwirklicht hat.**) Es wird sicher vielen Kollegen so gegangen sein wie mir, daß sie gerade im Hinblick auf die dankbaren, aber viel Zeit und Arbeit erfordernden Aufgaben, die auf dem Gebiet des Zusammenarbeitens mit der Schule unserer warten, die Personalknappheit, zu der wir, von Leipzig abgesehen, überall verurteilt sind, stets schmerzlich empfunden haben. Ich habe es in Stettin nicht weiter gebracht, als daß wir — allerdings nun schon seit bald zwanzig Jahren — versuchen, wenigstens einige Primen und gelegentlich auch die oberste Klasse einer Mittelschule durch Vortrag, Führung und neuerdings auch durch Übungen in die Büchereibenutzung einzuführen. Es ist vorerst offenbar so gut wie aussichtslos, die Stadtverwaltungen davon zu

*) Vgl. Ackerknecht „Büchereifragen", 2. Auflage, Seite 156—163.

**) Teilweise auch in Skandinavien, wie man aus Dr. Langfeldts Referat ersieht. Vgl. auch in diesem Heft S. 21, im 6. Jahrgang dieser Zeitschrift S. 333 f. und im 5. Jahrgang S. 316.

überzeugen, daß das bibliothekarisch ausgebildete Personal einer Stadtbücherei groß genug sein müsse, um einen geregelten Büchereiunterricht (in den Büchereien selbst) für sämtliche höheren, Mittel- und Volksschulen wenigstens in bescheidenstem Ausmaße, d. h. für die jeweils obersten Klassen im ganzen Jahre je 4—6 Stunden, einführen zu können, und um den Lehrern, nicht nur den Verwaltern der Schülerbüchereien, gruppenweise je einmal im Jahre in der Bücherei wichtige Neuerscheinungen zur Durchsicht vorzulegen und mit ihnen zu besprechen.*) (Denn wie Hylla in seinem Aufsatze mit Recht hervorhebt, „sollte es selbstverständlich sein" — ist es aber leider durchaus noch nicht! — „daß man die Auswahl der Bücher für die Schülerbücherei nicht dem Buchhändler überlassen darf".)

Und ebenso scheint es den städtischen Schulverwaltungen bei uns in Deutschland noch nicht einzuleuchten, daß ein eigener Büchereiraum der Schule, wie er sich in den großstädtischen skandinavischen Schulen schon häufig findet, kein Luxus ist.

Schließlich darf an dem Erlaß noch zweierlei als besonders erfreulich gerühmt werden: daß er solchen Nachdruck auf das Vorlesen legt und daß er in seinem Schlußsatz ausdrücklich zu erkennen gibt, er wolle, wie Hylla in seinem Aufsatz sagt, „nicht ein Abschluß, sondern ein Anfang sein".

Wir hätten nun bloß noch den dringenden Wunsch, daß auch für die Mittelschulen und für die höheren Schulen ein ähnlicher Erlaß erscheint. (Gerade wer sich von bibliothekarischer Seite hier praktisch mit der Zusammenarbeit versucht hat, mußte feststellen, sofern er es nicht schon von seiner eigenen Schulzeit her wußte, daß die allermeisten Mittelschulen und höheren Schulen einen solchen Erlaß sehr nötig hätten.) Dann könnte man hoffen, daß die Erziehung zum Buche auch bei uns eine ähnliche, von der öffentlichen Meinung anerkannte Bedeutung gewänne, wie sie sie in den angelsächsischen und skandinavischen Ländern bereits gewonnen hat.

E. Ackerknecht.

Bücherei und Schule in Skandinavien.

Von Dr. J. Langfeldt (Mülheim a. R.).

I.

Wer jemals in einem der nordischen Länder die Büchereiverhältnisse studiert hat, ist erstaunt über die hohen Benutzungsziffern, welche die Volksbüchereien dort aufweisen können. So hat z. B. Kopenhagen bei einer Einwohnerzahl von 600 000, von denen etwa 60 000 als Leser eingeschrieben sind, eine Ausleihziffer von etwa zwei Millionen Bänden, so daß also auf jeden Einwohner über drei Bände im Jahr kommen. Nach dem vor mir liegenden Jahresbericht von Norwegen 1926/27 hat eine Mittelstadt wie Bergen (95 000 Einwohner) eine Ausleihe von 385 800 Bänden = 4,04 Bände je Kopf im Jahr; Drammen (25 700 Bewohner) verzeichnet eine Ausleihe von 139 149 Bänden oder 5,4 Bände auf jeden Einwohner, Rjukan (8472) eine solche von 60 821 Bänden oder 7,18 pro Person, Hvitsten (ca. 400 Einwohner) hat im Jahre 1925/26 eine Ausleihe von 1658 Bänden oder 4,15 Bände auf jeden Hvitstener. Also größte

*) Wir haben das in Stettin gelegentlich wenigstens mit den Rektoren und Schülerbüchereiverwaltern versucht, aber aus Mangel an Personal leider nicht zu einer regelmäßigen Einrichtung ausbauen können.

wie kleinste Büchereien werden in einem Maße benutzt, wie es bei uns kaum seinesgleichen hat.*)

Das hat verschiedene Gründe: zunächst das viel dichtere Netz von Büchereien, welches das Land überzieht und den Büchereigedanken in jedem lebendig macht, Drontheim mit 55 000 Einwohnern hat z. B. zwei Filialen, Kopenhagen hat außer der Zentralbücherei 7 Hauptbüchereien und 7 Zweigstellen. Jedes kleine Dorf hat seine Bücherei, die an das lückenlose Netz des auswärtigen Leihverkehrs angeschlossen ist, so daß bei der auch dort bestehenden Landflucht die in die Städte wandernden Massen nicht büchereifremd sind. Sodann ist die kleinste wie die größte Bücherei nach einem systematischen Schema (in Anlehnung an das Dewey-System) eingerichtet, so daß es für einen Leser, der sich in einer Bücherei auskennt, nicht schwer ist, sich anderswo zurechtzufinden. Vielleicht mag das Freihandsystem auch dazu beitragen, daß der Leser die Bücherei öfter aufsucht. Ferner kommt hinzu, daß die Büchereien in stärkerem Maße als bei uns den praktischen Bedürfnissen der Leser dienen und dem amerikanischen Informationsideal nachstreben („das Buch als praktisches Arbeitsgerät", wie das Schlagwort heißt). Ein großer Teil des Verdienstes um diese starke Benutzung der Büchereien aber gebürt dem systematischen Erziehen der Kinder und Jugendlichen zur Bücherei hin, wie es Prof. Steenberg, der Altmeister des dänischen Büchereiwesens, der selber von der Schule herkam, von seinem ersten Eintreten für die Büchereisache forderte. (1902 die Schrift „Die Schule und die Bücher"; 1903 „Die Bücher und die Jugend"; 1905 „Die Schülerbüchereien der höheren Schulen".)

I. Dänemark. Da man die Bedeutung dieser Frage so früh erkannt hat, so ist zu erwarten, daß die Schülerbüchereien und die Zusammenarbeit der Schulen mit den Büchereien im Norden besonders entwickelt sind. Ich benutzte eine Reise anläßlich eines Vortrages in der Kopenhagener „Studiekredsforening", um mich mit der Zusammenarbeit zwischen Schule und Bücherei in Frederiksberg, der in Kopenhagen eingeschlossenen Stadt, und in Kopenhagen selber vertraut zu machen. Daß ich in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die mir zur Verfügung stand (knapp eine Woche) so viel zu sehen bekam, danke ich vor allem der Liebenswürdigkeit von Herrn Prof. Steenberg, der einen genauen „Fahrplan" für mich aufgestellt hatte und auf dessen Empfehlung hin ich bei allen Kollegen und an allen Schulen sehr freundlich aufgenommen wurde. Leider war die Zeit etwas ungünstig, da einige der bekanntesten Vorkämpfer auf diesem Gebiete entweder verreist oder krank waren. Besonders zu danken habe ich dem Kollegen Jens Pedersen auf Vesterbro, dessen von Fräulein Mollerup so frisch geleiteter

*) Das beruht nicht darauf, daß von den Büchereien einer öden Vielleserei Vorschub geleistet wird. Die Zahlen der eingetragenen Leser sind ähnlich hoch. Es gibt in Deutschland nur einen größeren Bezirk, der ähnliche Zahlen aufweisen kann. Das ist das Gebiet der Nordmarkbüchereien. Hier zeigt sich, was eine richtige Organisation für die Durchsetzung des Büchereigedankens bedeutet und wie weit wir kommen könnten, wenn wir zum Aufbau des Büchereiwesens in Deutschland Summen zur Verfügung hätten, wie sie in den nordischen Ländern allmählich Selbstverständlichkeit werden. Im Gebiet der Nordmarkbüchereien kommen auf eine ländliche Bevölkerung von etwa 50 000 Menschen ca. 120 Büchereien.

Kinderlesesaal mich besonders fesselte, ferner der Vizestadtschulrätin Fräulein M. Jensen, die mich an einem Morgen zu verschiedenen Schulen hinfuhr, der neuen, schön eingerichteten Schule in der Hillerödgade und der mit sehr ansehnlichem Buchbestand und schönem Lesesaal ausgestatteten älteren Schule in der Ryesgade, dann Herrn R. Biilmann an der Ny Carlsberg-vejskole und vor allem Herrn Krog Clausen an der La Cours Vejskole, dem Sekretär des „Schulbüchereivereins von 1917", bei dem ich an einer Unterrichtsstunde im Gebrauch der Bücher teilnehmen konnte. Die beiden letztgenannten Schulen sind die ersten in Kopenhagen und Frederiksberg, die mit Lesesälen ausgestattet waren.

Wie ist nun zunächst die Zusammenarbeit zwischen Bücherei und Schule in Dänemark von seiten der Bücherei aus?

Sie geht aus von den Kinderlesesälen, von denen bisher in Kopenhagen drei eingerichtet sind. Da die Lokalfrage selbst für die Hauptbüchereien nicht gelöst ist — sie sind z. T. sehr kümmerlich untergebracht — hat man bisher gezögert, weitere Kinderlesesäle einzurichten, obwohl der Besuch sehr stark ist, auf Vesterbro beispielsweise über 30 000 hinausgeht, wobei zu beachten ist, daß die Lesesäle nur von September bis Mai von 4—8 Uhr geöffnet sind. Ja, man ist sogar im Zweifel, ob diese Lesesäle im Anschluß an die Büchereien beibehalten werden sollen, da sie sich an den Schulen so schnell entwickeln.

Der Bestand dieser drei Kinderlesesäle beläuft sich auf je etwa 2000 Bände, er umfaßt Schönliteratur, belehrende Literatur für Kinder und Jugendliche, eine Reihe von Handbüchern, einige Kinderzeitungen und -zeitschriften, für die Kleineren Bilderbücher, eine Bildersammlung (hauptsächlich geographischer und biographischer Art), die großenteils aus kassierten Büchern und Zeitschriften ausgeschnitten und sauber auf grauen Karton aufgezogen ist. Alle diese Bücher sind genau so signiert und numeriert (nach dem Dewey- und Cuttersystem) wie in den Büchereien und Lesesälen der Erwachsenen und ebenso wie dort aufgestellt. (Wir werden in Deutschland uns wohl niemals auf ein System einigen können, nicht einmal in einer Stadt und werden daher immer eines wichtigen Mittels mangeln, die Bücherei dem Benutzer recht vertraut zu machen.) Aus der Benutzungsordnung dieser Lesesäle ist noch erwähnenswert, daß es einem Kinde bei einem Besuch nicht gestattet ist, mehr als 1—2 Bücher schöner Literatur zu benutzen.

Das Personal der Kinderlesesäle hat nun nicht nur die Aufsicht während der Besuchszeit zu führen. Es ist bemüht, den Kindern in jeder Weise zu helfen und sich mit ihnen zu beschäftigen, so daß ein vertrautes, kameradschaftliches Verhältnis zwischen beiden besteht. Der Kopenhagener Sieben-Jahresbericht von 1925 sagt hierzu: „Da das Personal nicht fest angestellt ist und nicht ganztägig beschäftigt, kann es seiner Wirksamkeit nicht in einem Maße nachgehen, wie es wünschenswert ist." Der fremde Besucher hat umso mehr Grund, die geleistete Arbeit zu bewundern.

Besonders erstaunlich ist diese Leistung in der Einführung der Kinder in den Gebrauch der Bücher, die in enger Zusammenarbeit mit den Schulen geschieht:

Von der Bücherei gehen im Herbst Einladungen an die Schulen des gleichen Bezirks; diejenigen Klassen, die hierfür in Frage kommen (es sind das 7. und 8. Schuljahr der Volksschule, das 1., 3. und mitunter das 4. Jahr der Mittelschule), im Winter einzeln 4 Stunden (2×2 Stunden) in die Kinderlesehalle zu schicken, damit sie hier im Gebrauch der Bücher unterwiesen werden. Diese Einladungen werden von der Leiterin der Lesehalle persönlich überbracht und im Lehrerzimmer ausgehängt, worauf sich die betreffenden Lehrer melden können. Ein Zwang besteht nicht.

Die Stunden selber sind so wenig wie möglich theoretisch gehalten. Man geht nach einigen orientierenden Bemerkungen sofort zur Praxis über. Zunächst wird kurz dargestellt, was die Büchereien sind und was sie wollen. Dabei wird vor allem betont, daß sie Eigentum des Publikums sind und daß deshalb jeder Einzelne für den rechten Gebrauch (Schonung der Bücher, rechtzeitige Rückgabe usw.) mitverantwortlich ist. Man geht die Benutzungsordnung durch. Dann wird der Lesesaal vorgestellt, man weist auch hier auf die Gebrauchsregeln (z. B. dürfen benutzte Bücher nicht vom Publikum selbst wieder eingestellt werden, sie werden auf eigens dafür freigelassene Plätze auf jedem Regal abgelegt), es werden die Zeitschriftenauslagen gezeigt und ihre Ordnung. Dann gibt es sofort hierzu praktische Aufgaben. Es folgt die Einführung in die Ordnung der Aufstellung der Bücher: Schönliteratur und 10 Gruppen Fachliteratur. Die Signierung der Verfasser nach der Verfasserliste wird gezeigt. Wieder folgen die Aufgaben: Zu einem Buch die Signatur angeben und umgekehrt. Was bedeutet die Zahl 99 (im Deweyschen Dezimalsystem)? Welcher Unterschied besteht zwischen Romanen und Schönliteratur hinsichtlich der Signierung (bei jenen keine Systemzahl)? Welche Signatur hat die Abteilung Botanik usw. Es werden dann noch in dieser Stunde die allgemeinsten Handbücher jeder Gruppe genannt und gezeigt.

In der dritten Stunde werden dann die einzelnen Handbücher etwas genauer vorgeführt, ihre innere Einrichtung wird gezeigt, das Inhaltsverzeichnis, der alphabetisch geordnete Inhalt, die Register für einen Band oder für mehrere. Das Aufschlagen nach dem Alphabet wird geübt, besonders an Hand von Bankes Büchlein „Über den Gebrauch der Bücher", wo eine Unzahl von Aufgaben zur Einübung des Alphabets sich finden. Einige besonders viel im täglichen Leben benutzte Handbücher werden eingehend erläutert wie Kursbuch, Telephonbuch, „Vejviseren" (ein kleines Handbuch für Kopenhagen, das alle wissenswerten Angaben über die Stadt macht, wie Öffnungszeiten der Museen u. ä.).

Dann folgt in der letzten Stunde die Einführung in die Kataloge der Bücherei, sowohl in die gedruckten als in die Kartenkataloge. Der Hauptkatalog ist der Kreuzkatalog, der in sich den Verfasser-, Titel- und Schlagwortkatalog enthält. Auch hierzu werden sofort die Aufgaben gestellt: Wer hat Ben Hur geschrieben? Suche das Buch auf dem Regal! Sind Bücher vorhanden, aus denen man sich über das Kohlenbergwerk unterrichten kann? Hole sie herbei! Nenne mir einige Bücher von H. C. Andersen usw. Suche ein Buch über Brandes! Schlage in dem betreffenden Buch den Aufsatz über ihn auf! (Auch die einzelnen Aufsätze aus Essaysammlungen sind in dem Katalog ausgezogen.)

Einzelne Klassen kommen wohl noch etwas weiter. Da werden den Kindern noch viel bestimmtere Aufgaben gegeben, nachdem sie in einzelne, viel gebrauchte Handbücher, in Literaturgeschichten, in „Jedermanns Gesetzbuch" in die „Geflügelten Worte" u. a. genauer eingeführt sind: z. B. Wann ist die Schonzeit für Hasen zu Ende? Wann machte Öhlenschläger die und die Reise? Welches war das erste Buch von J. P. Jacobsen und wann erschien es? Zu solchen Fragen müssen die Schüler selber die geeigneten Handbücher herausfinden.

Außer auf diese vier Stunden, die jede Klasse erhält, deren Lehrer für die Zusammenarbeit mit der Bücherei Interesse hat, erstreckt diese sich aber oft auch auf die Freizeit der Schüler. Will der Lehrer seinen Unterricht gerne durch Eigenlektüre der Schüler erweitert sehen, so sendet er der Bücherei wohl die Aufgaben, die er im Auge hat. Diese stellt ihm dafür alle Literatur zusammen, die sie selber hat bis zu den einzelnen Aufsätzen, ja Absätzen in größeren Werken. Nach dem Unterricht kommen dann die Schüler in den Lesesaal, um hier die angegebene Literatur nachzulesen und vielleicht ein kleines Referat über das Gelesene für den folgenden Tag auszuarbeiten. Solche rege Verbindung zwischen Schule und Bücherei vermag gewiß den Unterricht sehr zu beleben, den kritischen Blick beim Schüler gegenüber dem Gedruckten zu wecken und zu schärfen.

Doch noch in anderer Weise helfen die Büchereien den Schulen: Wünscht ein Lehrer ein Buch zur Klassenlektüre, so kann er es in der gewünschten Anzahl von Exemplaren etwa für einen Monat entleihen. Das betreffende Buch wird an allen Haupt- und Nebenbüchereien Kopenhagens für die Ausleihe gesperrt bezw. eingeholt; die so zusammenkommenden Exemplare werden bei der nächsten Bücherei gesammelt und der Schule auf Bürgschaft des Lehrers hin geliehen. Da das Zusammenholen etwa 8—14 Tage dauert, muß das gewünschte Buch rechtzeitig angemeldet werden. In der gleichen Weise können von einer Klasse eine Anzahl verschiedenartiger Bücher, die etwa zu einem Thema gehören, entliehen werden. Auch einzelne Bücher können bei Bürgschaft des Lehrers von Schülern aus der Erwachsenen-Bücherei entliehen werden, wenn sie für den Unterricht oder für seine Erweiterung gewünscht werden.

Außerhalb dieser Zusammenarbeit mit der Schule suchen die Kinderlesehallen die Kinder auch noch durch eigene Einführungslehrgänge im Gebrauch der Bücher zu unterrichten. Diese werden nachmittags abgehalten und die Teilnahme der Kinder ist freiwillig.

Es ergibt sich aus der bisherigen Darstellung, daß Schule wie Bücherei an dieser Einführung der Kinder in den Gebrauch der Bücher gleiches Interesse haben. Es ist daher nicht verwunderlich, daß auch von den Schulen Versuche gemacht werden, diese Unterweisung selber den Kindern zu geben. So kam es dahin, daß man in den Schulen die Lesestuben einrichtete.

Im Jahre 1917 bildete sich in Kopenhagen der „Schulbüchereiverein", der sich folgende Aufgaben stellte: 1. das Interesse für den Büchereiunterricht an der Schule bei den Stadtkollegien, in Lehrerkreisen und bei Privaten zu wecken, einführende Arbeit zu leisten durch Abhaltung von Kursen im Gebrauch der Bücher (besonders für Lehrer) und durch Vorführungen

in Verbindung mit Agitationsvorträgen, 2. die für Kinder und Jugendliche geeignete Literatur in systematischen Verzeichnissen zusammenzustellen, geeignete neue Literatur zu schaffen, Bücherkisten als Hilfsmaterial für Einführungskurse und Vorträge anzufertigen, 3. für die Einrichtung von Büchereien zum Gebrauch bei diesem obligatorischen Unterricht zu arbeiten: an kleineren Schulen durch die Aufstellung einer kleinen Handbücherei, an größeren durch Schaffung einer eigenen Lesestube mit Handbücherei, die auch in der Freizeit den Kindern zugänglich sei, so daß sie unter der Aufsicht eines Lehrers ihren Buchinteressen nachgehen können.

(Hier sei gleich bemerkt, daß man bei Punkt 2: Schaffung neuer Literatur, der uns etwas seltsam erscheinen könnte, fachliche Literatur im Auge hat, von der seitdem auf Anregung des Vereins ganze Reihen entstanden sind, die ihre Krönung in einiger Zeit im Lexikon für Kinder finden sollen.)

Der Vorstand des Vereins setzte sich zu gleichen Teilen aus Büchereifachleuten und Schulmännern zusammen. Um wirkliche Arbeit zu leisten, wurden zwei Ausschüsse gebildet: einer zur Ausarbeitung von Bücherlisten, der gleichzeitig einen Vorschlag zur Einrichtung einer Lehrerbücherei und einen zur Einrichtung einer Schülerbücherei ausarbeiten mußte, daneben einen Redaktionsausschuß, der neue Literatur beschaffen, neue Literatur annehmen und mit den Verlegern verhandeln sollte.

Was hat der Verein geleistet?

Im Januar 1919 wurde die erste Schullesestube auf der La Cours Vejskole in Frederiksberg eröffnet, in Kopenhagen wenige Monate später in der Ny Carlsbergvejskole, dann in Gentofte an der Helleruper Volksschule. Jetzt haben in Frederiksberg sämtliche Schulen bis auf eine ihre Lesezimmer, in Kopenhagen sind es 20 Schulen, d. h. ein Drittel aller Schulen, welche die Einrichtung kennen, in der Provinz findet sie sich auch schon an vielen Schulen. Alle Lesesäle Kopenhagens sind durch freiwillige Beiträge, die man an den einzelnen Schulen teilweise durch Abhaltung von Basaren, durch Verkauf von Schülerarbeiten usw. erhalten hat, geschaffen, was etwas heißen will, da ihre erste Einrichtung immerhin 3000 bis 3500 Kr. erfordert. Jetzt hat die Einrichtung auch die Unterstützung der Behörden gefunden: bei drei neuen Schulen in Kopenhagen werden Leseräume gleich mit eingerichtet, und im Unterrichtsplan für die 6. und 7. Klasse der Kopenhagener Volksschulen wird die Unterweisung im Gebrauch der Bücher gefordert. Dieser Unterricht ist dadurch sehr erleichtert, daß eine ganze Reihe von Büchern inzwischen erschienen ist, welche Anweisungen für ihn geben oder Aufgaben für ihn zusammenstellen. Erwähnt sei hier vor allem das kleine Büchlein von Banke: Der Gebrauch der Bücher. Aufgaben und Übungen in der Benutzung von Handbüchern. 1919 und 1921, sowie Krog Clausen: Die Schulstube. T. 1 und 2. 1920 und 1923.

Der Verein hat zweimal in Kopenhagen eine Musterlesestube mit Inventar, Büchern, Kartothek und Aufgaben ausgestellt gehabt, beim zweiten Mal erschien auch die erste Bücherliste „für Schullesezimmer", die 300 Bücher enthielt. Nach andern Listen erschien endlich 1926 die Hauptliste. Bisher sind ferner vier Einführungslehrgänge in Kopenhagen abgehalten,

die immer mehrere Tage, einmal über eine Woche dauerten. Zur Zeit ist der Verein bestrebt, seine Tätigkeit stärker ins flache Land hinauszutragen, er verbindet sich deshalb mit den örtlichen oder Kreisvereinen, wo solche bestehen. Diese haben in der Zwischenzeit auch nicht gefeiert, sie haben sich vielfach um die „Zentralbücherei“ (vgl. Jg. 4 dieser Zeitschrift S. 90) ihres Kreises zusammengeschlossen und haben vor allem darauf hingearbeitet, Bücher zur Klassenlektüre, die in einer größeren Zahl vorhanden sein müssen, gemeinsam anzuschaffen. Auch Lesestuben sind in verschiedenen Orten eingerichtet. Die Initiative liegt hier (außerhalb von Kopenhagen) fast ganz bei den Büchereien.

Wie ist nun ein solches Schullesezimmer eingerichtet?

Man vermeidet vor allem jeden Anklang an das Klassenzimmer. Von diesem sind im allgemeinen nur Wandtafel und Lehrerpult geblieben. Gerne hängt man vor die Fenster freundliche Gardinen, stellt in die Fensterbänke Blumentöpfe. Man sitzt an „richtigen“ Tischen, auf „richtigen“ Stühlen, die natürlich eine für die Kinder passende Höhe haben müssen. Die Wand rund herum wird von den Bücherregalen eingenommen, die gleichmäßig hoch, etwa 1,55 m, und oben mit kleinen Plastiken oder Vasen bestellt sind. Oft ist das oberste Fach (dann ist das Regal entsprechend höher) geschlossen und dient der Aufbewahrung von noch nicht verarbeiteten Büchern, von zerlesenen, die zum Buchbinder müssen, von Leihkarten und Formularen. Die Wände sind mit schönen Bildern behängt, oft kostbaren Originalen, welche die Museen der Stadt als Leihgabe bieten. Die Regale selbst sind verschieden kostbar, einige sind vielleicht mit Glasschiebetüren versehen, um wertvollere Bücher vor zu vielem Gebrauch zu schützen; denn überall besteht der Brauch der „offenen Regale“, so daß die Kinder selber an die Bücher herangehen können, um sich zu nehmen, was ihnen gefällt. So machen die Lesestuben überall einen freundlichen, anheimelnden Eindruck. Der Bücherbestand ist natürlich recht verschieden groß, da manche Schulen durch private Mithilfe recht bedeutende Büchersammlungen erworben haben. Der normale Bücheretat einer Kopenhagener Schule beträgt 400 Kr., wofür etwa 60 Bände jährlich eingestellt werden können. Einige Lesezimmer erhöhen dadurch ihre Einnahmen um ein geringes, daß sie einen kleinen Teil ihres (in der Regel nur im Lesezimmer benutzbaren) Bestandes gegen eine niedrige Gebühr nach Hause verleihen. Wenn der Bücherbestand hinsichtlich seines Umfanges variiert, so doch nicht so sehr hinsichtlich seiner Hauptwerke und überhaupt nicht nach seiner Aufstellung, die, wie schon oben betont wurde, sich nach dem auf dänische Verhältnisse zugeschnittenen Deweysystem richtet. Ebenso weitgehend ist die Übereinstimmung in der Katalogisierung (es findet sich der Kreuzkatalog und zu Revisionszwecken ein Standortskatalog) und in der technischen Einrichtung der Kartothek (verwandt wird die Karte des internationalen Formats). Diese Katalogisierung erfordert von den an der Einrichtung des Lesezimmers interessierten Lehrern eine beträchtliche Arbeit, besonders das Ausschreiben der Schlagwortkarten. Je mehr die immerhin kleine Bücherei den Forderungen des Unterrichts gerecht werden will, ein umso sorgfältigeres Ausziehen aller Aufsätze und längeren Absätze aus Handbüchern ist nötig. Solche Arbeit wird trotz dem

beschränkten Umfang der Bücherei fast nie fertig, was man sich wohl vorstellen kann, wenn man erfährt, daß z. B. aus 24 Büchern mehrere hundert Biographien ausgezogen wurden.

Umso mehr wird jeder Lehrer es begrüßen, daß der „Büchereiunterricht" nicht als besonderes Fach gelehrt wird. Er ist vielmehr so organisiert, daß das Lesezimmer für jede Klasse, die in Frage kommt, zwei bis drei Stunden in der Woche reserviert ist. Nur die ersten wenigen Stunden wird der Lehrer für die erste Einführung in den Gebrauch der Bücher (wie er oben geschildert wurde) benutzen. Nachher bilden die Stunden im Lesezimmer einen Teil seines Fachunterrichts, ob er nun in Naturwissenschaften, in Dänisch oder Geschichte unterrichtet. Die Bücher bieten sich für jedes Fach in gleicher Weise an. Der Lehrer ist auch nicht verpflichtet, seine für ihn reservierten Stunden immer im Lesesaal selbst abzuhalten. Es bietet sich daher für Lehrer, die viel Interesse für diese Form des Unterrichts haben, infolge des Verzichtes anderer Lehrer auf ihre Lesesaalstunden die Möglichkeit, den Lesesaal noch viel häufiger aufzusuchen. Der Unterricht, der übrigens hinsichtlich der allgemeinen Einführung in das Büchereiwissen wohl nicht so gründlich ist wie der in den Lesesälen der Büchereien, vermag andererseits in der Unterweisung im Gebrauch der Bücher bei bestimmten Aufgaben, aus welchem Gebiet auch immer, viel weiter zu führen als dort. Ja, einzelne Lehrer haben mit Hilfe des Bücherbestandes im Lesezimmer mit ihren Schülern kleine „Studienkreise" (Arbeitsgemeinschaften) gebildet, in denen ein ganzes Teil des Pensums, in viele Einzelaufgaben zerlegt, auf die einzelnen Schüler verteilt wurde, deren jeder seine Aufgabe mit Hilfe eines der Bücher zu lösen hatte.

Damit der Lehrer auch Einfluß gewinne auf die Freizeitlektüre der Schüler, sind die Lesezimmer unter der freiwilligen Aufsicht eines Lehrers im Winterhalbjahr mehrmals in der Woche nachmittags geöffnet. In diesen Stunden können die Schüler zu ihrer Unterhaltung lesen, sie können aber auch Anleitung finden, wenn sie für besondere Aufgaben bestimmte Bücher suchen.

Es wird zur Genüge aus diesen Ausführungen hervorgehen, daß diese Form des Unterrichts sehr viel für sich hat, daß sie besonders geeignet ist, den Unterricht in den letzten Jahren auf der Volksschule, wo sich der Schüler oft schon fortwünscht, aufs neue fesselnd zu machen, daß sie ferner ein gutes Verhältnis zum Buch zu schaffen vermag: einerseits ein vertrauteres als bisher, andererseits ein kritischeres, wie es heutzutage (man denke nur an die Zeitungen) dem Gedruckten gegenüber oft geboten ist, daß sie weiterhin das Buch für manche Arbeit zum Arbeitsgerät macht, wie es das heute zur Entlastung des Gedächtnisses doch recht notwendig ist, daß sie aber auch zu einer ernsteren, eindringlicheren Art des Lesens erziehen kann, indem sie z. B. auch die Notwendigkeit des zeitweisen Lautlesens (und bei anderer Gelegenheit des Leiselesens) lehren kann. Möge daher diese Einrichtung auch in Deutschland ihre Nachahmung finden!

Ein Fehler im Richtungsstreit.

Von Lic. theol. Ernst Moering (Breslau).

In Nr. 5 der „Hefte für Büchereiwesen" (Bd 12) schreibt Heinrich Becker-Leipzig: „. . . . . diejenigen, die im Staat und in der Gemeinde für die Büchereisache verantwortlich sind, sehen sich nach wie vor nicht der einigen deutschen Büchereiauffassung und -arbeit gegenüber, sondern bestimmten, durch sachliche Gegensätze tief geschiedenen Schulen und Richtungen, und diese Verantwortlichen werden sich nach wie vor um die Erkenntnis des sachlichen Gehaltes dieser Schulen und Richtungen zu bemühen und danach ihre Entscheidungen zu treffen haben." Gerade die Verantwortlichen in Staat und Gemeinde sind in jeder Weise ungeeignet, den Gerichtshof in Sachen des Richtungsstreites zu bilden.

1. Die Verantwortlichen in Staat und Gemeinde können das Büchereiwesen in erster Linie durch Berufung tüchtiger Bibliothekare fördern. Selbstverständlich braucht das Büchereiwesen vor allem brauchbare Institute, ohne sie vermag auch ein tüchtiger Bibliothekar nichts zu leisten. Aber die besten Institute sind nichts, wenn sie nicht von Menschen geleitet werden, die ihr Instrument zu benutzen verstehen. Das beste Institut verfällt ohne geeignete Arbeiter, aber tüchtige Menschen werden sich auch unter mühsamen Verhältnissen durchsetzen. Darum ist, wie bei aller lebendigen Arbeit, auf den Menschen das größte Gewicht zu legen. Die Qualität eines Menschen deckt sich aber nur unvollkommen mit seiner „Richtung"; einmal wird eine „Richtung" viel weiter und umfassender sein als ein Individuum, auf der anderen Seite gibt es sehr viele Eigenschaften, die mit „Richtung" ganz und gar nichts zu tun haben; ich nenne nur einige der für Bibliothekare wichtigen Eigenschaften: klares, sicheres literarisches Urteil, Aktivität, Sinn für das Wesentliche, Liebe zu den Menschen. Nach diesen und anderen Qualitäten haben die Verantwortlichen in Staat und Gemeinde zu fragen, nicht nach der bibliothekarischen Richtung. Ein guter Leipziger ist auf seinem Platze geeigneter als ein schlechter Stettiner, und das Umgekehrte gilt auch.

Was jetzt Herr Becker will, ist nichts anderes, als was man auf einem mir naheliegenden Gebiete glücklich überwunden hat: Auch in der protestantischen Kirche tobte der Richtungsstreit zwischen „positiv" und „liberal", er ist seinerzeit geführt worden auf Kosten der Menschen. Das preußische Kultusministerium sah damals für Professuren geeignete Privatdozenten nur auf positiver Seite, kritische Theologen wurden auch bei Vorliegen bedeutender Leistungen nicht befördert. Schlimmer noch waren die Folgen des Richtungsstreites in den Gemeinden: Hier wurden z. T. gleich bei den Ausschreibungen der Stellen positive oder liberale Kandidaten verlangt; anderwärts fiel auch der aussichtsreichste Bewerber durch, erkannte man oder glaubte man zu erkennen die nicht genehme theologische Richtung. Heute ist dieser Gegensatz mit seinen fatalen Nebenerscheinungen zum guten Teil überstanden, fast erscheint uns die Heftigkeit des da-

maligen Kampfes unverständlich, jedenfalls besteht keine Neigung, ihn zu wiederholen.

Aber Herr Becker aus Leipzig wünscht, daß die Verantwortlichen in Staat und Gemeinde sich nicht um die Tüchtigkeit, sondern um die Erkennungsmarke der Bibliothekare bekümmern.

2. Dabei sind die Vertreter von staatlichen und kommunalen Behörden in keiner Weise geeignet, die bibliothekarischen Kämpfe zu übersehen. Ihnen sind sie auch gleichgültig. Was sie wollen, sind gut geleitete, gut benutzte Büchereien, und wir sind heute schon glücklich, wenn sie den Aufbau des Büchereiwesens nicht als eine allenfalls erfreuliche, jedenfalls aber entbehrliche Angelegenheit betrachten, sondern als eine Notwendigkeit wie Schulen, Krankenhäuser und gute Straßen. In weiten Bezirken Deutschlands gilt es, erst Verständnis für das Büchereiwesen zu erkämpfen, und der Weg vom Verständnis zur Tat wird erschwert, wenn die Behördenvertreter von verschiedenen Richtungen hören, für deren eine man sich zu entscheiden habe. Diese unglücklichen Behördenvertreter haben schon soviele Mühsale durch den Kampf der Meinungen und Parteien, daß sie sich hüten, sich ohne Zwang in eine weitere gefahrvolle Zone zu begeben. Ich konnte das im letzten Jahre sehr gut beobachten. Anläßlich der Hauptversammlung des Schlesischen Städtetages hielt der Leiter der Beratungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen in Niederschlesien, Herr Erster Bibliotheksrat Dr. Becker-Breslau, ein Referat über das volkstümliche Büchereiwesen. Dieses Referat fand, obwohl es den dritten Punkt der Tagesordnung bildete und das vorhergehende über Straßenbelag im Lärm untergegangen war, die aufmerksamste Anteilnahme der Versammlung und den lebhaften Widerhall, den geistige Themen nach meiner Erfahrung immer gerade bei Versammlungen finden, die mit vorwiegend praktischen Fragen zu tun haben. Die Versammlung aber wurde sofort stutzig, als eine Stadtverordnete den Richtungsstreit zur Sprache brachte, und in vielen Privatunterhaltungen kam die Besorgnis der Kommunalvertreter zu Tage, sich falsch zu entscheiden.

Denn diesen Herren fehlt die Zeit, sich gründlich zu informieren, und wie soll man ihnen mit einigen Worten die Differenz zwischen Stettin und Leipzig klar machen? Man kann doch nicht einfach sagen: wenn Sie sich Leipzig anschließen, bekommen Sie vom preußischen Kultusministerium eine Unterstützung, denn dann sagte man doch nur teilweise etwas Richtiges; ich selbst habe ja eine den Breslauer Volksbüchereien nach der (später von ihm selbst nicht angenommenen) Berufung von Dr. Angermann gewährte Subvention vollkommen frei verbrauchen dürfen, und die Herren fragen nach sachlichen Unterschieden. Hier wird die Angelegenheit einfach, wenn man von „alter" und „neuer" Richtung spricht, aber schwierig, wenn man einem subtileren Fragesteller antworten soll. Hier wird es dann entweder so sein, daß der Fragesteller sich selbst in den Gegensatz zu vertiefen sucht und damit den Aufbau des Büchereiwesens verzögert, bis er bei sonstiger reichlicher Inanspruchnahme die leidige Angelegenheit für sich entschieden hat, oder er wird der Überredungskraft des

jeweiligen Besuchers erliegen oder vielleicht letzten Endes nach Opportunitätsgründen entscheiden.

3. Und das ist nun das Unangenehme der Situation. In der Erscheinungswelt tobt der Richtungskampf, im Prinzip ist er erledigt. Nicht freilich im Hofmannschen Sinne. Nach ihm wird „die neue Richtung im deutschen Büchereiwesen so lange eine besondere Richtung und Schule bilden, solange ihre immanente Tendenz, ihr eigentümliches geistiges Prinzip nicht Gemeingut aller deutschen Volksbibliotheken geworden ist". So geradlinig verläuft glücklicherweise das geistige Leben nicht, und es wäre traurig und langweilig, entfaltete sich das volkstümliche Büchereiwesen nur nach einer Idee. Wir haben denn doch das Zutrauen zu unserer Arbeit, daß sie innerlich so reich ist, daß immer neue Fragestellungen und immer neue Zielsetzungen aus ihr auftauchen. Im gegenwärtigen Augenblick formt sich aber aus Thesis und Antithesis die Synthesis. Niemand kann in Leipzig die bedeutende, weitgespannte, von starkem Impuls durchdrungene Arbeit gesehen haben, ohne ihr seinen Respekt zu bezeugen. Die von Leipzig gegebenen Antworten auf Fragen des Büchereiwesens sind vielfach fruchtbar auch dann, wenn man die Antwort als unzulänglich empfindet. So gehört selbstverständlich das in Leipzig Geleistete ebenso wie die Arbeit von Stettin, Flensburg, Essen, Düsseldorf usw. zu den Elementen, aus denen eben eine Einheit sich formt (der gewiß bald eine neue Antithese entgegentreten wird!). Und wie sollte man nicht Walter Hofmann und seinem Kreis seine Dankbarkeit bezeugen?

Aber obwohl man weder aus sachlichen noch aus persönlichen Gründen den Gegensatz will, wird man doch durch das Vorgehen von Leipzig zu diesem Gegensatz gebracht. Jede Störung der gewohnten Arbeit durch neue Gedanken ist fruchtbar, jeder neue, aus innerer Notwendigkeit entstandene Versuch verdient Beachtung, jeder Schlendrian ist zu beseitigen, jeder wirklichen Leistung ist Erfolg nicht nur zu wünschen, sondern zu erkämpfen; aber die Sache wird geschädigt, wenn der Kampf um die beste Leistung zu einem Kampf um den größten Einfluß, wenn das Ringen um die bestdurchgebildeten Anstalten zu einem Ringen um die besten Stellen wird. Auf der einen Seite wird von Walter Hofmann anerkannt, daß es auch auf Seiten von B. u. B. wertvolle Kräfte gibt, auf der anderen Seite aber sollen sich die Verantwortlichen in Staat und Gemeinde für eine Richtung entscheiden. Gerade wenn aber vor Behörden mit den Argumenten gekämpft wird, mit denen Walter Hofmann kämpft, daß B. u. B. nur ein Splitterunternehmen sei und daß Rationalisierung und Ökonomisierung auf dem Gebiete des Geistes einsetzen müsse, auf dem in Wirklichkeit Mannigfaltigkeit und Freiheit alles bedeuten, dann könnte es Bibliothekare geben, die vorziehen, bei „einer kleinen und dabei keineswegs der gewichtigsten Gruppe" zu stehen, wenn aus keinem anderen Grunde so aus dem, auch nur den Anschein einer Konjunkturausnutzung zu vermeiden oder weil man als Protestant nicht der alleinseligmachenden Kirche angehören kann.

4. Am ungünstigsten wirkt sich die von Herrn Becker-Leipzig gewünschte Entscheidung der Verantwortlichen in Staat und Gemeinde für den

bibliothekarischen Nachwuchs aus: Kommt es dahin, daß man einem Anwärter sagen muß, er habe sich der Karrière halber vor Eintritt in den Beruf für eine bestimmte Richtung zu entscheiden, dann wird, gerade wenn man den Unterschied zwischen Stettin und Leipzig für so groß hält, wie es Walter Hofmann tut, eine wichtige oder sogar die wichtigste Frage der geistigen Entscheidung von äußeren und äußerlichen Gründen bestimmt. Um den Nachwuchs von Stettin ist mir dann allerdings nicht bange. Handelt es sich hier wirklich um eine kleine und wenig wichtige Gruppe, die nicht im Genuß behördlicher Unterstützung ist, dann wird sich hier nur eine wahre Elite von angehenden Bibliothekaren einfinden, auf die man, weil es ihr um die Sache und nicht um die Person geht, die größten Hoffnungen setzen kann.

Im Gegensatz hierzu würde es sich, wenn die Rücksicht auf die Karrière den Anschluß an Leipzig bestimmt, bei den Bibliothekaren der anderen Richtung nur um ein bequemes Nachahmen eines großen Vorbildes handeln. Schon jetzt wirkt gelegentlich die bloße Imitation von Leipziger Einrichtungen in kleinen Verhältnissen komisch. Schon jetzt ist das, was man als berechtigte Sonderart eines bedeutenden Kopfes und eines mächtigen Willens respektvoll anerkennt, in der Kopie unerfreulich. Leipzig selbst will lebendige Bibliothekare und selbständig geleitete Institute. Die unerwünschten Nebenerscheinungen müssen aber die Folge eines Kampfes der Richtungen sein, der nicht ein gegenseitiges geistiges Ringen, sondern ein Streit um Machtpositionen wird. Für den Außenstehenden ist dabei die Eroberung von Landstrichen ein Gegenstand der Heiterkeit, die allerdings durch die Schädigung der Sache getrübt wird.

Bericht über die Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare.

Die diesjährige Mitgliederversammlung des V.D.V. fand vom 15.—17. Oktober in Münster in Westfalen statt. Für die Dauer der Tagung hatte der Magistrat das Stadtweinhaus mit dem Stadtverordnetensitzungssaal und Nebenräumen am altehrwürdigen Prinzipalmarkt zur Verfügung gestellt. Ein sehr reges Interesse der Volksbibliothekare, das sich in der starken Beteiligung — es hatten sich rund 130 Mitglieder eingefunden — und in der Lebhaftigkeit der Diskussion kundtat, bestimmte das Bild der Tagung. Der erste Vorsitzende, Herr Professor Dr. Fritz, eröffnete die Tagung am Nachmittag des 15. Oktober mit einer Begrüßung der Anwesenden, dem Dank an die Stadt für die Aufnahme und einer Mitteilung über die geplanten Veranstaltungen, worüber weiter unten berichtet wird. Den in den letzten zwei Jahren gestorbenen Mitgliedern: Herrn Dr. Homann-Charlottenburg, dem der Verband für seine aufopfernde Tätigkeit als Schriftführer besonderen Dank schuldet, Fräulein Littmann-Breslau, Fräulein Jerrmann-Hamburg und Herrn Dr. Kemp, der gleichfalls als Vorstandsmitglied lange und wirksam für den Verband gearbeitet hat, widmete der Vorsitzende einen Nachruf. Die Versammlung ehrte die Verstorbenen durch Erheben von den Plätzen. In dem nun folgenden Geschäftsbericht sprach der Vorsitzende einleitend über die Entwicklung des deutschen Volksbüchereiwesens in den letzten zwei Jahren, die er als ein stetiges, wenn auch langsames Vorwärtsschreiten kennzeichnete. Immer noch, führte Herr Professor Fritz aus, ist das Interesse der Öffentlichkeit für die Bücherei nicht stark genug, immer noch muß das Verständnis der Behörden erst mühselig errungen werden. Es gilt darum, noch viel weitere Kreise, vor allem auch mit Hilfe der Presse, zur Anteilnahme an unserer Sache, die ja auch die ihre ist, zu gewinnen; eine Aufgabe, für die sich gerade auch der Verband an den verschiedensten Punkten ein-

gesetzt hat und noch weiter einzusetzen haben wird. In engem Zusammenhang damit stehen die berufsständischen Fragen: Hier hat der Verband auf der einen Seite durch umfassende statistische Rundfragen über die Anstellungs- und Besoldungsverhältnisse die derzeitige Lage klargestellt, auf der anderen durch Versendung seiner „Richtlinien" an die Magistrate der deutschen Städte und durch gutachtliche Äußerung in Einzelfällen aktiv an der Besserung der mancherorts noch geradezu unhaltbaren Zustände gearbeitet. Weiter hat er Gelegenheit genommen, den Behörden gegenüber seine Stellung in der Frage der Besetzung von Büchereistellen durch Militäranwärter zu bezeichnen. Ein abschließender Bericht über die im Gang befindliche Neugestaltung der Ausbildung konnte noch nicht gegeben werden, weil die Verhandlungen darüber noch schweben. Im Zusammenhang mit einer kleinen Ausstellung von Druckkatalogen, die im Hinblick auf das Tagungsreferat „Katalog" und Leserschaft" vorbereitet wurde, hat der Verband den Aufbau eines Archivs für volksbibliothekarische Fachliteratur begonnen. Die seinerzeit ergangene Aufforderung zur Beteiligung durch Hergabe von je zwei Exemplaren aller Veröffentlichungen der Büchereien wird an dieser Stelle wiederholt. Das Jahrbuch, eine der wichtigsten Leistungen des Verbandes, liegt in zwei Jahrgängen vor, während sich der dritte in Vorbereitung befindet. — Im Anschluß an den Geschäftsbericht sprach der Schriftführer ausführlich über die Pläne zur Neugestaltung und Erweiterung des Jahrbuches. Darauf eröffnete der Vorsitzende die Aussprache. Es wurde der Antrag gestellt, dem Vorstand formale Entlastung zu erteilen. In einer ausgedehnten Diskussion wurden Schwierigkeiten behandelt, die sich bei der Geschäftsführung in den letzten Jahren ergeben hatten. Die Kollegen Sulz, Schuster, Winker u. a. glaubten, daß schuld an den Schwierigkeiten die paritätische Zusammensetzung des Vorstandes sei. Sie forderten daher die Aufgabe des Grundsatzes der Parität. Dagegen erhoben die Kollegen Setzer, Reuter, Becker u. a. Einspruch, da damit die Grundlage des Verbandes vollständig verändert würde. Nach weiterer Aussprache über Einzelheiten erfolgte die Entlastung des Vorsitzenden und des Schriftführers; die Entlastung für die Kassenführung wurde am darauffolgenden Tage nach Prüfung durch zwei von der Versammlung gewählte Kassenprüfer erteilt. Nach einer kurzen Pause wurde die Wahl des neuen Vorstandes eingeleitet. Eine längere Aussprache über den Wahlmodus folgte. Schließlich wurde mit 76 : 50 Stimmen bei einer ungiltigen Stimme folgender Antrag Dr. Sulz-Essen angenommen: „Ich beantrage, daß bei der Wahl des Vorstandes von der zahlenmäßigen Parität Abstand genommen wird; statt dessen sind Listen aufzustellen, über die mit einfacher Mehrheit abgestimmt wird. Auf eine Anregung aus der Versammlung erfolgte eine kurze Suspension der Tagung, die einer Vorbesprechung innerhalb eines kleineren Kreises über die Zusammenstellung einer Liste diente. Mit der Bekanntgabe der folgenden Vorschlagsliste wurden die Verhandlungen fortgeführt:

Erster Vorsitzender: Dr. Wilhelm Schuster-Berlin.
Schriftführer: Dr. Wolfgang Engelhardt-Berlin-Cöpenick.
Schatzmeister: Hans Hofmann-Leipzig.
Stellv. Vorsitzender: Dr. Wolfgang van der Briele-Elberfeld.
Weitere Vorstandsmitglieder:
Wilhelm Sandmann-Dresden.
Martha Schwenke-Berlin-Charlottenburg.
Adolf Trumm-Kaiserslautern.
Dr. Adolf Waas-Frankfurt a. M.

Ersatzvorstandsmitglieder:
Dr. Fritz Heiligenstaedt-Hannover.
Dr. Franz Schriewer-Flensburg.
Dr. Wilhelm Schröder-Allenstein.
Frau Charitas Schultz-Schmula-Görlitz.

Andere Listen wurden nicht eingereicht; so erfolgte Abstimmung über die genannte, mit dem Ergebnis, daß sie mit 88 : 23 Stimmen bei 16 Enthaltungen angenommen wurde. Da aus organisatorisch-technischen Gründen diesmal keine Vertreterin der volksbibliothekarisch tätigen Frauen in den Geschäftsführenden Vorstand gewählt werden konnte, wurde bestimmt, daß zu allen Verhandlungen des

Geschäftsführenden Vorstandes, die besonders Frauenangelegenheiten betreffen, eine Kollegin aus dem erweiterten Vorstand zuzuziehen sei.

Am zweiten Verhandlungstage wurde aus den Reihen der in der Minderheit Gebliebenen eine von 30 Namen unterschriebene Erklärung zu Protokoll gegeben, in der schärfster Widerspruch für den Fall angekündigt wurde, daß die von einigen Kollegen vertretene Auffassung, wonach der Verband büchereipolitisches Machtmittel werden solle, sich beim Vorstand durchsetzen würde. Dieser Widerspruch sei um so mehr berechtigt, als der neu gewählte Vorstand keine gerechte Vertretung der tatsächlichen Lage im deutschen Volksbüchereiwesen darstelle. Im Anschluß an diese Erklärung entspann sich noch einmal eine Debatte über die Bedeutung der Parität. Im Verlaufe dieser Debatte erklärten Vertreter der Versammlungsmehrheit, man denke weder daran, den Verband zu einem büchereipolitischen Machtmittel zu machen, noch wolle man die Minderheit irgendwie vergewaltigen. Die Absicht gehe vielmehr gerade dahin, die Freiheit der Entwicklung des deutschen Volksbüchereiwesens zu sichern bezw. zurückzugewinnen. Auch hoffe man, daß der Vorstand in seiner jetzigen Zusammensetzung arbeitsfähiger sein werde als bisher.

In der Folge wurden der Versammlung die vorliegenden Anträge mitgeteilt, und zwar zunächst die Anträge des Geschäftsführenden Vorstandes auf Vervollständigung der Satzungsänderungen durch folgende Bestimmungen:

1. „Der Ausschluß von Mitgliedern erfolgt durch den Geschäftsführenden Vorstand. Er ist zulässig nach Ablauf des Geschäftsjahres, für welches von dem betreffenden Mitglied noch kein Beitrag gezahlt worden ist. Vorausgehen muß die Aufforderung zur Zahlung. Vor einem Wiedereintritt müssen die etwa noch ausstehenden Beiträge nachgezahlt werden."

2. „Das Geschäftsjahr läuft vom 1. April bis zum 31. März."

3. „Für den Fall des Ausscheidens wird ein Stellvertreter für jedes Vorstandsmitglied gewählt."

Die beiden ersten Anträge wurden von der Versammlung einstimmig angenommen, der dritte auf den Hinweis eines Mitgliedes, daß dieser Forderung ja schon bei der Vorstandswahl Rechnung getragen worden sei, zurückgezogen. Gegen nur eine Stimme wurden ferner die Anträge der Ausbildungskommission angenommen:

1. „Es wird beantragt, daß der Verband Deutscher Volksbibliothekare, ohne der endgültigen Regelung der Ausbildungsfrage vorzugreifen, das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung schon jetzt um folgende Abänderung der augenblicklich geltenden Bestimmungen ersucht: Die Anwärter für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken und für den Dienst an Volksbibliotheken, die auf Grund der Reifeprüfung nur eine zweijährige praktische Ausbildung durchzumachen haben, werden erst zweieinhalb Jahre nach erfolgtem Eintritt in die Ausbildung zur Diplomprüfung zugelassen, damit die theoretische Ausbildung nicht wie bisher ausschließlich auf Kosten der praktischen Ausbildung erfolgt."

2. „Es wird beantragt, daß der Verband Deutscher Volksbibliothekare die einheitliche Regelung der Amtsbezeichnung im volksbibliothekarischen Beruf vorbereitet."

Im Anschluß daran wurde die Ausbildungskommission in der folgenden Zusammensetzung neu gewählt:

Dr. Wilhelm Schuster-Berlin, Vorsitzender.

Dr. Helene Nathan-Berlin-Neukölln, stellvertretende Vorsitzende.

Julie Hansen-Hamburg.

Hans Hofmann-Leipzig.

Johanna Mühlenfeld-Berlin-Pankow.

Dr. Maria Steinhoff-Köln.

Dr. Eugen Sulz-Essen.

Nachdem auf einen Dringlichkeitsantrag hin die Ausbildungsfrage nachträglich auf die Tagesordnung gesetzt worden war, entspann sich eine lebhafte und sachliche Debatte über die Ausbildungsfrage, in der sowohl die Anhänger der „getrennten volksbibliothekarischen Ausbildung", als auch die Anhänger einer „Gabe-

lung der Ausbildung" ihren Standpunkt darstellten und begründeten. Die weiteren Vorarbeiten zur Klärung in der Ausbildungsfrage soll die Ausbildungskommission übernehmen. Die Mitgliederversammlung beschloß, der Ausbildungskommission folgende Richtlinien für ihre Arbeit mitzugeben:*)

1. „Als Vorbedingung der Zulassung für den volksbibliothekarischen Dienst ist Abitur oder eine gleichwertige pädagogische oder soziale Abschlußprüfung zu fordern. Was als „gleichwertig" zu betrachten ist, ist von der Ausbildungskommission festzulegen."

2. „Für den volksbibliothekarischen Beruf ist mindestens eine dreijährige praktische und theoretische fachmännische Ausbildung und eine Abschlußprüfung zu fordern."

3. „Wir sind grundsätzlich gegen eine völlige Auseinanderreißung des wissenschaftlich-bibliothekarischen und des volksbibliothekarischen Berufes. Die Methoden der Gabelung und deren Vorteile und Nachteile sind von der Ausbildungskommission zu untersuchen und darzustellen."

Nachdem sich schließlich noch ein Frauenausschuß gebildet hatte, sprachen die beiden Herren Heinrich Becker (Leipzig) und Dr. Wilhelm Schuster (Berlin) über das Thema „Katalog und Leserschaft"; ein eingehender Bericht darüber wird später erstattet werden. Trotz großer Ermüdung blieb das Interesse bis zum Schluß rege; wegen der vorgerückten Stunde konnte keine Diskussion mehr stattfinden, und die Tagung wurde — gegen sieben Uhr — geschlossen.

Zu geselligen Veranstaltungen im Laufe der Tage trafen sich die Mitglieder erstmalig am Montag, den 15. Oktober, abends, mit den Teilnehmern der Jahresversammlung des Rheinisch-westfälischen Bibliothekarverbandes. Auf Dienstag, den 16. Oktober hatte der Verband alle Mitglieder, die zu der Tagung gekommen waren, zu einem gemeinsamen Mittagessen in den Ratskeller eingeladen. Der dritte Tag — Mittwoch, der 17. Oktober — war verhandlungsfrei: Nach einer Begrüßung durch Herrn Professor Dr. Bömer, den Direktor der Universitätsbibliothek Münster, erfolgte unter seiner Führung eine Besichtigung der Universitätsbibliothek und der von ihm geschaffenen Schausammlung alter Drucke. Daran schloß sich ein Rundgang durch die Stadt unter Führung von Herrn Privatdozenten Dr. Meyer. Zu einem Autoausflug auf die Wasserburg Droste-Hülshoff und auf die neuerdings als Kurhaus betriebene Boniburg hatte die Stadt eingeladen. Hier, wo die Teilnehmer zum letzten Male versammelt waren, sprach der neue Vorstand durch seinen Vorsitzenden dem alten Vorstand den Dank für seine Arbeit und besonders für seine Mühe um das Zustandekommen der Tagung mit ihren Veranstaltungen aus. Der Verband verfehlt nicht, auch an dieser Stelle sowohl dem Magistrat der Stadt Münster, insbesondere Herrn Stadtrat Dr. Engelmaier, wie auch den Herren Bibliotheksdirektor Dr. Bömer und Privatdozent Dr. Meyer seinen Dank zum Ausdruck zu bringen.

Berlin-Leipzig, Dezember 1928.

Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V.
Der Geschäftsführende Vorstand.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Robert Louis Stevenson (1850 – 1894).

Stevenson ist der Erneuerer des Abenteuerromans. Die alte Lust an „kuriösen" Erlebnissen, die noch Ende des 18. Jahrhunderts neu erwacht war und als romantischer Traum von fernen Ländern und Menschen, als Fernweh, in Rousseau,

*) Für die Mitglieder des V.D.V. wird das Protokoll der Tagung, dessen Veröffentlichung geplant ist, einen ausführlichen Bericht auch über diese Frage bringen.

Saint-Pierre, Châteaubriand, empfindsame Blüten getrieben hatte, begann um die Mitte des 19. Jahrhunderts wieder in gröberen Effekten sich gütlich zu tun, den künstlerischen Schmelz abzustreifen und schließlich in jene knabenhafte Renomiersucht zu verfallen, als welche sie, in äußerster Zurückbildung, bei Karl May erscheint. So tief ist freilich der englische Abenteuerroman nie gesunken: Stevenson konnte hier an eine ziemlich ununterbrochene Tradition anknüpfen, die namentlich im Jugendbuch eine bestimmte Linie erzählerischer Tüchtigkeit hielt; und er hat an diese Überlieferung angeknüpft („Schatzinsel"). Zugleich aber hat er sie weitergeführt: sein Werk bedeutet die Wiedergeburt des Abenteuerromans aus dem Geist des „psychologischen (19.) Jahrhunderts".

Der Schotte Stevenson, wie sein Stammesgenosse Poe Dichter des Grauens und der heimlichen Ängste, verdient neben Dostojewski genannt zu werden als Entlarver des Verbrechers im „anständigen Menschen" („Dr. Jekyll") — wie er andererseits auch der Entdecker des Menschen im Verbrecher, im Abenteurer überhaupt, ist. Seine Helden sind nicht mehr „in allen Sätteln gerechte" Alleskönner und Allerweltskerle, sondern Menschen aus Fleisch und Blut und Nerven, vorzugsweise Abenteurer wider Willen, die weder schießen noch fechten können und sich mühsam in ihren Schicksalen zurechtfinden, wobei auch kleine, lächerliche Alltagsgebrechen, wo sie gerade zutage kommen, nicht übersehen werden — ein unvergeßlicher Zug: Catrionas schöne Grauaugen sind kurzsichtig! Diese Helden verleugnen ihren Schöpfer nicht, von dem wir wissen, daß er krank und schwächlich war und gegen seine Leiden ankämpfte mit der Energie eines Mannes, der gegen sich selbst streng sein muß, um nur leben zu können.

Stevensons Psychologie ist nicht Zerfaserung. Sein Verfahren ist überall synthetisch, zusammenballend, die Züge rasch zum Bild fügend; nachträglich zu ergänzen, nachzupinseln liebt er nicht. Eine Stevensonsche Figur sieht etwa so aus: „Marie war ein braves Mädchen, pflichttreu, fromm, dumm, aber so leicht erschreckt, daß eine Unterhaltung mit ihr ein gefährliches Unterfangen war. ‚Bitte, darüber möchte ich nicht sprechen', pflegte sie zu sagen." So geht John Nicholsons Schwester durch die ganze Novelle, festumrissen, eindeutig, einprägsam. Wie man sieht, hilft dem Dichter bei seinen Charakterisierungen eine ungewöhnliche, an gewisse Franzosen (Voltaire, France) erinnernde Drastik der sprachlichen Wendung, zu der sich freilich das Englische (wie das Französische) viel leichter hergibt als das Deutsche.

Umso höheres Lob verdient die Übersetzung, in der Stevensons Werke jetzt verdeutscht vorliegen: in 12 Bänden, erschienen bei Gebr. Enoch, Hamburg (früher Buchenau & Reichert, München), zum Preis von je 4,50 für das schön in Leinen gebundene Exemplar. Diese Ausgabe, auf welche sich auch die folgenden Einzelbesprechungen, die letzte ausgenommen, beziehen, zeichnet sich als Ganzes betrachtet weiterhin dadurch aus, daß sie keine für uns ganz abzulehnenden Bände (ja, nicht einmal wesentlich geringer zu wertende!) enthält: in jedem von ihnen steckt mindestens ein Meisterwerk, das etwa dazugespannte schwächere Stücke mit herausreißt. Ich habe mich daher begnügt, drei Werke als ganz unentbehrlich voranzustellen und den Rest nach ziemlich willkürlich ermessenen Graden der Wichtigkeit und Verwendungsmöglichkeit zu ordnen. Die im Folgenden besprochenen Bände kommen, wo keine ausdrückliche Einschränkung gemacht ist, für alle Leser in Frage. Bei Stevenson gibt es auch keine erotisch bedenklichen Stellen.

Die Schatzinsel. 325 S.

Ähnlich wie in Frances „Bratküche" erzählt hier ein halbwüchsiger Gastwirtssohn, Jim Hawkins, das große Abenteuer seines Lebens: In dem einsamen Wirtshaus seiner Mutter, an der schottischen Küste, ist eines Tages ein zerlumpter alter Kerl erschienen, ein Raufbold mit breitem Entermesser und zerhackter roter Säufervisage, der, als ihn ein Schlaganfall niederstreckt und das Ende seines wüsten Rumtrinkens bereits abzusehen ist, dem Jungen ein Geheimnis anvertraut: in seiner Seemannskiste ruht das Vermächtnis des berüchtigten Seeräubers Flint, eine Karte mit genauen Angaben über Lage und Beschaffenheit der Insel, wo Flints ungeheure, durch ein Leben voller Greueltaten erworbene Schätze vergraben liegen.

Den weiteren Verlauf der Dinge, Seefahrt und Ereignisse auf der Insel, in allen haarsträubenden Einzelheiten zu schildern, ist unmöglich. Als besonders bewundernswert an diesem Jungenroman sei nur hervorgehoben, daß der kleine Jim trotz aller Heldentaten nie über sein Alter hinaus handelt und denkt: er ist genau so töricht, so eitel und so vom Glück begünstigt, wie es sich für seine fünfzehn Jahre schickt.

Der Pavillon auf den Dünen. 250 S.

Der „Pavillon" ist eine Holzvilla, die in öder, unzugänglicher Gegend der schottischen Küste liegt und einem seltsamen Einsiedler, Robert Northmour, gehört. Dieser felsenharte, schrullige und dabei noch junge Mensch liebt Clara Huddlestone, die Tochter eines aus London geflohenen Bankdirektors, der die Carbonari um ihr Geld und damit um eine Revolution betrogen hat. Um der Tochter willen hat Northmour dem widerwärtigen Alten Aufnahme gewährt, aber die rührende Schönheit Claras hat einen unerwünschten weiteren Beschützer auf den Plan gerufen, Cassilis (den Ich-Erzähler). Wie Northmour nun den Rivalen sofort erkennt — beide sind übrigens alte Bekannte —, wie er ihn dennoch als Bundesgenossen annimmt, und wie bei der folgenden, höchst romantischen Belagerung durch die „Italiener" im Innern des Pavillons Zwietracht und Eifersucht fortglimmt und jeden Augenblick auszubrechen droht, aber immer wieder eingedämmt wird durch die Gefahr von außen, das ist mit einer erzählerischen Selbstzucht durchgeführt, die sich im Häufen und Steigern der Spannungsmomente nicht genugtun kann. — Es folgt die Geschichte von Dr. Jekyll und Mr. Hyde, durch welche einst Stevenson den Ruhm erwarb, der ihm trotz „Selbstmörderklub" und „Schatzinsel" so lange nicht hatte zufallen wollen. Jekyll, der glänzende Chemiker, der feine, milde Gelehrte, der allgemein geachtete Gentleman und sein angeblicher Freund Hyde, das affenartig-häßliche, in blinder Wut mordende Untier, dessen „Äußeres der Widerschein einer verfluchten Seele" ist, sind in Wahrheit eine Person: durch ein seltsames Experiment ist es dem Chemiker gelungen, sein Ich zu teilen dergestalt, daß alle seine geheimen bösen Neigungen sich abspalten und in der Gestalt jenes Freundes Fleisch werden; wie in Wildes (offenbar von Stevenson beeinflußtem) Roman die Sünden Dorian Grays an seinem Porträt sichtbar werden. Die chemische Transformation, das unheimliche Sterben des guten und das Erwachen des bösen Geistes sind in eine Laboratoriumssphäre gebannt, in der das Wunder glaubhaft wird. Die dichterische Phantasie entfaltet sich hier so sieghaft, daß wir beim Lesen etwas wie Verzauberung spüren, eine unmittelbare Beglückung, die uns zunächst nicht ahnen läßt, daß wir eine symbolische Dichtung vor uns haben: das Seelendrama des modernen Menschen, der gespalten ist „in ein unerlöstes (verdrängtes) Trieb-Ich (Mr. Hyde, to hide = verbergen) und ein offizielles gepflegtes waches Ich (Mr. Jekyll = Ichtöter).*) — Nach diesem Meisterwerk erscheint „Des Sire de Malétroits Tür", eine Episode aus dem hundertjährigen Krieg der Engländer und Franzosen, kaum erwähnenswert.

Der Junker von Ballantrae. 352 S.

Ein Roman des Bruderhasses: James, der „Junker" (d. i. der älteste Sohn) im Hause Ballantrae, schließt sich 1745 dem Prinzen Charly Stuart an, und führt seitdem, fern der schottischen Heimat, ein kostspieliges Abenteurerleben, wofür ihm Henry, der „Hausbackene", Brave und der getreue Sekretär Mackellar die Gelder schaffen müssen. Eines Tages kommt James zurück. Als „armer jakobitischer Flüchtling" nistet er sich im Hause ein (in Wirklichkeit ist er schon längst Agent der Regierung), in der ausgesprochenen Absicht, den Bruder totzuquälen. Als er sich dabei Henrys Frau zu nähern beginnt, greift der Gereizte endlich zum Schwert, und James bleibt auf dem Platz. Anscheinend tot wird er von Schmugglern, seinen Spießgesellen, zu Schiff fortgebracht. Plötzlich ist er wieder da, in Begleitung eines geheimnisvollen Inders, der ihm als Vertrauter und Spion dient — und in derselben Nacht verläßt Henry mit Frau und Kindern heimlich das Haus. Der Bruder setzt ihm nach und findet ihn, zu ihrer beider Verderben: Henry muß ihm in New York Ausrüstung und Mannschaft zu einem Schatzgräberzug in die Einöden von Albany bereitstellen, er wirbt Mörder an, und James merkt es zu spät. Nun

*) A. Zweig in „Tage-Buch", Jg. 9, S. 1094.

spielt der Vielgewandte seinen letzten Trumpf aus: um nicht ermordet zu werden, stirbt er, d. h. läßt er sich durch den Inder in Scheintod versetzen und begraben. Dem kühnen Plan wird ein seltsames Gelingen: Henry, von Sorgen und Alter selbst böse und halb wahnsinnig geworden, brennend vor Begierde, den Verhaßten tot zu sehen, hat sich einer Regierungsgesandtschaft zu den Indianern von Albany angeschlossen. Sie finden das Grab und sehen den Inder im Mondeslicht damit beschäftigt, den Toten auszuscharen. Nach langen Wiederbelebungsversuchen schlägt James wirklich für einen Moment die Augen auf, — um sie, befriedigt, gleich wieder zu schließen: sein Lebenszeichen hat genügt, den Bruder auf der Stelle zu töten. Der Roman ist, besonders in seinem letzten Teil, von einem unerhörten, nicht auszuschöpfenden Reichtum an überraschenden, kühnen Wendungen, dabei in der Charakterisierung von einer Klarheit, welche Tiefe nicht vorzutäuschen braucht. „Wie könnte er (James) so böse sein, wenn nicht auch die Kraft in ihm wäre, gut zu sein", so philosophiert, erschauernd vor den Abgründen dieser gefallenen Engels-Natur, der Ich-Erzähler, die nüchterne, pedantische „alte Jungfer" von Mackellar, auf dessen Lippen die Bewunderung des bösen Junkers so zittrig-scheu und darum so überzeugend klingt. Nichts für einfache Leser.

Die tollen Männer. 339 S.

Die „tollen Männer" sind Sturzwellen, die um die Granitriffe bei Aros an der nordwestschottischen Küste tanzen und „wie eine Schar wilder Männer, die ihren Verstand vertrunken und sich der Macht der Rede begeben haben, ihren Wahnsinn stundenlang in die Nacht hinausschreien". Auf einer der Küsteninseln, wo noch die Erinnerung an den Untergang eines schatzbeladenen Armada-Schiffes lebt und Wagehälse aus aller Welt anlockt, hat sich ein „sauertöpfischer, galliger kleiner Mann" niedergelassen, ein Besessener, den Wellen Verwandter, der jedesmal, wenn ein Schiff untergeht, auf den Klippen hockt und mit den „tollen Männern" um die Wette brüllt. Haben diese seine Freunde ihr Werk getan, so raubt er das Wrack aus, und bei solcher Räuberei hat er auch schon einen Mord auf sein Gewissen geladen: er hat einen lästigen Überlebenden beseitigt, und seitdem schwimmt jedesmal, wenn das Boot von Aros auf dem Wasser ist, unter dem Kiel ein Geisterfisch mit — wie der alte Seemannsaberglaube will, der auch in Coleridges Gedicht: „Der alte Matrose" eine Rolle spielt. — In „Markheim" ist Mord das Hauptthema. Ein alter Antiquitätenhändler liegt in seinem Blut, der Mörder steht über ihn gebeugt, schaudernd vor sich selbst und voll Furcht. In dem folgenden Kampf Markheims mit dem Versucher, der ihn mit mephistophelisch-schopenhauerischen Argumenten auf der Bahn des Mordes weiterzutreiben sucht, enthüllt sich, wie in „Jekyll und Hyde", die Tragödie der modernen Seele, die beständig sich spaltend, auch verdammt ist, beständig sich selbst zu begegnen, vor sich selbst zu zweifeln und zu verzweifeln. — „Der Schatz von Franchard" erzählt, liebenswürdig und mit feinstem Verständnis für französische Geistesart und -unart, wie ein kinderloser Arzt, ein scharmanter, geistvoll-schrulliger Theoretiker versucht, aus seinem Adoptivkind einen Philosophen im Voltaireschen Sinne zu machen, warum das Experiment fehlschlägt, wie der Erzieher selbst eine Lektion empfängt, und welche Rolle hierbei der Schatz von Franchard spielt. — „Der Strand von Falesa" ist der Schauplatz eines Kampfes auf Leben und Tod: zwei Vertreter europäischer Handelsfirmen machen sich die Kopra und die Seele der Insulaner streitig, es geht um wirtschaftliche Existenz, um moralische Herrschaft und um ein schönes Südsee-Mädchen. Beide Männer sind stark, roh und unbedenklich, vom Leben gerüttelt und geschüttelt — dennoch ist der Sieger im Kampf mit Messer und Flinte zuletzt auch der moralisch Überlegene; besonders die verhaltene, mürrisch zugegebene Reue über seine anfänglich gegen die Insulanerin bewiesene „Schuftigkeit" gibt ihm wie seinem treuherzigen Lebensbericht einen eigenen sympathischen Zug.

Die Geschichte einer Lüge. 280 S.

Die Titelnovelle streift das Ibsensche Thema der „Lebenslüge": Die schöne Esther Van Tromp lernt erst als Erwachsene ihren Vater kennen, in welchem sie solange das Idealbild eines gottbegnadeten Künstlers verehrt hat. In Wahrheit gehört er zu jener Kategorie von Vätern edler Töchter, an denen Stevenson seine Kunst in der Schilderung heruntergekommener, zweideutiger Charaktere mit seltsamer Vorliebe geübt hat; aber wie alles in dieser Geschichte ins

Liebenswürdige gewandt ist, so hat auch der alte Farbenkleckser, Bummler und Parasit Van Tromp einen entschieden amüsanten, harmlosen Zug, und da er selbst nicht der Lüge unterliegt, sondern nur eben zugibt und davon profitiert, daß die Tochter ihre verschrobene Anbetung noch eine Weile fortsetzt, gibt es zum Schluß kein schreckliches Erwachen, sondern nur ein leichtes — détrompement.*) — Mit dem Flaschenteufel**) hat es folgende Bewandtnis: Er sitzt in einer milchigen, unzerbrechlichen Flasche, erfüllt seinem Besitzer jeden Wunsch (außer dem, nicht älter zu werden) und geht nicht verloren — im Gegenteil: die Flasche ist, einmal gekauft, schwer wieder loszuwerden. Gelingt es aber dem jeweiligen Eigentümer nicht, sie weiter zu verkaufen und zwar zu einem geringeren als dem Einkaufspreis, und überrascht ihn der Tod, so muß er in der Hölle brennen. Schließlich wird natürlich der Teufel doch geprellt: dem Hawai-Insulaner Keawe gelingt es in letzter Stunde, die Flasche für zwei Centimes an einen wüsten alten Steuermann loszuwerden, den der Teufel — überraschende Pointe! — ohnehin geholt hätte. — Weniger gelungen sind die beiden letzten Novellen: „Olalla“, eine Art Studie der Rassenentartung, demonstriert an den Abkömmlingen eines alten spanischen Adelsgeschlechts; und „Die Vorsehung und die Guitarre“, eine harmlose, in Einzelheiten reizvolle Episode aus dem Leben eines französischen Vortragskünstler-Ehepaars.

John Nicholson. 248 S.

John Nicholson ist hoffnungslos dumm, „ein natürliches, unbeholfenes, unintelligentes und lustiges Tier voll von einer tölpelhaften Zärtlichkeit, voll von Liebkosungen, die niemals sehr warm aufgenommen wurden, voll von plötzlichem und lautem Gelächter“. Dieses Urbild eines „unmöglichen“ Menschen ist prädestiniert zum Pechvogel, und der Dichter läßt die Abenteuer erbarmungslos auf ihn herabhageln; zugleich aber ist John zu sehr Unschuld, zu sehr Kind, um nicht seinen besonderen Schutzengel zu haben, der ihm immer wieder aus der Patsche hilft und schließlich alles zum Guten wendet. Dabei sind seine Abenteuer keineswegs harmlos: sein Weg führt haarscharf an Not und Tod vorbei; und so ergibt sich als Grundstimmung des Ganzen jene echte, tiefe Komik, die jederzeit bereit ist, ins Tragische umzuschlagen. — „Die Insel der Stimmen“ handelt von einem jungen Insulaner, einem Erzfaultier, Träumer und Aufschneider, und von seinem Schwiegervater, dem gewaltigen Zauberer Kalamake. Keolas Träume kreisen beständig um die Dollars, die der Alte seltsamerweise immer zur Hand hat; er will um jeden Preis, und wäre es Raub oder Mord, „dahinterkommen“. Da führt ihn Kalamake, seine Absicht durchschauend und um ihm zuvorzukommen, auf einem Zaubermantel nach der „Insel der Stimmen“, dem Treffpunkt aller Zauberer der Welt, die dort unsichtbar umherwandeln und am Strand, solange der Zauber wirkt, die blanken Dollars auflesen. Auf diesem Eiland, wo es zu Zeiten in den Sprachen aller Länder unheimlich durcheinanderklingt, trifft den Fürwitzigen die Rache Kalamakes: er gerät in einen Wirbel toller, spukhafter Abenteuer, und wird gehetzt und geschunden, bis er abgebüßt hat und sein treues Weib ihn retten kann. — „Die Leichenräuber“ führt in einen Kreis grundschlechter oder verdorbener Edinburgher Medizin-Studierender, die sich für ihre anatomischen Studien Leichen verschaffen, ohne viel nach der Herkunft zu fragen, und die so eine wahre Mord- und Leichenraubindustrie begründen. — Ebenso schaurig und fragmentarisch-kurzatmig ist „Die krumme Janet“, der Bericht eines alten abergläubischen Bauern von einem gespenstischen „Ding“, das nichts anderes ist als der tote Leib einer alten Hochlandshexe, in dem ein böser Geist Wohnung genommen hat. — „Will von der Mühle“ ist die legendenhaft stille Geschichte eines Einsamen im Hochgebirge, der es lernt, dem Wasser, das über seine Mühlenräder nach der Ebene fortfließt, sich nicht mehr nachzusehnen, der so zum Weisen wird und den schönen Tod eines „Vollendeten“ stirbt.

---

*) Diese Deutung scheint mir zulässig, obgleich sonst Namenssymbolik bei Stevenson nur ausnahmsweise (vgl. das zu „Jekyll und Hyde“ Gesagte) anzunehmen ist.

**) Köstlich illustrierte Einzelausgabe in der Insel-Bücherei!

Der Selbstmörderklub. 251 S.

Der Band enthält vier Abenteuer des Phantasieprinzen „Florizel von Böhmen", eines modernen Harun al Raschid, der mit seinem getreuen Obersten Geraldine das nächtliche London auf der Suche nach Abenteuern durchstreift. Von den drei unter dem Titel „Selbstmörderklub" zusammengefaßten Novellen führt uns die erste, „Die Geschichte des jungen Mannes mit den Sahnentörtchen", in eine Gesellschaft junger Exzentrischer und Desperados und alter ausgekochter Schurken, die, von einem wahren Teufel von Karten mischenden „Präsidenten" beherrscht, jede Nacht um ihr Leben spielen: wer Pik-As erhält, ist jeweils das Opfer und wird noch in derselben Nacht auf irgendeine, vom Präsidenten bestimmte, raffinierte Weise umgebracht von demjenigen seiner Klubgenossen, der bei demselben Spiel Treff-As erwischt hat. In dieser ersten wie auch noch in der zweiten Novelle, der „Geschichte des Arztes und des Saratoga-Koffers", die sich durch besondere Schauerlichkeit auszeichnet, ist noch viel Unklares und Unbefriedigtes, die dritte aber, „Das Abenteuer mit den Droschken", ist ein makelloses Meisterstück, das uns eine Ahnung von Geheimnis, Verstrickung und Schicksal zuweht aus einer Welt weit hinter den Zeilen, wie die schönsten unserer Romantiker-Nachtstücke. Inhaltlich bringt diese Novelle die Sühne aller vorangegangenen Verbrechen: Florizel tötet den Präsidenten. In der vierten Erzählung betätigt sich der Prinz, diesmal in Paris, wiederum als Wohltäter und Rächer, indem er einen riesigen indischen Diamanten, der wie ein „Apfel der Zwietracht" unter die Menschen gerollt ist und überall Verderben gesät hat, an sich bringt, um ihn in die Seine zu werfen. Dieser „Diamant des Rajahs" ist voll toller Verwicklungen und köstlicher Situationen, über denen, anders als in den drei vorhergehenden Nacht- und Nebelstücken, die volle Sonne des herzhaften, unsentimentalen Stevensonschen Humors versöhnend leuchtet.

David Balfour von Shaw. (Kidnapped.) 356 S.

Catriona. 445 S.

Der erste Teil erzählt, wie David Balfour von Shaw, aus whiggistischer schottischer Familie, in den Trubel der englisch-jakobitischen Parteikämpfe hineingezogen wird: Er kommt, sechzehnjährig und Vollwaise, in ein Küstenstädtchen zu seinem Onkel Ebenezar, von dem er Aushändigung seines Erbes erwartet. Der Alte, ein schmutziger, böser Geizhals, entledigt sich des lästigen Mahners höchst einfach, indem er ihn durch einen befreundeten Kapitän zu Schiff entführen (to kidnap) läßt. Unterwegs macht David — unter besonderen Umständen — die Bekanntschaft des Musters aller Hochlandskavaliere des 18. Jahrhunderts; und dieser Alan Breck (klein, eitel und zeremoniös, aber löwentapfer und goldestreu, dazu großer Dudelsackspieler und -pfeifer, und vor allem: gewaltiger Fechter vor dem Herrn und für die Sache der in Frankreich lebenden und gegen die George intrigierenden Stuarts), Alan Breck, der Ritter ohne Furcht und Tadel, treibt mit Davids Hilfe die Schiffsmannschaft zu Paaren. Ein Schiffbruch wirft sie an die Küste; zuerst getrennt, dann gemeinsam, fliehen sie quer durch die Hochlande, verfolgt von den „Rotröcken", die das Land nach den Mördern Colin Roys (des Häuptlings eines regierungstreuen Clans) durchstreifen; schließlich landen sie bei Onkel Ebenezar, David macht seine Erlebnisse glaubhaft, und der Alte muß das Erbe herausgeben.

Die Fortsetzung zeigt David als Kämpfer für Ehre und Hals eines armen Hochlandsedelmannes, der zu Unrecht des Mordes an Colin Roy angeklagt ist; als Freund des Lordstaatsanwalts Prestongrange und seiner schönen Tochter; als Spielball komplizierter politisch-juristischer Intrigen (es gelingt ihm nicht, der Justiz ihr Opfer zu entreißen); und als Liebhaber und schließlichen Gemahl der grauäugigen Hochlandsschönheit Catriona, einer echt Stevensonschen Frauengestalt, die mit anderen Heldinnen unseres Dichters auch das gemein hat, daß sie mit einem abscheulichen Taugenichts von Vater geschlagen ist. — Dieser zweite Teil mit seinen unergründlichen Kniffen und Winkelzügen, dem man anmerkt, daß der Verfasser gelernter Advokat war, wird den meisten Lesern zu beschwerlich zu lesen sein. Sie werden sich mit dem ersten Band und seiner prächtigen Schilderung des alten Schottland begnügen.

In der Südsee: 2 Bde. 244, 231 S.

Stevenson hat in der Südsee, wie vorher in Davos und Kalifornien, Heilung von schwerem Lungenleiden gesucht. 1888 ist er in das Paradies eingezogen, das ihm den Stoff zu einigen seiner schönsten Novellen liefern sollte, und gleich der erste Eindruck war ungeheuer: „Die erste Liebe, der erste Sonnenaufgang, die erste Südseeinsel sind einzigartige Erlebnisse, die an eine jungfräuliche Empfindungswelt rühren", heißt es in diesen Erinnerungen, die mit der Einfahrt in die Bucht von Anaho anfangen und mit dem Besuch der Gilbert-Inseln schließen. (Geschildert wird also nur die Zeit vor der dauernden Niederlassung in Vailima auf Samoa, der letzten Station Stevensons auf dieser Erde.) Bei aller Bewunderung der Sonnenschönheit von Luft und Meer hat der Dichter des „Flaschenteufels" der Nachtansicht dieser Welt sein Auge nicht verschlossen: Zauberei, Toten- und Dämonenkult beschäftigen ihn unablässig, und er wird nicht müde, zu fragen, Berührung mit den Eingeborenen zu suchen. So erwächst ihm aus tausend Begegnungen ein Bild des Südsee-Menschen, und unter diesen Begegnungen bleibt eine unvergeßlich: aus dem Gewimmel brauner Gestalten erhebt sich zu tragikomischer Größe ein Charakter: Tembinok', der Usurpator, das Herrschergenie im Kindheits- and Urzustande. Aber was nützt Tembinok' sein Genie: er weiß (und damit kommt ein schwermütiger Zug in seine Diplomatenpfiffigkeit), daß aller Insulanerwitz nichts hilft gegen den ausgefeimten, voll technischer Geheimnisse steckenden, nach unerforschlichen Gesetzen handelnden, immer erfolgreichen weißen Kaufmann.

Die Herren von Hermiston.*) 231 S.

Stevensons letztes Werk, das wahrscheinlich auch sein reifstes und reichstes geworden wäre, wenn er Zeit zur Vollendung gehabt hätte. Das Fragment entwickelt die gegensätzlichen Charaktere der beiden Herren auf Hermiston, des Lord-Oberrichters von Schottland Adam Weir — nach einem berühmten Vorbild des 18. Jahrhunderts gezeichnet — und seines Sohnes Archie; bis zu eigentlicher Handlung ist es noch nicht gediehen. So bleibt ein prächtiger, für wenige Leser schätzbarer Torso, aus dem besonders plastisch hervortritt die bezaubernde Gestalt der Kirstie Elliot, einer Fünfzigjährigen, die ihresgleichen in der Weltliteratur sucht. — Aus einer angefügten Notiz Lady Stevensons über ihres Mannes letzte Arbeit erfahren wir, daß dieses anschaulich-realistische Gemälde eines nebel- und regennassen nordischen Hügellandes unter der Südseesonne in Vailima (Samoa) entstanden ist.

Von Werken, die in der Ausgabe der Gebr. Enoch nicht enthalten sind (vgl. auch die Anmerkung zu „Hermiston") sei eine Erzählung erwähnt und für größere Büchereien zur Anschaffung empfohlen, die in der Reihe der „Zwei-Mark-Bücher" (München: G. Müller) erschienen ist, und zwar in einem Bande mit „John Nicholson":

Eines Dichters Nachtquartier.

Die Novelle ist als Kunstwerk schwach und psychologisch unzureichend, aber sie ist geeignet, unseren Lesern einen großen Dichter (Lyriker) näherzubringen, dessen Person und Schicksal noch ganz vom Dämon geführt, reiner Mythos war: François Villon, 1431 geboren, wegen eines Mordes aus Paris verbannt, wegen Straßenraub beinahe gehenkt, mehrfach eingesperrt und seit 1461 spurlos verschollen.

G. Hermann (Spandau).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Krishnamurti, J.: Königreich Glück. Autor. Übers. von Carla Vitelleschi. Mit einem Bildnis. Jena: Diederichs 1928. 96 S. Geh. 2,60. Geb. 4,20.

Das Buch stellt den ersten Band gesammelter Reden des jungen indischen Weltlehrers dar, der schon als Dreizehnjähriger von der theosophischen Führerin

*) 12. Band der Gesamtausgabe. Anfänglich stand an dieser Stelle der inzwischen zurückgezogene „Schwarze Pfeil"; erhältlich in einer Ausgabe des Verlages Bruns, Minden, und besprochen in „B. u. B.", Jg. 8, S. 155.

Annie Besant als die neue Inkarnation des Buddha proklamiert worden ist und heute der Führer einer die ganze Welt umspannenden und an Breite und Tiefe ständig zunehmenden religiösen Bewegung ist, die, von der theosophischen Lehre ausgehend, aber ohne sich an ihre Sätze zu binden, eine geistig-seelische Erneuerung der Menschheit in einer Verbindung von indischer und abendländischer Weisheit erstrebt, und die im „Orden vom Stern" ihren sichtbaren Ausdruck gefunden hat. Die Mitglieder des Bundes kommen unter Führung Krishnamurtis alljährlich in Eerde (Ommen) in Holland, dem internationalen Hauptquartier des Ordens in Europa, zusammen, und hier sind auch die in diesem Bande vereinigten Reden von Krishnamurti gehalten worden. Sie suchen zu einem Leben der Verinnerlichung und Selbstentwicklung aus eigener Wahrheit und innerer Unabhängigkeit zu geleiten, dessen Ziel nicht das eigene Glück, sondern der innere Frieden und das Glück der anderen ist, das nicht Glück sucht, sondern Glück erzeugt: „Die einzige Möglichkeit, höchstes Glück zu erlangen, liegt in voller Freiheit der Gedanken und Gemütsbewegungen sowie von allen leiblichen Dingen." Ein edler und reifer Geist predigt ein — auch in der sprachlichen Form bezwingendes — Evangelium der Wahrheit und der Schönheit zugleich, das allen um die Vergeistigung des Innenlebens Bemühten etwas zu geben vermag. K. Th. Bayer (Berlin).

Baumgarten, Franziska: Die Berufseignungsprüfungen. Theorie und Praxis. Mit 114 Abb. München: Oldenbourg 1928. XI, 742 S. Geb. 25.—.

Der erste allgemeine Teil klärt die grundlegenden psychologischen Fragen und untersucht die allgemeinen Prüfungsmethoden für die Berufseignung, wobei die Testprüfungen in ihren mannigfaltigen Verschiedenheiten, ihrer Anwendungsmöglichkeit und ihrer Begrenztheit besonders gründlich vorgenommen werden. Der zweite spezielle Teil bringt die Methoden zur Eignungsprüfung (und ihre Kritik) für die einzelnen Berufe: Lenker, Handwerker, Schriftsetzer, Telephonistin, Bureauangestellte, Schreibmaschinistin, Stenotypistin, akademische Berufe (Arzt, Lehrer und Erzieher, Diplomat), Polizeiangestellte, Landwirte — um die wichtigsten zu nennen. Als sehr glücklich hat sich dabei die Darstellungsart der Verfasserin erwiesen, wenn sie jedesmal die Entwicklung der Methoden für die verschiedenen Aufgaben zeigt, wodurch eine Einsicht in den gegenwärtigen Stand der Psychotechnik und ihre Leistungsfähigkeit zu erhalten ist. In der Schlußbetrachtung legt die Verfasserin noch einmal dar, daß die gegenwärtige Psychotechnik durchaus nicht die so oft gehegten Erwartungen rechtfertigen kann, und zeigt, welche wesentlichen bisher gar nicht oder zu wenig beachteten Momente eine Weiterentwicklung der Psychotechnik gewährleisten können. Als großer Vorzug des Buches ist noch hervorzuheben, daß es auf Kenntnis der deutschen wie der ausländischen Methoden beruht und daß es die Fachliteratur in umfassendem Maße verarbeitet; für den zweiten Teil befindet sich am Schluß außerdem eine reiche Bibliographie. So liegt geradezu ein Handbuch der Berufseignungsprüfungen vor, für die theoretische Weiterarbeit wie für die Praxis (als Nachschlagewerk) unentbehrlich. Große Volksbüchereien sollten nicht auf die Anschaffung verzichten. R. Joerden (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Führende Frauen Europas. In sechzehn Selbstschilderungen hrsg. u. eingel. von Elga Kern. Mit einem Selbstporträt von Käthe Kollwitz und 16 Portr. 2. Aufl. München: Reinhardt 1928. 286 S. Geh. 7,50.

Das verbindende Element in diesen Beiträgen sechzehn europäischer Frauen ist nicht allein ihre geistige Führerschaft — sonst wäre die Auswahl wahrscheinlich noch etwas anders ausgefallen —, sondern ihre mehr oder minder aktive Arbeit für den Frieden und mit wenigen Ausnahmen ihre schöne Bereitschaft zum Dienst am Menschen, der den meisten dieser Frauenleben eine beglückende Erfüllung gebracht hat. Die Gegenüberstellung all der so verschiedengearteten Frauentypen sichert der Kernschen Sammlung eine Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit, die ihr unter wahrhaft gebildeten Frauen zahlreiche Freunde erwerben wird. Unterstützt wird diese Wirkung von der äußerst geschickten Gruppierung der Beiträge durch die Herausgeberin, die den fesselnd und klar mit Wärme und feiner Bescheidenheit geschriebenen umfangreichen Lebensbericht der Alice Salomon und als Gegensatz den

trocken-ironischen, ziemlich scharf gegen den Mann — als nicht immer anständigen Konkurrenten — gerichteten Aufsatz der Naturforscherin Rhoda Erdmann an den Anfang des Buches stellte. Die wenigen mit schwächerer persönlicher Note begabten und geringeres Interesse erweckenden Selbstschilderungen hat E. Kern in die Mitte genommen und die Sammlung mit den eine neuartige, noch vielbekämpfte Lebensauffassung der Frau verfechtenden Ausführungen der Sowjetgesandtin A. Kollontay (siehe auch: Wege der Liebe. Berlin: Malik-Verlag) beschlossen. Besonderes Interesse erwecken noch die energisch-sachlichen und dabei warmherzigen Worte der Kommandantin der englischen Frauenpolizei, M. S. Allen, die die Beschützung der Frau allein durch die Frau fordert, und die übermenschliche Energie in dem Lebensbericht der Österreicherin Marianne Beth, die, ihrem nicht sehr kräftigen Körper zum Trotz, in ihrer Ehe Erziehung und Unterricht der beiden Kinder übernahm, die Repräsentationspflichten des Professorenhauses erfüllte, ihrem Gatten aufs aktivste bei seinen religionswissenschaftlichen Forschungen beistand und dabei noch eine vielbeschäftigte Advokatin war, von ihrer Arbeit für den Frieden ganz zu schweigen. Fast alle der hier sich selbst zeichnenden Frauen haben noch bei der Wahl ihrer Lebensaufgabe den entsetzten Widerstand ihrer Angehörigen und die hartnäckige Feindschaft der das Frauenstudium in Grund und Boden verdammenden wissenschaftlichen Männerwelt überwinden müssen. Käthe Kollwitz spricht nur durch ihr Selbstbildnis; aber in den durchgearbeiteten Zügen dieses nicht mehr jungen Frauengesichtes liegt die ganze Ernte eines kampf- und schaffensfrohen Lebens für die „Erniedrigten und Beleidigten“. Auch die Bilder der anderen spiegeln fast immer den geistig-seelischen Reichtum wider, der sich schon in ihren schriftlichen Äußerungen darbot. — Ein wunderbares Buch voll sittlichen Ernstes und menschlicher Reife, pädagogisch fruchtbar vor allem für unsere weibliche Jugend (vom 16. Jahre an). Für alle mittleren und großen Volksbüchereien und für Jugendbüchereien.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Knottnerus-Meyer, Hermann: Der unbekannte Löns. Gespräche und Erinnerungen. Ill. Jena: Diederichs 1928. 176 S. Lw. 5,50.

Nach den vielen Lönsbüchern der letzten Jahre, die wir gelesen und weggelegt haben, weil sie uns nichts Wesentliches über Löns gesagt haben, kommt jetzt ein Buch heraus von seinem Freunde, dem Maler Knottnerus-Meyer, der ihm allezeit nahestand und nicht erst seine freundschaftliche Verbundenheit mit Löns entdeckte, als der sich nicht mehr dagegen wehren konnte. Ein Künstler schreibt über einen Künstler: „Ich war bemüht, den Menschen Hermann Löns, so wie er in Wirklichkeit war, das Chaos, aus dem seine Werke geboren wurden, darzustellen; ich überlasse es dem Leser, darin den Künstler zu finden“. Das geschieht in einer Form, die getragen ist von der Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Künstlertums; Knottnerus-Meyer gibt, an Treue einem Eckermann vergleichbar, fast nur Gespräche mit dem Freunde wieder, aber aus ihnen wird der Mensch Löns in seiner Tragik und seiner Schwäche lebendiger als aus allem, was bisher über ihn gesagt wurde. Man stelle das Buch in allen Büchereien, in denen man Freunde für die Bücher des Dichters hat, getrost ein; es ist die bisher noch fehlende Ergänzung und zugleich die Deutung des Gesamtwerks. K. Schulz (Stettin).

Kriesi, Hans: Sinclair Lewis. Frauenfeld: Huber 1928. 216 S.

Interessant an dem Buch sind verschiedene Angaben über den Lebensgang des Dichters, die vor allem einer amerikanischen Skizze über Lewis und dann den Romanen selbst entnommen sind. Im übrigen werden Lewis' Werke in ihrer Bedeutung für die gegenwärtige amerikanische Kulturkampfbewegung erklärt und ihr Inhalt, besonders von „Main Street“, „Babbit“, „Dr. med. Arrowsmith“, „Elmer Gantry“ etwas umständlich erzählt. In der Bewertung scheint der Verfasser „Main Street“ vor „Babbit“ zu hoch einzuschätzen. Zur ersten Orientierung kann das Buch dienen, eine irgendwie kongeniale Darstellung ist es nicht.

R. Joerden (Stettin).

Plattensteiner, Richard: Ein deutscher Ekkehard. Leipzig: Staackmann 1928. 158 S. Geh. 2,—. Lw. 3,50.

Richard Plattensteiner, der unermüdlicher Künder seines Meisters Peter

Rosegger, will in diesem Buch „ein Bild der Verklärung von Roseggers Wesen und Wollen der Nachwelt überliefern". Dies Buch ist somit nicht eine Biographie im engen Sinne des Wortes, sondern eine freie dichterische Darstellung, ein „inneres Seelenbild" von Roseggers Lebens- und Leidensweg. Zum völligen Verständnis setzt die leider bisweilen recht überschwängliche, pathetische und in manchen Partien auch stark sentimentale Darstellung eine ziemlich genaue Kenntnis, zum mindesten der Hauptwerke von Rosegger voraus. Die Verwendungsmöglichkeit dieses Buches für Volksbüchereien ist sehr beschränkt.

R. Kock (Schneidemühl).

Redslob, Edwin: Garten der Erinnerung. Ein Weimarbuch. Hamburg: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1928. 77 S. Kart. 4,50. Lw. 6,—.

Das sehr schön ausgestattete und mit alten Vignetten und Stichen geschmückte Buch erzählt allerlei Erinnerungen aus der Familie des Verfassers, dessen ältere Verwandte noch vielfache Beziehungen zur Goethezeit gehabt haben. Wie ein Märchen klingt diese alte Zeit herauf in ihrem beruhigten Frieden, in dem noch Originale wuchsen, in dem die Luft noch einen Glanz aus großen, versunkenen Tagen bewahrt hat. Das stille und feine Buch, das sich schlicht und ohne Prätention gibt, wird bei den Freunden unserer klassischen Zeit willige und dankbare Leser finden. Für größere Büchereien. W. Schuster.

Spiero, Heinrich: Gustav Falke. Ein Lebensbild. Braunschweig: Westermann 1928. 98 S. Lw. 4,—.

Gustav Falke, der Freund Dehmels und Liliencrons, ist typisch für den deutschen Bürger der letzten Jahrzehnte der Vorkriegszeit, der sich aus dem Erfolgstaumel in ein stilles Reich der Schönheit rettet, das er wie einen Garten mit hoher Hecke gegen die Welt da draußen abschließt, woran gelegentliche Streifzüge durch die Gassen mit offenen Augen nicht viel ändern. Denn die Basis solchen Lebens bleibt der umsichtig und sparsam mit geringen Mitteln in harter Arbeit gesicherte Schönheitsfrieden, über dem trotz offenem Sinn und Herzen und trotz tapferem Mute irgendwie die Sonne Leberecht Hühnchens scheint. — Diese Grenzen Falkes sieht Heinrich Spiero nicht. Auch für die Untiefe der Melodie der Verse, trotz ihres sauberen und reinen, gelegentlich mutwilligen Klanges hat er kein Ohr. Er überschätzt also in seiner warmherzig dem befreundeten Dichter folgenden Darstellung dessen Kunst, von der doch nur eine kleine Auswahl längeres Leben verspricht. Größere Büchereien können das Buch für Freunde des Dichters einstellen.

W. Schuster.

Stendhal, Friedrich v.: Gedanken, Meinungen, Geschichten. Aus den Büchern über Mozart, Rossini, Bonaparte, Literatur, Länder und Leute. Leipzig: Insel 1928. 703 S. Lw. 8,—.

Die von Arthur Schurig ausgezeichnet getroffene, übersetzte und eingeleitete Auswahl bildet den 8. Band der ausgewählten Werke Stendhals im Insel-Verlag. Der überaus reiche und bunte Inhalt kann hier nicht umschrieben werden. Es tut sich eine wahre Schatzkammer an kulturgeschichtlichen Dingen, an feinen Bemerkungen und Aphorismen, an köstlichen Anekdoten, an Aussprüchen zu Kunst und Leben auf. Aber das Köstlichste von allem ist der dahinter stehende seltsame Mensch, der es wie wenige verstanden hat, sich selbst genug zu sein. Das ist es wohl auch, das ihm gerade jetzt so viele Verehrer zuführt. — Größere Büchereien sollten alle 8 Bände dieser schönen Auswahl anschaffen, kleinere — sofern sie die Leser für Stendhal haben — können sich mit den „Zwölf Novellen", „Rot und Schwarz" und „Von der Liebe" begnügen. Stendhal verlangt, worauf hier wohl nicht besonders hingewiesen werden muß, einen sehr kultivierten Leser.

W. Schuster.

Strich, Fritz: Schiller und sein Werk. Berlin: Deutsche Buchgemeinschaft o. J. 481 S.

Die Biographie ist zugleich als Einführung für die Tempelausgabe der Werke Schillers gedacht. Ein Verzeichnis am Schluß gibt die einzelnen Stellen an,

an denen die Werke in dieser Ausgabe nachgeschlagen werden können. Diese Art, zugleich Einführung zu sein und ein Nachschlagen zu den einzelnen Werken zu erleichtern, hat wohl ihren Aufbau im einzelnen beeinflußt und etwas gebunden. Sie ist aber so wertvoll, daß sie eine besondere Würdigung verdient. Obwohl die Gestalt Schillers klar herausgearbeitet ist, liegt der Nachdruck doch auf dem Werke. Eingehend ist die ästhetische und weltanschauliche Entwicklung an ihm aufgewiesen, die Analyse der Form der Werke ist tiefgehend und sehr aufschlußreich. Die Schwierigkeit des Stoffes bringt es mit sich, daß das Buch trotz der Klarheit der Darstellung nicht ganz leicht zu lesen ist, also keine Erste Einführung, aber ein guter und verläßlicher Führer zu wirklicher Auseinandersetzung mit dem großen deutschen Dichter, der gerade unserer Gegenwart wieder so viel zu sagen hat. — Für größere Büchereien unentbehrlich. W. Schuster.

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Fehr, Hans: Schweizerischer und deutscher Volksgeist in der Rechtsentwicklung. Frauenfeld: Huber 1926. 103 S. Lw. 2,—. (Bd 44 der Sammlung: Die Schweiz im deutschen Geistesleben.)

So interessant es ist, an der Rechtsentwicklung verschiedener Staaten den Geist der Völker unterscheidend zu charakterisieren, und so fesselnd dieser Versuch in vorliegendem Bändchen durchgeführt wird, so sind der Verwendung der Fehrschen Schrift doch enge Grenzen gesetzt, zumal der Verfasser immerhin einige Kenntnisse der Rechtsgeschichte voraussetzt. Das Büchlein wird, abgesehen von schweizerdeutschen Büchereien, nur in großen der Schweiz benachbarten deutschen Büchereien auf Interesse rechnen dürfen. — Vielleicht gibt es auch manchem Volkshochschuldozenten wichtige Anregungen zu einer Arbeitsgemeinschaft über den Volksgeist in der Rechtsentwicklung überhaupt und über die Tragik der Trennung von Volksgeist und Rechtsentwicklung in Deutschland. W. Braun (Stettin).

Heuß, Theodor: Führer aus deutscher Not. Fünf politische Porträts. Berlin: Weltgeist 1927. 107 S. Lw. 1,25.

Unter diesem Titel veröffentlicht Theodor Heuß fünf politisch-biographische Essays, die ihre Entstehung verschiedenen Anlässen verdanken und sämtlich bereits veröffentlicht waren. Das Buch besitzt aber dennoch einen einheitlichen Charakter, da die fünf dargestellten Persönlichkeiten, die alle in dem letzten Jahrzehnt gestorben sind, innere Gemeinsamkeit aufweisen. Sie alle: Friedrich Naumann, Max Weber, Conrad Haußmann, Hugo Preuß und Friedrich Ebert, sind Vorkämpfer der deutschen Demokratie, der Weimarer Verfassung; sie haben an entscheidender Stelle und mit ganzer Kraft beim Aufbau der deutschen Republik mitgewirkt. Am umfassendsten ist die Darstellung Friedrich Naumanns und Hugo Preuß'. Der Hauptakzent der Porträts liegt jeweils nicht auf dem privaten Leben, sondern auf der politisch-kulturellen Betätigung. Allen Aufsätzen, die in der Wertung des politischen Geschehens vom bürgerlich-demokratischen Standpunkt ausgehen, ist ein hohes geistiges Niveau gemeinsam. Das kleine Buch ist keine leichte Einführungsschrift, sondern eine problemreiche Darstellung. — Für größere Büchereien.
C. Wormann (Berlin).

Kohn, Hans: Geschichte der nationalen Bewegung im Orient. Berlin: Vowinckel 1928. XI, 377 S., 16 Karten. Geb. 24,—.

Den gesamten Orient von Marokko bis China erschüttern heute tiefgehende geistige und politische Kämpfe: Versuche zur Neubelebung der alten Religionen, Versuche zum Angleich an die amerikanisch-europäische, im wesentlichen technische Zivilisation, Streben zur Lockerung der dem Orient durch die großen Kolonialmächte angelegten wirtschaftlichen und politischen Fesseln. Dieser letztere Kampf, der den Durchschnittseuropäer stärker interessiert als die geistigen Krisen, ist mit dem Blickpunkt von Europa her behandelt worden von Hans Rohde („Der Kampf um Asien" Bd 1. Stuttgart 1924). Vom Gesichtspunkt des Ostens selber her sieht und schildert Kohn die Verhältnisse und zeigt, gegründet auf solide Literaturkenntnis, z. T. auch auf eigene Anschauung, die Entwicklung in den asiatischen Ge-

bieten Rußlands, den islamischen Reichen, in Indien und Ostasien. Er legt die Fäden klar, die den Kampf um politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit mit den religiösen Reformbewegungen, mit den Ideologien des englischen Liberalismus und der russischen Revolution und — in scharfer Gegenwirkung — mit dem englischen, französischen und amerikanischen Imperialismus verbinden. Der Verfasser ist dabei aufrichtig um ein unparteiisches Urteil bemüht und seine klare und eindringliche Darstellung kann dem Zeitungsleser lehren, daß die Dinge nicht so einfach sind, wie sie in der notwendigen Verkürzung der Tagespresse erscheinen. So muß das Buch großen Büchereien mit weltpolitisch interessierten Lesern warm empfohlen werden. Sein Verständnis erleichtern 16 kleine, aber geschickt gemachte Kärtchen; ein gutes Register erschließt den Inhalt; eine Bibliographie von 16 Seiten gibt die Möglichkeit der Nachprüfung und weiteren Eindringens.

E. Gratzl (München).

Stein, Alexander: Jungsozialisten und Arbeiterbewegung. Berlin: Laub 1928. 22 S. Kart. 0,30.

Diese Rede des Sekretärs des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit wurde 1927 auf der Reichskonferenz der Jungsozialisten in Dresden gehalten. Sie ist in erster Linie also eine Parteiangelegenheit und wurde auch als Werbeschrift veröffentlicht, ihr Inhalt ist vornehmlich politisch-agitatorischer Art. Da Stein aber in sehr klarer Form auch allgemein bedeutsame Probleme, wie die Stellung und Aufgabe der Jugend im politischen Kampf, behandelt, und das Wesen der jungsozialistischen Bewegung gut charakterisiert, ist die Broschüre eine ansprechende Ergänzung zu dem in „B. u. B." 1928, S. 192 besprochenen Handbuch für sozialistische Jugendarbeit", in dem die Jungsozialisten als Spitzengruppe der proletarischen Jugendbewegung zu kurz behandelt werden.

C. Wormann (Berlin).

Potthoff, Heinz: Arbeitsrecht. Das Ringen um werdendes Recht. Berlin: Mauritius-Verlag 1928. 152 S. Kart. 3,50.

Eine klug angelegte Übersicht über die Entwicklung des Arbeitsrechts aus dem deutschen Rechtsempfinden heraus von den primitivsten Anfängen bis zu den verzwicktesten Streitfragen der modernen Wirtschaft. Durch eine geschickte Verknüpfung von Wirtschaftsentwicklung, Recht und Kultur ist die Lektüre des Büchleins sehr anregend gestaltet und leicht verständlich geworden. Es ist kein Lehrbuch, sondern bietet lediglich eine kurze Orientierung für Fernerstehende und Anfänger über die gegebene Entwicklung unter besonderer Hervorhebung der gegenwärtigen aktuellen Probleme. Für das weitere Eindringen gibt es eine sorgfältig ausgewählte Literaturübersicht. Besonderes Gewicht ist auf die durch die Reichsverfassung bedingte Umbildung des bürgerlichen Rechts gelegt worden, das im B.G.B. neben dem Schutz von Gütern und Rechten keinen Schutz der Arbeitskraft kennt. Nach einer kurzen Darstellung des gewerkschaftlichen Arbeitsrechts, das den Übergang vom individuellen zum kollektiven Rechte bildet, erfährt das staatliche Eingreifen in die Regelung der Arbeitsbedingungen eine ausgiebige Behandlung und streift alle Einzelfragen des modernen Arbeitsrechts bis zum Versuch einer internationalen Rechtsangleichung. Hiernach erörtert Potthoff noch kurz das Arbeitskampfrecht mit vielen seiner Einzelfragen, um dann mit einer Übersicht der richtunggebenden arbeitsrechtlichen Reichsgesetze und -verordnungen das interessante Büchlein abzuschließen.

W. Fiedler (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Bab, Julius: Befreiungsschlacht. Kulturpolitische Betrachtungen aus literarischen Anlässen. Stuttgart: Engelhorn 1928. 217 S. Kart. 4,50. Lw. 6,—.

Vielleicht mag der Titel für diese klugen und feinen Betrachtungen etwas anspruchsvoll erscheinen, dennoch: sie runden sich in ihrer Auseinandersetzung mit allerlei Zeitfragen, sei es Bürgertum, neue Lyrik, Bismarck und Wilhelm II., Henry Ford und der Sozialismus, Amerikanismus und Russentum, Spengler und Goethe, zu einem Ganzen zusammen. Dieses läßt sich vielleicht als eine Selbst-

besinnung des westeuropäischen Menschen auf seine besten inneren Kräfte umschreiben, eine Selbstbesinnung, die aus dem Nebel der Schlagworte und Weltverbesserungstheorien in ein neu-altes Bereich geistiger und seelischer Freiheit und eines auf klaren Grenzsetzungen aufgebauten Schaffens ruft. Literarisch besonders wertvoll sind die Ausführungen über den Zauberberg, die Undset, das politische Drama. — Wertvoll für größere Büchereien und für den Büchereileiter selbst als Besinnung über wichtige Zeitfragen. W. Schuster.

Fiesel, Eva: Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik. Tübingen: Mohr 1927. IV, 259 S. Geb. 12,—.

Im Anschluß an Strichs „Deutsche Klassik und Romantik" wird hier mit großer Liebe und eindringendem Verständnis die Sprachauffassung der deutschen Romantik dargestellt. Das erste Kapitel entwickelt die Sprachphilosophie der Frühromantik, das zweite die der jüngsten Romantik, wobei in anregender Weise immer die Verwandtschaft mit der Sprachphilosophie der Sturm- und Drangzeit und W. v. Humboldts und die Gegensätzlichkeiten zu ihnen gezeigt werden. Der dritte Teil bringt eine Zusammenfassung der Sprachphilosophie der Romantik und die Abgrenzung dieser Auffassung einer „metaphysischen Sprache", in der die Einheit der Religion zu finden sei, der Sprache als Spiegel des Geistes, gegen die Sprachauffassung des jungen Deutschlands und der kommenden positiven Wissenschaft, die vor allem das gemeinschaftliche Leben in der Sprache verkörpert sah, von ihr eine Abbildung der Wirklichkeit forderte. Recht störend ist, daß bei den reichlichen Zitaten nie die genaue Stelle, sondern immer nur das Werk genannt ist, wodurch ein gründliches Nacharbeiten des Buches unmöglich gemacht ist. — Für Studienbüchereien. R. Joerden (Stettin).

Nötzel, Karl: Die russische Leistung. Karlsruhe: Braun 1927. 114 S. Geh. 2,40. (Wissen und Wirken 45.)

Diese Schrift faßt in knapper Form zusammen, was Nötzel in seinen früheren Werken, vor allem in den „Grundlagen des geistigen Rußland", in der „Sozialen Bewegung in Rußland", in seiner „Einführung in den russischen Roman", in dem unvollendeten Buch über Tolstoi und der großen Dostojewski-Monographie über das Wesen des russischen Menschen ausgeführt hat. Während in den vorangehenden Werken Nötzels reiches Wissen und tiefes Erleben — er hat 20 Jahre in Rußland gelebt — oft verstreut war, ist ihm in diesem Buch Aufbau und Zusammenraffung geglückt. Meisterhaft legt er die politischen, kulturellen, religiösen, soziologischen Grundlagen des russischen Volkes dar, zeigt die Eigenart seiner Stellung in Europa auf. Am tiefsten und überzeugendsten ist die Darstellung der russischen Erzählung, der großen Romane und Novellen, als wahrster Ausdruck des russischen Wesens. Der russische Dichter, der Epiker, ist der wahre Volkssprecher, und die russische Erzählung ist die schöpferische Leistung des ganzen russischen Volkes. Nicht das reiche Wissen, nicht das abstrakte Gedankengebäude, sondern die Umwandlung und Deutung der gesamten Lebensströmungen und Lebensmöglichkeiten im dichterischen Kunstwerk ist das Einzigartige des russischen Wesens. — Zeitbefangen bleibt Nötzel dem Bolschewismus gegenüber, den er durch seine scharf individualistische, antimarxistische Einstellung nicht objektiv darstellen kann. Auf diese Einseitigkeit ist bei der Ausleihe zu achten, bezw. sie durch gleichzeitige Bereitstellung anderer Bücher, z. B. der kleinen Schrift von Gumbel: „Vom Rußland der Gegenwart", oder der umfangreichen Werke von Fülop-Miller, Marca u. a. auszugleichen. Nötzels Schrift gehört als eins der besten Bücher über Rußland, trotzdem sie keine ganz leichte Lektüre ist, schon in mittlere Büchereien.

C. Wormann (Berlin).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Altmann, Wilhelm: Handbuch für Streichquartettspieler. Ein Führer durch die Literatur des Streichquartetts. Mit zahlr. Notenbeispielen. 2 Bde. Berlin: Hesse 1928. 340, 354 S. Geb. 6,50, 7,50. (Hesses Handb. der Musik. Bd 86. 87.)

Altmann, der bereits einen der bibliographischen Orientierung dienenden Katalog „Kammermusik-Literatur" herausgegeben hat, bietet nunmehr einen

musikalisch erläuternden Wegweiser durch die gesamte noch lebendige Literatur des Streichquartetts von seinen Anfängen bis zum zeitgenössischen Schaffen, unter besonderer Berücksichtigung der Klassiker und der letzten 75 Jahre, in chronologischer Anordnung nach dem Geburtsjahr der Komponisten. Der erste Band behandelt die klassischen Meister und die Romantiker, er reicht bis Smetana; der zweite die Jüngstvergangenheit und Gegenwart, ebenfalls mit Einschluß der außerdeutschen Produktion. Altmann, der geschätzte Musikgelehrte und frühere Direktor der Musikabteilung und der Deutschen Musiksammlung an der Preußischen Staatsbibliothek, hat das Quartettspiel von Jugend auf selbst eifrig gepflegt und ist als Bibliothekar und praktischer Musiker zugleich ein besonderer Kenner des Gebiets; er berücksichtigt auch mehr oder weniger Vergessenes sowie das Schaffen der Zeitgenossen bis in die unmittelbare Gegenwart (z. B. ist das dritte Quartett Schönbergs berücksichtigt) in dankenswerter Vollständigkeit und mit dem Willen zur Objektivität (wenn auch manche der Wertungen — zumal sie aus z. T. weiter auseinanderliegenden Zeiten stammen — eine gewisse Subjektivität nicht verleugnen können, vornehmlich in der ablehnenden Haltung gegenüber bestimmten Produktionen der Jüngsten). Die Erläuterung beschränkt sich auf allgemein musikalische und thematische Charakterisierungen und spieltechnische Angaben, ohne formale Einzelanalysen, jedoch unter ausgiebiger Zitierung der wichtigeren Themen durch Notenbeispiele (bei Haydn wird z. B. ein ziemlich vollständiger thematischer Katalog seiner Quartette geboten). — Ein sehr wertvoller praktischer Ratgeber nicht nur für Künstlerquartette und Dilettanten-Quartettvereinigungen, sondern — da wir heute eine neue Blüte der Haus- und Kammermusik oder doch deren Beginn erleben — für alle Musik Treibenden und Hörenden; zugleich in beschränktem Maße eine Geschichte des Streichquartetts darstellend, wenn auch die historischen Verbindungslinien nicht ausgezogen sind. — Ein Nachtrag, der die übrige Kammermusik für Streichinstrumente in gleicher Weise behandeln soll, ist vom Verfasser in Aussicht gestellt. K. Th. Bayer (Berlin).

Meister der deutschen Musik in ihren Briefen. Hrsg. von H. Brandt. Ebenhausen b. München: Langewiesche-Brandt 1928. 448 S. Kart. 4,—.

Mit glücklicher Hand sind in diesem Bande der „Bücher der Rose" Briefe von zwölf deutschen Musikern ausgewählt: Bach, Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Weber, Mendelssohn, Schumann, Brahms, Wagner, Bruckner. Alle Bindungen, die der Liebe, der Freundschaft und des geselligen Verkehrs, die beruflichen und die geschäftlichen Beziehungen haben ihr Beispiel. Bildnisse nach alten Vorlagen und Handschriftenproben sind beigegeben; einige Werke der Künstler werden summarisch genannt und voran geht jedem Abschnitt eine kurze Lebensbeschreibung. — Für alle Büchereien. W. Engelhardt (Berlin).

Scheffler, Siegfried: Richard Wagner. Sein Leben, seine Persönlichkeit und seine Werke. Kommentare und Einführungen zu seinen Opern und Musikdramen. Mit 9 Bildtaf. Hamburg: Alster-Verlag 1928. 530, 659 S. Hldr. (nur so!) 12,—.

Die beiden ansprechend ausgestatteten Bände enthalten die Bühnendichtungen Wagners vom Rienzi bis zum Parzifal nebst allgemein kommentierenden Einführungen zu den einzelnen Werken. Vorangeht eine umfangreichere Einleitung, die das Leben am Werk, das Werk am Leben und an der Persönlichkeit spiegelt. Die Wiedergabe des Wortlauts der Dichtungen ist ohne textkritische Revision erfolgt und weist in der Berücksichtigung der verschiedenen Fassungen wie in Einzelheiten Mängel und Fehler auf. Die Einleitung wie die einzelnen Einführungen setzen manches in neuartige Beleuchtung, ermangeln aber in vielfacher Beziehung der Gründlichkeit und leiden auch unter stilistischen Unzulänglichkeiten. Die Ausgabe wird somit für volksbildnerische Zwecke im allgemeinen nicht in Frage kommen, auch schon hinsichtlich des durch die Ausstattung hochgetriebenen Preises nicht (die vorzüglich erläuternde Goltherssche Ausgabe z. B., die die gesammelten Schriften und Dichtungen mit Lebensbild, Einleitungen usw. bietet, kostet nur 15,— geb., die Kappsche gar nur 10,— geb.). K. Th. Bayer (Berlin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Brockhausen, Carl: Österreich in Wort und Bild. Mit 185 Bildern und 1 Landkarte. Leipzig: Schneider o. J. IV, 272 S. 8,—.

Trotz des immer mehr betonten Anschlußwillens gibt es in Deutschland Menschen genug, die sich von dem heutigen Österreich keine rechte Vorstellung machen können. Hier erwächst unseren Volksbüchereien eine erziehende und aufklärende Aufgabe. Ein für diesen Zweck ganz geeignetes Buch ist vorliegendes. Es ist ein Sammelwerk, das von den besten Kennern Österreichs geschrieben wurde. Hier wird gleichsam der „Brautschatz“ aufgezeigt, den Österreich seinem angestammten Heimatland mitbringen kann. Frohe Hoffnung spricht hier trotz des Herben, das dieses Land mitmachen mußte: Wir werden nicht untergehen, weil wir nicht wollen, und ihr deutsche Brüder werdet leben, wenn ihr nur selbst wollt. So unterrichtet das Buch in fast zu gedrängter Kürze über den Namen, die Entstehung und über Österreich als Hüter des deutschen Ostens gegen anstürmende kulturfeindliche Horden. Diese Aufgabe hat es in tausendjähriger Geschichte getreu erfüllt und sich gleichsam als Diener der europäischen Kultur selbst aufgezehrt. Deswegen konnte und mußte es untergehen. Nach Erörterung der Geographie, der Pflanzen- und Tierwelt wird die Geschichte behandelt und dargetan, warum Österreich kein Einheitsstaat wurde. Der Grund wird mit dem einzigen, vollkommen richtigen Satze gegeben, weil „das nationale Hemd den Menschen näher saß als des Kaisers Rock“. Und wer glaubt, dem Österreicher Bequemlichkeit oder eine gewisse geistige Trägheit vorwerfen zu dürfen, der wird hier eines Besseren belehrt. Wohl herrscht in den Alpenländern konservative Lebensauffassung, was aber nicht gleichbedeutend ist mit Rückschritt, wie die große Zahl von Erfindern beweist, die gerade aus diesen Gegenden hervorgegangen ist. Was Österreich auf kulturellem Gebiet geleistet hat in Kunst, Literatur, Theater, ist zu bekannt, als daß man hier näher darauf eingehen sollte. Zum Schlusse werden noch die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse des neuen Österreich behandelt. — Alle diese Ausführungen sind begleitet von einem herrlichen Bildermaterial. Das Werk kann allen Volksbüchereien aufs wärmste empfohlen werden.

S. Höpfl (München).

Mayo, Katherine: Mutter Indien. Übers. von Dora Mitzky. Frankfurt a. M.: Frankfurter Sozietäts-Druckerei 1928. 409 S. Geh. 8,—. Geb. 10,—.

Die Verfasserin dieses neuen Indienbuches ist Amerikanerin, sie hat es sich zur Aufgabe gemacht, die ethischen, sozialen und hygienischen Verhältnisse im „Wunderland Indien“ zu untersuchen. Ihr Buch ist ein Bericht ohne dichterische und romantische Verschleierung, eine bisweilen fast nüchterne, zahlengespickte Rechenschaftslegung und doch ein menschlich aufs Tiefste ergreifendes Werk! — Den Brauch, die indische Frau im Kindesalter zu verheiraten und sie als Mutter schwächlicher und kaum lebensfähiger Kinder vorzeitig altern zu lassen, macht Miß Mayo verantwortlich für die fortschreitende Degeneration des Volkes, für die Indolenz der Männer, für das Siechtum und das Massensterben von Hunderttausenden. Heftig klagt sie den zu veräußerlichtem Brauchtum erstarrten Hinduismus an, daß er die gräßlichsten Seuchen durch Schmutz und Unsitte fördere — Indien ist der Pestherd der ganzen Welt — und daß indischer Fatalismus die wohlüberlegten, notwendigen gesundheitspfleglichen Maßnahmen der englischen Regierung verhindere. Die Ausartung religiöser Kulthandlungen zu finsterstem Aberglauben habe zwar indische Sozialreformer zur Aufklärungsarbeit veranlaßt (an ihrer Spitze Mahatma Gandhi), die vor allem für die Idee der Selbstregierung ihres Landes kämpften, doch hält Miß Mayo ein körperlich und geistig so heruntergekommenes Volk für unfähig, seine Geschicke selbst zu bestimmen. Ferner schildert die Verfasserin die niederträchtige Behandlung der bildungsfähigen und gesunden Parias durch die höheren Kasten, die fürchterlichen Tierquälereien, zu der der sanfte Glaube Buddhas geführt habe, und die Trägheit der indischen Baumwollpflanzer und Viehzüchter. Demgegenüber lobt sie die Maßnahmen der Engländer, die bei geringerer Gleichgültigkeit der Inder zweifellos bedeutende Erfolge auf dem von

Miß Mayo studierten Gebieten haben könnten. — Eine Reihe von anhangweise abgedruckten indischen Antworten zeigt das Interesse, das man dem Buch in Indien entgegenbringt, teils in zusagendem, teils in ablehnendem Sinne. — Hinter den Schilderungen des Werkes steht eine zwar geschäftskluge, vor allem aber menschlich empfindende, warmherzige Persönlichkeit, deren Darlegungen kein Leser ohne tiefste Ergriffenheit lesen wird. Neben die Bücher Sauters, die Indien weit positiver und weniger nüchtern ansehen, gehört dies Buch in jede größere Bücherei; aber auch schon manche mittlere Bücherei wird gut daran tun, es einzustellen.

W. Eggebrecht (Stettin).

Burckhardt, P.: Heitere Reiseerlebnisse eines Malers in Italien. Basel: Reinhardt 1926. 155 S.

Bei der großen Auswahl an Literatur über Italien kommt dem vorliegenden Buche keine wesentliche Bedeutung zu. Die im Feuilletonstil erzählten kleinen Reiseerlebnisse betreffen allerlei angenehme und unangenehme Erfahrungen, zumeist mit einfachen Leuten aus dem italienischen Volke und in Ortschaften, die zumeist abseits der bekannten Reisewege liegen. Für den einfachen Leser sind die zahlreichen italienischen Worte und Sätze unverständlich, da selten eine Verdeutschung stattgefunden hat. Das Buch kommt allenfalls für größere Volksbüchereien zur Anschaffung in Frage. H. Horstmann (Gleiwitz).

Horn, A. A.: Abenteuer an der Elfenbeinküste. Hrsg. von Ethleldra Lewis. Mit einem Vorwort von Galsworthy. Leipzig: Insel 1928. 303 S. 7,—.

Die Herausgeberin hat durch Zufall diesen 73 Jahre alten Mann kennen gelernt, der jetzt im Armenhause Johannesburgs sitzt, mit merkwürdigen Geschäften sein Leben fristet und sich immer gedrängt fühlt, irgend jemandem seine Lebenserinnerungen und Lebensweisheiten auszupacken Auf ihre Veranlassung hat Alfred Aloysius Horn seiner neuen Freundin jede Woche aufgezeichnet ein Stück seiner Erinnerungen gebracht, und die Herausgeberin hat dann vermerkt, unter welchen Gesprächen jedesmal das Zusammentreffen stattgefunden hat. So ist ein unglaublich originelles Buch entstanden. Die Erinnerungen erzählen schlicht und spannend, wie der junge Mensch als Händler in die kaum erforschte, überquellende Natur der Elfenbeinküste kommt und manchmal mit Gewalt, häufiger mit Gütlichkeit, immer mit dem alles besiegenden Bundesgenossen Alkohol den Verkehr mit den Eingeborenen aufgenommen hat. Er kennt Stanley, Karl Peters und andere Größen persönlich und hat freundschaftliche Beziehungen zur Woermann-Gesellschaft, er treibt mit den Kannibalen Handel, wird ihr Freund, ja Mitglied einer ihrer Sekten, führt mit den räuberischen Stämmen Krieg und befreit eine von den Schwarzen als Priesterin verehrte und gefangen gehaltene Weiße. Die Gespräche — fast nur werden Worte Horns wiedergegeben — sind dann eigentlich nichts anderes als eine Sammlung von verschrobenen, grotesken, witzigen, treffenden Sentenzen, eine Häufung von Weisheiten, die dieser vielerfahrene alte Mann seinem Leben zu danken hat. Wenn man zitieren will, möchte man am liebsten alles anführen. „Wenn man bedenkt, was für eine armselige Art von weißen Männern um Segen fleht, ist es kein Wunder, wenn der große Beobachter geneigt scheint, den Schwarzen eine Gelegenheit zu bieten, Gutes zu tun. Wer weiß, ob er nicht den Neger dazu ausersehen hat, der Welt einen neuen besseren Kurs zu geben?" — Das Buch strahlt eine farbige Schönheit aus und sprüht von dem einfachen Mutterwitz, der die Dinge beim rechten Namen zu nennen weiß. „Ich sage nichts von Missionaren. Sie nehmen meistens eine Frau mit, und das ist eine weise Einrichtung der Natur. Aber Händler —". Horn hat recht, wenn er meint, daß sein Buch von den Deutschen besonders geschätzt werden wird; alle, die mit Nachdenken zu lesen verstehen, sich einmal ein Bild von der geschäftstüchtigen, Tiere mordenden und Eingeborene verderbenden Kolonialarbeit der vielgelobten weißen Rasse machen wollen und doch den Sinn für die Schönheit eines abenteuerlichen Lebens nicht verloren haben, werden ihr größtes Vergnügen an ihm finden.

R. Joerden (Stettin).

Sienkiewicz, Henryk: Reisebriefe aus Afrika und Amerika. Aus dem Poln. übertr. von Sonja Placzek. Regensburg: Habbel. 424 S. Geh. 2,—. Lw. 3,—. (Henryk Sienkiewicz' Werke. Bd 12.)

Diese Reisebriefe aus Afrika und Amerika, deren Entstehung übrigens schon mehrere Jahrzehnte zurückliegt, bringen in keiner Beziehung etwas Neues, Besonderes. Für eine Übersetzung aus dem Polnischen lag für uns Deutsche, die wir weitaus bessere Werke über beide Erdteile besitzen, durchaus keine Veranlassung vor. — Sprachliche Schnitzer wie „alle, die (!!!) wir auf dem Wege begegneten" (S. 159) verraten nicht gerade übermäßige Sorgfalt.

R. Kock (Schneidemühl).

Visser, Ph. C.: Zwischen Karakorum und Hindukusch. Eine Reise nach dem unbekannten Herzen Asiens. Aus dem Holländ. übers. von H. Hoek. Mit zahlr. Abb. Leipzig: Brockhaus 1928. 288 S. Geh. 8,50. Geb. 10,—.

Das holländische Ehepaar Visser, das schon früher im Himalaya Hochtouren gemacht hatte, besuchte im Jahre 1925 die Berge im Norden von Kaschmir zum zweiten Mal, diesmal mit der rein wissenschaftlichen Absicht, einige topographische Fragen im Gebiet von Hunza, wo Karakorum und Hindukusch zusammenstoßen, aufzuklären. Der Bericht über die von der indischen Regierung geförderte, erfolgreiche Expedition liegt jetzt in guter deutscher Übersetzung und — bis auf die allzu kleinen Kärtchen — schöner Ausstattung vor. Frisch und mit trockenem Humor erzählt, die Schwierigkeiten nicht verschweigend und nicht übertreibend, ist er eine erfreuliche Bereicherung der nicht umfangreichen deutschen Literatur über diese großartige Bergwelt.

E. Gratzl (München).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Berg, Bengt: Tookern. Der See der wilden Schwäne. Berlin: Reimer 1928. 222 S. Lw. 10,50.

Bengt Berg ist mit diesem Werk zu seinen früheren Tierschilderungen zurückgekehrt. Wie in dem schlicht-einfachen Regenpfeiferbuch und der Adlergeschichte ist er auch hier dem Tierleben seiner nordischen Heimat treu geblieben. Es sei gleich von vornherein bemerkt, daß in diesen bodenständigen Werken seine Stärke liegt, als Schriftsteller wie als Forscher. „Tookern" ist ein See in Schweden, flach und im Verlanden begriffen, den Menschen im Wege, aber eine Zufluchtsstätte für viele Vögel, die Bengt Berg in diesem Buch schildert. Den Hauptteil desselben widmet er den Höckerschwänen. Bei uns schwimmen sie halbzahm auf Parkteichen, aber dort sind es wilde, scheue Vögel, aus deren Leben Bengt Berg mit vielen Listen 40 Augenblicke — gestohlen hat, so möchte man sagen, um sie auf 40 schönen Bildern wiederzugeben. Es folgen andere, dem deutschen Leser wohlvertraute Vogelarten: die weiße Bachstelze, die verschiedenen Wildenten, die Nebelkrähe, dort wie hier die große Eierdiebin, der Brachvogel, ein Moorbewohner, dem es in Schweden viel schwerer wird, menschlicher Kultur sich anzupassen als bei uns, der Haubentaucher, die Zierde der norddeutschen Seen, die Bekassine, die auch in Schweden „Himmelsziege" heißt von ihrem gespensterhaften Meckern, endlich die Rohrweihe, die dafür sorgt, daß die Wasserhühner sich nicht bis ins Ungemessene vermehren. Bengt Berg versteht es, diese Vogelgestalten dem Leser in einer Weise nahezubringen, die ihm die Trennung von ihnen schwer macht. Man scheidet mit dem Gefühl, daß sie und dieses letzte Stück Wildnis, das hier festgehalten wurde, bald der Vergangenheit angehören werden. — Keine Bücherei wird auf dieses Werk, das Lesern jeder Alters- und Bildungsstufe in die Hand gegeben werden kann, verzichten dürfen.

O. Schnurre (Berlin).

Fetscher, R.: Abriß der Erdbiologie und Eugenik. Mit 79 Abb. Berlin: Salle 1927. 145 S. Hlw. 4,—.

Das Buch unternimmt es, in kurzer, gedrungener Form die Hauptzüge des Wissens von der Vererbung und der Rassenbeeinflussung darzustellen. Da hierfür die Grundlagen der Chromosomenlehre, der Abänderungen und Sprungänderungen

notwendig sind, werden sie am Anfang ziemlich eingehend behandelt. So wird der Leser dann die ferneren Abschnitte weit besser verarbeiten können. Den krankhaften Vererbungserscheinungen ist besonderes Gewicht beigelegt worden; sie sind durch eine ganze Reihe von übersichtlich vereinfachten und wirklichen Stammbäumen erläutert. Im zweiten Teil, welcher der eigentlichen Eugenik gewidmet ist, werden Erbanlagen und die verschiedenen Krankheiten und Seuchen auf ihren Auslesewert untersucht. Schließlich wendet sich der Verfasser den praktischen Beeinflussungen zu, die er zur Besprechung in zwei Gruppen trennt, je nachdem mit hindernden oder fördernden Maßnahmen dabei gearbeitet wird. In dem letzten Teil ist der Grotjahnsche Entwurf zu einem Elternschaftsversicherungsgesetz abgedruckt. — Das Buch ist besonders für Leser empfehlenswert, die sich rasch einen Einblick in die Fragen des Gebietes verschaffen wollen und einige Vorkenntnisse allgemein-naturwissenschaftlicher Art mitbringen. Für mittlere und größere Büchereien empfehlenswert. C. Barth (Stettin).

Sippel, H.: Körper — Geist — Seele. Berlin: Weidmann 1926. 104 S.

Das als Heft 11 der Sammlung „Beiträge zur Turn- und Sportwissenschaft" erschienene Bändchen beschäftigt sich mit dem Wesen der Leibesübung, die als selbstgewollter und lustbetonter Ablauf eines Triebes erkannt wird, der sich so in Form des Spiels verkörpert und die Grundbedingungen für die Entwicklung der Körperorgane schafft. Dadurch, daß auf diese Weise die unter fremdem oder eigenem Zwang erfolgenden Ausbildungsübungen außerhalb des Betrachtungskreises bleiben, gewinnt die ganze Darlegung an Unmittelbarkeit und psychologischer Tiefe. Die Jugendzeit, die den Untersuchungen zugrunde liegt, wird als Lernzeit begriffen, aber dergestalt, daß Lernen hierbei ganz triebmäßig (im Gegensatz zum durchschnittlichen Schullernen) erfolgt, wodurch alle hemmenden Nebenerscheinungen entfallen. Der Verfasser betrachtet weiterhin die einzelnen wesensverschiedenen Zeiten der Jugend, das Säuglingsalter, die frühere und die spätere Kindheit und das Reifealter. An gut herausgegriffenen Beispielen zeigt er den Unterschied und das verschiedene Zielstreben in ihnen, das somit auch für den Erzieher zur Richtschnur seiner lenkenden Tätigkeit werden muß. — Das Werk zeigt feine psychologische Beobachtungsgabe vereint mit überdurchschnittlicher Ausdrucksfähigkeit der Sprache, die das Lesen zum Genuß machen. In Lehrer- und Erzieherbüchereien, auch in solchen, die unmittelbar mit Körpererziehung nichts zu tun haben, sollte das Buch nicht fehlen. C. Barth (Stettin).

8. Verschiedenes.

Hesse, Hermann: Betrachtungen. Berlin: S. Fischer 1928. Lw. 7,50.

Dieser Sammelband ist ein Gegenstück zu dem 1926 erschienenen „Bilderbuch". Auch er enthält aus allen Zeiten von Hermann Hesses schriftstellerischem Schaffen „Beiläufiges" (Schopenhauer würde gesagt haben „Parerga und Paralipomena"), was aber beileibe nicht heißt „Nebensächliches". Noch besser als an jenem anderen Sammelbande kann man an diesem die weltanschauliche Entwicklung des Gewissensmenschen und Bekenners Hesse ablesen. Ist doch hier die Erdbebenzone des Weltkrieges besonders deutlich abgegrenzt dadurch, daß „Aufsätze aus den Kriegsjahren" anhangsweise eine Gruppe für sich bilden, während im übrigen Aufsätze, die zwischen 1904 und 1926 entstanden sind, einfach der Zeitfolge nach aneinandergereiht sind. Und es sind gerade unter den Kriegsaufsätzen einige der auch heute noch eindrucksvollsten Betrachtungen des Bandes. Wie verständlich wird uns von hier aus der verzweifelte soziale Pessimismus des „Steppenwolfes"! Wer im Dezember 1918 ein so flehentliches Kapitel schreiben konnte wie „Der Weg der Liebe", der muß von der Gegenwart bitter enttäuscht sein. Wenn ein so hoffnungsarmer Mann, wie es Hesse in jeder Hinsicht am Ende des Krieges war, damals eine sichtliche innere Umkehr unseres Gesamtvolkes erhoffte (insbesondere auch, daß „unsere Industriellen den Weg vom egoistischen Kapitalismus zum selbstlosen Verwalten menschlicher Arbeit finden"), dann kann er natürlich angesichts der Art, wie sich inzwischen große Teile unseres Volkes „um ein Stück Schicksal gedrückt haben", nichts mehr von der Entwicklung dieses Volkes erwarten. Von hier aus ist dann auch der Glaube Hesses zu verstehen, daß der Weg Europas,

zum mindesten geistig-seelisch, demnächst ins Chaos, ins Asiatisch-Ungeordnete, ins demiurgische Jenseits oder richtiger Diesseits von Gut und Böse führe. Viele werden Hesse hierin nicht beistimmen können, weniger aus Angst vor dem harten „Stirb und Werde", als aus der Überzeugung, daß die Eigenform des deutschen Geistes einer solchen Entwicklung schlechterdings widerstrebt. Aber auch wer hier weltanschaulich anders steht, wird ergriffen werden von dem bekennerischen Ernst, mit dem Hesse, namentlich in den Aufsätzen über Dostojewski (sie sind teilweise schon aus der Broschüre „Blicke ins Chaos" bekannt), den „letzten Fragen" der europäischen Zukunft nachgeht. — Besonders hingewiesen sei auch noch auf die beiden Aufsätze über Christian Wagner, auf die Betrachtungen über Jean Paul, Hölderlin, Novalis, Bettina, Balzac, Angelus Silesius und Schubart, auf den „Brief an einen Philister" und auf die herrliche Abhandlung „Von der Seele". Auch einige Stücke, die in unserer Zeitschrift veröffentlicht waren (8. Jg. S. 161 ff., 3. Jg. S. 193 ff. und 1. Jg. S. 201 ff.), findet man hier wieder. — Alles in allem: Hesses „Betrachtungen" sind wie Weniges, was von Dichtern unserer Zeit in Essay-Form geschrieben worden ist, geeignet, den Leser „zu sich kommen" zu lassen. Besonders für Bildungspfleger ist eine innere Auseinandersetzung mit ihnen wertvoll, um nicht zu sagen unerläßlich. E. Ackerknecht.

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Deutsches Balladenbuch. Eine Auslese von Otto Zimmermann. Mit Holzschn. von A. Paul Weber. Hamburg-Großborstel: Deutsche Gedächtnis-Stiftung 1927. 396 S. Lw. 5,50.

Der Herausgeber hatte die Aufgabe, das 1904 erschienene Balladenbuch der Stiftung zu erneuern, das Otto Ernst, Loewenberg, E. Schultze und Börries von Münchhausen herausgegeben hatten. Er ließ manches vom alten Edelgut fallen, das er schon als aus den Schulbüchern bekannt voraussetzte, um Raum für neuere Dichtungen zu gewinnen. Aber streng ist das nicht durchgeführt und konnte auch wohl nicht durchgeführt werden. So hat das Buch meinem Empfinden nach doch etwas Zwitterhaftes bekommen. Ein Balladenbuch als Hausbuch muß schon die wichtigsten Balladen der älteren Zeit bringen. Hier bleibt von Schiller nur der Handschuh und die Schlacht, von Goethe fehlt die Braut von Korinth und der Gott und die Bajadere, von Bürger der Kaiser und der Abt. Die Auswahl der neueren ist im allgemeinen geschmackvoll, aber Lissauer konnte noch sparsamer vertreten sein, Otto Ernst konnte ruhig ganz fehlen, ebenso Tielo und J. V. Widmann (hier ist der vorgesetzte Bericht aus Schlossers Weltgeschichte besser als die danach gefertigte Ballade selbst). Das sind aber geringe Ausstellungen, die den Wert des Buches, das schon kleineren Büchereien nach der Auswahl des Kunstwarts empfohlen werden kann, nicht schmälern können und sollen.

W. Schuster.

Ponten, Josef: Römisches Idyll. Berlin-Grunewald: Horenverlag 1927. Geh. 3,50. Lw. 6,50.

Verse von Josef Ponten, kein Epos, wie es die Anpreisung des Buchumschlages will, sondern lyrische Impressionen aus dem Rom des letzten Vorkriegsjahres, wie es sich dem Dichter, der sich bescheiden einen Chronisten nennt, dargestellt und geoffenbart hat: eine Wonne für Pontens architektonisches Dichten und Trachten „Nie sah schön'res Gebälk mein baulüsternes Aug . . . Ach, ich weiß nicht, ob ihr sie nachfühlt, die Wollust an Steinen . . .". Und so nimmt es nicht wunder, wenn er seine Freude, dem klassischen Rom angepaßt, in die klassische Form des Distychons gießt, natürlich nicht, ohne der Form einen tieferen Sinn zu geben, indem er Hexameter und Pentameter mit Mann und Frau und ihren besonderen Wesenseigenschaften vergleicht und in ihrer ehelichen Vereinigung die Ausmünzung seiner gedichteten Welt zu schaffen gedenkt. So wird die Lektüre des Buches, dessen vornehme Ausstattung zu rühmen ist, nicht nur ein ästhetischer Genuß, sondern ein freudig genießendes Miterleben Roms, bei dem es sich schon

verlohnt, mit den Augen Pontens zu sehen, ja, auch mit seinem Herzen, das man — doch nicht zur Herabsetzung sei's gesagt! — in den Pfeilern und Bögen des Versbaues wohl ab und an suchen muß, aber stets aufstrebend und schwingungsfroh entdeckt. — Für alle Ponten-Leser. M. Schaefer (Elberfeld).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Ammers-Küller, Jo van: Tantalus. Ein Eheroman. Leipzig: Grethlein. 413 S. Lw. 8,80.

In diesem Gesellschaftsroman wird der Zerfall einer Ehe geschildert. Die Handlung spielt in bestsituierten Kreisen Hollands und in Amerika. Evert Tideman, ein im Grunde gutmütiger, doch haltloser Mensch und großer Schürzenjäger, bringt sich durch eine Liebschaft mit einer jungen Amerikanerin um sein häusliches Glück, obwohl ihn tiefe gegenseitige Liebe mit seiner Frau verbindet; erst nach Scheidung und Wiederverheiratung erkennt er, daß er sich selbst seines letzten Haltes beraubt hat. — Mit anerkennenswerter Unparteilichkeit bemüht sich die Verfasserin, den „Fall" von allen Seiten zu beleuchten, um beiden Parteien gerecht zu werden. „Könnten wir nicht versuchen, uns ein wenig zu entwickeln, und unsern Anteil Arbeit in der Liebe langsam auf uns nehmen nach und nach?" Dies Rilke-Motto ist dem Buch als Mahnung vorangesetzt. Ausgezeichnete Milieuschilderungen, das anschauliche Gegenüberstellen des patriarchalischen holländischen Familienlebens und des gelockerten amerikanischen, ein flüssiger Stil machen den Roman für alle an modernen Gesellschaftsproblemen interessierten Leser höchst beachtenswert.

Frida Endell (Stettin).

Baker, Olaf: Der Sohn des Donners. Ein Indianer- und Silberlöwenroman. Übers. aus dem Engl. von Marguerite Thesing. Leipzig: Grethlein 1928. 307 S. Geh. 4,—. Lw. 5,50.

Die Hauptpersonen der Erzählung sind Thunderboy, der Sohn eines Weißen und einer Indianerin, seine indianische Großmutter und sein Freund, der Silberlöwe „Manu". In lebendiger und anschaulicher Darstellung wird uns das abenteuerreiche Schicksal des jungen Indianers vorgeführt, den wir zuerst als kleinen Burschen kennen lernen, wie er in einer alten Zuckerkiste, in Opossumfell gewickelt, dem Knistern des Feuers im Ofen lauscht. In Thunderboys Kameraden und Beschützer „Manu" haben wir es wohl mit dem amerikanischen Puma (Felis concolor) zu tun, der in der Tat häufig eine ganz überraschende Zutunlichkeit und Anhänglichkeit an den Menschen zeigen soll, weshalb er schon von den alten Spaniern als „amigo del Christiano" bezeichnet wurde. Deshalb wollen wir es der etwas weitgehenden Phantasie des Verfassers nicht verübeln, wenn er ihn zwei-, dreimal in völlig hoffnungsloser Lage in der Rolle eines deus ex machina auftreten läßt (es schmeckt dann ein wenig nach „Drehbuch"-Sensation). Die Einfühlung in einen jungen Naturburschen, die Schilderung von allerlei Getier — prächtig z. B. das Kapitel über den Fischreiher — sind gut gelungen. Für alle Büchereien, auch zur Ausleihe an reifere Jugendliche geeignet. H. Engelhard (Berlin).

Christaller, Helene: Berufung. Roman. Basel: Reinhardt 1928. 394 S. Geh. 4,80. Geb. 6,80.

Der Roman schildert den Konflikt, in den eine hochbegabte junge Geigerin gerät dadurch, daß sie die Frau eines Pfarrers wird, der in seiner Tätigkeit als Hausvater eines Heims für epileptische Kranke völlig aufgeht, so daß er seine junge Frau oft genug sich selber überläßt. Wie die Künstlerin allmählich aus Liebe zu ihrem Mann in ihre neue Aufgabe hineinwächst, wie sie als Hausmutter des großen Heims langsam die Herzen der oft schwer zu gewinnenden Anstaltsinsassen erobert, weil die demütig dienende Liebe zu den Elendsten und Abscheulichsten unter den Kranken in ihr Herz einzieht, so daß sie schließlich im entscheidenden Augenblick durch den Ertrag einer Konzertreise das Fortbestehen der Anstalt sichern kann, das wird mit starker menschlicher Wirkung fesselnd erzählt. Das Buch kommt vor allem für ernstere Frauen in Frage, es wird aber auch schon von jüngeren Mädchen gern gelesen werden. Schon mittlere Büchereien können es einstellen. W. Eggebrecht (Stettin).

Fleuron, Svend: Die Färse vom Odinhof. Roman. Jena: Diederichs 1928. 218 S. Lw. 6,80.

Man wird der mit maschinenmäßiger Promptheit erscheinenden Fleurons allmählich etwas müde. Dabei ist diese Geschichte einer Färse und späteren Höchstleistungskuh nicht einmal schlecht und wegen der Einblicke in die hochorganisierte dänische Viehwirtschaft sogar interessant, aber man hat doch das Gefühl, daß man alle guten Szenen, Kellas Geburt oder ihre schönen Kälbertage u. a., schon früher bei Fleuron gelesen hat und daß sie jetzt nur noch nach dem bewährten Muster „hergestellt" werden. Die „Färse" wird am ehesten in Büchereien mit ländlicher Leserschaft verwertbar sein, große Büchereien werden das Buch nur zur Abrundung ihrer Bestände anzuschaffen brauchen. K. Schulz (Stettin).

Glaeser, Ernst: Jahrgang 1902. Potsdam: Kiepenheuer 1928. 354 S. Geb. 6,—.

Dieses Buch ist eine flammende Anklage und Warnung. In zwei Abschnitten, welche „Der Aufmarsch" und „Der Krieg" überschrieben sind, erzählt Glaeser, was er und seine Altersgenossen vom Jahrgang 1902 in den letzten Monaten vor dem Kriege und während des Krieges in ihrer kleinen süddeutschen Vaterstadt und in deren Umgebung erlebt haben. Da ist der Vater, der korrekte Jurist und Untertan, und die schöngeistige, temperamentvolle Mutter, da sind allerhand Honoratioren, in denen der kollektive Dünkel eines „Deutschtums" umgeht, das von jeher den besten Nährboden für Judenhaß und Chauvinismus abgegeben hat, da ist der Warenhausbesitzer, Herr Silberstein, der in Patriotismus machen muß, wenn er vorwärtskommen will, da ist der sozialdemokratische Rechtsanwalt, der in bequemer Selbsttäuschung an die Unmöglichkeit eines europäischen Krieges glaubt, da ist aber schließlich auch der aus der Art geschlagene Major a. D., der sich draußen in der Welt umgesehen hat und mit unheimlicher Illusionslosigkeit das große Unheil kommen sieht, das auch ihn verschlingen muß. Von ihnen allen — außer dem „roten Major" — gilt das Wort, das der kleine Franzosenjunge seinem deutschen Sommerfrischenfreund am 1. August 1914 in verzweifeltem Trennungsschmerz zuruft: „Der Krieg, das sind unsere Eltern!" Und was dieser Krieg, außer allen anderen Scheußlichkeiten, an Verbrechen gegen das keimende Seelenleben der eben heranwachsenden Kinder solcher Eltern mit sich gebracht hat, das ruft uns der zweite Teil des Buches in die Erinnerung zurück. Glaeser hat ihm ausdrücklich eine Erklärung vorausgeschickt, die mit den Worten beginnt: „Im folgenden berichte ich, was meine Freunde und ich vom Krieg gesehen haben. Es sind nur Episoden .... Es wäre mir leicht gewesen, einen „Roman" zu schreiben. Ich habe mit diesem Buch nicht die Absicht, zu „dichten"." So ist es denn auch nicht verwunderlich, daß die Komposition das Schwächste an dem Buche ist: Es hört, wenn auch mit einem sehr starken, aktschlußartigen Erlebnis, so doch sozusagen „mittendrin" auf und es enthält manche sehr krasse sexuelle Szene, die ganz hätte fehlen oder in perspektivischer Verkürzung hätte gegeben werden können (daß sich der Verfasser im Sinne eines psychoanalytischen Heilverfahrens von ihrer komplexbildenden Kraft erlösen wollte, ist ihm natürlich nicht zu verdenken; aber die Ergebnisse eines solchen Verfahrens gehören ja wohlweislich in der Regel zu den Beichtgeheimnissen!), ohne daß seine Lebensfülle oder seine moralische Stoßkraft dadurch wesentlich vermindert worden wäre. Aber man mag vom künstlerischen Standpunkt aus einwenden, was man will, der „Jahrgang 1902" bleibt ein menschliches Dokument von hohem Bekenntniswert. Darum gehört er auch schon in mittlere Volksbüchereien. Freilich wird kein Bibliothekar das Buch ausgeben dürfen, ohne es selbst gelesen zu haben. Denn nicht nur Jugendliche kommen als Leser keinesfalls in Betracht, sondern auch manche Erwachsenen, von denen selbst heute noch (oder wieder) unwiderruflich das Wort gilt: „Der Krieg, das sind unsere Eltern!" Am liebsten sähe man das Buch in den Händen von solchen Eltern, die den Jahrgang 1902 und die folgenden „nicht verstehen", aber den ehrlichen Willen dazu haben. Vielleicht kommt doch der eine oder andere zur Erkenntnis, daß diese Jugend nicht „schlechter" ist als irgendeine Jugend vor ihr, aber daß sie das Unglück gehabt hat, die Fragwürdigkeit der menschlichen Gesellschaft in einem Alter an sich zu erfahren, das sonst schon gerade genug an seinen Pubertätsnöten zu tragen hat. E. Ackerknecht.

Folcke, Nils-Magnus: Architekt Sergius. Roman. Aus dem Schwed. übers. von Ortrud Freye. Tübingen: Fischer 1928. 154 S. Geh. 2,80. Lw. 4,40.

Architekt Sergius ist einer der vielen „Heimlosen und Schwachen und auf falschen Weg Gestellten", einer von denen, die alles entgleiten lassen und selbst noch da, wo das Leben sich ihnen aufdrängt, ihr müdes „Ach so" sprechen. Versucht er einmal das Leben anzupacken, kommt er zu spät oder geht er fehl. Irrtum ist selbst in seiner Tat am Ende: nachdem er Jahre hindurch vergeblich seine Tochter gesucht, um seine Vereinsamung zu durchbrechen und irgendwo Verantwortung zu tragen, kämpft er mit einem anderen um ein fremdes Mädchen, worin er sie gefunden zu haben glaubt, und findet dabei seinen Tod. — Das Buch hat das müde Wissen und Verzichten der Sensiblen, im Ton nicht minder wie in den Gedanken, und hat darum nur in großstädtischen Büchereien Berechtigung.

V. A. Schmitz (Breslau).

Lorenz, Helmut: Die Parlamentarier von Michelstedt. Humoristischer Roman. Berlin: Warneck 1928. 363 S. Lw. 5,80.

Dieser humoristisch sein sollende Roman sucht ein Bild von der Zerrissenheit und Uneinigkeit im politischen und gesellschaftlichen Leben einer Kleinstadt zu geben. Erst gemeinsame Not und die eindringlichen Mahnungen eines Auslandsdeutschen schaffen eine Grundlage, von der aus man unbeschadet persönlicher Überzeugungen gemeinsam arbeiten kann. Die ganze Darstellung ist so oberflächlich und so trivial, daß Büchereien gut tun, von einer Anschaffung des Buches Abstand zu nehmen.

R. Kock (Schneidemühl).

Mann, Heinrich: Eugenie oder die Bürgerzeit. Roman. Berlin: Zsolnay 1928. 319 S.

Es ist eigentlich eine alte Geschichte. Ein gut aussehender, wohlhabender und sehr arbeitsamer Mann und eine um ein gutes Jahrzehnt jüngere Frau. Sie sehr hübsch, aus dem Süden stammend und entsprechend weiblich, er norddeutsch bieder, aber den Verlockungen der siebziger Gründerjahre auch nicht gewachsen. Ein dämonischer Mann, der ihn gänzlich, sie beinahe hinabreißt, ein patriotischer Geibel-Dichter (leicht ironisch getönt) als guter Engel. Ende gut, alles gut. Die Gatten finden sich und ein tieferes Glück wird in strenger Arbeit sich auftun. — Diese etwas banale Fabel ist interessant gemacht z. T. durch eine nicht ganz glaubhaft gewordene Dämonie des bösen Gründers, z. T. dadurch, daß das Ganze sich um die Aufführung eines Stückes des alten Geibel-Dichters (er heißt natürlich anders) gruppiert, und dem Verfasser nun besonders im zweiten Teil (die Aufführung, in die die Pleite wie eine Bombe schlägt) Gelegenheit zur Entfaltung seines virtuosen Könnens bietet. Das Interessanteste aber an dem Buche ist, daß der revolutionäre Satiriker (allerdings stets revolutionär auf seine ganz besondere Art) ewige Werte im Bürgertum entdeckt, ja ihm ein Auferstehen prophezeit, wenn es sich auf seine beste innere Kraft besinnt. Damit rückt der Verfasser nicht nur sehr nah an seinen Bruder, sondern auch an eine sich immer mehr verstärkende literarische Strömung: Auferstehung des Bürgers. — Das Schlimme an dem neuen Buche Heinrich Manns ist, daß die Gestalten kein wirkliches Leben besitzen. Es ist manches sehr gut und sehr gerecht an ihnen gesehen, aber diese Psychologie schafft noch nicht Gestalt. Im allgemeinen werden die Büchereien auf das Buch verzichten, große Büchereien es als Zeitdokument einstellen können.

W. Schuster.

Schaeffer, Albrecht: Die Geschichte der Brüder Chamade. Leipzig: Insel; Berlin: Horenverlag 1928. Lw. 6,—.

Raoul, der jüngste von drei Brüdern, der, ohne die Weihen empfangen zu haben, die Priesterwürde vortäuscht, ermordet die geliebte Frau, die an seinen ältesten Bruder Alexander durch ein Versprechen gebunden ist. Der Verdacht der Tat fällt auf den dritten Bruder Gaston, der, von Geburt an entstellt, die öffentliche Meinung derartig gegen sich fühlt, daß er verzweifelnd die Schuld auf sich

nimmt und seinem Leben freiwillig ein Ende macht. „Chamade = Signal zur Ergebung", sagt das Wörterbuch. Indem der Dichter aus der ersten Schreckenstat eine andere, noch furchtbarere erwachsen läßt, zeigt er zugleich, daß es ihm nicht um das Verbrechen an sich, sondern überhaupt um die Möglichkeit der Verwirrung menschlichen Geistes zu tun ist: „Das Böse ist in uns allen lebendig und aus dem Einzelnen schwärt es heraus." — Nach Angabe Schaeffers geht das Tatsächliche des Romans auf eine französische Vorlage zurück. Ob sich nun aber die geschilderten Ereignisse in den 20er Jahren des vorigen Jahrhunderts wirklich abgespielt haben oder nicht, ist für die Beurteilung unerheblich. Die gestaltende Phantasie des Dichters verleiht dem Geschehenen das Leben einer höheren Wirklichkeit und rückt damit das Einmalige und Zufällige in den Bereich des Allgemein-Menschlichen. Für alle Volksbüchereien. M. Schaefer (Elberfeld).

Sohnrey, Heinrich: Fußstapfen am Meer. Ein Grenzlandroman. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung 1929. 373 S. Lw. 5,—.

Die Toten soll man ruhen lassen. Auch diesem Roman, der bereits 1910 unter dem Titel „Die Lebendigen und die Toten" erschien, wäre es besser gewesen, wenn man ihn nicht von den Toten auferweckt hätte. Wir verzichten wirklich von Herzen auf die Darstellung von Dr. Grubers und der schönen Fischerfrau Veronika entsagendem Heldentum, zumal das Buch ein völlig verzerrtes Bild katholischen Glaubens gibt. R. Kock (Schneidemühl).

Steinkopf, Wilhelm: Die zur Höhe wandern. Berlin: Warneck 1928. 279 S. Lw. 5,80.

Als Vorwurf dient diesem Roman das alte Problem des Mannes, der zwischen zwei Frauen steht und nach vielen und langen Irrwegen doch schließlich zu der findet, die ihm vom Schicksal bestimmt ist. — Gerhard Eckberg, der junge, tüchtige und wagemutige Flieger trifft hoch oben in den Bergen mit Frau Marga zusammen, die in liebeloser Ehe mit einem nur auf materielle Dinge bedachten Manne lebt. Beide fassen eine tiefe Zuneigung zueinander, bringen aber bei späterem, durch den Zufall herbeigeführten engeren Zusammensein doch die sittliche Kraft auf, auf Erfüllung ihrer Liebe zu verzichten. Erst nach Frau Margas jähem Tode durch die Hand ihres eifersüchtigen Mannes findet Gerhard den Weg zu seinem Bäschen Annegold, deren Liebe zu ihm auch sein Erlebnis mit Frau Marga nicht hat ersticken können. — Das Buch steht über dem durchschnittlichen Unterhaltungsroman und kann daher allen Büchereien empfohlen werden für Leser, die keine hohen Ansprüche stellen. R. Kock (Schneidemühl).

Tolstoi, Graf Alexei: Ibykus. Der Roman eines Revolutions-Abenteurers. Heidelberg: Merlin-Verlag 1927. Geh. 2,80. Hlw. 3,80.

Die Idee ist nicht schlecht, einen Menschen, der sich Lenormandsche Karten legt und dabei „das Symbol des Todes oder den sprechenden Totenkopf Ibykus" aufschlägt, allmählich, nachdem er von der bolschewistischen Revolution abwechselnd aufwärtsgetragen und wieder in die Tiefe geschleudert worden ist, in dieses Symbol hineinwachsen zu lassen, bis er selbst dieser Ibykus, „der König des Lebens" geworden ist. Die Kraft des Autors aber, die das Elend und die Wut russischen Emigrantentums farbig und vielgestaltig zu schildern weiß — namentlich die Überfahrt eines überfüllten Auswandererschiffes von Odessa nach Konstantinopel ist eindrucksvoll erzählt — reicht nicht aus, um sein Vorhaben in allen Stücken glaubhaft zu gestalten, und so haben wir letzten Endes doch nur einen russischen Revolutionsroman mehr, der zwar in manchen Zügen — so in der Wertung des alten Leo Tolstoi — interessant und nie ohne Spannung geschrieben ist, aber doch nur ein Abenteurerbuch wie viele andere bleibt und damit in der Unkontrollierbarkeit seiner Wahrhaftigkeit für den Bücherbestand einer Volksbücherei keinen besonderen Gewinn bedeutet. M. Schaefer (Elberfeld).

Undset, Sigrid: Olav Audunssohn und seine Kinder. 2 Bde (Bd 3 und 4 des Gesamtromans). Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1929. Geh. 11,25. Geb. 15,—.

Nun das Werk abgeschlossen vorliegt, darf man wohl sagen, daß es doch mehr

eine norwegische Privatangelegenheit ist als ein europäisches Ereignis. Norwegen hat daran einen gestaltenreichen, etwas locker komponierten und gelegentlich recht breiten, aber dafür durch eine Fülle ausgezeichnet gesehener Situationen, ja durch einige große Szenen entschädigenden historischen Roman. Ihn zu übersetzen, war überflüssig. — Im Kern ist es eigentlich ein religiöser Roman, denn Olavs „Sünden" und seine Anläufe zur Buße gehen durch das ganze Werk. Da ihm am Ende ein Schlaganfall den schon zum Bekenntnis geöffneten Mund schließt, so ist hier wohl gezeigt, wie Gott ein ganzes Leben zur Buße nimmt. Verbunden mit der persönlichen Gottesvorstellung, der die Verfasserin huldigt, wirkt das auf den Andersdenkenden etwas roh. Aber der dichterische Fehler liegt in dem Mangel an jeder Entwicklung dieses religiösen Dranges. Der ebenfalls recht eigenartige Lebensweg des Bastardsohnes Eirik kann dafür nicht entschädigen. Die Gestalt ist nicht ganz glaubhaft geworden — obwohl Mut zu ihrer Durchführung gehörte und zur Anwendung kam — und Eiriks Ehe mit der geächteten Eldrid wirkt „schlecht und modern". Es ist zweifelsohne ein böser Lapsus, zu dem die Dichterin durch ihre Vorliebe für diese Art von Frauengestalten verführt wurde. Erfreulicher ist Caecilia. — Im ganzen herrscht der Eindruck vor, daß die Verfasserin sich von ihren Einfällen treiben läßt und ihnen oft ohne Rücksicht auf die Ökonomie des Ganzen folgt. Sie verläßt sich dabei auf die Stärke ihres inneren Gesichts, das diese Winkel und Anbauten immer reichlich auszuschmücken und oft schön und interessant in sich zu machen weiß. Aber am Ende fragt man sich doch, wozu der Aufwand dient, und ermattet. Diese Art der Einfälle ersetzt nicht die eigentliche dichterische Erfindung der Handlung und ihrer Ausgestaltung, sondern verdeckt ihren Mangel. — Die meisten Büchereien werden sich mit der Kristin Lavranstochter durchaus begnügen können. W. Schuster.

Vring, Georg von der: Adrian Dehls. Roman. Berlin: Spaeth 1928. 379 S. Geb. 8,—.

Georg von der Vring ist Romantiker. In seinem neuen Roman vereinigt er realistisch-eindringliche Darstellung mit einer Führung der Handlung, die aus unbewußten Seelenhintergründen heraus sich fast nachtwandlerisch entwickelt, so daß das Geschehen sich trotz seines farbigen Realismus auf einer höheren Ebene abspielt, als die gemeine Wirklichkeit sie darstellt, und etwas vom zugleich mystischen und überklaren Lichte des Traumes enthält. — Adrian Dehls, der Maler, ist der Sohn eines sehr eigenwilligen und ungebärdigen Seemanns, einer wilden Kraftnatur, und einer stillen, dem Geschick ergebenen Mutter. Das kleinbürgerliche Haus, in dem er aufwächst, mit dem milden, weisen Großvater, den Tanten und dem gelegentlich hereinschneienden, verbummelten Onkel ist ein Haus wie viele. Um es herum die kleine Hafenstadt an der Weser, gerade so bieder und kleinbürgerlich, aber wie das Elternhaus voll verdeckter Abgründe. Auf dem Vater lastet der Verdacht eines Mordes. Adrian schiebt diese Tatsache beiseite, aber der Abgrund lauert und wirkt im Stillen. Er muß sein Werk tun, ob er will oder nicht, den Vater entsühnen, den Mörder strafen, und wenn dessen Genosse der eigene Schwiegervater, der reiche Schiffsbaumeister König, ist und sein junges Glück daran vergehen muß. Die zarte, mutige Anna muß sterben; auch ihre Krankheit hat keine sichtbare Ursache. Sie steigt aus den Abgründen des Schicksals auf wie die letzte Buße der alten Schuld. Es kostet viel und ist erbärmlich teuer, die verworrenen Dinge der Welt in Ordnung bringen zu wollen. — Das eigenartige, seelisch reiche Buch verlangt schon einen etwas gewandteren Leser.

W. Schuster.

Wie liegt die Welt so stille . . . Fröhliche und ernste Geschichten zum Vorlesen. Hrsg. von Martin Deutsch. Berlin: Warneck 1928. 179 S. Lw. 4,—.

Unter einem schon etwas sentimental klingenden Titel sind hier eine Anzahl Dorfgeschichten von Schröer, Speckmann, Lobsien u. a. vereinigt, die fast alle einen mehr oder minder starken sentimentalen Einschlag haben und durchgehends recht gemacht und lebensunwahr wirken. In einer Einführung verbreitet sich Müller-Partenkirchen ziemlich oberflächlich über das Vorlesen im Familienkreise. — Für Büchereien entbehrlich. R. Kock (Schneidemühl).

Woldstedt-Lauth, Rose: Renate. Ein Frauenschicksal aus unseren Tagen. Stuttgart: Strecker & Schröder 1928. 253 S. Lw. 5,—.

Dies Schicksal ist kein zufälliges; es fordert Stellungnahme und Entscheidung. Wer sich zu Beginn an der wortreichen und überschwenglichen Erzählung der Liebe Renates genügen läßt, wird im Weiterlesen mit Unruhe das Problem erstehen und wachsen sehen, das diesem Buch erst Sinn und Bedeutung gibt. Nach des Verlobten Tod im Feld geht Renate allein weiter durchs Studium und als Oberlehrerin ins Berufsleben, den Weg der unverheirateten Frau. Und geht fast zugrunde auf diesem schmalen Weg, den Sitte und Gesellschaft vorzeichnen. Ihr Leben, das in der Liebe zu dem Kind, das sie zu sich nimmt — damit zugleich eine Schuld ihres Bruders an einem Mädchen sühnend —, wieder mit Stetigkeit und Inhalt sich zu füllen beginnt, wird zerstört durch Vorurteil der Nächsten und Klatsch. Sie muß nachgeben, wenn sie nicht Beruf und Brot verlieren will. Was sind nun Freunde, Beruf, Wissenschaft! Wie viel leerer Raum bleibt, wie viel Einsamkeit! Und Verzicht und immer wieder Verzicht fordert das „Leben" — nicht das Leben fordert es, nicht die Natur, sondern die Menschen, Konvention und Gesellschaft. Wieder kommt die Liebe in ihr Leben und wieder bleibt die Erfüllung versagt: Nicht sie, die in einer starken und reinen Liebe dem Manne verbunden ist, sondern die ungeliebte Frau, die vor dem Gesetz zu ihm gehört, schenkt ihm Kinder. Noch einmal erhebt sie sich: Sie will ihr Leben leben, sie will Mutter werden, sie will den Kampf aufnehmen gegen Familie, Freunde und eine ganze Welt und erlebt — wie ein Wunder hebt sich dieses Wissen heraus aus Leidenschaft, Not und Verwirrung —, daß „die Mütterlichkeit höher steht als das Ich"; aus Mutterinstinkt, der sie ahnen läßt, daß dem Kind nur sein Recht wird in einem freien, offenen, heiteren Heim, das seine Berechtigung in sich selber, aber auch in der Anerkennung der Anderen trägt, verzichtet sie. — Sie verzichtet, ihre Anklage aber steht da, leidenschaftlich und fordernd: Das Recht auf den Beruf hat sich die Frau erkämpft, sie muß sich das Recht noch erobern auf Gestaltung des vollen Lebens, das — nicht nur beim Manne — mehr in sich begreift als allein den Beruf. Auch wer dieses Problem nicht sieht oder nicht sehen will, wird den tiefen Ernst und das Bewußtsein der vollen Verantwortlichkeit bei der Verfasserin anerkennen müssen. Dies Buch gehört in jede Volksbücherei.

Hilde Schmid (Stettin).

D. Jugendschriften.

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Bieri, Fred.: Hört denn, was ich euch sagen will! Verse von Ulrich Graf. Bern: A. Francke 1928. 22 Bl. Hlw. 3,80.

Zwanzig lose aneinander gereihte Bilder — auf der gegenüberliegenden Seite die dazu passenden Verse —, ohne einen anderen inneren Zusammenhang als den durch die Reihenfolge erzielten Auf- und Abklang der starken, reinen Farben und des Schwunges der sparsamen, einfachen Linien. Sowohl in der Flächenaufteilung wie in der Farbengebung verrät der Schöpfer der meist humorvoll kindlichen Bildchen seine starke künstlerische Begabung. Da tauchen auf: spielende Kinder, ein Schornsteinfeger, der Mond, der dem Kind ins Bettchen scheint, das Pilzmännchen im Walde, eine kritische Begegnung zwischen Igel und Maus, ein paar regenwürmerschmausende Chinesen, das Heupferdwettrennen, der Frosch, der seine vom Storch soeben verspeisten Verwandten beweint, ein schildkrötereitendes Negerlein und als eins der letzten Bilder ein wahrhaft imposanter Schneemann, der seine herrliche Rübennase gern vor den Hasen retten möchte. Die Verse halten im Wert nicht immer mit den Bildern Schritt, doch sind sie einfach, leicht lernbar und meist humorvoll. Das äußerlich unscheinbare Bändchen ist ein prächtiges Bilderbuch für 4—8jährige und für erwachsene Bilderbuchfreunde. Lateinische Druckschrift. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Hansche, Reinhold: O, ihr Affen! Lustige Bilder. Leipzig: Hegel & Schade 1928. 8 Bl. Hlw. 3,30.

Ein Affenjahrmarkt. Menschlich gekleidete Affen jonglieren mit Hüten, fahren

Karussel, schuhplattlern, bilden eine Kapelle mit den merkwürdigsten Instrumenten und in ganz verrenkten Stellungen, und vollführen auch sonst allerhand Kunststücke. Die Bilder sind schön bunt und deutlich, aber altmodisch in Anordnung und Ausdruck. Der Humor ist äußerlich und gewaltsam. Die Knüttelverse — ein Zweizeiler zu jedem Bild — sind reichlich primitiv und nichtssagend, aber nicht schlecht im Rhythmus. Modernen künstlerischen Ansprüchen genügt das Bilderbuch nicht. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Hey, Wilhelm: Fünfzig Fabeln für Kinder. Mit Bildern von Otto Speckter. Leipzig: Insel. 50 S. Kart. 0,90.

Diese kleine Neuausgabe ist wegen der „originalgetreuen Wiedergabe der Bilder nach den in der Hamburger Kunsthalle befindlichen Probedrucken der Lithographien von Otto Speckter zur 1. Ausgabe" berufen, auch bei der heute geistig vielfach überfütterten Kindergeneration für die ganze naive Schönheit dieses unsterblichen Kinderbuches zu werben. Der sehr billige Preis des Bändchens macht es für Geschenkzwecke sehr geeignet, wenn auch sein nicht sehr haltbares Äußere in Kinderlesehallen keine lange Lebensdauer verspricht.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Kutzer, Ernst: Vom unartigen Englein und artigen Teuflein. Ein Märchen von Marg. von Renesse. Fürth i. B.: Bilderbuch-Verlag 1928. 16 S.

Ein vorwitziger kleiner Himmelsbewohner wird wegen seiner Unarten von einem erwachsenen Engel vor die Tür gesetzt, um über seine Missetaten nachzudenken. Beim Herumstreifen begegnet er einem betrübten Teufelchen, das soeben wegen allzugroßer Bravheit zur Hölle hinausgejagt worden ist. Nach zögernd geschlossener Freundschaft gleiten die beiden ungleichen Kerlchen auf einem Mondstrahl zur Erde nieder, wo das Teufelchen bei der Ausübung mancher guten Tat nach und nach alle seine höllischen Kennzeichen, Schwanz, Bocksfüßchen und -gehörn, struppiges Fell, verliert. Engelchen sucht es ihm mit Erfolg im Bravsein gleichzutun, und nach einiger Zeit steigen die beiden auf einem Regenbogen wieder zum Himmelstor empor, wo die Engel, die von oben ihr Tun auf Erden beobachtet haben, nicht nur ihren kleinen Gefährten, sondern auch das Teufelchen in den Himmel einlassen; durch ein paar Worte verändern sie ihn so, daß er sich nun auch äußerlich nicht mehr von den kleinen Engeln unterscheidet und für immer dort bleiben kann. — Zu dieser sehr moralischen, aber ganz lustigen Geschichte hat E. Kutzer zwei ganzseitige Buntbilder und zahlreiche bunte und schwarzweiße Textstreubilder gemacht, deren Art und Farbigkeit bei Alt und Jung allmählich genugsam bekannt und bei der unverwöhnten Kinderwelt doch immer wieder beliebt ist. — Für 6—8jährige. Lateinische Druckschrift.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Kutzer, Ernst: Die Zwergeisenbahn. Verse von Albert Sixtus. Leipzig: Hegel & Schade 1928. 8 Bl. 3,80.

Wie im Märchen von Schneewittchen beweinen Zwerge am gläsernen Sarg den Tod des guten Eichhorns, ihres treuen Fuhrmanns. Wurzelmann schafft Rat gegen die drohende Verkehrsnot. Im Zwergenland halten Technik und Maschine ihren Einzug. Die Wichte bauen sich aus primitiven Mitteln eine Eisenbahn mit Wagen und Geleisen, die plötzlich vor dem Auge des Beschauers in ihrer komplizierten Ausführung fertig dasteht. Der Maulwurf stört ihre jubelnde Fahrt zum Jahrmarkt. Auf ihrem Heimweg läßt er die Gesellschaft verunglücken, und sie muß zu Fuß bei strömendem Regen, aber klarem Sternenschein (!) nach Hause wandern. Der Schaden wird wieder gutgemacht, und bald befördert diese Wunderbahn verlaufene Mäusekinder, Ostereier u. dergl. — Die Farben sind gut und kräftig, die Bilder überladen, in ihrer Aufeinanderfolge oft unvermittelt und nicht besonders originell. Trotzdem werden Kinder, wenn sie auch die kindlichen und anspruchslosen Reime noch nicht lesen können, manches Lustige für sich entdecken. — Lateinische Druckschrift. — Anschaffung für kleine Kinderlesehallen überflüssig.

Margarethe Külmann (Berlin).

Pearse, Susan Beatrice: Miezemutz und die Zwillinge. In Reimen erzählt von Hans Meixner. München: G. W. Dietrich 1928. 62 S. Hlw. 4,—.

In kindlich einfachen, leicht stilisierten, pastellfarbigen Bildern wird von der Freundschaft zwischen einer Katzenmutter und drei fixen kleinen Brüdern erzählt, von denen die beiden Zwillinge nur durch die verschiedenfarbige Kleidung zu unterscheiden sind. Die dankbare Miezemutz belohnt die Fürsorge der drei Buben für ihre neugeborenen Kätzchen mit einer rechtzeitigen Warnung beim Ausbruch eines nächtlichen Brandes im elterlichen Hause. — So humorvoll S. B. Pearse die einzelnen Kinder- und Erwachsenentypen hingepinselt hat, so kunstlos, ja teils langweilig-pedantisch sind die dazugehörigen Verse. Deshalb sei das Büchlein nur wegen der drolligen Bilder zur Anschaffung empfohlen. Für 6—7jährige. Frakturschrift. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Pearse, Susan Beatrice: Molle und der grüne Schirm. In Reimen erzählt von Hans Meixner. In Bildern von Susan Beatrice Pearse. München: Dietrich 1928. 30 Bl. Geb. 4,—.

Ein Bilderbuch in Oktavformat. Bei der Weihnachtsbewirtung durch den Magistrat ißt Klein-Molle selbst nichts, sondern steckt alle guten Dinge heimlich in ihren großen grünen Schirm, um sie den kranken Geschwistern mitzubringen. Nach der beschämenden Entdeckung geht alles gut aus, und das kleine Mädchen darf mit einem vollgepackten Korb heimziehen. Die Reime — hin und wieder mit Buschanklängen — bleiben im Mittelmäßigen stecken. — Die Bilder sind typisch englisch. Viele werden sie „reizend" finden. Vom Künstlerischen aus betrachtet besteht die Gefahr, daß diese süßlichen Illustrationen, die durch ihre saubere Kleinmalerei und die zarte Farbtönung ansprechen, geschmackverflachend wirken, ganz abgesehen davon, daß es abgelehnt werden muß, unseren Kindern Bilder in die Hand zu geben, die das Armeleute-Leben verniedlichen.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Govey, Lilian A.: Großvater Philipp und der Tiger. In Reimen erzählt von Hans Meixner. München: G. W. Dietrich 1928. 62 S. Hlw. 4,—.

Kurtchen ist bei seinem Großvater auf dem Lande und spielt mit dem schielenden — warum eigentlich? — Söhnchen der dürren Haushälterin. Da kommt ein Tiger in den Garten (jedes gesunde Kind wird fragen: „Wie kommt ein Tiger in einen gewöhnlichen europäischen Garten?"). Dieser Tiger, der übrigens gute Ruhe hat, wird von den schlauen Hausbewohnern eingeschlossen und dann erschossen. — Die Bilder sind nicht ganz so armselig wie die Reimerzählung, aber die von ihnen dargestellte Fabel ist wirklich zu fadenscheinig, um von Kindern protestlos aufgenommen zu werden. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Stahl, E.: Mein erstes Buch von Sonne, Mond und Sternen, erzählt und mit Bildern versehen. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt 1928. 20 Bl. Hlw. 3,80. (Pestalozzi-Bilderbücher Nr. 31.)

Mutter Sonne, Vater Mond und die Sternenkinder werden mit dem Menschen- und Tierleben in enge Beziehung gebracht. Die Sonne ist froh, wenn auf der Erde die Mittagsglocken läuten, dann ist sie auf dem höchsten Punkt ihrer täglichen Wanderschaft angelangt und darf ein Schläfchen halten. Der Mond muß auf die Sternenkinder aufpassen, daß sie alle schön geputzt und richtig auf ihrem Platz stehen. Er spielt mit ihnen das Sternenbilder-Spiel, d. h. er stellt einige von ihnen so auf, daß sie Figuren bilden, die die anderen erraten müssen. Diese und andere Geschichten von der Milchstraße, von Sternschnuppen und Kometen bringen dem Kinde die Himmelserscheinungen nahe und regen zur Beobachtung an. Die blau- und gelbfarbenen Bilder passen sich gut dem Texte an. Die unübersichtlich angeordnete Lateinschrift dürfte für viele Kinder nicht leicht zu lesen sein. — Für 6—8jährige. Dora Hermann (Charlottenburg).

Steiff, Margarete: Teddy und Verwandte reisen durch die Lande. In Reimen erzählt von Hans Meixner. München: Georg W. Dietrich 1928. 28 S. u. 12 Bildtaf. Hlw. 7,50. (Dietrichs Münchener Künstler-Bilderbücher.)

Der Verlag G. W. Dietrich stellt hier wie in seinen Käthe-Kruse-Bilderbüchern wieder die Farbenphotographie in den Dienst des Bilderbuches. Margarete Steiff machte die wunderhübschen farbigen Aufnahmen der bei den Kleinen so beliebten Puppentiere „mit dem Knopf im Ohr", Hans Meixner erzählt in flüssigen Reimen die Erlebnisse eines Teddybären und der beiden Hündchen Bully und Molly, die in der längsten Winternacht auf Abenteuer gehen. Die Bilder zeigen einen Wettlauf mit einem Hasen, ein Puppentheater, eine Teddybärenkinderstube, eine Hochzeitsgesellschaft mit daran anschließendem Tanz, eine Fahrt nach einer Oase Afrikas auf Auto, Elefant und Kamel, Luftreisen mit bunten Bällen, zuletzt ein Karussel auf Rollern. Wirkungsvoll heben sich die Stofftiere und Puppengeräte von den farbenprächtigen Hintergründen ab und die jugendlichen Beschauer werden an ihren Lieblingen in den possierlichsten Stellungen großen Spaß haben. Die geschmackvolle Ausstattung rechtfertigt den leider sehr hohen Preis. Für die Kleinsten in Kinderlesehallen, auch wegen der klaren Lateinschrift, sehr zu empfehlen. Anna Reicke (Charlottenburg).

Thiel, Johannes: Die tanzende Uhr. 100 Bilder mit lustigen Versen. München: Kösel & Pustet 1928. 51 S.

Ein krankes Kind sieht im Traum die Wanduhr lebendig werden: Die Sekundenmännchen, die Fräulein Minuten, die Stunden, die Zeiger, das Uhrblatt, die Pendel, selbst der Uhrmann springen aus dem Fenster ins Freie, ihnen folgen alle übrigen Dinge aus der Stube, schließlich auch der kleine Peter. Sie erleben im Garten allerlei Abenteuer, bis der Uhrmann zur Vernunft und Rückkehr mahnt. — Die Geschichte, durch ziemlich eintönige Verse mitgeteilt — wollen sie an Busch erinnern? —, wirkt durch ihre Breite ermüdend, zumal auch die Bilder in den Farben wenig reizvoll und in der Gestaltung fast häßlich zu nennen sind. — Von der Anschaffung ist abzuraten. Margarethe Lülmann (Berlin).

Uzarski, Adolf: Bunt durcheinander. Reime von Franz Karl Ginzkey. Mainz: Scholz 1928. 16 S. Hlw. 0,75.

Für dies künstlerisch gelungene Bilderbuch gilt ein Zitat aus dem beachtenswerten kleinen Aufsatz „Der neue Weg" von Dr. Karl Scholz, den der Verlag seinen diesjährigen Neuerscheinungen beigelegt hat: „Der Bilderbuchstil kann nur in der Richtung einer Verschmelzung der wesentlichen Züge der Kinderzeichnung mit dem persönlichen Stil des berufenen Künstlers liegen." Diese hohe Forderung ist in dem Uzarskischen Bilderbuch vollendet erfüllt worden. Dabei kommt der Stoff der Bilder und der — übrigens recht klaren, eindrucksvollen — Verse Ginzkeys dem Interessenkreis des heutigen Kindes, besonders des 3—7jährigen Jungen, erfreulich entgegen (u. a.: Matrose und Schiff, der Tiergarten, die große Stadt, der Bergmann, die Indianer, die Fußballspieler). Die saubere, expressionistisch einfache Zeichnung und die unvermischten kräftigen Farben der Bilder verhüten das Zustandekommen eines photographieähnlichen Abklatsches der Wirklichkeit, wie er heute in vielen „Verkehrsbilderbüchern" geboten wird. Auch wegen seiner gediegenen Aufmachung und seines äußerst billigen Preises ist die Anschaffung des Bilderbuches sehr zu empfehlen. — Lateinische Druckschrift.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

2. Märchen, Sagen.

Deutscher Sagenschatz. Hrsg. von A. Tecklenburg. Mit Zeichn. von A. Weber. 4., neubearb. Aufl. Hamburg-Großborstell: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1927. 350 S. Lw. 6,50.

Wieweit diese neue Auflage gegenüber den vorangegangenen erweitert und verbessert worden ist, vermag ich leider nicht nachzuprüfen. Jedenfalls wird hier

in gediegener und geschmackvoller Aufmachung eine stofflich und zeitlich sorgfältig gegliederte Fülle deutschen Sagengutes geboten. Von den germanischen Göttersagen ausgehend, bringt die Sammlung die wichtigsten deutschen Heldensagen (Nibelungen-, Gudrun-, Lohengrinsage) in großen Zügen, beginnt bei den Sagen aus der deutschen Geschichte mit der Völkerwanderung und endet bei Wallenstein, häufig alte historische Quellen und Chroniken heranziehend, und widmet den umfangreichsten Teil den Volkssagen. Den Beschluß bildet der für derartige Zusammenstellungen erfreulich reichhaltige und mannigfaltige Teil „Schwank und Schelmenstreich". Das Abwechseln der Prosa mit zahlreichen Gedichten, meist Balladen (Goethe, Uhland, Geibel, Kopisch u. a.) bewahrt das Buch vor der ähnlichen Sammlungen meist innewohnenden Trockenheit. In erster Linie für Eltern und Lehrer zum Nacherzählen, aber auch für Kinder vom 11. Jahre an. Die Bilder sind z. T. recht eindrucksvoll, z. T. etwas düster. — Für mittlere und große Volksbüchereien. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Doerfler, Else: Die blaue Akelei. Märchen. Bilder von Tilde Eisgruber. München: Dietrich 1928. 81 S. Geb. 3,80.

Gut erzählt und einfallreich. Volksmärchenmotive werden gern benutzt, aber vieles ist verweichlicht, verniedlicht oder ins Tragische gezogen. Die vier an sich feinen, zartfarbenen Bilder der Tilde Eisgruber bringen auch keinen kräftigeren Ton in das Buch. Vom 9. Jahre ab.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Für die Dämmerstunde. Neue Märchen und Geschichten. Hrsg. von Walther Günther Schreckenbach. Fürth i. B.: Löwensohn 1928. 132 S.

In gleicher Gestalt wie im Vorjahre, aber unter anderem Titel, hat W. G. Schreckenbach einen Band Märchen und Geschichten ziemlich derselben Schriftsteller (Schanz, Jungnickel, Hepner, Dörfler, E. Dauthenday) herausgegeben, dessen Bildschmuck aber bedeutend ärmlicher und einförmiger als der des Frida-Schanz-Buches ist. Ein beträchtlicher Teil der Geschichten ist mit starkem moralischen Beigeschmack gewürzt. Daneben ragen einzelne Märchen wie die von Dörfler (Der Geigenbauer und die Tannenmännlein, Der Glockenzwerg), die „Puppe" von F. Schanz und das „Weihnachtslied" von Jungnickel aus dem Durchschnitt hervor. — Für christlich erzogene, bedächtige Kinder mögen Kinderlesehallen das Buch einstellen, denen es an Lesestoff für die 6—9 jährigen mangelt.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Die Historie von Reineke dem Fuchs. Nach dem niederdeutschen Epos von 1498. Neuerz. von Will Vesper. Mit farb. Vollbild. von F. W. Kleukens. Oldenburg: Stalling 1928. 103 S. Hlw. 2,80.

Bei dem Jugendschriftenverlag erscheint die alte Fabel vom Dieb und Mörder und ewig schlauen Reineke Fuchs in Prosa, ungekürzt und in epischer Ausführlichkeit. Das Bestreben, diesen Stoff dem Verständnis jugendlicher Leser nahezubringen, scheitert m. E. an der breiten, unkindlichen Fassung, den sprachlichen Eigentümlichkeiten und Fremdworten. Wer dennoch mit Interesse der lang ausgesponnenen Erzählung folgt, die für eine Jugendschrift besser in zusammengedrängterer Form wiedergegeben sein sollte, mag ebenso gut zu Goethes Epos greifen. Von 13 Jahren an. Margarethe Lülmann (Berlin).

Milne, A. A.: Pu der Bär. Aus dem Engl. übers. von E. L. Schiffer. Mit Abb. von E. H. Shepard. Berlin-Grunewald: Williams & Co. 202 S. Hlw. 4,85.

Der kleine, etwa 7—8 jährige Christoph Robin hat unter seinem Spielzeug allerlei Tiere, die er mehr oder minder zärtlich liebt. Da ist besonders Pu der Bär, auch Winnie-der-Pu genannt, ein Prachtkerl von einem rundlichen, gutmütigen, leckerhaften, dümmlichen Bärenvieh; dann Ferkel, das kleine, einfältige, oft in Not geratende Borstentier, I-Aah, der überaus hypochondrische Esel, Eule

mit ihrem komischen Sprachfehler und ihrer fast aufdringlichen Gelehrsamkeit und einige andere Tiere. Von diesen Geschöpfen erzählt nun eine ungenannte Person, vielleicht eine große Schwester oder Tante, dem kleinen Christoph eine Reihe lustig zwischen Märchenhaftigkeit und Wirklichkeit hin und her pendelnder Geschichten, die sich alle irgendwo im Walde oder auf der Wiese ereignen und in denen Christoph eine wichtige, mächtige, gönnerhafte Rolle spielt. Die Gespräche der Tiere sind in ihrer Einfalt köstlich, und die Komik der Situationen wird durch zahlreiche kleine Federzeichnungen stark und geschickt unterstrichen. Das für deutsche Verhältnisse sehr originelle Buch wird bei manchen Kindern vielleicht zuerst auf Verwunderung stoßen, in den meisten Fällen aber helle Begeisterung entfachen. — Lateinische Schrift. Für 5—8jährige.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Mörike, H.: Neue Märchen aus alter Zeit. Bilder von Hans Arndt. Bd 1. München: Pössenbacher Verlagsanstalt Gebr. Giehrl 1926. 65 S. Hlw. 3,20.

Hermine Mörike, eine Großnichte von Eduard Mörike, ist in allen 12 „neuen", d. h. selbst erdachten Märchen bemüht, den Volkston zu treffen. Trotzdem die Sprache meist schlicht und einfach bleibt, dem kindlichen Verständnis angemessen, wirken einige etwas gewollt und gekünstelt; einige aber sind voll hübscher Einfälle und guter Gedanken: z. B. die „Palmkätzchen", „Die Geschichte vom Butterkügelchen" und „Wegweisers Traum". Drei aus der Sammlung, die sich an tiroler und bayrische Motive anlehnen, sind im Ton der alten Volkssagen gehalten. Das Märchenbuch, in Form und Ausstattung ansprechend, ist mit farbigen Bildern und Zeichnungen geschmückt, Druck und Papier sind mit besonderer Sorgfalt gewählt. Für 9—12jährige Kinder in Kinderlesehallen und Büchereien gut zu verwenden.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Sonnenschein. Geschichten für Kinder und ihre Freunde. Einsiedeln. Köln: Benziger & Co. je 2,—.

Olfers, Marg. von: Prinzessin Wie-ich-will und andere Märchen. Illustriert von Thilde Eisgruber. 119 S.

Reitmeyer, Jos.: Dünana und seine Abenteuer. Erzählung. 160 S.

Beide Bändchen sind ihrem Werte nach ungleich. Die ziemlich unkünstlerischen Buntdruckbilder, Papier und Druck entsprechen kaum dem Preise von 2,— Mark. — Die Märchensammlung „Prinzessin Wie-ich-will" hat zur Verfasserin Margarete von Olfers, die aus der bekannten Künstlerfamilie von Olfers stammt. Mit zartem poetischem Sinn und feinfühligem Verständnis für die Geheimnisse des Naturlebens verbindet die Künstlerin eine reiche Phantasie. Die Motive erinnern oft an Grimm, Andersen und andere, vielleicht nur deshalb, weil sie den echten Märchenton treffen. In ihrer einfachen Darstellungsform sind sie für Kinder vom 8. Jahre an verständlich. Man bedauert es, daß dem hübschen Inhalt keine bessere Ausstattung wurde. — Josef Reitmeyers „Dünana und seine Abenteuer" soll nach der Vorrede eine neue Form von Märchen bringen, da die heutigen Kinder aus den Märchen nicht nur lernen, sondern sie auch erleben wollen. Der Held dieser Märchen ist Dünana, ein noch nicht schulpflichtiger Knabe, ein Sonntagskind, der mit Sandmann, Feuermännchen, Zwergen, Knecht Ruprecht und ähnlichen Märchengestalten auf Abenteuer zieht. Die Ereignisse überstürzen sich sprunghaft, die Phantasie des Verfassers ist ungezügelt, daneben kommen auch einheitliche Bilder (Besuch beim Eichhörnchen) und sogar besinnliche und poetische Stellen vor (z. B. in dem Kapitel „Der heilige Abend"). Die gelegentlichen Belehrungen aus dem Naturreich, die mitunter geschickt eingeflochten sind, kann man gelten lassen, aber die Errungenschaften der modernen Technik, Radio, Telefon, Rotorschiff, mit der am Nordpol herausragenden Erdachse zusammengestellt, sind doch zu spielerisch in die Märchen hineingebracht. Die moralischen Ermahnungen sind aufdringlich und so wirkt das Büchlein gekünstelt. Der Versuch einer neuen Märchenform scheint nicht geglückt, umso weniger, da wir schon lange gute naturwissenschaftliche Märchen haben.

Anna Reicke (Charlottenburg).

3. Erzählungen.

Dickens, Charles: Kleine Menschen. Kindergeschichten aus Dickens' Werken. Bearb. von Alfred Brieger. Mit farb. Bild. u. zahlr. Ill. im Text von A. A. Dixon. Berlin-Grunewald: Pestalozzi-Verlagsanstalt o. J. 85 S. Hlw. 4,50. (Pestalozzi-Bilderbücher Nr. 33.)

Aus der Fülle der an liebenswürdigen und rührenden Kindergestalten so reichen Romane von Dickens hat A. Brieger in teilweise enger Anlehnung an das Original mit feinem Verständnis sechs Geschichten zusammengestellt und für jüngere Kinder fesselnd erzählt: David Copperfield (Abschnitte aus seiner Kindheit bis zu seiner Aufnahme im Hause der Tante Betsy Trotwood), Doktor Marigolds Sophie (Einzelerzählung), Die kleine Puppenschneiderin (d. i. die Zwergin Jenny Wren aus „Unser gegenseitiger Freund"), Klein Dorrit (die im Schuldgefängnis geborene Klein-Dorrit freundet sich mit ihrem Paten, dem Türschließer des Gefängnisses, an und sorgt schon mit 10 Jahren für ihren Vater, den leichtsinnigen Bruder und die ältere Schwester), Nelly (es ist die engelhafte kleine Nell aus dem „Raritätenladen", die mit ihrem geisteskranken Großvater aus London flieht und an seiner Spielleidenschaft zugrunde geht), ein durchgebranntes Liebespärchen (Skizze von dem 8jährigen Harry Walmers und der 7jährigen Nora, die sich auf den Weg nach Gretna Green begeben, um sich dort trauen zu lassen). Die fünffarbigen Tafeln und zahlreiche Textillustrationen zeigen englischen Geschmack und Stil aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Sie verdeutlichen den Inhalt der hübschen, meist traurigen Erzählungen. Die Frage bleibt allerdings offen, ob der erwachsene Leser später zu dem vollständigen Werk greifen wird, wenn er eine Bearbeitung desselben aus seiner Kinderzeit kennt. Bei den von Brieger so geschickt gewählten Ausschnitten möchte ich es annehmen. — Für Kinderlesehallen und Volksbüchereien vom 10. Jahre an zu verwenden.

Anna Reicke (Charlottenburg).

Dominik, Hans: Klaus im Glück. Vom Hirtenjungen zum Diamantenkönig. Mit vielen Textbild. von K. Reimer. Leipzig: Koehler & Amelang 1928. 231 S. Lw. 4,50.

Ein Thüringer Hirtenjunge erwirbt durch eine kühne Lebensrettung Verbindungen, die ihm den ersehnten Weg in die Welt ebnen. Zuerst Gehilfe eines Feldmessers, dann Techniker bei der Eisenbahn, geht er während seines Militärdienstes als Freiwilliger nach Deutsch-Südwest in die Hererokämpfe, nach deren Beendigung er als Eisenbahningenieur erfolgreich in Afrika wirkt. Er entdeckt Diamantenfelder, wird Millionär und bewirtschaftet eine moderne Riesenfarm, bis er sich bei Ausbruch des Weltkriegs nach Deutschland durchschlägt. Nach dem Friedensschluß gelingt es ihm, sich wieder in den Besitz seiner Farm zu setzen, dort die Gewinnung künstlicher Diamanten zu fördern und zum Überfluß auch noch große Zinnbergwerke zu erschließen. — Großstadtjungen von 13—15 Jahren werden das ganz im Äußeren befangene, in seinem Optimismus unmögliche und in der Gesinnung etwas unternehmerhafte Buch bei der starken Betonung des Technischen ohne Schaden lesen. Für kleinstädtische und ländliche Büchereien entbehrlich.

E. Holtz (Allenstein).

Heinze-Hoferichter, Mara: Friedel Starmatz. Der Roman eines Kindes. Geschrieben für die Jugend und für alle, die Kinder lieb haben. Mit vielen Bild. von Karl Mühlmeister. Reutlingen: Enßlin & Laiblin 1928. 244 S. Lw. 3,—.

Nach dem Russeneinfall 1914 in Ostpreußen irrt ein kleiner Junge im Wald umher und sucht seine Mutter. Die Landstraße sorgt sich um ihn, die Blumen, der Wind, die Schmetterlinge helfen ihm. Die Art der Beseelung der ganzen Natur, die zu dem „Träumerlein" spricht, erinnert an Bonsels in seinen besten Sachen. Fast unvermittelt setzt die Wirklichkeit ein: Offiziere treffen den Jungen und nehmen ihn im Kraftwagen mit. Sie erleben einen Autounfall, und Friedel liegt bei fremden Leuten krank und wird rührend gepflegt. Bald läuft er weiter, um

die Mutter zu suchen, er kommt bis ins „Geestland“, wo ihm ein Eichhörnchen den Weg zum „Märchenhaus“ weist. Hier wird der kleine Junge von einer Künstlerfamilie aufgenommen und mit den fast gleichaltrigen Kindern erzogen. Wie nun Träumerlein sich alle Herzen erobert, vor allem auch die Erwachsenen, mit denen er in Berührung kommt, froh macht und oft ganz verwandelt, das erinnert an die Taten des „Kleinen Lord“ von Burnett. Auch hier kommt es schließlich heraus, daß die unstandesgemäße Heirat (hier der Mutter) die Eltern aus der Heimat verbannt hat. Schließlich geht alles gut aus und nach etwa neun (!) Jahren findet Friedel seine Eltern wieder. — Die Handlung ist weltfremd und bei aller phantastischen Einkleidung doch auch nicht märchenhaft. Trotz vieler guter Einfälle, die immer wieder aufhorchen lassen, und trotz der Komik vieler Situationen bleibt leider doch nicht viel mehr als der Eindruck einer stark konstruierten, etwas rührseligen Geschichte zurück. Martha Schwenke (Charlottenburg).

Jugend und Welt. Bd 2. Hrsg. von Arnheim und Fischer. Berlin-Grunewald: Williams 1928. 316 S. Lw. 6,50.

Unter den vielen Jahrbüchern für Jugendliche hat dieses ein eigenes Gesicht durch die moderne, anziehende Aufmachung und durch den Inhalt, der über die Grenzen Deutschlands sehen läßt und auch über die Grenzen der bürgerlichen Klasse — wenngleich die meisten Beiträge wieder auf „höhere“ Schüler gemünzt sind. Im übrigen stellt auch dieses Buch wie die zahlreichen anderen ein unglückliches Kompromiß dar, weil es Achtjährigen genau so viel bringen will wie Fünfzehnjährigen. — Neben Beiträgen von Feuchtwanger, Zielesch, Peter Panter, Wassermann, Kisch u. a. (die aber nirgends tendenziös im Sinne der Erwachsenen werden), stehen Stücke aus den Dolittle-Büchern oder aus dem neuen Bilderbuch „Pu der Bär“. — Für jede städtische Jugendbücherei.

R. Joerden (Stettin).

Die rote Kinderrepublik. Ein Buch von Arbeiterkindern für Arbeiterkinder. Aus Briefen, Tagebuchblättern und Hordenaufzeichn. zusammengest. u. erg. von Andreas Gayk. Reich ill. Berlin: Arbeiter-Jugend-Verlag 1928. 72 S. 4°. Hlw. 3,50.

Dieses Buch ist sozusagen ein Rechenschaftsbericht der Kinder für ihre Eltern über ihr Leben im großen Zeltlager der „Kinderfreunde“ bei Kiel. Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, ulkige Gedichte u. s. f. werden mitgeteilt und erläutern die ausgezeichneten Photographien, Fotomontagen und Zeichnungen. Die sozialistische Tendenz ist natürlich ganz offenbar, aber wie die Kinderfreundebewegung überhaupt ist auch dieses Buch ein schönes Zeugnis dafür, daß die sozialistische Bewegung schon längst über das nur Tendenziöse hinausgewachsen ist und anfängt, den Boden zu bilden für ein Geschlecht freier natürlicher lebensfroher Menschen. Das Buch zeigt außerdem, daß der Kinderfreundebewegung das Verdienst zukommt, auch vom Sozialismus her das Kind nicht mehr nur als kleinen Erwachsenen, das proletarische Kind als kleinen Arbeiter anzusehen, sondern als eine Stufe des Menschseins mit eigener Schönheit und eigenen Lebensformen. Daß dann bei der Begründung dieser „Kinderrepublik“ in vielem die Formen der bürgerlichen Jugendbewegung übernommen werden, ist nur ein gutes Zeichen. Und hinter diesem jugendtümlichen Zusammensein der proletarischen Kinder steht die sozialistische Weltauffassung — und vor allem auch der Wille zur Völkerversöhnung! In Kiel waren neben den Deutschen aller Dialekte auch österreichische, tschechische und dänische Kinder, und wohl allein in diesem Kinderbuch spielt diese Tendenz eine ernsthafte Rolle — als letzte Begründung des ganzen Tuns, wie in anderer Weise der bürgerlichen Jugendbewegung die schroffe Tendenz gegen die bürgerliche Gesellschaft das eigentliche Feuer gab. — Die Tendenz erfordert natürlich bei der Ausleihe Beachtung, sonst ist das Buch für Jugendliche und Erwachsene. R. Joerden (Stettin).

Muschg, Elsa: Eveli und die Wunderblume. Bern: Francke 1928. 144 S. Hlw. 4,—.

Das Eveli, ein frisches, lustiges Kind, lebt bei seinen Großeltern in einem Schweizer Dorf. Die kleinen Leiden und Freuden eines Kinderlebens sind anschau-

lich erzählt. Eveli erlebt aber nicht nur diese wie alle anderen Kinder, sie hat heimlich ein richtig großes Leid zu tragen, sie sehnt sich nach Elternliebe. Ihr Vater hat die Mutter seiner Armut wegen verlassen, und diese ist aus Kummer daran gestorben. Eveli findet Mutterliebe bei der Mutter einer kleinen Freundin, und den plötzlich heimgekehrten Vater versöhnt sie mit den Großeltern. Der Schluß ist reichlich sentimental und das Buch seiner vielen speziell Schweizer Ausdrücke wegen für norddeutsche Kinder etwas schwierig zu lesen. Deutliche Antiquaschrift.

Dora Herrmann (Charlottenburg).

Ring, Barbara: Peik. Die Geschichte eines kleinen Jungen. Übers. von Frank Füchner. Mit Abb. München: G. Müller 1928. 184 S. Lw. 2,—.

Nachdem der Vater von Peik, einem noch nicht schulpflichtigen kleinen norwegischen Jungen, auf stürmischer Bootfahrt zu einem Patienten den Tod gefunden hat, siedelt Peik nach schmerzlicher Trennung von seinem leidenschaftlich geliebten Freund und Vorbild Kutscher Ondursen zu einem in Christiania lebenden alten Onkel über, in dessen stilles Haus und gelehrte Gewohnheiten er durch seine treuherzige, fast ungehobelte Art, von dem Onkel nicht gleich, aber bald freudig begrüßtes Leben bringt. Teil daran haben die von Peik sehr schnell und geradezu gewonnenen Freundinnen, Mariechen und die Schwestern Feldmaus und Stadtmaus. Peik beginnt langsam, sich bei Onkel Pavel glücklich zu fühlen, wenn auch Kutscher Ondursen mit seinen falsch angewandten Fremdworten immer noch als unerreichtes Ideal im Hintergrunde steht. Erst der mit vielen komischen Ereignissen verknüpfte Besuch von Onkel und Neffen bei einer sehr reichen, sehr patriotischen und sehr vornehm tuenden Tante in Berlin, die den Jungen gern adoptieren will, kettet die beiden ganz fest aneinander, nachdem das gesunde Kind Peik sich der Tante gegenüber so sehr als „enfant terrible" gezeigt hat, daß sie froh ist, ihn seinem Onkel wieder mitzugeben. Selbst ein Wiedersehen mit Ondursen kann jetzt den festen Freundschaftsbund der beiden nicht mehr erschüttern. — Das frische, an humorvollen Situationen reiche Büchlein mit den kostbaren, augenscheinlich echten Kinderzeichnungen gehört in jede Kinderlesehalle für die 9—12jährigen und ebenfalls in die städtische Volksbücherei als Bereicherung für verständnisvolle Liebhaber von Kindergeschichten. Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Scharrelmann, Heinrich: Pinkepanks Weihnachten und andere Erzählungen für die Jugend. Mit 30 Bild. von Ernst Kutzer. Braunschweig: Westermann 1928. 133 S. Lw. 3,20.

Die zwölf Erzählungen, von welchen nur die Titelgeschichte Beziehung zum Weihnachtsfest hat, haben alle einen ernsten Einschlag. Scharrelmann, der Pädagog, bringt den jugendlichen Lesern Armut, Krankheit, Lebensgefahr und Tod nahe. Er läßt sie auch die schweren Folgen sehen, die Unachtsamkeit, Leichtgläubigkeit und Ungehorsam nach sich ziehen können. Die anspruchslosen schwarzweißen Bilder im Text veranschaulichen ganz gut die nachdenklichen Geschichten, die meist eine glückliche Lösung finden. Für Kinder vom 12. Jahre an für Volksbüchereien. Anna Reicke (Charlottenburg).

Sewell, A.: Schönschwarz. Eine Pferdegeschichte. Von Martha Niggli. Frei nach dem Engl. von A. Sewell. Mit Bild. von August Braun. Freiburg: Herder 1929. 287 S. 4,—. Lw. 5,50.

Ein alter Bekannter kommt in neuem Gewande zu uns: Schönschwarz ist schon lange als „Rabe. Lebensgeschichte eines Pferdes von ihm selbst erzählt. Von A. Sewell und M. v. Kraut. Reutlingen: Enßlin & Laiblin" in vielen Kinderbüchereien eingeführt und gern gelesen. Das neue Buch hat den Vorteil einer viel besseren Ausstattung („Rabe" kenne ich nur auf schlechtem Kriegspapier gedruckt). Dies ist aber der einzige Vorzug vor der alten Bearbeitung. Die englische Satzbildung ist bei Martha Niggli viel mehr zu spüren, auch die Namen sind ungeschickter verdeutscht. Inhaltlich weichen beide Bearbeitungen nur ganz unwesentlich voneinander ab. Es sind die Schicksale eines Pferdes, das vom Luxuspferd bis zum Droschkengaul sinkt. Das Buch ist mit der ausgesprochenen Absicht geschrieben, die Jugend zu einer tierfreundlicheren Behandlung der Pferde zu er-

ziehen. Der Aufbau der Erzählung ist ganz primitiv, gut und schlecht kraß nebeneinandergestellt. Vortrefflich sind dagegen die Tierschilderungen. Im Zeitalter der Autos wirkt die ganze Handlung reichlich veraltet, ist aber darum der heutigen Jugend vielleicht gerade neu und lesenswert.

Martha Schwenke (Charlottenburg).

Sonne und Regen in Kinderland. Stuttgart: Gundert 1928. je 0,85.

Bd 21. A. Schieber: Der Zeitungsbub. Eine Kindergeschichte. Mit Originalholzschn. von M. Welsch.

Bd 25. A. Geiger-Gog: Schlamper. Eine Hundegeschichte. Mit Kohlezeichn. von Hans Tombrock.

Die uns schon äußerlich durch ihr kleines Format bekannte und von Kindern gern gelesene Reihe wurde durch zwei neue Geschichten erweitert, von denen die erste besonders gut und brauchbar ist. Sie zeigt die Hilfsbereitschaft und in Not bewährte Freundschaft zweier Knaben, von denen der Zeitungsbub, von klein auf sich selbst überlassen, schon zum Lebensunterhalt der Familie beitragen muß und so durch seine früh erworbene Selbständigkeit dem Andern zu helfen weiß, der, in einer sorgloseren und freundlicheren Umgebung aufgewachsen, während einer vorübergehenden Notlage in kindlichem Stolz sich verpflichtet fühlt, den Vater zu ersetzen. — Die Geschichte von Schlamper ist stark romanhaft und sentimental-moralisierend. Seine Herkunft ist dunkel und seine Rasse unbestimmbar, aber edelste Rassehunde könnten neidisch auf die Abenteuer seines Lebens werden. Denn nachdem er aus dem Tierasyl geholt, verschiedene Familienleben stört und bereichert, wird er nach Nordfrankreich verkauft, erlebt die Schrecken des Krieges mit und findet auf dem Schlachtfeld seinen ehemaligen Herrn, der ihn seinen Kindern wiederbringt. Von diesen wird er als höchstes Zeichen ihrer Liebe und Opferbereitschaft einem Kriegsblinden zum Führerhund geschenkt. — Für Kinder von 10—12 Jahren. Margarethe Lülmann (Berlin).

Voigt, Bernhard: Im Schülerheim zu Windhuk. Deutsche Jungen in Steppe und Busch. Bilder von G. W. Roeßner. Berlin: Safari-Verlag o. J. 234 S. Lw. 4,50.

Das ist ein ganz famoses Buch! Der Verfasser, der 1909 mit seiner Frau zusammen das Windhuker Schülerheim geleitet hat, gibt darin die Niederschrift von all den persönlichen Erlebnissen, die seine Jungen und Mädchen an stockdunklen afrikanischen Abenden der versammelten Schülerschaft vor dem Schlafengehen nacheinander erzählt haben. Aus den Berichten klingt hell die Lust an der herrlichen Freiheit und Selbständigkeit, in der diese Kinder Deutsch-Südwests weit über das Land verstreut an ihren elterlichen Wohnsitzen aufgewachsen sind. Gefahrdrohende Begegnungen mit allerhand Tieren, Jagdgeschichten, nicht zuletzt natürlich Kämpfe und Überfälle während der Hereroaufstände und was für Begebnisse sich sonst auf einer Farm abspielen, bilden den Stoff der sehr lebendigen Erzähler, von denen jeder in seiner eigenen, bald lustigen, bald tiefernsten Tonart spricht. Besucher des Heims, Verwandte der Schüler oder andere Gäste, fügen zu den Geschichten die noch spannungsreicheren Abenteuer der Erwachsenen. — Das fesselnde Buch, das den wertvollen Stempel der Wahrheit trägt, gewährt einen hübschen Einblick in südwestafrikanisches Leben vor dem Kriege. Es gehört in die Hände aller Stadt- und Landjungen und wird auch vielen Erwachsenen ungemischte Freude bereiten. — Die Illustrationen sind leidlich, stimmen aber an drei Stellen (S. 31, 145, 223) mit dem Text nicht überein. Ein Illustrator, der das ihm anvertraute Buch so ungenau liest, sollte die Hände lieber ganz davon lassen.

E. Holtz (Allenstein).

Wroost, Wilfried: Mein Onkel Kaspar. Nach John Brinckmans Erz. „Kasper Ohm un ick“ aus der Rostocker Mundart ins Hochdeutsche übertr. und für die Jugend bearb. Mit vielen Bildern von E. Kutzer. Braunschweig: Westermann 1928. 212 S. Lw. 4,50.

Der Norddeutsche, zumindest der zwischen Elbe und Oder, sollte „Kasper Ohm

un ick" überhaupt nur in dem originellen Rostocker Platt kennenlernen. Auch ließe sich eine weniger steife Übertragung denken als die Wroosts, der vielleicht selbst zu sehr Niederdeutscher ist, um alle Kostbarkeiten aus Brinckmans gemütlichem Plauderton soweit möglich ins Hochdeutsche bergen zu können. Jedoch in Süd-, West-, Ost- und Mitteldeutschland dürfte nicht bloß für jugendliche Leser das Werk auch in der vorliegenden Form noch durchaus wirksam und zu empfehlen sein, bis eine bessere Ablösung erscheint, die den vollständigen, für Jugendliche ganz unverfänglichen Wortlaut bringt. — Die Zeichnungen entsprechen dem derblustigen Gepräge der Erzählung. E. Holtz (Allenstein).

4. Belehrende Schriften.

Cäsar, der Freund des Neuseelandforschers. Hrsg. von Andreas Reischek (Sohn). Mit Bild. und Originalaufn. Wien: Deutscher Verlag für Jugend und Volk 1928. 112 S. Hlw. 3,20.

Der Sohn des großen Neuseelandforschers schildert die Freundschaft seines Vaters mit dem Hunde Cäsar, diesem klugen und treuen Gefährten auf allen Wanderungen und in allen Gefahren. Als Quelle haben die von uns schon besprochenen Bücher Reischeks (1926, 285 f.; und 1927, 350) gedient, aber durch seine besondere Brauchbarkeit für Jugendliche behält dieses Büchlein doch neben jenen seine Stelle, zumal sich fesselnde Darstellung mit wertvollen Nachrichten über das Leben der Menschen, Tiere und Pflanzen auf jener großen wilden Insel verbindet. R. Joerden (Stettin).

Oelbermann, Robert: Unter Toreros und Fremdenlegionären. Mit deutschen Jungen durch Spanien und Marokko. Berlin: Safari-Verlag 1928. 255 S. 6,—.

Es braucht nichts Näheres über die merkwürdige Romantik dieser Wandervogelschar gesagt werden, über dieses Gemisch von Verantwortungsgefühl, Abenteuerlust und Sentimentalität. Dem Verfasser ist es leider nicht gelungen, bei aller Schlichtheit auch wirklich spannend und anschaulich von den Wandererlebnissen zu erzählen, und die fast Seite für Seite eingefügten weisen Sentenzen sind nicht zu ertragen. R. Joerden (Stettin).

Schmid, Karl Friedrich: Das Wunderbuch unserer Heimat. Mit 189 Bild. Stuttgart: Perthes 1928. 256 S. Geb. 8,—.

Der Verfasser hat es verstanden, eine reiche Anschauung von der Vielgestaltigkeit Deutschlands zu geben, und zwar geht er immer von der gegenwärtigen Erscheinung aus und führt von da in die Geschichte. Von verschiedenen Seiten bringt er Deutschland zum Reden, von der geologischen Entwicklung aus, der Entwicklung des vorgeschichtlichen und geschichtlichen Menschen mit seinen Leistungen vor allem in der Kunst, von der Buntheit der deutschen Landschaft, der Mannigfaltigkeit der Erdschätze und schließlich der letzten Entwicklung zur modernen Großstadt und zur Industrie. Die Bilderbeigaben sind ausgezeichnet und ergänzen vorzüglich den Text, der, abgesehen von einigen rührseligen Entgleisungen, fesselnd, klar und für reifere Jugendliche und Erwachsene lehrreich ist. Vor allem jede Jugendbücherei sollte das Buch einstellen.
R. Joerden (Stettin).

Kleine Mitteilungen.

Neuere Bücherstützen*).

Die einfachsten und gebräuchlichsten Bücherstützen bestehen aus einem einmal gewinkelten Eisen- oder Stahlblech. Man muß, damit sie stützen, die Fußplatte unter die Bücher schieben: das kann die Bücher schädigen; die Stehplatte weist ihre scharfe Kante nach vorn: daran können einzustellende Bücher sich aufspießen. Ver-

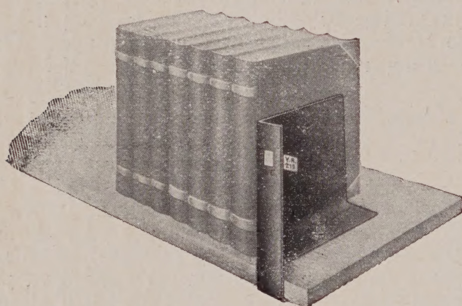
*) Vgl. auch 6. Jg. dieser Zeitschrift S. 146.

schiedene Stützen, die das vermeiden, sind erfunden worden, so die Heidelberger von Johann Albrecht Schwarz (vgl. Blätter f. Volksbibl. Jg. 15, 1914, S. 13) und die von Heinrich Simon, 1916. Drei neuere sollen hier beschrieben und abgebildet werden, und zwar nach der Zeitfolge der Erfindung.

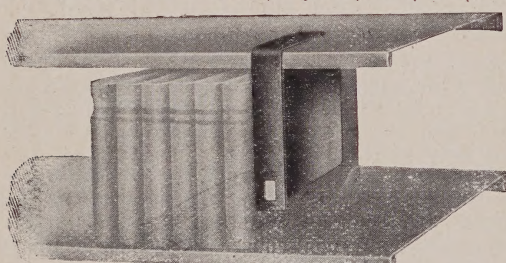
1. Die Connor-Stütze. Sie ist von einfachstem Bau, und ein Modell aus starkem Papier kann sich jeder leicht herstellen.



Eine Platte, etwa 18 cm hoch und 15 breit, schlitzt man, etwa 3 cm vom linken Rand und diesem parallel, von unten nach oben etwa 5 cm lang auf; was rechts vom Schlitz ist, biegt man nach oben ab, bis es rechtwinklig zur Hauptplatte steht, also wagerecht. Den ganzen linken 3 cm breiten Randstreifen biegt man nach rechts ab, auch rechtwinklig, so daß er, senkrecht stehend, sich mit dem wagerechten Teil, der Fußplatte, berührt. Stellt man das so Entstandene auf ein Bücherbrett von etwa 2½ cm Stärke, die Stehplatte links, die Fußplatte nach rechts weisend, so wird der Randstreifen vorn noch 2½ cm tiefer reichen als die Unterkante des Brettes. Diese 2½ cm des Randstreifens werden unter das Brett gebogen und umklammern es: die Stütze ist, ohne Stoffabfall, fertig.



Das Zusammenwirken der Fußplatte und der Unterklammer gibt der Stütze eine hohe Druck- und Standfestigkeit; das Ansetzen und Wegnehmen ist leicht; die Vorderplatte (Schild) dient dabei als Handhabe; Bücher können sich nicht auf ihr aufspießen. Da nicht die Fußplatte unter-, sondern die Stehplatte angeschoben wird, sind die beim einfachen Winkelblech durchs Unterschieben möglichen Beschädigungen der Bücher ausgeschlossen. In der Regel stützt man Büchergruppen von rechts her, schiebt also auch die Stütze von rechts heran. Soll sie jedoch nach rechts hin stützen, so nimmt man eine



solche, deren Fußplatte und Vorderschild nach links stehen. Man kann die Stütze auch köpflings, hängend, am Brett anbringen, die Stehplatte nach unten gerichtet; das wird man tun, um die nächst untere Buchreihe zu stützen, besonders die großen Formate, wenn unter dem untersten Brett kein Hohlraum ist.

Die Connor-Stütze ist auch für Blechböden verwendbar; dann muß die Unterklammer die nach unten abgebogene Kante des Blechbodens eng umfassen, also genau abgepaßt sein, während bei Holzböden es genügt, wenn die Klammer überhaupt unter das Brett greift und dann, nach oben gebogen, sich an dessen Unterfläche fest anlegt.

Zwei senkrechte parallele, etwa 2 cm lange Schlitze im Oberteil des Vorderschildes ermöglichen das Einschieben eines Blech- oder Papierstreifens, auf dem man Standnummern oder was man sonst will anbringen kann.

Die Buchstütze genießt Gebrauchsmusterschutz; benannt ist sie nach den Anfangsbuchstaben des Vor- und des Zunamens desjenigen, dem sie eines Morgens beim Aufwachen einfiel; fabrikmäßig hergestellt wird sie von den Wolf Netter- und Jacobi-Werken, Berlin W. 15, zwar nur in einer Größe, aber sowohl rechts- wie linkswendig, für Holzböden und für Blechböden. Wer für letz-

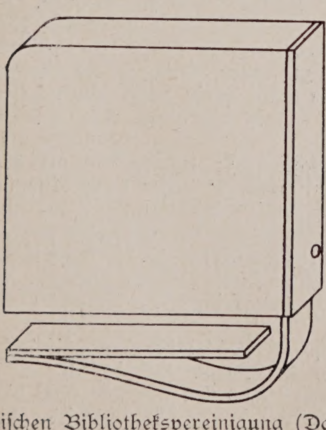
tere bestellt, gibt die Höhe des nach unten abgebogenen Kantenstreifens des Blechbodens an.

2. Die zweite Stütze ist erfunden vom Bibliotheks-Assistenten Ludvig Købke-Rimmer in Kopenhagen und genießt dänischen Patentschutz unter Nr. 35 902 (ab 5. Juni 1925). Es sind zwei Typen, von denen der eine in der Patentschrift in mehreren Varianten beschrieben und abgebildet ist. Eine Beschreibung in Bogens Verden Jg. 7, 1925, S. 134 gibt von diesem Typ nur eine Variante (Abbildung rechts).



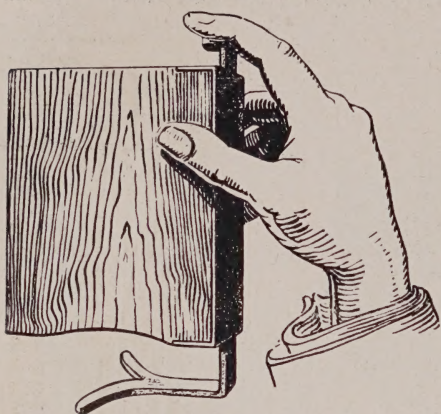
Gemeinsam ist den Varianten dies: eine Stehplatte; davon abgewinkelt nach entgegengesetzter Richtung (also anders als bei der Connor-Stütze) sowohl eine breite Fußplatte als auch ein Vorderschild. Von der Fußplatte ist wiederum abgewinkelt eine das Brett umfassende Klammer („Profil"), die die Stütze standfest macht. Vom Vorderschild seinerseits abgewinkelt ein senkrechter Blechstreifen nach hinten zu gewendet.

Der andere Typ soll zugleich dienen als Stütze und als Klasseneinteilungs- oder Alphabet-Signal; er trägt aufs Vorderschild in Gold- oder Silberschrift aufgemalt entweder die Fachbezeichnung der benachbarten Bücher, z. B.: Praktische Fächer 60—69 (vgl. Deweys 6-Dekade: Useful Arts) oder (dies in der alphabetisch nach Verfassern aufgestellten Schönliteratur) den Anfangsbuchstaben der benachbarten Alphabetgruppe.



Dieser Typ sieht aus wie ein Buchdeckel aus Blech (Vorderdecke, Rücken, Hinterdecke); sowohl von der Vorder- wie von der Hinterdecke ist unten ein Streifen einwärts abgewinkelt, so daß jede sozusagen auf einer schmalen Fußplatte steht; von dem Rücken (Vorderschild) springt unten nach vorn vor eine Verlängerung, die als dreimal gewinkelte Klammer das Bücherbrett umfaßt. Der erste Typ wird in einer Größe hergestellt (12 × 12 × 15 cm), der zweite in zwei Größen (7,5 × 24,5 × 15 cm und 6 × 18 × 15 cm. — Die Stützen sind, wie in Bogens Verden 1925 S. 168 mehrere Bibliothekare bezeugen, standfest, praktisch und leicht zu handhaben. Beschädigungen der Bücher sind auch bei ihnen ausgeschlossen. Sie sind zu bestellen beim Erfinder, Gustav Bangs Gade 3, Kopenhagen oder von der Geschäftsabteilung der dänischen Bibliotheksvereinigung (Danmarks Biblioteksforenings Forretningsafdeling).

3. Die Stanto-Stütze, erfunden von Tischler Winther Johansen in Esbjerg, Jütland, erinnert an die Heidelberger. Wie diese besteht sie aus einer Kombination von Holzplatte und verschiebbaren Eisenschienen mit Unterklammer. Bei der Heidelberger Stütze — sie wurde damals, jetzt nicht mehr, von Pohlschröder & Co. in Dortmund hergestellt — lockert man zwei Schrauben, die die Schiene an die Holzplatte drücken, schiebt die Schiene, bis die Klammer das Bücherbrett von unten gefaßt hat und dreht die Schraube wieder fest. Die Stanto-Stütze hat einen eingebauten Federmechanismus; man drückt die oben herausragende Schiene soweit nieder, daß unten eine Klammer unter das Brett greifen kann; läßt man los, so preßt die Federkraft die Klammer von unten gegen das Bücherbrett und die Stütze steht fest. Drückt man oben wieder, so löst sich die Klammer und man kann die Stütze abnehmen.



Dies ist Typ A für obere Bücherreihen; für die unterste, unter deren Brett kein Hohlraum, ist Typ B bestimmt: Hier klemmt sich die Stütze mit ihrer Federkraft zwischen das Bodenbrett und das nächst höhere. Typ A wird in zwei Größen hergestellt (15 × 13 und 20 × 15 cm), Typ B in verschiedenen Größen, die gewöhnliche ist 20 × 15 cm. Die Stanto-Stütze ist einfach, diskret, solide und bequem zu handhaben. Beschädigungen der Bücher sind auch bei ihr ausgeschlossen.

Bücherstützen-Preise. 1. Connor: Listenpreis das Stück *RM* 1,25, darauf werden bis zu 20% Rabatt gewährt. — 2. Købke Rimmer: Die einfache Stütze je Kr. 2,50; die „Einteilungsstütze", die größere Kr. 5,50, die kleinere Kr. 4,25, beide einschließlich Beschriftung. — 3. Stanto: Normaltyp, kleineres Modell einzeln Kr. 1,35, bei 200 Stück 1,20, bei 500 Stück 1,—; das größere Modell bezw. Kr. 1,50; 1,35; 1,15. Typ B Kr. 1,70; 1,55; 1,35.

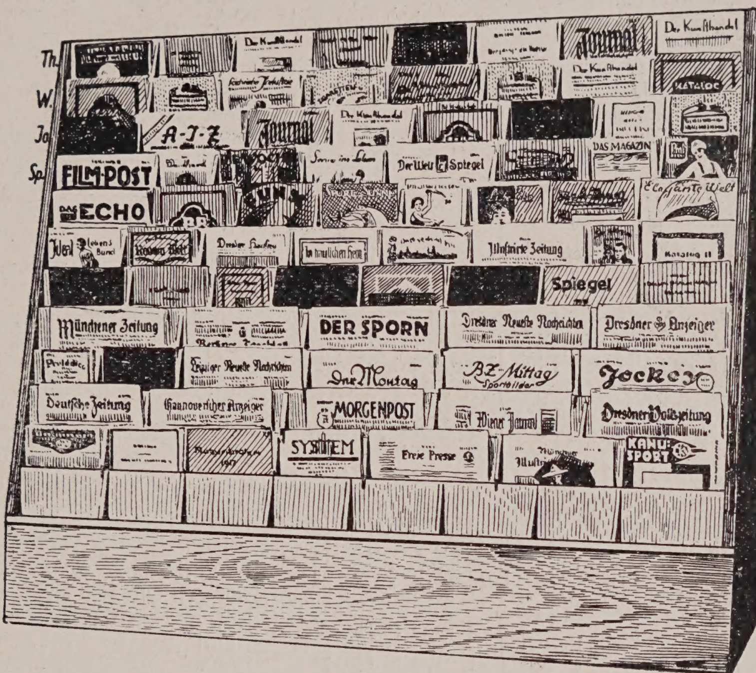
Constantin Nörrenberg (München).

Ein neues Zeitschriftengestell. Die Auslegung von Zeitschriften in öffentlichen Leseräumen geschieht gewöhnlich in Fächern, die horizontal über- und nebeneinander liegen; das hat manche Nachteile: von den Zeitschriften selbst ist nichts zu sehen und ihre Titel werden nur durch außen angebrachte Aufschriften erkennbar. Daß dies sowohl für den Bibliotheksbeamten als auch besonders für den Benutzer, der sich schwer zurechtfindet, unbequem ist, weiß man zur Genüge. Um diesem Übel abzuhelfen, verwendet man hier und da Gestelle, in denen die Zeitschriften in vertikalen Gestellen mit Fächern stehen; derartige Fächer pflegen nach Tiefe und Breite gleiche durchschnittliche Maße zu haben, wodurch der Nachteil entsteht, daß kleine Zeitschriften darin versinken und große nicht hineinpassen; überdies geht dabei viel Platz verloren und der Anblick der hohen und niedrigen nebeneinanderstehenden Formate ist unschön.

Dr. Franz Schriewer empfiehlt in dieser Zeitschrift (Jg. 1926, Heft 2/3) einen Ständer, der die Zeitschriften wirklich auszustellen gestattet; dieser kann aber nur für kleine Bibliotheken in Frage kommen, die wenige Zeitschriften haben: auf einer Ansichtsfläche von 200×134 cm können nur 35 Zeitschriften untergebracht werden. — Auch das im Zentralblatt für Bibliothekswesen Jg. 43, 1926, S. 181 beschriebene Regal in der Bibliothek des Vereins Deutscher Ingenieure hat das Problem, die Tiefe jedes einzelnen Faches der Höhe der betreffenden Zeitschrift anzupassen, nicht voll gelöst.

Um allen diesen Mängeln zu begegnen, führt die Sächsische Landesbibliothek jetzt ein nach ihren Angaben in Dresden von der Firma Heinrich Neder in Dresden-A. I, Neue Gasse 20, konstruiertes Gestell ein, dessen vertikale oder vielmehr schwach geneigte Fächer sowohl in der Breite wie in der Tiefe für jede Zeit-

schrift passend gemacht werden können; es kann also jede Zeitschrift an jedem beliebigen Punkte befestigt werden. Das bietet folgende Vorteile: 1. Die Köpfe der Zeitschriften sind sichtbar und die Zeitschrift ist schon aus der Entfernung erkennbar. 2. Die oberen Kanten der in einer Reihe stehenden Hefte schneiden alle in



gleicher Linie ab und alle Reihen haben gleiche Abstände von einander; das Ganze bietet daher einen wohlgeordneten und gefälligen Anblick. 3. Die Raumausnützung ist überraschend günstig: in einem Gestell, dessen Ansichtsfläche 2 m Breite und 1,25 m Höhe hat, sind durchschnittlich 130—150 Zeitschriften unterzubringen.

In dieser Zeitschriftenauslage haben die Zeitschriften die übliche Numerierung, die mit der Nummer ihres Faches übereinstimmt. Überdies wird an der Rückwand des Faches eine Pappe mit einem aufgeklebten Umschlage der Zeitschrift befestigt, um dadurch das richtige Wiedereinstellen zu erleichtern.

Lesefrüchte.

Über „Die Erziehung zum Buche in den Vereinigten Staaten"*) hat der Dezernent für das Schulbüchereiwesen im preußischen Kultusministerium, Oberregierungsrat E. Hylla, in der „Deutschen Schule" auf Grund seiner Wahrnehmungen bei einer Studienreise einen sehr interessanten Aufsatz veröffentlicht, aus dem wir im folgenden einige Abschnitte wiedergeben, die unseren Lesern zur Veranschaulichung der in dem oben mitgeteilten Schülerbüchereierlaß des preußischen Kultusministeriums aufgestellten Forderungen besonders willkommen sein werden:

„Einige Wochen nach meiner Ankunft in Newyork führte mich mein Weg eines Nachmittags gegen 3 Uhr in eine der belebtesten Straßen von Brooklyn. Hier zum ersten Male bot sich mir ein Bild, das sich mir tief eingeprägt hat, das ich

*) Zu diesem Thema vergleiche man auch die Beiträge im 7. Jg. dieser Zeitschrift S. 165 ff., S. 273 ff. und S. 388 ff, im 4. Jg. S. 227 ff. und S. 281 ff.

allerdings später in gleicher oder ähnlicher Weise an den verschiedensten Stellen und in den verschiedensten Städten der Vereinigten Staaten wiedergefunden habe: Hunderte von Schulkindern aller Altersstufen, von 7- und 8jährigen bis zu 15- und 16jährigen, mit ihren Schulbüchern unter dem Arm in zwangloser, langer Reihe, die sich über mehr als einen Häuserblock erstreckte, in guter, aber keineswegs steifer Ordnung, plaudernd, sich gegenseitig Bücher zeigend, offenbar auf irgend etwas wartend — ein Bild, das trübe Erinnerungen an die Tage des Krieges und der Hungersnot in mir erweckte, und das mir jedenfalls zunächst vollkommen unverständlich war, bis ich dem Hause näher kam, an dem sich der Kopf dieser „Schlange" befand; dieses Haus trug die Inschrift: „Public Library" — „Öffentliche Bücherei". Die „Kinderabteilung" dieser Bücherei wird nachmittags 3.30 Uhr geöffnet, in dem Zeitpunkt, in dem die meisten der umliegenden Schulen den Unterricht schließen. Ein Teil der Nachbarschulen schließt bereits um 3 Uhr, und deren Schüler eben waren es, die auf den Beginn des Büchereibetriebes warteten.

Ich weiß nicht, ob sich irgendwo in Deutschland ähnliches ereignet, will es übrigens auch an sich keineswegs gut heißen, glaube vielmehr, daß ein Mangel in der Anordnung der Büchereiarbeit vorliegt, wo solche Bilder entstehen. Nach einer Seite hin aber sind sie zweifellos beachtenswert und beweiskräftig: sie zeigen, daß unter der amerikanischen Schuljugend ein starkes Interesse für das Buch und die Bücherei vorhanden ist, ein weit stärkeres nach meinen Erfahrungen, als unter deutschen Kindern. Dieser Eindruck, den ich zum ersten Male sehr lebendig in Brooklyn bekam, hat sich während meines ganzen Aufenthaltes als zutreffend erwiesen und vertieft: nicht nur die Kinder, sondern auch die Jugendlichen und die Erwachsenen in den Vereinigten Staaten lesen m e h r als die entsprechenden Schichten bei uns in Deutschland. Die Lesesäle nahezu aller öffentlichen Büchereien — und ich habe in fast allen Orten, in die ich gekommen bin, von Neuengland bis Kalifornien, von Florida bis Seattle die Büchereien aufgesucht! — sind stets gut besucht, zuweilen überfüllt; der Leihverkehr weist außerordentlich hohe Durchschnittsziffern auf, in Cleveland, Ohio z. B. mehr als neun Bücher auf den Kopf der Bevölkerung im Jahre.*) Auch die Unzahl von Zeitungen und Zeitschriften, die gedruckt, gekauft, offenbar doch gelesen und dann allerdings — leider! — ohne Rücksicht auf Ordnung und Sauberkeit in den Straßen weggeworfen werden, deutet in der gleichen Richtung. Überzeugend aber hat mir die Beobachtung in den Schulen bewiesen, daß es tatsächlich zutrifft: die amerikanischen Schüler lesen im Durchschnitt besser und vor allen Dingen mehr und mit größerem Verständnis als ihre deutschen Altersgenossen. Andere deutsche sowohl wie amerikanische Schulmänner haben den gleichen Eindruck gewonnen — wenn ich dem Bericht einer Schulleiterin aus Newyork Glauben schenken darf, auch Dr. Kerschensteiner bei seinem nun schon mehr als 1½ Jahrzehnte zurückliegenden Besuch hier in den Staaten." . . . .

„Ich glaube, daß die Ursachen für die besseren Erfolge der „Erziehung zum Buche" teils außerhalb, teils innerhalb der Schule liegen; die letzteren wiederum sind teils in a l l g e m e i n e n besonders des Schulbetriebes (verglichen mit dem unsrigen) zu suchen, teils in einer anderen und nach meiner Überzeugung besseren Methode des eigentlichen U n t e r r i c h t e s i m L e s e n gegeben." . . . .

„So ist die wichtige Unterscheidung zwischen l a u t e m und s t i l l e m Lesen der Lehrerschaft im ganzen deutlicher zum Bewußtsein gebracht worden als bei uns. Während man bei uns im allgemeinen glaubt, daß stilles Lesen „mitgeübt" — und a u s r e i c h e n d geübt — wird durch lautes Lesen oder stilles Mitlesen bei gleichzeitigem lautem Vorlesen, nimmt hier der Unterricht im s t i l l e n Lesen einen viel breiteren Raum ein als der im lauten Lesen. Für diesen Unterricht sind eine Reihe

---

*) Um den bildungspfleglichen Wert dieser Ziffer beurteilen zu können, müßte man natürlich noch wissen, auf wieviele Einwohner je ein Leser kommt. Aus den von Dr. Jürgens über die Benutzung der Cleveland Public Library im Jahre 1923 gemachten Angaben (s. Jg. 7 dieser Zeitschrift S. 273) scheint allerdings hervorzugehen, daß die Leserzahl im Verhältnis zur Bandzahl so hoch ist, daß nicht mehr als 23 Bände jährlich auf e i n e n Leser entfallen, was bildungspfleglich an und für sich nicht zu beanstanden wäre.

von Kunstgriffen sowohl wie von guten Handreichungen und Hilfsmitteln geschaffen worden, auf die hier jedoch nicht näher eingegangen werden kann. Auch der Unterschied zwischen „genießendem“ und „lernendem“ Lesen wird viel aufmerksamer beachtet und in seinen Folgerungen studiert als bei uns. Vielleicht noch bedeutsamer ist eine dritte, ebenfalls klar herausgearbeitete Unterscheidung: die zwischen „vollständigem“ und „auswählendem“ Lesen, wobei unter dem letzteren diejenige Art des Lesens zu verstehen ist, die der Erwachsene vielen (oder dürfen wir nicht ruhig sagen: den weitaus meisten?) nicht schöngeistigen Büchern gegenüber anwendet, und in der jeder Buchberichterstatter Meister sein muß, jenes Lesen, bei dem unter Ausnützung aller geeigneten Hilfsmittel aus einem Buche, einem Teile, einer Seite, einem Abschnitte eines solchen nur die Dinge herausgegriffen werden, die im Hinblick auf einen bestimmten Zweck wertvoll sind. Ich habe hier vielfach gesehen, daß dieses „auswählende“ Lesen recht sorgfältig gelehrt und von den Schülern schon vom fünften und sechsten Schuljahre an mit bemerkenswertem Erfolge geübt wird.“ ....

„Es werden in Amerika von Anfang an in der Schule mehr Bücher gelesen als bei uns. Schon im ersten Schuljahre begnügt sich kaum eine Klasse mit dem Buche, das unserer „Fibel“ entspricht; fast alle Kinder lesen neben ihr oder nach ihr andere „Fibeln“ oder ähnliche Kinderbücher, die in der Bücherei jeder Schule, auch der einfachsten Landschule, vorhanden sind. Dieses Lesen anderer Bücher bildet genau ebenso einen Teil des Unterrichts wie das der „Fibel“; oft wird Zeit und Kraft auf mehrere Bücher so verteilt, daß kaum noch zu sagen ist, welches Buch die „Grundlage“ des Unterrichts bildet und welche nur „zur Ergänzung“ herangezogen werden. In den höheren Klassen nimmt die Zahl der von den Kindern gelesenen Bücher bedeutend zu; besonders die fähigeren Kinder (der Unterricht gewährt den Begabungsunterschieden hier im allgemeinen mehr Spielraum als bei uns!) lesen im dritten und vierten Schuljahr eine stattliche Anzahl von Büchern und geben kurze Berichte über den Inhalt. Diejenige Form des Lesens allerdings, die bei uns das Feld nahezu völlig beherrscht, das laute Lesen eines Kindes, während alle anderen „still mitlesen“, habe ich hier fast nirgends gefunden. Ihr Wert war mir — aus psychologischen Gründen, kurz gesagt: wegen der Unnatürlichkeit und Lebensfremdheit der Situation — von jeher zweifelhaft; er ist es mir noch weit mehr geworden, seitdem ich hier gesehen habe, daß man ganz oder nahezu ganz ohne diese Form auskommt!

Eine der wichtigsten Voraussetzungen für einen Unterricht in dieser Art ist, daß eine genügende Anzahl verschiedener, aber im wesentlichen nach den gleichen Grundsätzen aufgebauter Lesebücher vorhanden sind. Diese Voraussetzung ist hier in reichstem Maße erfüllt: es gibt Dutzende, wenn nicht Hunderte verschiedener „Fibeln“, die sich für den gedachten Zweck vorzüglich eignen, die alle der „Bild- und Geschichtenmethode“ folgen, die alle im wesentlichen den gleichen Wortschatz verwenden, abgesehen von wenigen „Stichworten“ — in einem Buche sind es etwa „Die drei Bären“, um die sich die Geschichte gruppiert, im anderen ist es „Mutter Gans“, im dritten sind es „Kaninchen“, und außer ihnen natürlich immer Kinder. Überhaupt ist der Wortschatz für den Aufbau des Lesebuches von entscheidender Bedeutung. Umfangreiche Zählungen (von Thorndike und anderen) haben die Ausarbeitung von „Häufigkeitswörterbüchern“ gestattet, auf Grund deren es ein leichtes ist, die hundert oder fünfhundert oder dreitausend häufigsten Wörter der Sprache festzustellen. Wir besitzen zwar ein derartiges „Häufigkeitswörterbuch“ ebenfalls; es hat jedoch auf unsere Schullesebücher, soweit ich sehe, keinen nennenswerten Einfluß ausgeübt. Der Grund liegt offenbar darin, daß wir selbst für unsere untersten Schulstufen den „künstlerischen Wert“ der Lesestücke in den Vordergrund gestellt haben. Das ist hier nicht geschehen. Die Lesebücher der unteren drei, vier, fünf Schuljahre enthalten hier zumeist Stücke, die von den Lesebuchbearbeitern selbst geschrieben sind, was bei uns eigentlich nur für den allerersten Teil der Fibel zugelassen ist. Vielleicht sollten wir auch in dieser Beziehung versuchen, einen mehr vermittelnden Weg zu finden und für die untersten Schuljahre „selbstgeschriebenen“ Stücken gegenüber weniger streng sein, vorausgesetzt allerdings, daß sie — nicht gar zu schlecht sind!“ ....

„Ein weiterer für den Erfolg des Leseunterrichts bedeutsamer Umstand scheint mir zu sein, daß starke und wirksame Anregungen zum Lesen gegeben werden — durch Geschichtenerzählen! Das Geschichtenerzählen spielt auf allen Stufen des Elementarschulunterrichts eine große Rolle, besonders aber auf der untersten. Von der Lehrerin erzählte Geschichten werden nicht nur wie bei uns als eine Art Leckerbissen betrachtet, der bei seltenen Gelegenheiten als Belohnung für Fleiß und ausnahmsweises Wohlverhalten verabreicht wird, sondern sie nehmen im Arbeitsplan der unteren drei oder vier Schuljahre ihren regelmäßigen, festen Platz ein." ....

„Als ein weiteres, wie mir scheint sehr wirksames Hilfsmittel in der Erziehung zum Lesen wird eine gute, zeitweilig in besonderen Unterrichtsstunden betriebene, aber auch außerhalb solcher jahrlang fortgesetzte Belehrung über die „Technik" des Lesens angewandt. Diese Belehrung ist natürlich unmittelbar mit Übungen verbunden; die Übungen werden — wenigstens von geschickten Lehrern und Lehrerinnen — nicht zu diesem besonderen Zwecke zusammengestellt, sondern dem gleichzeitigen Unterricht in anderen Fächern entnommen. Bei diesen Belehrungen und Übungen handelt es sich in erster Linie um das „lernende" Lesen: es wird den Kindern gezeigt, wie sie dem gedruckten Absatz den Gedanken entnehmen und ihn rasch, kurz und einprägsam gestalten können. Selbstverständlich tun auch wir das gelegentlich in unseren Schulen; nur geschieht es hier viel öfter und planmäßiger. Ferner geht man hier weiter: man gibt regelrechten Unterricht darin, wie man in einem Kapitel eines Buches einschlägige Stellen, in einem Buche einschlägige Kapitel, in einer Bücherei einschlägige Bücher und — in der Stadt die Büchereien findet und benutzt. Hierzu gehören die Anweisung, das Lesen jedes Buches mit dem Überblicken des Inhaltsverzeichnisses zu beginnen, dann das Buch zu „überfliegen", d. h. durchzublättern, die Überschriften zu lesen und hier und da etwas herauszugreifen, was fesselt, vor allem vielleicht auch die Abbildungen, soweit solche vorhanden sind. Auch die Anweisung zur Benutzung des alphabetischen Inhaltsverzeichnisses ist wichtig, wird gegeben und praktisch verwertet. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die amerikanischen Kinder alle ihre Bücher mehr als Ganzes sehen, während unsere Kinder sich zu einem Überblick über das ganze Buch seltener erheben — was vielleicht, wenigstens für unsere Volksschulen, mit der Alleinherrschaft oder doch Vorherrschaft des Lesebuches und mit seiner Eigenart, der inneren Zusammenhanglosigkeit seines Inhalts wenigstens teilweise zu erklären ist. Wir bohren uns in unserem Unterrichte oft allzusehr in alle Einzelheiten eines Buches ein; hier benutzt man auch in der Schule die Bücher so, wie sie der Erwachsene später benutzt: um ihnen einige große Hauptgedanken zu entnehmen. — Allerdings sollen die „Einzelheiten" nicht ganz übersehen werden; doch sollen sie nur im Zusammenhang des Ganzen Gewicht haben, in ihn eingeordnet werden. Ich sah einmal in einer Klasse des achten Schuljahres eine sehr hübsche Übung für diesen Zweck. Mehrere Kinder — je drei bis fünf — hatten das gleiche Buch gelesen und stellten sich nun gegenseitig Aufgaben wie die: „An einer Stelle spricht der Verfasser von der Feier des Unabhängigkeitstages in Philadelphia im Jahre 1850; wer findet die Stelle rasch?" Zehn Minuten solcher Übungen sind nicht nur ausgezeichnete „Proben aufs Exempel", lassen nicht nur recht gut und rasch erkennen, ob die Kinder die Bücher tatsächlich gelesen haben, sondern entwickeln und üben die Fähigkeit, mit Büchern umzugehen in hohem Grade. Allerdings: Ganzbücher gehören dazu, nicht Auswahlsammlungen.

Die Technik der Büchereibenutzung wird ebenfalls gelehrt,*) in den oberen Klassen der Elementarschulen, in der Junior High School (siebentes bis neuntes Schuljahr) und in der Senior High School (neuntes oder zehntes bis zwölfeinhalbes Schuljahr), vielfach in einer Wochenstunde durch ein ganzes Schulhalbjahr. Dieser Unterricht wird in der Schulbücherei erteilt, die durchweg nicht nur Bücheraufbewahrungs- und Ausgabestelle ist, sondern auch für eine stattliche Anzahl von Kindern Raum zum Aufenthalt und zum Lesen bietet. Den Unterricht erteilt die Büchereileiterin, die in allen High Schools und in vielen größeren Elementarschulen

*) In diesem Punkt wird ein Seitenblick auf die skandinavischen Verhältnisse, wie sie unseren Lesern neuerdings wieder in dem Referat von Dr. Langfeldt erschlossen werden sollen, besonders lehrreich sein. Die Herausgeber.

mit dieser Aufgabe entweder voll oder doch zum mindesten halb beschäftigt ist, also entweder nur wenige Stunden oder gar keinen (andern) Unterricht erteilt. Dieser Unterricht erstreckt sich vor allem auf die Anordnung der Bücherei, auf die Einrichtung und Benutzung des Kataloges, auf den Gebrauch von Wörterbüchern, von Lexiken und Nachschlagebüchern aller Art. Auch das „Herumschmökern" in den Büchern — die Bücherbestände sind nicht hinter Gittern, sondern frei zugänglich aufgestellt — wird nicht nur geduldet, sondern es wird darin ermutigt.

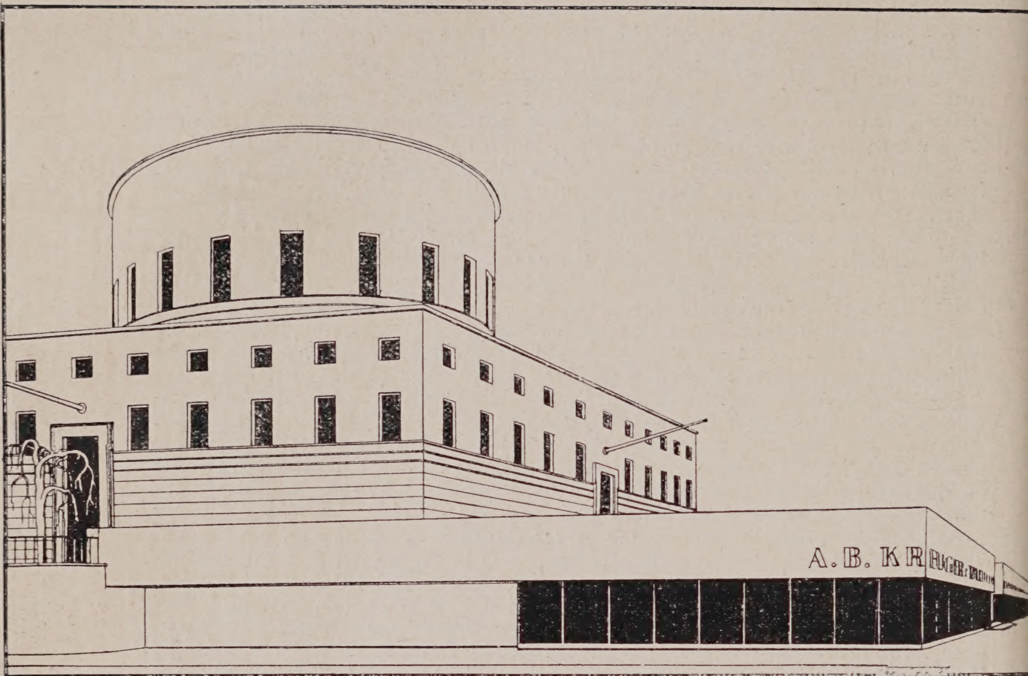
Mit den Büchereien der Stadt arbeiten die Schulbüchereien aufs engste zusammen; manchmal werden diese geradezu als Teile der öffentlichen Bücherei geführt. Die Leiterin — oder (in größeren Büchereien) eine andere geeignete Person aus deren Stab kommt in die Schule, hält einen kurzen Vortrag über die öffentliche Bücherei, ladet zu ihrem Besuche ein und — empfängt die Kinder dort persönlich, führt sie umher, hilft ihnen, berät sie, zeigt ihnen auch dort den Katalog, erklärt ihnen seine Einrichtung usw. usw." ....

„„Die amerikanische Schule ist rund um das Textbuch gebaut, die deutsche rund um den Lehrer" — so hat recht zutreffend ein amerikanischer Erziehungswissenschaftler einen wesentlichen Unterschied beider Schulen gekennzeichnet.

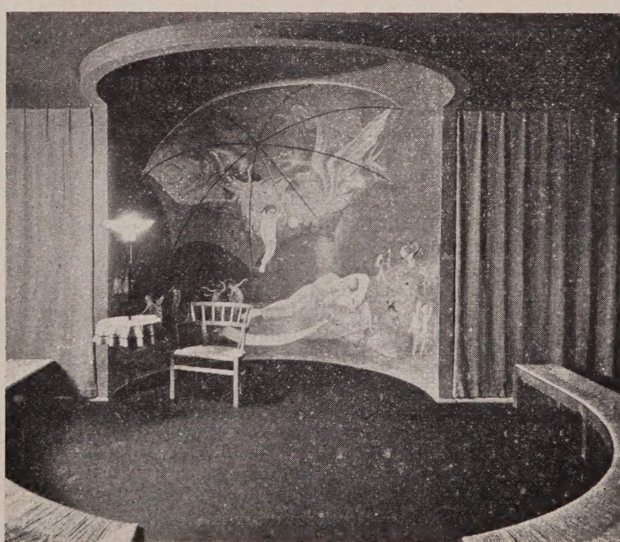
Unter der Wirkung dieser Umstände sind in Amerika eine Reihe zum Teil ausgezeichneter Bücher geschaffen worden, die für solchen Gebrauch geeignet sind. Außer an die „Textbücher" selbst denke ich dabei vor allem an die Wörterbücher und an umfassende Nachschlagewerke (Kinderlexika könnte man sie nennen), wie sie in dem „World Book of Knowledge", in der „Lincoln Library", der „Childrens Encyclopaedia" und manchen anderen vorliegen. Bücher dieser Art fehlen in keiner Schule, und in größeren Schulen sind in der Regel alle vorhanden, die es gibt. Der Umstand, daß sie in ihrer Ausdrucksweise und in der gesamten Art ihrer Darstellung auf die Fassungskraft der Zwölf- bis Achtzehnjährigen Rücksicht nehmen, daß sie reich mit Bildern ausgestattet und — nicht allzu teuer sind, hat ihnen Eingang auch in viele Häuser verschafft, wo sie von Eltern und Kindern gemeinsam, aber wohl ebensosehr auch von den Eltern für ihre Zwecke benutzt werden. In Deutschland haben wir Bücher dieser Art meines Wissens nicht; unsere großen allgemeinen Nachschlagewerke sind weder der Fassungskraft, noch dem Geldbeutel des „gemeinen Mannes" zugänglich. Die kleinen könnte der Geldbeutel vielleicht erschwingen, aber ihre besonders knappe Darstellung macht sie für den wenig Geschulten eher noch schwieriger." ....

„Zum Schlusse endlich will ich noch auf eine Arbeit hinweisen, die von außerhalb des eigentlichen Büchereiwesens stehenden Personen, Verbänden und Behörden geleistet wird und die ebenfalls das Lesen fördert, indem sie es zu leiten versucht. Sie ist einigermaßen verwandt mit der Herstellung der obenerwähnten „Führer" zu bestimmten Wissensgebieten. Vereine und Verbände, die an bestimmten Fragen interessiert sind (wie z. B. die Vereinigung für die „Förderung der Neger" oder der „Verband für Volksgesundheitspflege" oder der „Verein zur Bekämpfung von Kinderverbrechen" und andere), geben Bücherlisten über diese Fragen heraus und laden den Leser gleichzeitig ein, über jedes der genannten Bücher, nachdem er sie gelesen hat, einen Bericht zu erstatten, sei es in Form einer Inhaltsangabe, sei es durch Beantwortung von Fragen, die sie ihm übersenden; nach Erledigung des ganzen „Leselehrganges" in dieser Weise erhält er dann eine „Bescheinigung" darüber, von deren praktischem Wert ich allerdings keinen rechten Begriff habe (offenbar, weil sie keinen hat!), der aber doch einer hier sehr verbreiteten, etwas spielerischen Freude an solchen „Zeugnissen" entgegenkommt. Genau das Gleiche, vielleicht in etwas mehr unparteiischer Weise, tut übrigens auch die Schulabteilung im Bundesministerium des Innern in Washington: sie hat eine große Anzahl solcher Buchlisten für diesen Zweck veröffentlicht, regt zur Bildung von Lesekränzchen an und stellt „amtliche Zeugnisse" aus, wenn ein Lehrgang „durchgenommen" ist. Solche Dinge bilden einen gewissen Übergang zu dem „brieflichen Unterricht", der hier ebenfalls eine weit größere Rolle spielt als bei uns und den auch zahlreiche Universitäten nicht nur betreiben, sondern sogar innerhalb allerdings ziemlich enger Grenzen als Ersatz eines Teiles des Universitätsstudiums in bestimmten Gebieten anerkennen." ....

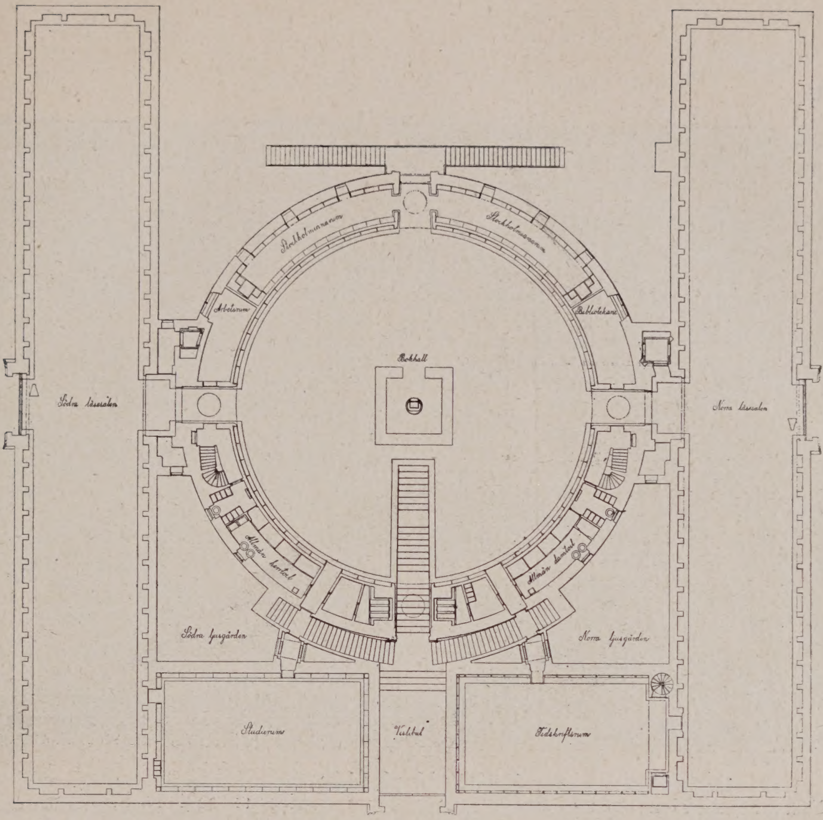
Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.



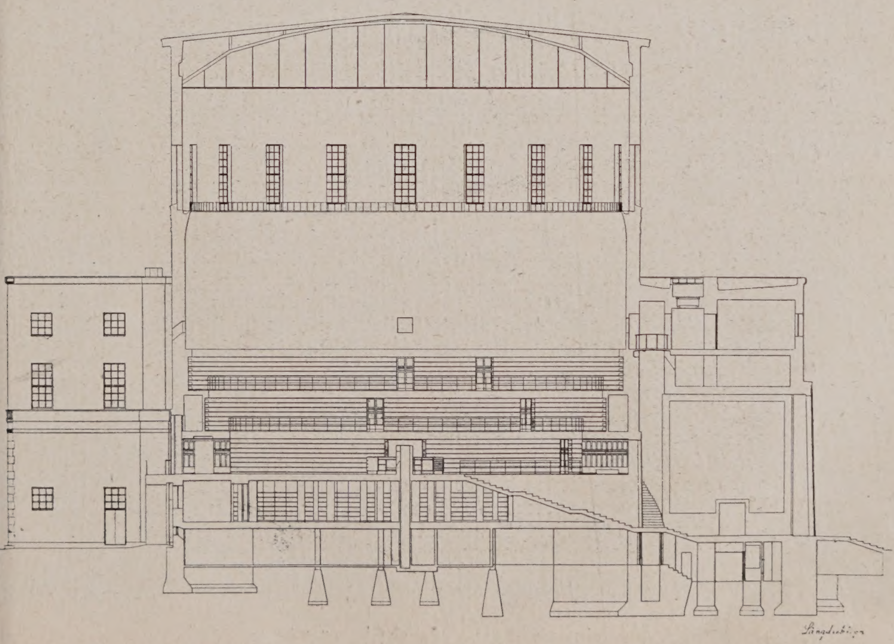
Die neue Stockholmer Stadtbücherei.



Das Märchenzimmer.



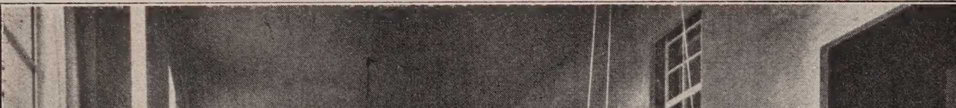
Grundriß der neuen Stockholmer Stadtbücherei.
Erster Stock (Ausleihehalle und „Fachliteratur"-Säle).



Durchschnitt in der Richtung der Eingangstreppe
zur Ausleihehalle.



Ausleihehalle.
(Von rechts herauf kommt die Eingangstreppe; geradeaus geht es in einen der „Fachliteratur"-Säle.)



Blick in einen der „Fachliteratur"-Säle.
(Rechts kommt man von der Ausleihehalle aus herein.)

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 9 1929 Heft 2

Buch und Volksbildung.

Von Regierungsrat Dr. Reinhard Buchwald (Jena).

Am 12. Januar fand im Reichsministerium des Inneren unter Vorsitz des Reichsministers Severing eine Besprechung statt, in der die Idee und der Programmentwurf für den auf den 22. März angesetzten „Tag des Buches" (s. auch „Kleine Mitteilungen") den interessierten Verbänden mitgeteilt wurden. W. v. Molo sprach hierbei für die Schriftsteller, Prof. Hankammer (Köln) für die Wissenschaft, Dr. Buchwald (Jena) für die Volksbildung. Wir freuen uns, den ausgezeichneten Vortrag Dr. Buchwalds, des Vorsitzenden des Reichsverbandes der Deutschen Volkshochschulen, hier zum Abdruck bringen zu können, der gerade auch für die Bedeutung des Volksbüchereiwesens im Rahmen der gesamten Bildungspflege eintritt. Die Schriftleitung.

Der Herr Reichsminister hat sich in liebenswürdiger Weise als den guten Vater aller kulturellen Bestrebungen bezeichnet, der allen seinen Kindern gleiche Liebe zeige. Nach Kunst und Wissenschaft kommt nun durch mich an dieser Stelle die Volksbildung zu Worte; nicht nur das jüngste, sondern auch das zurückgesetzteste und unansehnlichste seiner Kinder. Und es nimmt sogleich das verbriefte Recht jüngster Sprößlinge für sich in Anspruch: weniger formvoll und diplomatisch zu sprechen, auf die Gefahr hin, der Schrecken der hier versammelten großen Familie und ihres Vaters zu werden.

So beginne ich denn sogleich mit einer Umkehrung meines Themas: anstelle der „Bedeutung des Buches für die Volksbildung", wie das mir gestellte Thema lautet, spreche ich zunächst von der „Bedeutung der Volksbildung für das Buch"; aber ich werde alsbald auch auf dieses letztere kommen. Was beide Formen von vornherein verbindet, ist ja dieses: daß Volksbildung und Buch aufs engste zusammen gehören, gegenseitig aufeinander angewiesen sind.

Die Vertreter der freien Volksbildung — insbesondere der volkstümlichen Büchereien und der Volkshochschulen, in deren Namen ich spreche — sehen durchaus die heutige Notlage des deutschen Buches. Sie sind überzeugt von der Bedeutsamkeit des Buches im Kulturorganismus eines Volkes; es wäre ja auch eine Torheit, daran zu zweifeln. Sie sind bereit, an ihrem Teil an der erstrebten Gesundung mitzuarbeiten; ist es doch ihr eigenstes Interesse, das hier auf dem Spiele steht. Sie glauben aber zu sehen, daß die Krankheit tiefer sitzt, als man wohl allgemein anzunehmen geneigt ist, und haben die allergrößten Zweifel an der Wirkung einer reklamemäßig aufgezogenen Kundgebung. Der Notstand ist tief begründet, und läßt sich nur durch tiefgreifende Mittel beheben. Die Volksbildner möchten darauf hinwirken, daß die wahren Ursachen erkannt, und daß die wirklich wirksamen Mittel angewandt werden.

Daher also meine Umkehrung des Themas, und mein erster Leitsatz:

Wer dem Buche helfen will, muß der Volksbildung helfen, und zwar in ihrer gediegensten Form, die eindringliche Bildungsarbeit am einzelnen Volksgenossen ist.

Den Beweis für diese Behauptung liefert uns Dänemark, das klassische Land der Volkshochschulen. Was uns aber an Dänemark so überaus wichtig ist, ist weniger die besondere Richtung, die der Gründer der dänischen Volkshochschulen, der Bischof Grundtvig, seinen Bauernhochschulen gewiesen hat, als vielmehr die Tatsache, daß wir in Dänemark das große geschichtliche Beispiel eines Volkes studieren können, das durch mehr als zwei Menschenalter hindurch die Wirkung einer intensiven Volksbildung erfahren hat. Und eine dieser Wirkungen ist es nun, daß dieses Volk heute Schaffende und Empfangende, Dichter und Leser mit gleichen Erlebnissen und gleichem Lebensgefühl aus sich hervorbringt, daß eine neue Generation von Dichtern das ganze Volk als Leser und Käufer findet, und daß infolgedessen dieses kleine Volk mit seinen drei Millionen eine „Nationalliteratur" besitzt, wozu gehört, daß es sich verlohnt, Bücher zu drucken, und daß Schriftsteller von ihren Honoraren existieren können. Also ein Volk, nicht größer als die Einwohnerschaft der Provinz Sachsen, besitzt eine Nationalliteratur von europäischem Rang! Die liberal-kosmopolitische Generation um Georg Brandes mit ihrer Literatur der aufgeklärten großstädtischen Bildungsschichten ist überwunden von einer neuen Generation von Dichtern, den Skjoldborg, Aakjaer und Andersen Nexö, die selber aus der Bauernhochschule kommen, und deren Bücher vom ganzen Volk, das den gleichen Bildungsweg geht, verstanden und gelesen werden. Nach Andersen Nexös Romanhelden werden die Jungen von Kleinbauern
Nach Andersen Nexös Romanhelden werden die Jungen von Kleinbauern
und Arbeitern „Pelle" genannt. Dieses selbe kleine Volk nimmt auf Subskription eine vielbändige dänische Goethe-Ausgabe auf. Wenn man in die Häuser, auch zu den Klein- und Dünenbauern kommt: überall eine ausgezeichnete Hausbücherei als der Stolz des Hauses!

Auch bei uns sind, was man bei den wohlfeilen Klagen über die Entgeistigung unserer Zeit nicht vergessen darf, wichtige Ansätze in der gleichen Art vorhanden. Man muß nur den Weg in manche Arbeiterhäuser finden, und man wird staunen, was dort gar nicht so selten an wertvollen Büchern vorhanden ist. In einer Bauernhochschule hörte ich einen jungen Bauern vortrefflich über das Schaffen von Löns sprechen. Im Sommer erlebte ich den Abschluß eines Lehrgangs des Volkshochschulheims, das ein deutscher Dorfpfarrer für die deutschen Kolonisten in Galizien geschaffen hat: es waren beste deutsche Bücher, die sich diese schlichten Mädchen kauften, um sie mit in ihre Dörfer und Höfe in Galizien und Wolhynien zu nehmen. Oder man beobachte doch einmal, wie eifrig und was in der 4. Eisenbahnklasse gelesen wird. Ich habe seit Wochen die Augen offen gehalten, und es verlohnt sich wirklich, zu bemerken, was in der Holzklasse der Personen- und der D-Züge, was in den Polsterklassen gelesen wird. Denen, die über die Kulturlosigkeit des Volkes ihr Urteil fertig haben, sind solche Beobachtungen nur zu empfehlen. Volksbildungsarbeit, der neue Deutschunterricht, Jugendbewegung, Gewerkschaftsschulung sind auf dem besten Wege, einen neuen Bildungsstand hervorzubringen. Vor kurzem

lasen zwei meiner Reisegenossen, die ich ganz zufällig auswähle, Tolstois „Leinwandmesser“ und Hesses „Roßhalde“; als ich jedoch an den Stand der nächsten kleinstädtischen Bahnhofsbuchhandlung herantrat, lagen dort die „Erotik und Kultur des romanischen Weibes“ und die „Halbwelt von heute“, merkwürdige Produkte einer staatlich geförderten Kulturpflege. Ich glaube, daß sich alle Volksbildner, ob „neutral“ oder „gebunden“, protestantisch oder katholisch oder sozialistisch, darüber einig sind: daß der Staat, der Buch und Bildung finden will, erst einmal hier mit Kontrolle und Richtlinien für aufbauende Kulturarbeit einsetzen sollte!

Freilich haben Sie wohl schon gemerkt, daß ich bei alledem nicht von dem Buch schlechthin spreche, sondern vom guten Buch. Die Voraussetzung für alle Besprechungen, die der Rettung des deutschen Buches gelten, sollte überhaupt die ganz scharfe Betonung des Satzes sein, daß es zwar „Mann ist Mann“ heißt, daß aber „Buch nicht gleich Buch“ ist. Dabei ist „gut“ durchaus kein formal-ästhetisches Werturteil, sondern gemeint ist die menschliche Echtheit, die Tatsache, daß hinter dem Buche ein Kerl steht, dem es ernst mit seiner Sache ist, auch dann, wenn er uns die in unserer Zeit so notwendige Freude vermitteln will. Zu den ganz verkehrten und verhängnisvollen Vorurteilen gehört dies, daß für das Volk das gute Buch „zu schwer“ sei. Richtig ist nur so viel, daß wir allerdings eine Bildungsliteratur einer volksfremden Schicht besitzen, die nicht Durchleuchtung und Gestaltung des schaffenden Lebens ist (denken Sie an die Worte Julian Schmidts, die Gustav Freytag programmatisch vor „Soll und Haben“ gestellt hat!), sondern die Privatnöte einer abgesonderten, geistigen Schicht spiegelt. Das kann höchste Qualität besitzen, ist aber Standeskunst. Jedoch unsere Volksbüchereien beweisen, daß es eine volksnahe Literatur von höchster Qualität gibt, und daß diese sich wohl durchzusetzen vermag. Sind doch beispielsweise in der Stadtbücherei in Hagen in Westfalen die am meisten vorhandenen und gelesenen Werke die „Amalie Dietrich“ von Charitas Bischoff, Freytags „Ingo und Ingraban“ und Scotts „Ivanhoe“; in Stettin sind die meistgelesenen Autoren Zola, Andersen Nexö, Heye, Jack London, Polenz und Hans Grimm; in Leipzig war 1923 „Das Gemeindekind“ der Ebner-Eschenbach das meistgelesene Buch; in der Arbeiterwohnsitzgemeinde Lützschena lesen junge Arbeiter und Brauereiarbeiter am meisten abermals die Ebner-Eschenbach, dazu Jack London, Heye und Kummer („Eines Arbeiters Weltreise“). Das sind alles weder völlig frei entstandene, wild gewachsene Leserwünsche (diese würden ganz anders aussehen und vermutlich einigermaßen an die Listen der „meistgekauften Bücher“ erinnern, sich also dem gangbaren Durchschnitt nähern); noch sind es aufgeredete Ideale, nämlich „Empfehlungen“ der Büchereileute; sondern wie es in der Büchereitheorie gelegentlich ausgedrückt worden ist, herzuleiten „aus der Diagonale dieser Kräfte“.

Wie wirkt nun die Volksbildung für das Buch, d. h. für das wertvolle Buch unmittelbar, abgesehen davon, daß sie mittelbar, wie wir sahen, die allgemeine kulturelle Voraussetzung für das Buch schafft? Der Ort für diese spezielle Arbeit ist die volkstümliche Bücherei. Wenn wir daher zuerst behaupteten, daß man das Buch nur dadurch fördern könne, daß man einer gediegenen Bildung im ganzen Volke den Boden bereite, so

ist dies nun dahin zu spezialisieren, daß **Förderung des Buches in erster Linie Förderung des volkstümlichen Büchereiwesens sein muß.** Dazu gehört freilich, daß wir aufs allerenergischste von der gar nicht oder zum guten Teil ungenügend und schlecht unterrichteten Öffentlichkeit an eine besser zu unterrichtende Öffentlichkeit appellieren. Es ist deshalb mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß die heutige Volksbücherei alles andere ist als eine aus öffentlichen Mitteln unterhaltene Leihbibliothek, alles andere auch als ein verwässerter Aufguß oder ein Anhängsel der wissenschaftlichen Bibliothek. Sie ist ein Bildungsinstrument, das die großen Kulturgüter der Nation und der Menschheit für jeden Volksgenossen als Bildungsgut, d. h. als Baustein zur Gestaltung seiner persönlichen Wesensart bereitstellt und übermittelt. Sie hat die doppelte Aufgabe: die Auswahl des Wesentlichen aus der für den Laien verwirrenden und unübersehbaren Masse des Produzierten zu treffen, und dann an den rechten Leser das rechte Buch heranzubringen. Sie tut dies auf Grund einer ausgebildeten und wissenschaftlich fundierten Lehre, die in einer neuen soziologisch unterbauten Leserkunde und in einer neuen Literaturkunde besteht. Der Volksbibliothekar von heute ist zum Volksbildner, ja zum führenden Volkserzieher geworden. Ich spreche hier nicht pro pomo; aber gerade weil ich nur Volkshochschulmann bin, muß ich die außerordentlichen Leistungen der deutschen Volksbücherei nachbarlich anerkennen und rühmen.

Freilich weiß ich, daß noch längst nicht alle deutschen Büchereien von derr neuen Entwicklung berührt sind; wobei mir ihr Anschluß an die eine oder andere der nebeneinander hergehenden Richtungen letzten Endes unwesentlich erscheint. Für eine volle Entfaltung sind aber namentlich auch die öffentlichen Unterstützungen noch viel zu gering. Der Durchschnitt auf den Kopf der Bevölkerung der erfaßten Städte im Reich ist heute 23,5 Pfg., in den sächsischen Großstädten sind es 35 Pfg., 1914 waren es ebenda erst 9 Pfg.; abermals ein Zeichen, daß die geistige Bewegung heute marschiert. Freilich schwanken die Kleinstädte noch heute zwischen 0 und 31 Pfg. Das Seminar für Buchhandelsbetriebslehre an der Handelshochschule in Leipzig, dessen Untersuchungen ich hier benutze, faßt seine Ergebnisse so zusammen: „Es sind Zahlen, die sehr zu denken geben und beweisen, welch großes Arbeitsfeld hier, d. h. in den Kleinstädten, gerade für die volkstümlichen Büchereien noch brach liegt.“ Kommt man in die Lesehalle einer dänischen Stadt von 20 000 Einwohnern, so trifft man mindestens drei Fachleute als hauptamtliche Beamte, und außerdem noch das nötige technische Personal; in ganz Deutschland wird man vergeblich etwas ähnliches suchen. Dafür wendet Dänemark auf 3 Millionen Einwohner 1,2 Millionen Kronen für seine Volksbüchereien auf, wozu kommunale Mittel von mindestens der gleichen Höhe kommen. Die Vergleichszahlen sind 50 000 Mk. auf 4,5 Millionen Einwohner in Sachsen und 300 000 Mk. auf 38 Millionen Einwohner in Preußen.

Erziehung zum guten Buch geschieht daneben in Jugendbüchereien, Kinderlesehallen, Schulbüchereien — alles Einrichtungen, die noch außerordentlich jung und in weiten Gebieten Deutschlands noch fast ganz unentwickelt sind. Im Durchschnitt des Reiches kommt 0,91 Buch auf ein Kind.

Die Aufwendungen für die Volksschulbüchereien sind noch ganz verschwindend, nämlich 0,5 Prozent der Gesamtausgaben für die Volksschulen. Wie soll ein Volk zum guten Buch ein Verhältnis gewinnen, wenn nicht die Schulen ganz bewußt dazu erziehen und das Verhältnis des Kindes zum guten Buche pflegen! Um so wichtiger ist es, daß der Preußische Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung vor kurzem einen ausführlichen Erlaß zur Neugestaltung und Auswertung der Schulbüchereien hat hinausgehen lassen.

Ich fasse zusammen: es spielt sich ein doppelter Prozeß ab. Volksbildung wirkt für das Buch; zugleich aber wird das Buch zu einem wichtigen Mittel der werdenden Volksbildung. Alle unsere Büchereien schaffen dem Buche erst die Leserschaft — und dem Buchhandel seine Käufer. Nur solche gründliche Arbeit auf lange Sicht hilft. Zur Mitwirkung an dieser Arbeit, zum Verständnis dafür, zu ihrer Würdigung und Unterstützung rufen wir deshalb — in seinem Interesse — den Buchhandel auf.

Zunächst muß der Verlag selbst bewußt am positiven Aufbau eines Kulturvolkes mithelfen, durch das, was er verlegt — und was er nicht verlegt, was er in den Vordergrund stellt und was er nur mitführt. Es handelt sich nicht nur darum, daß der Teil des Verlags, der Kultur- und Qualitätsarbeit leistet, sich von dem anderen löst oder wenigstens sich für sich aktiv zusammenschließt. Weder der Staat noch das Volk hat ein Interesse an drucktechnisch hergestellten Amüsierartikeln, wohl aber an einem verantwortungsbewußten Unternehmertum, das mit den geistigen und wirtschaftlichen Mitteln, die ihm vorbehalten sind, mitwirkt am Werden des neuen Menschen und Volkes, und das die positiven Kräfte der Zeit mit den Mitteln des Buches herausstellt und aktiviert. Die Ahnenreihe unserer Verleger wird nicht umsonst eröffnet von einem Friedrich Perthes, in dessen berühmter Programmschrift dem rechten Buchhandel dieselben Ziele vorgezeichnet werden, die wir heute unseren „Bildungsbüchereien" setzen. Damit steht aber nicht bloß Qualität gegen Kitsch, sondern zugleich die Qualität des Aufbaus gegen die — auch vorhandene, ja oft faszinierende — Qualität der Dekadenz. Auch der Verlag würde sich selbst das Grab graben (wie unser ganzes Volk), wenn er unterschiedslos fördern wollte, was alte und neue Bindungen bejaht, und was sie auflöst und vernichtet.

Und erst recht richtet sich der Appell der Volksbildung an das Sortiment. Wenn ein „Tag des deutschen Buches" einen Sinn haben soll, so muß neben der Unterstützung von Volksbildung und volkstümlicher Bücherei namentlich eine wesentliche Förderung der Bewegung im Jungbuchhandel dabei herauskommen, die den buchhändlerischen Nachwuchs zu einer verantwortungsbewußten Vermittlung der im Buch angelegten Kulturgüter erziehen will. Diese junge Generation will nicht auf irgendeinem Wege Geld machen, sondern ist sich der Würde und der Pflichten bewußt, die der Mann hinter dem Ladentisch der Buchhandlung besitzt. Um diesen Pflichten genug tun zu können, ist eine außerordentlich schwierige Selbstbildungsarbeit notwendig. Ich selbst habe vor Jahren bei einem der von Eugen Diederichs einberufenen Buchhändlertage auf Burg Lauenstein zuerst eine Entschließung beantragt, deren Folge dann eine ganze Reihe von sogenannten Sommer-

akademien gewesen ist. Aber das, was bisher geschieht, ist ein Anfang. Wir hoffen, daß schon in aller Kürze ein neuer und größerer Plan der Öffentlichkeit unterbreitet werden kann. —

Ich komme zum Schluß: glauben Sie nicht, daß, was ich sage, wirklichkeitsferner Idealismus im schlechten Sinne ist. Man kann den Volksbildner nicht auf die Dauer als Spitzwegsche Figur abtun, der in diese Welt der neuen Sachlichkeit nicht passe. Im Gegenteil: was ich Ihnen zu zeigen versuche, sind sehr reale Kräfte, deren Verachtung sich immer gerächt, deren Anspannung zu den größten wirtschaftlichen Erfolgen geführt hat. Ein deutscher Wirtschaftswissenschaftler hat das Wort geprägt: daß Dänemark — das ich immer wieder zitiere — heute die beste Butter und den besten Käse auf den Weltmarkt bringe, sei zwar nicht das Ziel, aber die Folge der dänischen Volksbildung. Und als ich voriges Jahr in Dänemark war, sagte mir ein dortiger Freund: in Deutschland sei zwar das Wort geprägt worden, daß es der Geist sei, der sich den Körper baue; aber in Dänemark habe man Ernst damit gemacht. Sollten wir es nicht zunächst einmal dort damit versuchen, wo Geist und Wirtschaft sich an sich am nächsten verschwistern? Meine Damen und Herren! Als Vermittler von Zerstreuung und Unterhaltung ist das Buch längst der Konkurrenz anderer technischen Mittel, wie Kino und Radio, ausgesetzt, und wird ihnen vermutlich nicht durchweg standhalten. Was aber dem Buche immer vorbehalten bleibt, ist dies: daß hier die Großen im Geiste unmittelbar, Auge in Auge, mit jedem Volksgenossen sprechen, und daß jeder ernste Mensch, nur auf sich angewiesen, und sich verantwortlich, sich dem Einfluß der Besten seines Volkes und der Menschheit öffnen kann. Dies Eine bleibt, und nur die Besinnung auf das Bleibende dient der Zukunft.

Zum Problem der Bildungsarbeit am Bauern.

Von Dr. Franz Schriewer (Flensburg).

In der Reihe „Forschungen und Werke zur Erziehungswissenschaft", herausgegeben von Peter Petersen (Jena), hat Joh. Friedr. Dietz eine Arbeit erscheinen lassen, die „Das Dorf als Erziehungsgemeinde" behandelt.*) Es geht hier eigentlich um eine schulpolitische Angelegenheit. Die Darstellung holt aber bei der Grundlegung der betreffenden Fragen soweit aus und ist methodisch so sicher angelegt unter gründlicher persönlicher und literarischer Kenntnis des Stoffes, daß der erste allgemeine Teil des Buches jedem, der sich mit ländlicher Bildungsarbeit befaßt, viel zu geben hat. Die zweite Hälfte des Buches ist im wesentlichen der Landschule und dem Landlehrer gewidmet. Methodisch bedeutungsvoll an der Untersuchung scheint mir, daß sie sich von vornherein einen ganz klaren Rahmen absteckt, der entsteht, indem die Darstellung erstens „in der Hauptsache sich an typische Bauerndörfer hält" zweitens sich räumlich auf „die kleinen bäuerlichen Dörfer des schwäbisch-

*) 175 S., Weimar, Böhlau, geh. 4,— RM, geb. 5,50 RM.

fränkischen Unterlandes beschränkt". Es ist also hier die Kulturlage des reinen Bauerntums in einem bestimmten Bezirk dargestellt. Ich glaube, daß wir auf diesem Wege, nämlich durch die Monographie geschlossener Gebiete unter Beschränkung auf das sozial noch nicht stärker gemischte Bauerntum, fruchtbare und für die ländliche Bildungsarbeit notwendige Ergebnisse am ehesten werden gewinnen können. Tatsächlich steht heute für uns die Frage der bäuerlichen Kultur — was ja etwas anderes ist als die nach der Kultur des Landes überhaupt — durchaus im Vordergrund. Die Durchsetzung des Dorfes mit Industrie oder Industriearbeiterschaft, die ja fast immer eine innere Auflösung der bäuerlichen Gemeinde bedeutet, tritt hinter dieser Frage zurück, was sich schon ergibt, wenn wir den äußeren räumlichen Umfang der beiden Gebiete miteinander vergleichen. Aber auch innere Gründe sprechen dafür, daß z. Zt. die Probleme der soziologischen Schichtung gemischter Dörfer nicht die brennenderen sind. Denn es ist für den, der die gewaltige wirtschaftliche, politische und ständische Bewegung im heutigen Bauerntum sieht, kein Zweifel, daß hier eine der größten sozialpolitischen Fragen vorliegt, die zu klären um unseres Volkes wie um unseres Staates willen die Aufgabe der Gegenwart ist. Die gesellschaftliche Umschichtung, die durch die Industrialisierung hervorgerufen wird, ist das ältere Problem, das schon von Pestalozzi angeschnitten worden ist („Der Einfluß der Fabrikarbeit auf die Dörfer", Werke Bd 6, S. 43). Auch die erzählende Dichtung, die ja immer das getreueste Spiegelbild der Zeitlage ist, beweist das. Die Bauernromane eines Polenz haben eine andere Problemstellung als die eines Schröer. So liegt der Wert des Buches von Dietz nicht zuletzt darin, daß es diese brennende Gegenwartsaufgabe klar erkannt und herausgearbeitet hat. Dabei hält er sich frei von Romantik und verfällt auch nicht in billigen Fortschrittsoptimismus. Die schulpolitischen Konsequenzen aus seiner Grundeinstellung vermag ich nicht zu beurteilen. Was er über freie Volksbildungsarbeit sagt, ist etwas wenig. Das wird daran liegen, daß in dem von ihm durchforschten Gebiet diese Dinge praktisch keine große Rolle spielen und daß er sich daher gehütet hat, sich allzu weit auf diesem Boden, der ihm offenbar auch nicht ganz vertraut ist, vorzuwagen. Trotzdem sind seine grundsätzlichen Betrachtungen von größter Wichtigkeit für uns. Sein Glaube ist der, daß „sich in dem Ringen zwischen Altem und Neuem die bäuerliche Seele bilden, sich entwickeln, klarer, bewußter, persönlicher werden wird". Ich möchte es mir nicht versagen, durch etwas längere Zitate eine Vorstellung zu geben von der geistigen Grundauffassung, die das Buch durchzieht.

> „Bis vor kurzem war das Dorfleben noch in starkem Maße gemeinschaftsgebunden. Es war ein Leben nach Herkommen, Sitte und Tradition, vielfach ein unbewußtes, stark irrationales Leben. Der rationalistische, individualistische Geist, der von der Stadt her das Land überflutet, zersetzt die Sitte, löst die alten Formen auf und macht so den Einzelnen frei und selbständig. Er verlernt, Rücksicht auf andere zu nehmen, er versucht, sein Leben nach eigenem Willen zu gestalten. Er bleibt nicht mehr bei dem, was er vom Vater übernommen hat, er sucht neue Formen. Er wandelt seinen traditionellen Betrieb um in

einen rationellen. Das bringt eine Fülle von Aufgaben mit sich. Diese Aufgaben treiben ihn nun Tag und Nacht um. Überall sucht er nach Hilfen, um sie zu lösen. Ein starker Bildungshunger erwacht in ihm. Er verschlingt Bücher und Zeitungen. Sein Blick weitet sich. Sein Leben wird in viel stärkerem Maße bewußt als früher. Das Irrationale, Religiöse tritt zurück, das Wirtschaftliche gewinnt mehr und mehr an Bedeutung. Nicht bloß die Wirtschaft, das ganze Leben sucht der Bauer nun rationell zu gestalten. Deutlich erkennt man die Wandlung, wenn in der Auseinandersetzung zwischen Alten und Jungen in einer Bauernfamilie die Frage nach dem Ziel des Lebens gestellt wird. Die Alten sehen diesen Sinn in der Arbeit mit ihrer Plage und Not und Sorge, aber auch mit ihren vielen Freuden. Die Jugend will „etwas haben vom Leben", sie will mehr als Arbeit und sei sie noch so schön. Was sie sucht, darüber ist sie sich selbst nicht klar. Auf jeden Fall hat sie keine große Auswahl. Sie nimmt, was sich bietet, und man darf es ihr nicht zum Vorwurf machen, daß ihr so viel Schlechtes, Unechtes, Flitterhaftes, Kitschiges angeboten wird. Einfaches, Echtes wäre ihr lieber. Ich kenne viele Bauernsöhne und -töchter, die in dem Fest- und Tanzrummel unserer Tage keine Befriedigung finden, die nach reinem und edlem Vergnügen suchen. Hoffnungsvoll erscheint mir hier die Arbeit des Jungbauern- und Junglandbundes. Diese Bünde, so einseitig sie manchmal eingestellt sind, suchen ihren Mitgliedern auch in dem Ringen um neue Lebensformen zu helfen, sie versuchen, edle Geselligkeit zu pflegen und frohe Feste zu feiern."

„Sicher wird sich noch vieles ändern. Manche Formen, auch wertvolle, werden fallen, die ganze bäuerliche Wirtschaft wird sich wesentlich umgestalten, auch die bäuerliche Wesensart wird dadurch beeinflußt werden, aber zum Stadtmenschen wird der Bauer nie werden, so wenig sein Betrieb je einmal ganz zum rationell eingerichteten reinen Maschinenbetrieb umgestaltet wird. Aus Acker- und Heimatboden, aus Dorf und Dorfgemeinschaft wird immer wieder eine eigenartige Bauernkultur erstehen, die von der städtischen wesentlich verschieden ist. Sie wird manche alten und liebgewordenen Formen nicht mehr enthalten, aber auf sie kommt es ja auch nicht an. Sie sind das Kleid des Bauerntums, vielfach nicht einmal sein eigenes, sondern ein erborgtes."

Noch auf einen Punkt, den Dietz klarlegt, möchte ich besonders hinweisen, daß nämlich die Menschen eines Dorfes (wohlverstanden immer eines bäuerlichen) sich auch dann noch ziemlich nahe stehen in ihrer Lebenseinstellung, wenn sie durch ihr Wirtschaftsleben stärker unterschieden werden. Der Handwerker auf dem Dorfe, der ja selbst meistens nebenbei etwas Landwirtschaft betreibt, trägt durchaus bäuerliche Züge. Noch mehr gilt das natürlich für die Bauern selbst, soweit sie nur durch die Größe der Betriebe sich unterscheiden. Deutlich heraus aus diesem gemeinsamen Grund tritt eigentlich lediglich der Beamte, der ja auch meistens ein Ortsfremder ist. Für den Büchereimann ist das wichtig, das wird ihn vorsichtig machen in der Differenzierung der Leserstatistik. — Ich kann die schöne Arbeit

von Dietz nur jedem ans Herz legen, der auf dem Lande, sei es als Lehrer, Pastor, Jugendpfleger oder Büchereileiter Bildungsarbeit zu treiben hat.

Einen viel weniger geschlossenen Eindruck erhält man von dem in der Sammlung „Schwannsche Bücher zur ländlichen Volksbildung" erschienenen katholischen Werk „Die ländliche Volksbildung in ihrer zeitgemäßen Gestaltung", herausgegeben von Kreuzberg*). Hier hat sich eine ganze Anzahl von führenden katholischen Volksbildnern zu den verschiedenen Problemen geäußert. Auch für dieses Werk ist wieder charakteristisch, daß es sich bewußt auf das Bauerntum beschränkt. „Nur dort, wo die Lebensgestaltung und Seelenhaltung der Landbewohner ihre Herkunft vom freien Bauern der altgermanischen Zeit einigermaßen bewahrt hat, da können wir von Landkultur reden." Der grundlegende Aufsatz, in dem das eigentlich moderne Problem der Bauernkultur angeschnitten wird, stammt von Antz. Er packt die Frage beherzt und gründlich an und trifft sich infolgedessen wie jeder, der diese Dinge mit klaren Augen sieht, durchaus mit Dietz. „Man steht einer starken Umwandlung der Landkultur gegenüber. Es ist mehr als eine Wandlung. Es ist eine Krisis." Sehr richtig betont er dann, daß „diese Kulturkrisis schließlich nichts anderes ist als das Weiterfließen der durch Humanismus, Glaubensspaltung, Aufklärung emporgewühlten individualistischen, rationalistischen und naturalistischen Flutwelle auf das flache Land". Bei ihm findet sich auch — wenigstens angedeutet — die schwerwiegende schon von Riehl behandelte, aber in der neuen Zeit ziemlich vernachlässigte Frage des Zusammenhanges zwischen dem Wirtschaftsleben des Bauerntums und seiner Bildungslage. „Die zweckmäßige Gestaltung der ländlichen Bildungsarbeit müßte von der Tatsache ausgehen, daß eine Gesundung der Landkultur nicht ohne Wiederherstellung der wirtschaftlichen Sicherheit des Bauernstandes möglich ist." Erfreulich ist auch, daß Antz sich entschieden gegen die Heimatpflege wendet, sofern sie nichts anderes ist als eine museumsartige Betriebsamkeit mit dem Ziel, äußere Formen zu erhalten oder zu sammeln. Er lehnt es ab, „daß wahre Heimatliebe vor allem durch die Vermittlung von Wissen über die Heimat gepflegt werden kann". Fast jeder ländliche Volksbildner wird diesen Satz gern unterschreiben. Aber wer handelt danach! (Unsere ländlichen Volkshochschulen?) In anderen Aufsätzen, deren Verfasser im einzelnen nicht genannt werden sollen, werden dann die von Antz kurz aufgeworfenen Fragen in die verschiedenen Richtungen weitergeführt. So sind z. B. die Ausführungen über die „Seelenlage der Landjugend" ein wertvoller Beitrag zu diesem noch so wenig bearbeiteten Gebiet der Jugendpsychologie.**) In dem Aufsatz „Heimat und ländliche Volksbildung" finden wir ebenfalls die gründliche Ablehnung des Betriebes der Heimatkunde und auch hier das Bewußtsein, daß Formen nichts bedeuten, sondern daß sie nur das Gewand des Menschen sind und daß es darauf ankommt, wie der Mensch darin beschaffen ist. So ist hier

*) 250 S., Düsseldorf, Schwann, geb. 8,— RM.

**) Hingewiesen sei hier auf das kürzlich bei Herrosé in Wittenberg erschienene Buch von Schulrat Dr. Hans Fuchs: „Psychologie der ländlichen Jugendlichen" und auf Paul Bode, Professor an der Pädagogischen Akademie Elbing: „Reifende Landjugend", Osterwieck a. H., Zickfeldt.

auch die ganz richtige Bemerkung zu finden — neben anderen guten —, daß das Kino an sich neutral sei, es könne ebenso gut aufbauen wie niederreißen. Eine Sonderstellung unter den Verfassern nimmt Theodor Seidenfaden ein, der aus dichterischem Erleben und dem Gegensatz zur Zivilisation der Stadt zum Volkstum kommt und damit in eine falsche Romantik verfällt. Erziehungsmittel für das Land ist ihm die Volksdichtung, wie Märchen, Sage, Legende usw. Wer seine warmherzig geschriebenen Gedanken liest, ist überzeugt, daß die Ausstrahlung seiner Glaubensstärke und tiefinnerlichen Persönlichkeit auf seine eigene Umgebung eine große ist. Aber es heißt doch, die tatsächliche Lage des heutigen Bauerntums und die Notwendigkeit der Gegenwart verkennen, wenn man die Geschichtsentwicklung gleichsam anhalten oder zurückdrehen möchte. So nehmen sich denn auch für den Büchereifachmann die von Seidenfaden als Grundstock einer Dorfbücherei genannten Bücher sehr einseitig aus. Es ist überhaupt zu bedauern, daß in diesem Buch über die ländliche Volksbildung dieses Kapitel nicht besonders abgehandelt worden ist. Hier hätten nämlich alle Theorien und gefühlsmäßigen Einstellungen den Tatsachen selbst standhalten müssen. Da hätte sich denn gezeigt, daß wir die beste innere Volkskunde des heutigen Bauerntums aus der Beobachtung seines Lesens gewinnen können. Sehr aufschlußreich ist ferner der Aufsatz über das Verhältnis von „Staat und ländlicher Volksbildung". Der Verfasser stellt ganz mit Recht die mangelnde innere Verbundenheit des Bauern mit dem Staatsgedanken fest und zwar nicht bloß für die heutige Zeit, sondern auch schon für früher, etwas, was auch Riehl ziemlich ausführlich behandelt hat. Er tadelt ebenso wie dieser die schwere Versäumnis des Staates und seine falsche Agrarpolitik. Dann wird der Umkreis der ländlichen Volksbildung weiter abgeschritten in Beiträgen wie „Religion und ländliche Volksbildung", „Die ländliche Volksschule", „Fortbildungsschule", „Ländliche Jugendpflege und Volksbildung". Es kann natürlich nicht ausbleiben, daß diese Aufsätze sich vielfach überschneiden und auch der persönliche Standpunkt gelegentlich wechselt. Im großen und ganzen ist aber eine einheitliche Grundlinie da. Das Grundproblem der ländlichen Volksbildung, daß es nämlich ein Teil der gegenwärtigen Kulturkrisis ist und von hier aus angefaßt werden muß, ist klar erkannt. Es fehlt dem Buch aber doch, wie gesagt, die innere Geschlossenheit, die man bei Dietz so sehr spürt. Wohltuend berührt aber bei dieser katholischen Arbeit das starke Ethos, das alle Aufsätze durchdringt. Klar tritt auch dem Nichtkatholiken vor Augen, wie stark der Katholizismus mit dem Volkstum verbunden ist.

Ich bin bei den Besprechungen dieser Bücher etwas ausführlicher gewesen als es sonst in dieser Zeitschrift üblich ist, weil es sich um eine so sehr wichtige Frage handelt, die ja auch gegenwärtig den Büchereifachmann stärker beschäftigt. Wir haben also alle Ursache, nach klaren Begriffen und dem richtigen Ausgangspunkt für die Grundlegung unserer Arbeit zu suchen. Nun hat H a n s H o f m a n n in der Besprechung meiner „Dorfbücherei" in den Heften für Büchereiwesen 1927 S. 323 versucht, die ländliche Bildungsfrage weiter zu führen. In der „Dorfbücherei" war die Frage Bauer und Buch für ein reines Bauerntum und zwar des schleswig-holsteinischen Gebietes erörtert. (Ich nehme nicht an, daß jemand den

Ausdruck „reines Bauerntum“ im Sinne der historischen Volkskunde als primitive Gemeinschaftskultur auffaßt; sonst möchte ich ausdrücklich sagen, daß er bedeutet Bauernwesen und Bauernberuf im Gegensatz zu städtischen Lebensweisen und Lebensaufgaben). Obwohl Hans Hofmann das auch erkannt hat, glaubt er doch Mängel feststellen zu müssen, weil nicht das Land als Ganzes behandelt sei. Ich hatte mich genau so wie Dietz auf ein landschaftlich und kulturell bestimmtes Gebiet beschränkt — nach meiner Meinung der methodisch fruchtbarste Weg. Ich meinte das Bauerndorf. Hans Hofmann verschiebt aber bei der Beurteilung des Buches den Ausgangspunkt und nimmt Dorf als kommunales Gebilde. Statt des kulturpolitischen Begriffs „Bauerntum“ setzt er, wenn ich so sagen darf, den geopolitischen „das Land“. Das ist natürlich ein „Wechselt-das-Bäumchen“, das notwendig zu einer schiefen Kritik führen muß, die dadurch nicht gerader wird, daß die Leipziger Mentalität hineinspielt. Infolge der mangelnden Schärfe in der Unterscheidung dieser beiden Dinge fordert er dann: „eine sorgfältige und differenzierte Beobachtung der sozialen Lage der ländlichen (Sperrung von mir) Bevölkerung“. „Man darf nicht von Dorf sprechen. Man muß unterscheiden zwischen verschiedenen Typen. Auch da, wo anscheinend noch eine geschlossene bäuerliche Bevölkerung in einem Dorfe vorhanden ist, ist doch die immanente soziale Gliederung des Bauerntums oft eine beträchtliche“. Man müsse nun, sagt er weiter, „den Versuch einer ersten Charakterisierung wahrscheinlich anzutreffender Typen und der für sie konstitutiven Faktoren machen, z. B. das geschlossene bäuerliche Dorf, das Dorf mit Bauerntum und einheimischer Arbeiterschaft, das Dorf mit zugewanderter Arbeiterschaft, die auch weltanschaulich-politisch entgegengesetzt orientiert ist, das Industriedorf, teils mit Landwirtschaft treibender Arbeiterschaft, teils der Landwirtschaft völlig fernstehend, das Dorf in direkt städtischer Einflußsphäre usw. usw. Dazu kämen, da es sich ja um den An- und Aufbau des ländlichen Büchereiwesens handelt, auch noch die besonderen Formen der Klein- und Mittelstädte mit ihren zum Teil so wichtigen Auswirkungen auf das umliegende Land“. — Wir sehen, daß hier von einer ganz anderen Sache die Rede ist als vom Bauerntum und der in ihm wirkenden Dorfbücherei. Nun habe ich schon in dieser Besprechung wie auch in der „Dorfbücherei“ betont, daß meines Erachtens all diese Fragen in die zweite Linie gehören. Die Frage, die uns heute stärker bewegen muß, ist die nach dem reinen Bauerntum. Heute haben wir es wohl wieder deutlich erkannt, daß hier ein Eckpfeiler unseres Volkes, unseres Staates und unserer Wirtschaft steht. Hier liegt, sozialpolitisch gesehen, die größte Notwendigkeit vor. Diese Auffassung hat ja schon Riehl leidenschaftlich vertreten und sie wird auch wohl allgemein geteilt. So ist es doch wohl zu erklären, daß wir eigentlich in allen Schriften über diese Fragen die Gleichsetzung von Bauerntum und Land ängstlich vermieden sehen und daß das Thema immer bewußt auf das erstere beschränkt bleibt. Es geschieht nun Hans Hofmann offenbar ganz unwillkürlich, daß er aus seinem Anschauungskreis zu dieser Frage Stellung nimmt. Seine Differenzierung ruht nämlich ganz deutlich auf mitteldeutschen Verhältnissen, die schon Riehl folgendermaßen charakterisiert: „Wesentlich anders (als nämlich im Bauerntum Norddeutschlands) ist es in Mitteldeutschland und

in dem Südwesten, dem Paradies der Kleinstaaterei. Hier zeigt sich in der Tat eine mit Riesenschritten fortschreitende Ausgleichung der Unterschiede zwischen Stadt- und Landgemeinde" (s. Riehl: „Land und Leute" S. 92). Hans Hofmann meint ja zum größeren Teil garnicht das Dorf, sondern die „Dorfstadt" (Riehl). Als klarblickender Sozialpolitiker stellt Riehl mit Recht diese in zweite Linie. Die Kulturpolitik darf es nach meiner Meinung getrost zunächst ebenso machen*).

Aber sei dem, wie ihm sei. Wichtiger ist wohl die ganz grundsätzliche Frage, wie weit wir überhaupt mit einer gesellschaftswissenschaftlichen Typenlehre an unsere Bildungsfrage herankommen. Ich muß offen gestehen, daß Hans Hofmanns Forderungen mir eine von der Stadt gewonnene Differenzierung und Typisierung darzustellen scheinen. Mit einer soziologischen oder volkskundlichen Typenlehre kommen wir darum in dieser Frage kaum über den Anfang hinaus, weil es neben der sozialen Bedingtheit doch sehr viel schwerwiegendere Momente gibt. Zugehörigkeit zu einem gesellschaftlichen Typ bestimmt einen Menschen immer erst in dritter, vierter Linie. Weit voran steht die Grundlage seiner Persönlichkeit, sein geistiges, seelisches, sittliches Wesen, das zweite ist, worauf wir längst nicht genug achten, der verschiedene Stand der geistigen Entwicklung. Durch diese beiden Dinge werden die Typengrenzen immer wieder illusorisch gemacht und es ist daher grundsätzlich zu überlegen, ob wir vom Allgemeinen zum Besonderen, d. h. vom Typus zum einzelnen Menschen gelangen oder nicht umgekehrt vom Besonderen zum Allgemeinen, d. h. vom Individuum zum Typus gehen müssen. Gerade auf dem Lande fällt ja die Soziallage — und vor allem im reinen Bauerntum — gegenüber den beiden anderen Faktoren noch weniger ins Gewicht als in der Stadt. Jedenfalls hat Georg Koch durchaus recht, wenn er in dem Aufsatz „Volkskunde, Romantik und l'Houets Bauernpsychologie" (Hessische Blätter für Volkskunde XX, S. 22ff.) sagt: „Eine Volkskunde, die sich einseitig begnügt mit der Herausarbeitung des begrenzt Typischen, rückt vom Bestande der seelischen Wirklichkeit im selben Maße ab, als jenseits der gattungsmäßigen noch andere Triebkräfte walten, individuale und universale zugleich, die erst in der Vereinigung mit jenen das wirkliche Leben gestalten . . ." Weiterführen kann da nur das liebevollste Eindringen in die Einzelpersönlichkeit nach ihren zentralen, wie peripheren Bindungen: Die Biographie". Darum kommt meist die Schilderung der Gesellschaftsklasse durch den Dichter der Wirklichkeit so viel näher als die Gesellschaftswissenschaft, vorausgesetzt natürlich, daß der Dichter nicht eine falsche Einstellung zu seinem Gegenstand hat. Ich glaube, wir können uns für die Bildungsarbeit die Worte Georg Kochs nicht tief genug einprägen.

Aber selbst wenn man glaubt, daß von der Typenbildung her wesentliche Erkenntnisse zu erwarten sind, so ist immer noch die Frage, wie sehr

*) Die von ganz andern Voraussetzungen aus zu behandelnden Fragen der Bildungsarbeit in der Kleinstadt (welcher Art?) und in gemischten ländlichen Bezirken hoffen wir demnächst ebenfalls erörtern zu können. Selbstverständlich wird man über die Dringlichkeit der Bildungsaufgabe an den einzelnen sozialen Gruppen verschiedener Ansicht sein können, je nach dem Gebiet, von dem man ausgeht; der hier geforderten Klarheit in der Abgrenzung der Probleme aber werden alle Volksbildner zustimmen. Die Schriftleitung.

wir von einer Soziallage auf die Bildungserlebnisse der in ihr Lebenden schließen dürfen. Diese Dinge liegen weiter auseinander, als wir es in der Büchereiarbeit bis jetzt betonen. Ich will das an dem Beispiel des Bauern erläutern. Selbstverständlich können wir aus einer allgemeinen Betrachtung bäuerlichen Wesens und bäuerlicher Lebensform auf einen gewissen Grundcharakter des Bauern, auf eine Art, die Welt anzusehen, schließen, z. B. auf eine konservative Lebensauffassung, einen unbewußt historischen Sinn, einen recht rationalen Realismus, einen Sinn für „Maß und Ordnung" (Koch) usw. Und doch, wenn wir jetzt der uns wichtigen Frage näher treten: wie setzt sich ein solcher Mensch mit geistigen Gütern auseinander, etwa der Dichtung, die aber doch nicht Bestand seiner Welt sind, die fast immer außer ihr liegen, ja, dann ist die ganze Fragwürdigkeit von neuem da. Wenn wir ehrlich sind, glaube ich, müssen wir sagen, daß wir das von hier aus nur in sehr geringem Grade wissen können. Wir sind imstande, einige Vermutungen aufzustellen und ein paar Grundrichtungen so allgemeiner Art, daß sie in der Praxis der Bildungsarbeit, die sich an einzelnen Menschen vollzieht, immer dürftig erscheinen werden. Es steht bei uns allen fest, daß Riehls „Naturgeschichte des Volkes" die bisher geschlossenste und eindringendste Darstellung des deutschen Volkstums ist. Ich glaube aber, daß der noch gefunden werden soll, der nun von Riehls Ausführungen her mehr als etwas ganz Unbestimmtes und Allgemeines über die Bildungserlebnisse der einzelnen Menschen in den verschiedenen Gesellschaftsschichten sagen kann. Die Welt, in der die soziale Typenforschung sich bewegt, ist immer vorwiegend diejenige der praktischen Bedingtheiten und Äußerungen des Lebens. Die Bildungsarbeit wendet sich an das nicht aufzeigbare Innerste des Menschen, an seinen seelischen Grund, seine Phantasiekräfte, sein Denken. Der Abstand dieser beiden Welten ist groß. Man kann die seelische Welt nicht aus der sozialen ableiten, höchstens beleuchten. Darum ist es auch nicht ohne weiteres fruchtbar, wenn die Büchereiarbeit sich so einseitig durch sozialpolitische Forschungen (in der Art Riehls, wie H. Hofmann fordert) den Grund für ihre Erkenntnisse schaffen will. Beim Bauerntum ist das schon besonders bedenklich. Liegt nicht überhaupt in dieser ganzen Fragestellung eine gewisse Suggestion durch die „moderne" Sozialwissenschaft vor? Selbstverständlich gehe ich nicht so weit, diese Betrachtungsweise für wertlos zu erklären. Die Soziallage ist gewiß der Boden. Aber welcher Baum darauf wächst oder wie er wachsen wird, das ist denn doch sehr unbestimmt.

Bei dem Versuch, Grundlagen für die Bildungsarbeit im Bauerntum zu gewinnen, muß man sich noch vor einem andern Irrweg hüten. Wie man nämlich aus der sozialen Typenpsychologie nur schwer den Schritt zur individuellen Bildungsarbeit tun kann, so liegt es auch bei der Volkskunde, wie sie heute getrieben wird und bei der man ja nur gar zu gern fragt nach der Seelenlage des Bauern. Die historische Volkskunde begnügt sich vorläufig zur Hauptsache mit der Materialsammlung. Aber der Versuch, das Material psychologisch zu deuten, ist noch kaum gemacht und hat kaum mehr ergeben als einen ganz allgemeinen Umriß eines Volks- oder Stammes- oder Standescharakters. Das eigentlich Erschwerende aber ist, daß die historische Volkskunde die Zeichen einer primitiven

Gemeinschaftskultur aufsucht und behandelt, wie sie in Resten von meist erstarrten Formen vorliegen. Selbst wenn man also eine seelische Deutung derselben unternehmen wollte und könnte, würde damit ein Zustand getroffen werden, der nicht mehr besteht.

Der Volks- und Stammescharakter ist nach meiner Meinung überhaupt nicht so ausschlaggebend bei dem Kulturproblem des Bauerntums, wie wir es unter der suggestiven Wirkung des Heimatgedankens nur zu leicht ansehen. Dafür ist mir gerade Dietz ein schlagender Beweis gewesen. Abgesehen von einigen Stellen trifft das von ihm für sein schwäbisch-fränkisches Gebiet Festgestellte durchweg auch auf das schleswig-holsteinische Bauerntum zu. Der große Unterschied besteht zur Hauptsache in dem Verhältnis, das der Bauer zu der außer ihm liegenden Zeitkultur hat. Hier liegt also nach meiner Meinung das eigentliche Problem auch der Bodenständigkeit. Das zeigen ja z. B. deutlich auch die verschiedenen Bücherverzeichnisse von Dorfbüchereien verschiedener Gebiete. Der Osten z. B. zeigt hier einen durchaus primitiveren Zustand, bedingt natürlich durch die Unterschiede der materiellen Kultur im Verlaufe der ganzen Vergangenheit. Darum darf man sich über den von hier aus aufzurollenden Begriff der Bodenständigkeit, der ja beim Büchereiwesen bis ins Technisch-Organisatorische sich auswirkt, nicht so leicht hinwegsetzen, wie Hans Hofmann es tut. Denn von hier aus dringen wir in den Kern der Dorfbücherei ein und können etwas Positives darüber sagen, wie das Bauerntum sich mit dem geistigen Inhalt seiner Zeit auseinandersetzt.

Der Bauernroman und seine Bedeutung für die Büchereiarbeit*).

Von Dr. Kurd Schulz (Stettin).

Den Bauernroman und seine Bedeutung für die Bildungspflege in der Bücherei einmal zu untersuchen, erscheint mir als eine wertvolle und fruchtbringende Aufgabe. Nicht nur, weil die Heimatliteratur und damit der Bauernroman einen bedeutenden Bestandteil unseres Schrifttums und also auch der Bestände unserer Volksbüchereien ausmacht und weil bekanntlich die Nachfrage der Leser danach recht stark ist, sondern überhaupt, weil die Bauernerzählung eine wertvolle Aufgabe für die seelische Gesundheitspflege unserer Leser zu leisten hat. Ich hoffe, im Folgenden dartun zu können, wie ich mir die bildungspflegliche Wirkung im Einzelnen denke.

Betrachten wir die Bauerndichtung zunächst einmal geistesgeschichtlich, so müssen wir sie ansehen als Teil jener größeren Bewegung, die wir mit ihrem weitesten Begriff als „Heimatpflege" zu bezeichnen gewohnt sind, also jener Bewegung, die der beginnenden Verstädterung und Entwurzelung unseres Geistes die Verbundenheit mit der „Heimat", mit Mutterboden, Stammesart und Tradition entgegenzustellen versuchte. Die ersten Bauernromane haben ihre Leser wesentlich unter den Menschen gesucht, die dem „Heimatgedanken" nahestanden und für die man ein Bauernleben ähnlich hinstellen wollte, wie man eine Bauernstube als Dokument bäuer-

---

*) Ursprünglich als Vortrag verfaßt, vgl. 8. Jg. dieser Zeitschrift S. 407.

licher Kultur in einem Museum aufbaute. (Selbst ein so guter Bauernroman wie Löns' „Hansbur" trägt Spuren davon!) Wir wollen hier nun nicht eingehen auf die Gefahren, die in dieser „Tendenz" der Heimatdichtung lagen, nämlich daß eben literarisch recht minderwertige Produkte (Speckmann!) als bedeutende Bauerndichtungen ausgeschrieen wurden, weil die „Heimatliebe" des Verfassers aus seinen Büchern (und aus seiner Zugehörigkeit zu dem und dem Heimatverband!) als über jeden Zweifel erhaben hervorging; ich möchte aber doch bei dieser Gelegenheit hinweisen auf die andere Gefahr, die der guten Bauerndichtung wegen dieser ihrer „Herkunft" neuerdings droht, nämlich die Unterschätzung. Es ist heute bei bestimmten Kreisen der Kritik üblich geworden — man braucht nur einmal in die „Literarische Welt" hineinzusehen! — alle Bauerndichtung mit dem Wort „Erdgeruch" abzutun. Ich möchte ganz entschieden betonen, daß der mit diesem Schimpfwort so leicht herumwerfende großstädtische Kritiker überhaupt kaum die innere Möglichkeit und die Berechtigung zu einer Kritik des Bauernromanes hat, weil sein Urteil in den meisten Fällen ein einseitig ästhetisches, lediglich von der Seele des Großstadtmenschen her orientiertes ist, für den nur die Schicksale differenzierter Großstadtmenschen mit ihren verwickelten psychologischen und psychophysischen Problemen der Beachtung wert scheinen. Und es soll dieser sich zumeist so überlegen gebärdenden Kritik einmal gesagt werden, daß ihre Sachkenntnis für die Beurteilung von Bauernromanen im allgemeinen keineswegs höher steht als die eines Bauern, der sich den „Steppenwolf" vornähme und nach der Lektüre sagte: „Wat hett de Kirl för'n Quatsch tosammensmert!"

Aber damit kommen wir schon zu einer Aufgabe, die der Bauernroman in unserer Ausleihe zu erfüllen hat: Er scheint mir das einzige Gegengewicht zu sein gegen den literarischen Snobismus jener zum mindesten in jeder städtischen Bücherei anzutreffenden Lesergruppe, für die immer nur das neueste Buch, und zwar, wenn möglich, von Thomas Mann, Frank Thieß oder Stefan Zweig, überhaupt in Frage kommt. Allerdings weiß ja jeder erfahrene Volksbibliothekar, daß diese Lesergruppe die für die bildungspflegliche Behandlung hoffnungsloseste ist; aber ich meine, man solle zum mindesten den Versuch machen, Menschen dieser Art im literarischen Kunstwerk erleben zu lassen, daß das Leben des „einfachen" Menschen genau so sinngefüllt sein kann wie ihr eigenes, daß es gar nicht einer so komplizierten Seele bedarf, um ein Schicksal zu haben, ja, daß das Schicksal, das über einen einfachen Menschen kommt, viel schwerer sein kann, weil er nicht soviel innere Gegenwehr leisten kann wie der so viel gewandtere Großstadtmensch. Wenn wir da gleich einmal eins unserer Beispiele*) heranziehen wollen: Ein Schicksalsschlag, den der Großstädter von heute mit Leichtigkeit überwindet, ein Bankerott, wird für Wilhelm von Polenz' Büttnerbauern einfach tödlich. Er hätte Möglichkeiten, sich dem drohenden Verhängnis zu entziehen, jeder „Geschäftsmann" hätte sie ohne weiteres benutzt, der Büttnerbauer vermag das nicht, ihn beherrscht nur der eine Gedanke, daß er seiner väterlichen Scholle verbunden ist auf Ge-

*) Der Betrachtung waren zugrundegelegt: Polenz: „Der Büttnerbauer", Rosegger: „Jakob der Letzte", Streuvels: „Der Flachsacker", Thoma: „Der Wittiber", Löns: „Der letzte Hansbur", Skjoldborg: „Das neue Geschlecht".

deih und Verderb, und der Gedanke wird sein Verderben. „Sahn Se den Misthaufen durte? Lieber durt druffe verrecken, aber 's Gutt gah ich nich har!"

Damit ich jedoch nicht falsch verstanden werde: natürlich glaube ich nicht, daß man dem literarischen Ästheten mit dem „Büttnerbauern" nahe kommen könne, der schon 1886 erschienen und für ihn also nicht „etwas Neues" ist, wohl aber scheint mir eine Anknüpfungsmöglichkeit gegeben zu sein bei der augenblicklichen „Konjunktur" für nordische Romane. Viele davon sind ja Bauernromane, und Hamsuns „Segen der Erde" oder der ausgezeichnete dänische Bauernroman von Olesen Løkken „Klaus Berg und Bodil" pflegen auch dem Nur-Ästheten etwas zu sagen. Und von da aus läßt sich vielleicht eine Möglichkeit finden, diesen Lesern zu zeigen, daß wir auch deutsche Bauernromane haben, die den genannten Werken nicht nachstehen. Daß gerade das starke Interesse für die nordische Literatur, auch wenn man den Einfluß der Mode davon abzieht, charakteristisch ist für eine in vielen Großstadtmenschen sich vollziehende innere Abkehr vom Nur-Großstädtischen, mag nur nebenher bemerkt werden.

Aber in noch stärkerem Maße als hier, wo der Bauernroman nur als Gegengift gegen eine Erkrankung des Geschmacks gelten soll, scheint mir seine Bildungswirkung sichtbar zu werden, wenn man ihn als Instrument gebraucht, um die verhängnisvolle Kluft zu überbrücken, die immer weiter aufklafft zwischen dem Stadtmenschen und dem Landmenschen, zwischen städtischem Denken und ländlichem Denken. Wir wissen alle, wie man in der Gegenwart den Gegensatz Stadt und Land auf die einfache Formel Verbraucher und Erzeuger gebracht hat und mit diesem aus parteipolitischen Gründen geprägten Schlagwort eine Verhetzung von Stadt und Land betreibt, die sich zu einer schweren innerpolitischen und kulturellen Gefahr für unser Volk auszuwachsen beginnt. Nun ist es zwar so, daß der Bauer allem städtischen Wesen und aller städtischen Arbeit mit gründlichem Mißtrauen und völliger Verständnislosigkeit gegenübersteht, aber er ist oder war bisher doch wenigstens bescheiden genug, nicht noch mehr von der städtischen Arbeit verstehen zu wollen als der Stadtmensch selber. Der Städter steht bäuerischer Arbeit zwar genau so verständnislos gegenüber, maßt sich aber ohne weiteres zu, Vorschläge zur Verbesserung der Rentabilität der Landwirtschaft machen zu können. Ich hörte neulich allen Ernstes die Ansicht vertreten, die gesamte deutsche Landwirtschaft müsse sich auf Obstbau umstellen, da es ja doch keinen Zweck habe, mit den amerikanischen Weizenländern zu konkurrieren! Und solche Hirnverbranntheiten werden nicht nur theoretisch vertreten, sondern auch von ebenso „sachverständigen" Regierungsleuten anempfohlen und mit staatlichen Mitteln gefördert. Man erinnere sich nur an die Kriegswirtschaft! Hier möchte ich wieder eins von unsern Beispielen heranziehen, nämlich Roseggers „Jakob den Letzten". Von rein kaufmännischen Gesichtspunkten, vom städtischen Standpunkt her hat ja wahrscheinlich der Kampelherr, Jakobs Gegenspieler, recht, wenn er den Alpenbauern rät, ihre steinigen und kalten Äcker zu verkaufen, weil es doch rentabler sei, wenn er seinen Wald darauf wachsen lasse und weil sie ja in der Stadt oder im Eisenwerk leichter und reichlicher ihr Brot verdienten. Und vom Bauern ausgesehen hat er

doch unrecht, und darum bleibt der Jakob Steinreuter, der als einziger dem lockenden Angebot nicht folgt, doch in der Idee siegreich, wenn er auch selber darüber zugrundegeht. Denn all die andern Bauern, die verkauft haben, gehen zugrunde oder verkommen wirtschaftlich und menschlich. Der Bauer ist eben kein Eisenhüttenarbeiter und er kann sich nicht von heute auf morgen „umstellen" (für den Stadtmenschen von heute ist das einfach Lebenserfordernis), er ist in seiner seelischen Struktur zu einfach, er wurzelt auch zu fest in der Tradition seiner Väter; denn diese Tradition ist die Lebensform, die sich in langen Generationen als die beste für diesen seinen Lebensboden herausgestellt hat. Wenn man diese wesentliche Seite bäuerischer Art begriffen hat, ist man dem Kerne bäuerlichen Wesens nahe, hieraus erhellt z. B. der (berechtigte) Konservatismus des Bauern, seine Abneigung vor allen Neuerungen. Daraus wird aber auch klar, warum die „grundlegenden Neuerungen" des Anfängers in der Landwirtschaft meistens so gründlich fehlschlagen: Die zahlenmäßige Rechnung stimmt bei allem, was mit Landarbeit zu tun hat, nie ganz genau, weil man es nicht mit exakt wägbaren und rechenbaren Dingen zu tun hat, sondern mit Lebensgestaltungen, die nicht in einer Zahl aufgehen. Rosegger, der Bauernsohn, hat dies Problem in seiner Bedeutung ganz genau erkannt; das Eindringen städtischer Art auf das Land und damit einer kaufmännisch-rechnerischen Behandlung der Bodenfrage sah er als die schwerste Gefahr für das Bauerntum an, ohne daß er allerdings über den falschen Romantikerglauben hinauskam, daß es eben nur darauf ankomme, die Stadt dem Lande fernzuhalten. Das ist ja aber bisher der Fehler aller Bauernpolitiker gewesen. Wir müssen uns einmal darüber klar sein, daß hier tatsächlich eins der Grundprobleme des Bauerntumes der Gegenwart liegt. Heute ist die Lage so, daß es, von kaufmännischen Gesichtspunkten her gesehen, nicht mehr rentabel ist, Bauernwirtschaft zu treiben. Würde der Bauer und seine Familie die gleiche Stundenzahl wie auf seiner Wirtschaft in einer Fabrik abarbeiten, so würde er ein Vielfaches an Geld verdienen. Von einer Verzinsung des in die Wirtschaft investierten Kapitals ist gar keine Rede mehr. Und trotzdem bleibt der Bauer auf seinem Hof, weil der ihm die einzige Form bietet, in der er sein Leben auswirken kann. Es ist nicht zu bezweifeln, daß dies Verbundensein des Bauern mit seiner Scholle ein wesenhafter Zug an ihm ist; wo es aufhört, tritt an die Stelle des Bauern der — Landwirt. Hier liegt m. E. auch der Grund, warum all die wohlgemeinten Versuche, den Zivilisationsmenschen, den Städter durch Ansiedlung wieder zum Landmann zu machen, so jämmerlich gescheitert sind und auch in aller Zukunft scheitern müssen. Uns allen ist die Rückkehr in den Zustand bäuerlicher Lebenseinfachheit verschlossen, weil wir aus Erfahrung wissen, daß es andere Lebensformen gibt, die unserer differenzierten Art gemäßer sind als das Bauernleben. Und die natürliche, „naive" Verbundenheit mit der Scholle ist etwas grundsätzlich Verschiedenes von dem „sentimentalen" „Zurück zur Natur".

Gerade an dieser Stelle, wo eben der grundlegende Widerspruch klafft zwischen städtischem Denken und ländlichem Denken, kann der Bauernroman ein Stück sozialer Aufklärungsarbeit leisten, die bitter notwendig ist. Genau wie wir einem politisch rechtsstehenden Leser den „Pelle der Eroberer" zur

Korrektur seiner Ansichten über den Sozialismus in die Hand geben, genau so gut, meine ich, wird es dem städtischen Leser tun, wenn er einmal im Bauernromane erlebt, daß, wenn bei irgendeinem Beruf, so beim Bauern das Leben Mühe und Arbeit ist, daß ihm nichts, wie der Städter meist glaubt, „in die Hand wächst", daß bei keinem Erwerb die Gewinnchance so unsicher ist wie bei ihm. Ich habe darum mit Absicht einen wenig bekannten (und leider vergriffenen) Roman unter unsere Beispiele mit aufgenommen, Streuvels' „Flachsacker", weil ich in keinem andern die Bauernarbeit so im Mittelpunkt stehen sehe wie hier. In diesem Buch geht es immer nur um den Flachs, die Hauptfrucht des flandrischen Bauern, das erschütternde Menschenschicksal, das dahineinverwoben ist, der Kampf des alternden Bauern gegen seinen Erben, den einzigen Sohn, ist fast nichts weiter als eine Spiegelung des gewaltigen Naturgeschehens, das sich da am Flachs mit Säen, Wachsen, Blühen und dem Zermalmtwerden durch den Hagelsturm vollzieht, in den Seelen der Menschen. Gerade aus einem solchen Buch kann auch der städtische Leser etwas entnehmen von des Bauern wesentlichster Art; hier ist für uns eine Möglichkeit gegeben, Brücken zu bauen zwischen den Menschen hüben und drüben, die sich bisher meist nicht besser verstehen als die Bewohner verschiedener Weltteile. Im übrigen liefert dies Buch noch einen wesentlichen Zug zur Psychologie des Bauern. Ich meine nicht das hier ganz im Kern erfaßte Verhältnis zwischen Vater und Sohn, auf das ich beim „Wittiber" noch zu sprechen komme, sondern ich meine das eigenartige Verhalten des Bauern zum Göttlichen und zur Religion. Der Bauer wird, obwohl er nur selten wirklich religiös ist, doch immer gläubig bleiben, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er bei der Kalkulation seines erwarteten Gewinnes immer ein X mit in Rechnung stellen muß: das Wetter oder, religiös gesprochen, den Segen Gottes. Es trifft noch heute auf den Bauern zu, was Löns von den Germanen sagt: „Zu unsern Göttern standen wir wie zu unsern Fürsten; wir zahlten ihnen pünktlich den Zins, machten Front, fuhren sie vorbei, und im übrigen holla." Nur daß heute das Zinszahlen in der beim Erntedankfest auf fünfzig Pfennig erhöhten Kollektengabe besteht, und die Ehrenbezeugung in vierzehntägigem Kirchenbesuch und halbjährlichem Abendmahlsgang.

Aber geradezu entscheidend für bäuerliche Wesensart ist natürlich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, wie es im „Flachsacker" gezeichnet ist und wie es Thoma, mit anderer Farbgebung, aber sonst völlig gleich, in seinem „Wittiber" gestaltet. Auch dieser Frage kommen wir mit städtischer, „kaufmännischer" Betrachtungsweise nicht nahe. Man hat mich in Vorpommern, das in weiten Bezirken ja kein eigentliches Bauerntum hat, oft auf das Unpraktische der Einrichtung unseres (hinterpommerschen) Altenteils gewiesen, da es doch gar nicht zu verstehen sei, warum der alte Bauer seinem Sohn die Wirtschaft gegen einen dem wahren Werte keinesfalls entsprechenden Preis und gegen ein geringes Leibgedinge überlasse, wo der Alte doch aus hundertfacher Erfahrung wissen müsse, daß ihm sein Altenteil entweder nicht gegeben oder doch geneidet werde. Es sei doch viel zweckentsprechender, wenn der Vater dem Sohn überlasse, den Hof zum wahren Wert zu erwerben oder sich sonstwie eine Existenz zu schaffen.

Aber gerade diese Einrichtung ist ja nur zu verstehen aus der gesamten Wirtschaftslage des Bauerntumes überhaupt. Bei der Größe der meisten bäuerlichen Wirtschaften ist es unmöglich, daß der Bauer während seiner Wirtschaftszeit ein Kapital erspart, das ihm einen ruhigen Lebensabend ohne Altenteil sichert; ebenso wenig kann der Bauer auch auf die Mitarbeit seiner Kinder in der Wirtschaft verzichten. Der Sohn aber, der bis zu dreißig Jahren und länger auf dem väterlichen Hof gearbeitet hat, hat keine Möglichkeit mehr, sich eine selbständige Existenz zu schaffen und hat einen gerechtfertigten Anspruch darauf, daß ihm in dem Augenblick, wo er selber eine Familie gründen will, der väterliche Hof zu erträglichen Bedingungen überlassen wird. Daß aber das Verhältnis zwischen Vater und Sohn mit dem Augenblick ein schlechtes wird, wo der Sohn auf das Abstehen des Vaters wartet, und sich zumeist noch verschlimmert, wenn der Vater wirklich abgegeben hat, ist nicht verwunderlich. Denn für den Bauernhof ist der Mensch wertlos, der nicht mehr für ihn arbeiten kann, was Wunder, daß der Alte das Schwinden seiner Kraft geradezu als einen Raub an seinem Leben und an seiner Lebensgeltung empfindet und seine Unentbehrlichkeit immer wieder dartun möchte, was Wunder, daß der junge Bauer den Alten zumeist nur als unnützen Esser ansieht. Das führt in vielen Fällen zu einer Tragödie; daß es auch manchmal eines Zuges von Komik nicht entbehrt, mag ein Beispiel aus meiner ganz persönlichen Erfahrung bezeugen: Mein Großvater nannte meinen Vater nie anders als den „dummen Jungen", und war überzeugt, daß auf unserm Hof alles Vieh verdursten müsse, wenn er einmal tot sei, und mein Vater, der inzwischen auch seinen Hof abgegeben hat, hat mir neulich erklärt, er hoffe nur noch so lange leben zu können, bis sein jetzt fünfjähriger Enkel in der Lage sei, die Wirtschaft zu versehen; denn der „dumme Junge" — das ist jetzt, eine Generation weiter, natürlich mein Bruder — wirtschafte alles in Grund und Boden. Das ist aber in Wirklichkeit so wenig der Fall, wie nach meines Großvaters Tode das Vieh verdurstet ist. Hier haben wir einen andern, wie ich glaube, grundlegenden Zug bäuerlichen Seelenlebens vor uns: Wert hat eben nicht der Mensch, sondern in erster Linie die Wirtschaft — darum holt der Bauer auch eher für die Kuh den Tierarzt als für die Frau den Arzt! — und der Mensch wird bewertet nach dem Arbeitswert, den er für den Hof leistet. Und darum ist die Tragödie des Altenteilers, die der Stadtmensch leicht immer als ein Stück bäuerlicher Gefühlsroheit empfindet, doch im Letzten psychologisch erklärbar und ebenso wenig mit unsern sittlichen Maßstäben zu bewerten wie etwa der Gnadenhieb, den der Eskimo dem zu Jagd und Fischfang unfähigen Alten gibt.

Noch leben, auch in unserer Zeit der allgemeinen Gleichmacherei, Stadt und Land wie zwei durch unüberwindliche Verkehrshindernisse getrennte Kulturen nebeneinander, die aber doch dazu verurteilt sind, in einem Staatswesen gemeinnützige Arbeit zu leisten, an einer Volkskultur zu arbeiten, und wir Volksbildner haben die Pflicht, die zwischen ihnen bestehende Spannung auszugleichen, nicht im Sinne einer Kulturvermanschung, sondern in bewußter Weiterentwicklung der in beiden Kulturen liegenden Keime, die schließlich zu einem gegenseitigen Verstehen und Gelten-

lassen führen müssen. Dann wird der Bauernroman in unserer Ausleihe wertvolle Dienste leisten können.

Erfreulicherweise wird der Bauernroman von dem einfachen Leser gern gelesen — als Beispiel will ich nur anführen, daß die hiesige sozialdemokratische Zeitung, die doch bei der Romanauswahl gewiß auf das Bedürfnis der Leser Rücksicht nimmt, jetzt nach Büchern von Heye und nach Klara Viebigs „Passion" Roseggers „Jakob den Letzten" als Fortsetzungsroman bringt —, der Grund dafür liegt sicher darin, daß der Bauernroman mit seinen wenigen klaren Linien dem einfachen Leser eher eingeht als die vielfachen psychologischen Verwicklungen im Schicksal des Zivilisationsmenschen. Daß zunächst einmal die „Auch-Heimatromane" der Ganghofer und Speckmann dabei den meisten Anklang finden, wissen wir ja alle; hier hat aber gerade unsere Arbeit einzusetzen, um den Leser von dieser Lektüre zum wirklich ernsten Bauernroman hinzuführen, also etwa zu Thoma und Löns.

Gerade Thomas „Wittiber" scheint mir als Gegenbeispiel zu Ganghofer ausgezeichnet verwendbar. Es handelt sich in diesem Roman ja um das oben auseinandergesetzte Thema von dem Kampf zwischen Vater und Sohn. Thoma treibt die unheilvolle Schicksalsentwicklung durch das ganze Buch in der fast dramatischen Form des Gesprächs; der immer wieder durch das erregte Gespräch gehetzte Leser sieht schon die Tragödie voraus, da gibt ihm Thoma plötzlich in breitester ruhiger Epik ein Bild bäuerlichen Lebens, das ihn aufatmen läßt:

> „Es war an Kunigund, den 3. März, und war ein Tag, so fein wie Seide, warm und sonnig. Über die Berge, die ganz ferne wie weiße Streifen die Ebene abgrenzten, war der Frühling gekommen und schritt über die braunen Moore und die dunklen Äcker her.
>
> Der Schormayer trat unter die Türe und atmete in vollen Zügen die Morgenluft ein.
>
> Eine lange Nacht lag hinter ihm, in der er wenig geschlafen hatte. Zornige Gedanken, schlechte und gute Gedanken hatten ihn wach gehalten, und zuletzt hatte er doch den Weg gefunden, den er gehen mußte.
>
> So viel er dagegen suchen mochte, stellte sich doch immer klarer die Mahnung vor ihn hin, daß es den ganzen Verdruß nicht gebraucht hätte, wenn er von Anfang beim Rechten geblieben wäre.
>
> Alles hätte sich vernünftig und redlich schlichten lassen. Und war der Fehler auch nicht gar zu groß gewesen, so wuchs er doch jetzt mächtig an und bedrohte sein Hauswesen und seine Ehrbarkeit mit großem Schaden.
>
> Das war ja unmöglich, daß er alle Fäden zerschneiden sollte, die ihn an der Vergangenheit festhielten.
>
> Die Erinnerung wurde in ihm lebendig, wie er die ersten Jahre mit seiner Bäuerin gehaust hatte, wie dann die Kinder kamen und als fröhliche Hoffnungen heranwuchsen, die Erinnerung an das Siechtum der armen Frau, an manchen Blick, der eine Bitte gewesen war, an den letzten Händedruck, der als treues Versprechen hatte gelten müssen. Und jetzt sollte er das alles wegwerfen und vergessen; und jetzt, wo er zu altern anfing, sollte er den Versuch machen, eine neue Zukunft zu gründen?
>
> Das war ja dumm! Das konnte sich einer bloß im Zorn auf eine kleine Weile einbilden. In Ehrbarkeit die letzten Jahre leben und bei der alten Sitte bleiben, darin lag Vernunft; und bloß das konnte ihm Ruhe und Glück versprechen. Und wegen was sich Unrast auflegen und Feindseligkeit und Mißachtung?

Er dachte doch in seinem Herzen nicht daran, auf die Freite zu gehen; und nicht eine halbe Stunde weit hätte ihn die Lust getrieben, sich ein Weibsbild daraufhin anzuschauen.

Selbst wenn er frei von allen Pflichten gewesen wäre, hätte er lieber als Wittiber fortgehaust, als wie in diese zweifelhafte Lotterie gesetzt. So was sagt man nur und tut es nicht. Und gar in seinen Umständen! Mit den erwachsenen Kindern uneins werden, ihre bitterste Feindschaft erregen, die ganze Verwandtschaft rundum in Bewegung setzen!

Und alles fürs Ungewisse?

Noch einmal: das war unnützes Zeug und war so schnell vergessen, wie es gesagt war. Aber noch ein paar Jahre neben dem Lenz hausen und dermaleinst einen vernünftigen Austrag machen und die müden Füße in Behagen ausstrecken und mit Zufriedenheit zurückschauen auf vergangene Mühsal, das war gescheit und war der Brauch.

Und so wollte er es machen."

Und nach dieser Szene bricht mit der unerbittlichen Sicherheit, mit der das Schicksal bei solchen Gelegenheiten zu schreiten pflegt, alles zusammen. Während der Alte sich dem rollenden Rad noch einmal entgegenstemmen will, hat der Sohn bereits das Mädchen, von dem er glaubte, daß es der Vater heiraten wolle, ermordet, und Thoma braucht nun nur noch ein paar karge Zeilen, um das Ende zu zeichnen:

„Das Anwesen des Sebastian Glas, zum Schormayer in Kollbach, ist im Herbst des selbigen Jahres zertrümmert worden, nachdem sein Sohn Lorenz zur schwersten Zuchthausstrafe verurteilt worden war.

Der Vater bewohnt in Dachau ein kleines Haus und ist durch starkes Trinken in seiner Gesundheit sehr zurückgekommen."

Wenn man ein solches Beispiel einmal gegen den Ganghofer hält, wie hätte der alles zu dem erwünschten guten Ende mit In-die-Arme-sinken und einer fröhlichen Hochzeit und einem „gesegneten" Alter geführt! Aber ich glaube, auch der einfache Leser wird, wenn man ihn auf solche Dinge einmal aufmerksam macht, spüren, wie billig Ganghofers Mittel sind und wieviel wahrer und echter Thoma gestaltet.

Für unsere norddeutschen Verhältnisse allerdings ergibt sich bei der Verleihung Thomas leider eine besondere Schwierigkeit: der starke Einschlag des Dialekts. Das hier bei Thoma Gezeigte soll daher vor allem als methodischer Hinweis gelten. Immerhin aber müssen wir versuchen, die Leser auf solche Weise von der „Gegend um Ganghofer herum" wegzuführen, nud wer mit Thoma nichts erreicht, der versuche es an dessen Stelle mit Anzengrubers Romanen, deren weniger ausgeprägter Dialekt auch dem Norddeutschen kaum Schwierigkeiten macht, die aber gerade das besitzen, was Ganghofers leichtgängiger Marktware fehlt: die natürliche Herzenswärme, die Echtheit in der Gestaltung, die Lebenswahrheit der Schicksale.

Wenn wir nach dieser Betrachtung des Bauernromans und seiner Bedeutung für die städtische Büchereiarbeit uns nun der Bedeutung des Bauernromans für die dörfliche Bücherei zuwenden, so kommen wir natürlich auf ein grundsätzlich anderes Gebiet. Denn hier ist ja im Roman das Leben der Menschen selber gestaltet, die ihn lesen. Ich sehe dabei davon ab, daß zum mindesten bei uns in Pommern der Bauer noch lange nicht für das Bücherlesen und für die Bücherei gewonnen ist, und ich glaube auch, daß der Bauernroman bei uns nicht das Mittel ist, unsern Bauern für das Lesen zu interessieren, weil ihm seine eigene Lage noch längst

nicht so zum Problem geworden ist wie etwa dem westdeutschen Bauern. Dennoch aber hat der Bauernroman für die Kultur des Bauerntums eine außerordentlich wertvolle Arbeit zu leisten; denn es ist allerhöchste Zeit, daß auch der Bauer bei uns sich über die geistige Lage und über die völlig veränderten Verhältnisse seines Berufes besinnt. Bis jetzt ist es so, daß er völlig ahnungslos einem Problem gegenübersteht, das für ihn im Grunde doch eine Existenzfrage ist, nämlich dem sich in den letzten Jahren mit unerhörter Schnelligkeit vollziehenden Übergang von der alten patriarchalischen Wirtschaftsform zu der modernen zweckwirtschaftlichen. Ich meine damit nicht nur das Eindringen der Technik in das bäuerliche Leben. Die Maschine als solche hat dem Bauern nicht viel geschadet, er hat sie nach längerem Widerstreben aufgenommen, sie dann aber ohne viel Schaden für seine Seele assimiliert, vor allem aus dem einen Grunde, weil sie doch immer nur einen Teil seiner Arbeiten umfaßt, das allermeiste aber doch nicht viel anders getan wird und getan werden kann als vorher. Aber viel entscheidender ist das Eindringen städtischen Geistes überhaupt in das Landleben, das einfach nicht mehr aufzuhalten ist und dem der Bauer aus Gründen, die ich oben als charakteristisch für seine seelische Haltung kennzeichnete, nicht gewachsen ist.

Da ist zunächst einmal das gänzlich geänderte Verhältnis zum Gelde. Die Landwirtschaft von heute ist, genau wie die Industrie, ein Wirtschaftszweig geworden, der mit der Gesamtwirtschaft auf das engste verknüpft ist. Wenn früher ein Bauer nichts „herauswirtschaftete“, wie der Bauernausdruck lautet, so ging er deswegen noch nicht zugrunde; er hatte immer noch das Leben, Essen, Wohnung und Kleidung; alles wurde ja im Betriebe selber hergestellt. Ein Bauer aber, der heute nicht rentabel wirtschaftet, ist in kurzer Zeit fertig; denn er hat soviel Verpflichtungen zu erfüllen, Steuern, Zinsen, Löhne und Sozialabgaben, daß er in kurzer Zeit völlig bankerott ist. Früher brauchte er fast kein Geld, er hatte wenig Bedürfnisse, die Steuern waren gering, die Löhne wurden zum Teil in Deputat, d. h. in auf der Wirtschaft gewachsenen Naturalien bezahlt. Heute muß er zu bestimmten Terminen Geld schaffen und zu dem Zwecke muß er entweder Vieh verkaufen, d. h. seine Wirtschaftssubstanz angreifen, oder er muß sich von einem Geldgeber Geld beschaffen; und der tut es natürlich nur nach den Prinzipien, die heute im sonstigen Wirtschaftsleben gelten, Prinzipien, von denen der Bauer schlechthin nichts weiß. Ich erinnere mich noch, daß vor einigen Jahren einmal ein großes Geschrei durch die landwirtschaftliche Presse ging, daß irgend ein großstädtischer Zeitungsschreiber höhnisch geschrieben habe, wenn der Bauer nicht wüßte, was ein Wechsel ist, dann solle er keinen unterschreiben. Nun, der großstädtische Zeitungsmann hatte von seinem Standpunkte aus schon recht, aber für den Bauern sieht die Sache eben ganz anders aus: Er hat Geld gebraucht, er hat da einen Zettel unterschrieben, dessen Bedeutung er gar nicht kennt, einfach, weil er nur so das Geld bekommen konnte. Und treten dann bei dem Inkasso des Wechsels die unausbleiblichen Folgen ein, dann fühlt sich der Bauer von dem Städter schwer übers Ohr gehauen, und der Städter fühlt sich völlig im Recht: Er behandelt den Bauern nicht anders, wie er selber von seinem Gläubiger behandelt würde, könnte er den Wechsel nicht bezahlen. Es ist

natürlich noch eine ganz andere Sache, wenn des Bauern Dummheit in diesen Dingen von einem gerissenen Halsabschneider benutzt wird, um ihn zu ruinieren. Ich möchte hier gleich zur Illustration ein Stück aus Polenz' „Büttnerbauern" anführen, der nun schon vierzig Jahre alt ist und doch noch immer die tiefste und grundlegende Erfassung des bäuerlichen Lebensproblems darstellt.

„Edmund Schmeiß also trat um die Mittagsstunde in die Büttnersche Wohnstube. Er fand die Familie bei Tisch. Er meinte im Eintreten, man möge um seinetwillen keine Umstände machen. Er selbst machte allerdings auch keine, das mußte man sagen! Ohne Umschweife auf sein Ziel losgehend, fragte er den alten Bauern in Gegenwart der Seinen, ob er gewillt sei, das heute fällig gewordene Akzept zu decken.

Sie waren alle aufgestanden. Erstaunt und bestürzt blickten sie auf den fremden Eindringling, der sich so unbefangen geberdete. Der alte Mann gebrauchte einige Zeit, ehe er die Antwort fand: er habe in dieser Sache doch nur mit Herrn Harrassowitz zu tun.

„Ach was, Harrassowitz!" rief Edmund Schmeiß. „Ich bin jetzt derjenige, welcher! An mich haben Sie zu zahlen. Bitte sich überzeugen zu wollen! Hier das Indossement!"

Der junge Mann hielt dem Bauern das Papier hin und hieß ihn die Rückseite beachten.

Der Bauer sah, daß dort was geschrieben stand, ein Name wie es schien. Aber was sollte ihm das! Wie kam dieser junge Mensch, der ihm niemals einen Pfennig gegeben hatte, auf einmal dazu, sein Gläubiger zu sein?

Er schüttelte den Kopf und erklärte, nur an Harrassowitz zu schulden.

Edmund Schmeiß wurde ungeduldig. „Herr Gott! kapieren Sie denn nicht!" rief er. „Sie haben akzeptiert. Hier ist Ihre Unterschrift, nicht wahr?"

Der Bauer bejahte, nicht ohne sich seine Unterschrift noch einmal sorgfältig betrachtet zu haben.

„Bekennen Sie, Valuta richtig empfangen zu haben? — Ich meine, ob Sie zugeben, das Geld, vierhundert Mark, seinerzeit von Harrassowitz per Kassa bekommen zu haben?"

„Ju, ju! 's Geld ha'ch richt'g erhalen vun Herrn Harrassowitz, dohie an diesem salbgen Tische. — Du weeßt's duch noch, Frau?" Die Bäuerin nickte. „Ju, ju lieber Herr!"

„Nun sehen Sie also! Harrassowitz hat Ihr Akzept diskontiert. — Man nennt das ein Dreimonatsakzept. — Dann hat Harrassowitz remittiert an mich. Folglich bin ich jetzt der Inhaber des Wechsels. Die Sache ist so klar wie etwas! Sie müßten denn behaupten wollen, daß ich auf ungesetzliche Weise in Besitz des Akzepts gekommen wäre. Wollen Sie das behaupten?"

Der Bauer stand da mit äußerst verdutzter Miene. Er verstand kein Wort von der ganzen Sache. Da aber der andre so sicher auftrat und so beleidigt dreinblickte, ließ er schließlich ein zauderndes „Nein" hören.

„Darum möchte ich allerdings gebeten haben!" sagte Edmund Schmeiß, machte große Augen und runzelte die Stirn. „Hiermit präsentiere ich Ihnen also den Wechsel. Heute ist Verfalltag. Ich frage Sie, ob Sie annehmen?"

Der Bauer blickte noch unverständiger drein als zuvor. Auf den Gesichtern der Seinen malten sich sehr verschiedenartige Gefühle; aber Schreck und Furcht herrschten vor, diesem Fremden gegenüber, der durch jenes Stück Papier Gewalt über den Vater und über sie alle erhalten zu haben schien.

„Ob Sie mich auszahlen wollen, Herr Büttner? Ich dächte, die Sache wäre doch nicht so schwer zu verstehen!"

Der alte Mann bat sich den Wechsel noch einmal aus. Er drehte ihn um und um in den zitternden Händen und blickte ratlos drein, die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen. Er mußte sich setzen.

Die Bäuerin trieb jetzt die Kinder aus der Stube, sie sollten den Vater nicht in seiner Schwäche sehen. Nun trat sie zu ihrem Gatten. „Bis ack ruh'g, Alter, bis ack ruh'g!" redete sie ihrem Eheherrn zu.

„Jo, du mei Heiland!" rief der Bauer in heller Verzweiflung mit hoher weinerlich klingender Stimme. „Wos sull ich denne! Wos wullen Se denne von mir, dohie!"

„Zahlung! Weiter gar nichts! Zahlen Sie mich aus, Herr Büttner, dann ist alles in Ordnung", erklang die trockene Antwort.

„Und's Gald! Wu sull ich denns Gald harnahmen? Ich ho's do ne!"

Edmund Schmeiß zuckte die Achseln. Den neuesten Berliner Gassenhauer vor sich hin pfeifend und mit dem Fuß den Takt dazu tretend, sah er sich im Zimmer um.

Die beiden Alten berieten sich inzwischen halblaut. Einen Rest Geld hatte der Bauer noch im Kasten liegen. Er stammte von dem Korn, das er nun doch vor ein paar Tagen verkauft. Da er aber die Michaeliszinsen und Abgaben davon bezahlt hatte, war nicht viel übrig geblieben. Es langte in keinem Falle zur Deckung des Wechsels.

Kalter Schweiß stand dem alten Manne auf der Stirn. Starren Blickes, mit bebendem Unterkiefer, auf dem Stuhle zusammengebrochen hockend, bot er einen kläglichen Anblick."

Daß die Geschichte des Büttnerbauern sich heute hundert- und tausendmal wiederholt hat, wissen wir alle. Hier ist ja eine der Stellen, wo das Bauerntum krank ist. Und hier muß man nun auch einmal mit seiner Ausleihearbeit einen Zweck nicht verschmähen, der ganz gewiß nicht der Endzweck sein darf: die Aufklärung. Unsere bürgerliche Kultur hat diese Entwicklungsstufe hundertfünfzig Jahre hinter sich, wenngleich jeder einzelne Mensch noch einmal durch die Stufe hindurch muß, aber der Bauer hat sie noch vor sich; er hat bis vor wenig Jahrzehnten auf einer geistigen Stufe gelebt, die ungefähr dem Mittelalter entsprach, und jetzt greift plötzlich eine Zivilisation in sein Leben ein, die seiner Entwicklung um einige hundert Jahre voraus ist. Da muß man ihn auch ruhig durch eine Stufe hindurch führen, die unserem mehr entwickelten Gefühl als überholt erscheint.

Gerade Polenz hat in dem „Büttnerbauer" die ganze geistige Lage des Bauerntumes eingehend untersucht. Er hat sich nicht damit begnügt, festzustellen: so geht der Bauer zugrunde, sondern er hat darüber hinaus gefragt: wie kommt es, daß der Bauer den Anforderungen, die die neue Zeit an ihn stellt, nicht gewachsen ist? Dabei hat er — soweit ich sehe, ist das noch nirgendwo weiter in einem Bauernroman geschehen — ganz besonders die verhängnisvolle Bedeutung der Leibeigenschaft für den ostelbischen Bauern herausgestellt. Polenz sagt: durch die jahrhundertelange Bevormundung ist der Bauer daran gewöhnt worden, daß andere für ihn denken und für ihn sorgen, so ist er stumpf geworden und besitzt nicht die innere Beweglichkeit, um mit Dingen fertig zu werden, die ihm ungewohnt und gefährlich erscheinen. Welche Rolle die Leibeigenschaft für unsern Bauern gespielt hat, ist ohne weiteres ersichtlich für jeden, der einmal Gelegenheit gehabt hat, den ostelbischen und den westdeutschen Bauern zu vergleichen. Bei uns steckt noch heute jedem Bauern die unbedingte Hochachtung vor dem Gutsbesitzer als dem „Herrn" in den Knochen; so ist es m. E. auch zu erklären, daß der Bauer politisch und wirtschaftlich im Gefolge des Großgrundbesitzes geht und daß eine eigene Bauernbewegung wie in West- und Süddeutschland bei uns wenig Boden findet.

Aber die Selbstbesinnung des Bauern und das Fertigwerden mit allem Neuen ist ein dringendes Erfordernis, wenn nicht der Bauernstand, den

wir doch auch als wertvollen Bestandteil unseres Volkslebens zu würdigen haben, zugrunde gehen soll. Es ist notwendig in unserer Zeit, daß der Bauer über die Enge seines Lebenskreises hinaussieht, daß er erkennt, wie es die andern, wie es vor allem seine Standesgenossen treiben. Ich denke, es wird keinem pommerschen Bauern schaden, wenn er von Löns' „Letztem Hansbur" einmal westdeutsche Bauernart kennen lernt, jenen Menschenschlag, dessen hervorstechendstes Kennzeichen sein Standesbewußtsein ist und seine weitschauende Art, alles als wertvoll Erkannte auch wirklich in die Tat umzusetzen. Man braucht sich nur den hannöverschen Bauern einmal anzusehen, wie weit er unserm Bauern voraus ist, um zu sehen, wohin auch bei uns die Entwicklung des Bauern zu gehen hat. Dort ist man der wirklich rentablen Wirtschaft viel näher als bei uns; man hat, wenn ich von meinen eigenen Wahrnehmungen sprechen darf, in vielen Dörfern alle Wege bis hinab zum einfachsten Feldweg chaussiert, weil man eingesehen hat, daß sich die Ausgabe durch Ersparnis an Vieh- und Menschenkräften wieder wett macht; man hat die Probleme der Zuchtviehbeschaffung, des Düngemittel- und Maschinenkaufs und andrerseits des Warenabsatzes durch ein gut organisiertes Genossenschaftswesen der Lösung näher gebracht, so daß dem Bauern der Ertrag seiner Arbeit wirklich zugute kommt. Und trotzdem ist man, von Ausnahmen abgesehen, Bauer geblieben. Es hat ja keinen Zweck, daß wir diese rein technischen und organisatorischen Fortschritte als ein weiteres Eindringen der Stadtzivilisation in das Bauerntum beklagen. Wir können das Eindringen der Stadt auf das Land doch nicht aufhalten, wo aber die bewußte Aneignung der für das Land wertvollen Zivilisationserscheinungen fehlt, ist der Bauer um so hemmungsloser allen schädlichen Einflüssen ausgeliefert, wie sie ihm durch Zeitung, Kino und Radio und auf tausend anderen Wegen zugetragen werden. Ich glaube, daß mir alle ländlichen Bildungspfleger die Beobachtung bestätigen können, die ich in meinem Heimatdorf gemacht habe: All die städtischen Unsitten, die Kleidermode, die Schlager und modernen Tänze, nicht zu vergessen die widerwärtige Vereinsmeierei, sind ins Land eingedrungen, aber von einer sinnvollen, planmäßigen Ausnutzung der Zivilisationskenntnisse und -fertigkeiten ist noch kaum etwas zu merken. So steht bei uns der Bauer zwischen zwei Welten: Städtische Lebensansprüche stehen einer noch im alten Bäurischen wurzelnden Wirtschaftsform gegenüber, und so kommt sich der Bauer in der augenblicklichen Wirtschaft wie ein Stiefkind vor und schimpft auf die Revolution und den Landwirtschaftsminister, auf das Finanzamt und auf die Beamten. Auf die Art findet er den Sündenbock und braucht seiner eigenen Schuld nicht ins Gesicht zu sehen.

Hier muß ich nun zugleich auf ein anderes Problem zu sprechen kommen, das für den Bauern zum mindesten ebenso entscheidend ist: das ist seine Einstellung zu der gesamten Problematik unserer Zeit, vor allem, um es gleich beim richtigen Wort zu nennen, zum Sozialismus. Es ist ja auch da auf dem Lande eine ganz grundlegende Wandlung eingetreten, eine Wandlung, die Polenz mit einem geradezu erstaunlichen Weitblick schon vor vierzig Jahren in seinem „Büttnerbauer", dessen Lektüre und Verbrei-

tung ich nicht genug empfehlen kann, entwickelt hat: die Wandlung des Verhältnisses des Bauern zu seinen Dienstboten. Im „Büttnerbauer" geht der Sohn, der keine Möglichkeit mehr hat, auf der versteigerten väterlichen Wirtschaft sein Unterkommen zu finden, zu einem Werber für die sogenannten Sachsengänger. Und der erklärt ihm das moderne Arbeitsverhältnis:

„Die Sache ist Ihnen noch fremd, mein Lieber! Ich will Ihnen mal was im Vertrauen sagen: Diese Art des Arbeitskontraktes und der Arbeiteranwerbung überhaupt, das ist die moderne Wirtschaftsweise. So wirds in Amerika gemacht auf den Plantagen und Farmen. Und in Zukunft wird's bei uns überall so werden. Das ist die moderne rationelle Wirtschaftsweise." — Der Mann schien besonders stolz auf diesen Ausdruck zu sein; denn er wiederholte ihn noch einige Male. — „Das ist überhaupt das einzige Rationelle so! Beide Teile kommen dabei auf ihre Rechnung. Der Arbeitgeber macht sich seinen Anschlag, bestellt sich dann, was er braucht an Arbeitskräften; der Agent besorgt ihm die Leute, so viel wie er braucht, auf den Kopf. Und der Arbeiter — nun, der fährt auch nicht schlechter dabei. Der bekommt seine Leistungen auf Heller und Pfennig in bar ausbezahlt. Beide Teile wissen ganz genau, was sie voneinander zu fordern haben; dafür ist der Kontrakt da. Der eine gibt das Geld, der andere seine Kräfte. Das Geschäft ist klipp und klar wie ein Rechenexempel. Alles wird auf Geld zurückgeführt, gerade wie in Amerika! Ist das nicht viel praktischer und rationeller so? Früher da bekam das Gesinde Geld überhaupt nicht zu sehen. Da gabs freie Wohnung und Verpflegung und höchstens noch Deputat. Das waren die sogenannten patriarchalischen Zustände. Unter uns gesagt, die reine Sklaverei! Jetzt gibt's das nicht mehr. Jetzt wird alles nach amerikanischem Muster gemacht. Das nennt man das moderne Wirtschaftssystem, verstehen Sie! Aber alles das sage ich Ihnen nur ganz im Vertrauen."

Da ist also mit einer geradezu wunderbaren Hellsichtigkeit vor vierzig Jahren, als die Frage der Rationalisierung und Amerikanisierung wirklich noch nicht aktuell war, das moderne Arbeiterproblem vorausgesehen. Denn heute sind wir tatsächlich ungefähr auf diesem Standpunkt auch in der deutschen Landwirtschaft angekommen. Noch vor zwanzig Jahren gehörte das Gesinde beim Bauern beinahe mit zur Familie und der Arbeitsvertrag basierte im Grunde auf gegenseitigem Vertrauen. Heute stehen sich Bauer und Gesinde gegenüber wie überall im Wirtschaftsleben: als Arbeitgeber und Arbeitnehmer, d. h. als Feinde. Es ist jetzt auf dem Lande schon vielfach so, daß der Bauer einheimisches Gesinde nicht mehr bekommt, die Landflucht des Arbeiters — die Polenz auch schon genau vorhergesehen hat, denn der Sohn des Büttnerbauern geht schließlich, als er keine Arbeit auf dem Dorfe findet, in die Stadt — hat das Land entvölkert, und jetzt werden schon zwangsweise Fabrikarbeiter aus dem Ruhrrevier dem Bauern als Arbeitskräfte vermittelt, die natürlich weiterhin zur Zersetzung des alten Arbeitsverhältnisses beitragen. Und das Schlimme ist eben, daß der Bauer der Bewegung, die sich da vor seinen Augen vollzieht, mit völliger Verständnislosigkeit gegenüber steht. Eine geschickt geleitete Parteipresse sorgt dafür, daß er im Arbeiter und in jedem Sozialisten zunächst nur den gefährlichen „Roten", den Gottes- und Eigentumsfeind, sehen lernt, und andererseits macht es die Arbeiterpresse genau so, wenn sie dem Arbeiter einredet, daß der Bauer nicht anders sei als all die andern Ausbeuter, wo doch ganz gewiß das ursprüngliche Verhältnis zwischen Bauern und Gesinde kein auf Ausbeutung eingestelltes war. Zwar hat dem Bauern

immer das Bewußtsein inne gewohnt, daß er etwas Besseres sei als der Arbeiter, aber jetzt wird durch den politischen Widerstreit das Verhältnis zwischen Bauer und Arbeiter ein hoffnungslos feindliches, weil nun natürlich weder der Bauer den Arbeiter noch der Arbeiter den Bauern in seiner Form und in seinen berechtigten Anschauungen zu verstehen sucht.

Ich muß ehrlich gestehen, daß ich aus dieser für die ganze Entwicklung des Landes höchst gefährlichen Lage keinen Ausweg sehe, es sei denn, daß man eben die Hoffnung nicht aufgibt, daß es doch noch gelingen werde, in langsamer Arbeit den Bauern aufzuklären über diese ganze Frage, die doch ein ganz entscheidendes Kapitel unserer Zeit ist, vor der aber der Bauer derzeit noch völlig ahnungslos dasteht. Wir Stadtmenschen sind heute wohl alle soweit, daß wir zum mindesten anerkennen, daß im Sozialismus eine berechtigte Selbstwehr des Arbeiters vorliegt, selbst wenn man politisch ganz wo anders steht; der Bauer aber sieht im Sozialismus nichts als ein feindliches, ihn in seiner Sicherheit und in seiner Existenz bedrohendes Prinzip. Ich habe darum mit Absicht unter unsere Beispiele den Roman von Skjoldborg „Das neue Geschlecht" aufgenommen, gegen den künstlerisch viel einzuwenden ist, der auch weit unter den andern Romanen von ihm steht, in dem aber das Problem des Verhältnisses zwischen Bauern und Gesinde auf seine schärfste Form gebracht worden ist. Ich muß allerdings gleich sagen: Wir befinden uns hier in diesem in Dänemark spielenden Roman auf einer Entwicklungsstufe, die das dänische Bauerntum schon erreicht hat, der sich das westdeutsche und das schleswig-holsteinische Bauerntum auch schon stark annähert, von der wir hier in Ostdeutschland aber noch sehr weit entfernt sind. Die Entwicklungsstufe, um die bei uns der Kampf geht, das betonte ich schon oben, heißt rationelle Wirtschaft, und wenn sich bei uns ein Kampf zwischen altem und neuem Geschlecht abspielt, so zwischen dem Anhänger der alten bäuerlichen und dem der modernen rationellen Betriebsweise. In Dänemark aber ist die rationelle Wirtschaft schon völlig durchgeführt, und ihr Vertreter ist der Vater, während der Sohn schon eine Stufe weiter ist und gar keinen Wert mehr darauf legt, etwa im Genossenschaftswesen oder in der dänischen Bauernbewegung oder gar als dänischer Reichstagsabgeordneter eine Rolle zu spielen. Diese bei uns noch nicht gelösten Fragen sind für den dänischen Bauern schon überholte Dinge. Im bewußten Gegensatz zum Vater strebt Skjoldborgs Held, ähnlich wie wir um eine neue Lebensgestaltung ringenden Großstadtmenschen, vielmehr dahin, sein Leben von innen, von der Seele her aufzubauen. Dabei spielt für ihn, der gegen den Willen der Eltern ein Dienstmädchen mit einem ledigen Kinde heiratet, der Sozialismus mit seinem neuen Ideal menschlichen Zusammenlebens eine bedeutende positive Rolle. Ganz bewußt stellt sich der junge Mensch auf die Seite all derer, auf die seine Eltern verächtlich herabschauen, auf die Seite der Proletarier. Gerade diese Seite des Sozialismus, die neue Sittlichkeit, könnte dem Bauern aus diesem Buche lebendig werden. „Das neue Geschlecht", dessen Lektüre ich jedem ländlichen Bildungspfleger nicht warm genug empfehlen kann, leidet allerdings an einem Fehler, der es für die Ausleiharbeit bei uns auf dem Lande völlig ungeeignet erscheinen läßt: Es ist einseitig vom Standpunkte des Landproletariers aus geschrieben. Und

ich muß sagen, daß schon mir die Form, wie sich hier der Sozialismus gegen das Bauerntum geltend macht (wenn z. B. die Magd, die der Sohn später heiratet, ihre künftige Schwiegermutter im Bewußtsein ihres „höheren" Standpunktes „alte fettgefressene Bauernhexe" titulieren darf), als etwas recht weitherzig erscheint; der Bauer aber, der das liest, wird sich natürlich besonders auf diese Seite des Buches stützen und sagen, daß er hier ja den von ihm schon lange „erkannten" Sozialismus in einem Musterbeispiel vor sich habe.

Darum möchte ich noch ganz kurz auf zwei Bücher hinweisen, die das Bauernproblem unserer Zeit nicht vom Standpunkte sozialistischer Agitation, sondern mit dem wahrhaft tiefen Griff des verstehenden Dichters anfassen: Knudsens dänischen Bauernroman „Fortschritt" und Möschlins in Schweden spielenden „Amerika-Johann". In beiden Büchern — für mein Gefühl am erschütterndsten im „Amerika-Johann" — wird das Eindringen der neuen Zeit in die alten patriarchalischen Verhältnisse des Landes und damit der Zusammenbruch des alten Bauerntumes gezeichnet. Aber gerade der „Amerika-Johann" zeigt auch den Weg aus der Not des Bauerntumes: Während der größte Teil der Bauern, durch Gewinnsucht verlockt, auch den letzten Rest des „Alten", die Scholle selber, aufgeben will, finden sich ein paar zurück zu der Erkenntnis, daß Bauernarbeit wertvoller sei als aller städtische Geldgewinn, und so setzen sie jetzt bewußt wieder da an, wo ihre Vorfahren nur instinktmäßig verbunden waren: Sie werden das alte Bauerntum durch alle Not der Zeit hinüberführen zu einer neuen Verbundenheit mit dem Heimatboden, die nicht aus der Tradition allein stammt, sondern aus dem Willen, sich freudig einzugliedern in den engsten Zusammenhang mit der Schöpfung, wie ihn nur die Bauernarbeit geben kann.

Und hier liegt auch unsere Arbeit als ländliche Bildungspfleger. Diesen Weg müssen wir den Bauern führen helfen. Ich verkenne nicht die Schwierigkeit der Arbeit, aber sie ist notwendigstes Erfordernis, wenn wir überhaupt den Glauben haben, daß dem eigentlichen Bauerntum noch eine Aufgabe in unserem Volksleben und in unserer Kultur bevorsteht*). Und wir können gerade aus der Betrachtung skandinavischer Verhältnisse Hoffnung schöpfen. Dort, besonders in Dänemark, hat man das neue Bauerntum bewußt in der Volksbildung verankert — es ist bezeichnend, daß der junge Bauer bei Skjoldborg seine neuen Ideen aus der Volkshochschule und der Bücherei bekommen hat —, und ich glaube allerdings, daß dies der einzige Weg ist, der aus der Bauernnot unserer Zeit heraushilft. Wenn wir selber uns auf unsere Aufgabe und unsere Pflicht gegenüber dem Bauerntum besinnen und klar den als richtig erkannten Weg — und wer könnte uns ein besserer Führer dazu sein als die Dichter unserer Zeit! — beschreiten, dann wird der Bauer aus seiner jetzigen Notzeit reicher und reifer hervorgehen. Denn nur aus der Erkenntnis seines Schicksals kann der Mensch hinfinden zu dem tatkräftigen Jasagen zu seiner Not, das die Überwindung aller Not in sich trägt.

---

*) Zu der Frage „Bauernkultur" oder „Landkultur", die hier aus Raummangel nicht weiter erörtert werden kann, vergleiche den Aufsatz von Schriewer in diesem Heft.

Wege und Ziele der jüngeren Bücherhallenbewegung.

Eine kurze Antwort auf eine oft gestellte Frage.

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Von Seite unserer Gegner ist uns auf der Münsterer Tagung und im Anschluß an sie gesagt worden, die Front gegen Leipzig habe nur das eine Verbindende, daß sie der dort geleisteten Arbeit und den von dort aus erhobenen Ansprüchen negativ gegenüber stehe. Die Gruppe der „Ackerknechtianer" oder wie man sie zu bezeichnen beliebt, sei klein und die andern in sich „uneins" oder „zerspalten".

Diese Auffassung beruht auf einer Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse und unseres Wollens.

1. „Ackerknechtianer" oder so etwas ähnliches gibt es als Gruppe in unsern Reihen nicht. So weit wir durch die Stettiner Schule gegangen sind und auch darüber hinaus, sind wir einig in der (von Dr. Ackerknecht selbst stets nachdrücklich vertretenen) Auffassung Zarathustras von der Jünger- oder Schülerschaft, welcher den einen schlechten Schüler schilt, der von seinem Lehrer nicht das Geheimnis aller Kunst und Erkenntnis lernte, durch den Lehrer hindurchgehend den eigenen schmalen Pfad zu finden, der allein zur Vollendung der pädagogischen Persönlichkeit und zu einem werthaften Auswirken im Beruf im Sinne der „schenkenden Tugend" des gleichen Weisen führt, d. h. im Sinne der Hingabe dieser Persönlichkeit an die sozialpädagogische Aufgabe aus eigener Verantwortung vor der Volksgemeinschaft. — Darin sind wir uns zuerst einig.

2. Wir fassen ferner die Volksbildung auf als einen Organismus, den wir immer mitdenken, wenn wir an die „Bücherei" als solche denken. Wir halten die Erziehung zu dieser Art organischen Denkens weder für leicht noch für selbstverständlich, und wissen aus unserer praktischen Erfahrung heraus, daß durch dieses organische Denken die Bücherei in ihrem Gesamtaufbau wie in ihren Gliedern wesentlich bestimmt wird. Als Ergebnis dieser organischen Auffassung der Bildungspflege als eines Ganzen, haben wir uns bemüht, zahlreiche Fragen der Bildungspflege von uns aus zu fördern. So gingen aus unserm Kreise selbständige Auseinandersetzungen mit der Jugendbuchfrage hervor, indem wir uns im Wettstreit mit den Prüfungsausschüssen bemühten, an unserm Teil zu dieser wichtigen Aufgabe beizutragen (statt deren Theorien einfach zu übernehmen). So bemühten wir uns um die Entwicklung der Kinderlesehallen. So entstand aus unserem Kreise die erste neuere selbständige Auffassung von der ländlichen Büchereiarbeit als einer von der großstädtischen Arbeit in vielem abweichenden Aufgabe (anstatt die ländliche Bücherei unter dem Gesichtswinkel einer großstädtischen Miniaturbücherei zu sehen). So bemühen wir uns um eine umfassende Theorie der Büchereipädagogik, welche die primitivsten Verhältnisse (etwa in den ländlichen Grenz- und Bergwerksbezirken des Ostens) ebenso umfaßt wie die der differenziertesten Großstadt (anstatt eine Büchereipädagogik zu lehren, welche auf großstädtischen Zuständen basierend vor solchen Aufgaben mehr oder weniger ratlos steht und sich mit „Ausnahmen" behelfen muß). Wir glauben weiter zu wissen, daß die primitiveren Ver-

hältnisse (Land in allen seinen Formen: als ländliche Kleinstadt, als reines Bauernland, als Großgrundbesitz mit ländlicher Arbeiterbevölkerung, als Mischbezirk von Industriebezirk und bäuerlicher Besiedelung, als zweisprachiges Grenzgebiet, als Sprachinsel) in besonderem Maße geeignet sind, in den Bildungsprozeß als solchen Einblick zu gewinnen und daraus gültige Arbeitsmethoden zu entwickeln, wie uns in der Großstadt die Masse der ungelernten Arbeiter nicht minder wesentlich für die sozialpädagogische Aufgabe wie für die Entwicklung der Arbeitsmethoden zu sein scheint als die bereits weiter entwickelten Schichten oder sogenannte „begabte" Einzelne. — Darin sind wir uns zum zweiten einig.

3. Aus dieser Auffassung heraus entwickelten wir im engsten Zusammenhange mit der Büchereiarbeit die sogenannten „Hilfseinrichtungen der Bücherei", so die (heute weithin anerkannte) „Vorlesestunde" für städtische und dörfliche Verhältnisse, die Abendvolkshochschule, wie sie im Zusammenspiel von Arbeitsgemeinschaften und Vortragsreihen neben anderen, selbständigen Aufgaben die bildungspflegliche Betreuung der Bücherei vertiefen kann und für alle ihre Unternehmungen der Unterstützung durch die Bücherei (Büchervermittlung, Fachschriftenverzeichnisse als Studienhilfen u. s. f.) gewiß ist. Wir lehnten nicht einfach das ganze Vortragswesen aus theoretischen Gründen und weil damit in früherer Zeit mancher Unfug getrieben wurde, von vornherein ab, sondern suchten seine Wirkungsweise, seine Möglichkeiten und seine Grenzen zu bestimmen. Das erklärt unsere besondere Auffassung in unserer Stellung zur „extensiven" und „intensiven" Volksbildung. Wir wollten nicht bei einer (vielleicht wirkungsvollen und in einer bestimmten, heute überwundenen Entwicklungsphase auch berechtigten) Antithese stecken bleiben, sondern suchten in eine Schicht vorzudringen, in der dieser Gegensatz wesenlos wird. Wir freuen uns heute, daß u. a. die Volkshochschulbewegung nun ähnliche Wege zu gehen versucht. — In dieser Auffassung von der Bedeutung der um die Bücherei gruppierten Hilfseinrichtungen sind wir uns zum dritten einig.

4. In engem Zusammenhang hiermit stellten wir uns zu neuen Zivilisationserscheinungen wie Lichtspiel und Radio nicht von vornherein einfach ablehnend, weil wir das Nutzlose solcher schönen Pose zu erkennen glaubten, sondern suchten auch hier bei Bekämpfung der Auswüchse die Möglichkeiten zu erkennen, die auf diesen Gebieten für unsere bildungspflegliche Arbeit etwa lägen und zugleich positiv diese Dinge im Sinne einer werthaften und im wahren Sinne aus dem Wesen heraus gestaltenden Volksbildung zu beeinflussen und in ihren Dienst zu stellen. Wir dürfen uns heute freuen, daß diese Auffassung von der Notwendigkeit solcher Arbeit langsam die früher schroff ablehnenden Kreise durchdringt, nachdem wir freilich am härtesten Teil der Arbeit von jenen Kreisen allein gelassen wurden. — Auch in diesem vierten Punkte sind wir uns einig.

5. Indem wir sodann unsern Blick von der Volksbildung als Organismus auf die Bücherei selbst als Aufgabe gemeindlicher Bildungspflege richten, können wir uns auch das Büchereiwesen einer Gemeinde oder eines Gemeindeverbandes nur als ein organisches Ganzes denken. Sei nun das Büchereiwesen zweistufig (wie in den

meisten Städten) organisiert oder dreistufig (wie in der Millionenstadt Berlin), niemals halten wir die „wissenschaftliche Bibliothek" als Forschungsinstitut oder als Archiv für eine Aufgabe der Gemeinde, verneinen also der „wissenschaftlichen Stadtbibliothek" im eigentlichen Sinne unter den heutigen Verhältnissen das Daseinsrecht, wo nicht (wie etwa in Köln, Hamburg und Frankfurt a. M.) diese wissenschaftlichen Bibliotheken zugleich als Universitätsbibliotheken dienen oder für besondere Forschungsinstitute bestimmt sind. Aufgabe der Gemeinden ist uns allein die Bildungsbücherei, die ja nach der Größe der Gemeinden in mehrstufigem Aufbau (Einheitsbücherei) zu einem Organismus im Dienste der Bildungsaufgabe durchzugestalten ist. Daß sie daneben für die Lokalforschung auch archivalische und Forschungsaufgaben zu erfüllen hat, darf ihren eigentlichen Charakter nicht beeinflussen. — In dieser Auffassung von der einheitlichen Durchgestaltung des kommunalen Büchereiwesens aus seiner Bildungsaufgabe heraus sind wir uns zum fünften einig.

6. In der Büchereipädagogik vertreten wir eine Auffassung, welche den Begriff des „Führens" nicht überspannt und mit dieser Überspannung in Gefahr gerät, den Leser von seinem eigenen Wege auf den abzulenken, welchen der Bibliothekar für den „einzig wahren und richtigen" hält (der in Wahrheit nur der seiner eigenen Wesensart und oft sogar nur der seiner vorgefaßten Theorie gemäße ist). Vielmehr suchen wir im Leser den Punkt zu finden, der durch seelische oder rationale Werte erfaßbar ist, um ihm von dort aus den Weg zur Wertverwirklichung der in ihm angelegten Möglichkeiten finden und ihm seiner „Welt" und damit sich selbst den „Sinn" geben zu helfen. Indem wir so dem „Führen" eine feste Grenze zu setzen suchen, glauben wir dem „Wachsenlassen" in Richtung des Wertes den ihm gebührenden freien Raum zu geben. — In dieser Auffassung, die sich nicht nur nach dem Leser, den sozialen und weltanschaulichen Gegebenheiten und der Bildungsstufe der Leserschaft abwandelt, sondern (in gewissem Maße) auch nach der Wesensart der pädagogischen Persönlichkeit des Bibliothekars, sind wir uns zum sechsten einig.

7. Aus dieser Auffassung, welche von manchen unserer Gegner als „Psychologismus" verspottet wurde, ehe sie ähnliche Wege einschlugen, folgt unsere Stellung zum „guten Buch" und zur Buchauswahl. Wir durchforschen die Literatur, indem wir sie nach den in dem einzelnen Werke verwirklichten Werten untersuchen, um Positives und Negatives unter Hinblick auf unsere jeweilige Leserschaft sorgsam gegeneinander abwägen zu können. Nur dort, wo die positiven Werte die negativen unter ständigem Hinblick auf den Leser überwiegen, stellen wir das Buch ein. Wir betrachten dabei den ästhetischen Wert, so wichtig er für unsere Aufgabe ist, nur als einen, der im Rahmen der andern Werte seine Bedeutung erhält. Wir lehnen es deshalb ab, in einem Begriff, wie dem der „Echtheit", gewissermaßen einen Prüfstein für die Buchauswahl finden zu wollen, der in seiner Allgemeinheit nur irre führen kann und vielfach irre geführt hat, insofern als er allzusehr auf die Subjektivität des Bibliothekars und sein gefühlsmäßiges Verhalten zur Wertewelt gestellt ist. Wir glauben ferner nicht, daß von einer Zentralstelle aus diese Durchforschung der Literatur „gültig" für den ganzen deutschen Sprachbereich geleistet und von solcher

Zentralstelle aus Bestandszusammenstellungen für kleine und große, ländliche und städtische Büchereien aller möglichen Gegenden vorgenommen werden können. Der Aufbau des Bestandes scheint uns vielmehr bei den Beratungsstellen der Provinzen zu liegen. Unsere eigene Arbeit in unserer Zeitschrift will denn auch nicht mehr sein als eine erste Durchleuchtung und Abwägung der in einem Werke verwirklichten seelischen und rationalen Werte und Mängel, als eine freilich wichtige und unumgängliche Vorarbeit und Hilfe für den einzelnen Bibliothekar. Was im besonderen den ästhetischen Wert und die wichtige Aufgabe der Kunsterziehung durch die Bücherei anbetrifft, so glauben wir, diese zu fördern, wenn wir den Bereich der Kunst rein und heilig halten und ihn nicht unzulässig erweitern oder seine Grenzen verwischen, indem wir etwa eine Erzählung von Sohnrey auf eine Ebene mit den großen Meistern der Erzählungskunst stellen, sofern wir beide als „echte" Werke in unsern Bestand aufnehmen. Selbstverständlich wird nie eine absolute Einigkeit darüber erzielt werden können, ob im einzelnen Buch oder beim einzelnen Schriftsteller das Positive (immer als Wertverwirklichung) das Negative überwiegt, auch dann nicht, wenn man dieses Schiedsrichteramt von einer zentralen Stelle aus ausüben zu können meint.

Ferner wird man verschiedener Ansicht darüber sein können, zumal solange Leserpsychologie, Sozialpsychologie usw. noch in den ersten Anfängen stecken, wie sowohl das Positive wie das Negative in diesem und jenem Falle den Bildungsvorgang im einzelnen Leser beeinflussen. In der hier aufgewiesenen Art der Durchforschung und Auswertung des Schrifttums sind wir uns aber in diesem siebenten Punkte ebenso einig, wie wir uns niemals dabei beruhigt haben, diese schwierige Frage gewissermaßen ex cathedra zu entscheiden, indem wir diese Entscheidung in einen hierfür eigens gebildeten theoretischen Satz faßten.

8. Eng damit in Verbindung steht unsere Stellung zum Zeitbuche, das seinen Wert aus einer bestimmten kulturellen Situation heraus empfängt und mit dem Wandel dieser Lage seine Aufgabe erfüllt und aus der Bücherei verschwindet. Die Festlegung auf Begriffe wie „Echtheit" als Prüfstein hat zu einer falschen Einstellung zum Zeitbuche geführt, indem die gewiß für die Kunsterziehung und für die Bildung gewisser seelischer Schichten höchst wertvolle Literatur der spätbürgerlichen Epoche von etwa 1830—1880 mit ihren oft zweifelhaften Nachklängen in einer gewissen Art von Heimatliteratur und anderer epigonenhafter Dichtung (zumal mit Hilfe der Mehrstücke) zum weithin beherrschenden Teil des Bestandes von Büchereien in Großstädten und Städten mit sehr fortgeschrittener Arbeiterschaft wurde.*) Auch die Wertung des Zeitbuches ist in sehr weitgehendem Maße abhängig von der örtlichen Zusammensetzung der Leserschaft. Über seine Bedeutung für die Büchereiarbeit und seine sorgfältige Beobachtung und Durchleuchtung nach der unter 7. angegebenen Methode sind wir uns in diesem achten Punkte des weiteren einig. Im übrigen stellen wir mit

*) Man vgl. hierzu die geradezu kulturreaktionäre Zusammenstellung der Mehrstücke in der Bücherei einer westlichen Industriestadt in den „Westdeutschen Blättern für Büchereiberatung", hrsg. von Angermann-Hagen und Reuter-Köln, 1. Jg. 1927/28.

Freuden fest, daß der Bedeutung und dem Problem des Zeitbuches neuerdings auch bei unsern Gegnern in erhöhtem Maße Rechnung getragen zu werden scheint.

9. Die Frage des Zeitbuches wird in ihrer Lösung beeinflußt durch die Stellung der freien öffentlichen Bücherei zu den sogenannten „gebundenen" Weltanschauungen. Die Würdigung der Bedeutung der Weltanschauung für den Bildungsvorgang und das Bildungsziel in unserm Kreise reicht tief hinein in die Vorkriegsjahre. Das schwierige Problem habe ich anderwärts ausführlich behandelt. Ich darf kurz zusammenfassen, daß wir uns darin einig sind, daß die freie öffentliche Bücherei ihren Eigenwert nur dann zu behaupten vermag, wenn sie sich bewußt in der allgemeinen Kulturbewegung verankert, von der aus gesehen die „gebundenen" Weltanschauungen nur (wichtige) Teilbewegungen darstellen, die je nach der Zusammensetzung der Leserschaft in weiterem Ausmaße berücksichtigt werden können und müssen, ohne den Gesamtaspekt der Büchereiarbeit und ihrer Pädagogik zu beeinflussen. Wir befinden uns also im Gegensatz zu einer Auffassung, die den Bereich der Büchereiarbeit gewissermaßen aufteilt (freilich nur zu einem Teile: denn ganz ist dies unmöglich), indem sie so eine neue Art von „Neutralität" vertritt.

10. Dieses Ausgehen von der allgemeinen Kulturbewegung in Zusammensetzung und Aufbereitung des Bücherbestandes im Leserkatalog ist für uns ein wesentlicher Teil der Aufgabe der freien öffentlichen Bücherei im Dienste einer neuen Volksgemeinschaft. Diese suchen wir ferner zu fördern durch unsere Auffassung der Volksbildung als Organismus und die daraus entwickelten Hilfseinrichtungen der Bücherei. Nicht der Einzelne als „Sauerteig" hineingestellt in die Masse ist es, der in erster Linie neue Gemeinschaft bildet. In weit höherem Maße sind es die in Vorlesestunden, Arbeitsgemeinschaften, in den Bildungsvereinigungen der Gewerkschaften aller Art, in Jugendbünden, Sing- und Spielscharen usw. vereinigten Gruppen*), die teils außerhalb der Bücherei sich bilden, teils von ihr erst zusammengeführt werden und denen sie den festen Rückhalt gibt, indem sie sie sorgend und helfend betreut, die zu neuer Gemeinschaft führen. Hierbei erwächst der freien öffentlichen Bücherei gerade aus ihrer Verankerung in der allgemeinen Kulturbewegung die Möglichkeit und die Aufgabe, diese Gruppen vor abseitigem Konventikeltum zu bewahren und ihnen Herz und Sinn dem Ganzen der Welt und des Lebens und damit den nicht immer leichten Weg von der Gruppe zur Volksgemeinschaft offen zu halten. — Das ist der zehnte Punkt, in dem wir uns einig sind.

Die im Obigen gegebene kurze Zusammenfassung einiger der wichtigsten Punkte, in denen die Gegner der Leipziger Zentralstelle eines Sinnes sind, erstrebt keine Vollständigkeit. Sie will nur soviel erkennen lassen, daß die Bewegung, die sich ebenso wie Leipzig aus der älteren Bücherhallenbewegung entwickelt hat und die ihrer Herkunft nach hier als jüngere Bücherhallenbewegung bezeichnet wird, nicht ein Konglomerat

*) Auch die Leserschaft selbst kann und soll, zumal bei der kleinen Bücherei, zu einer solchen Gruppe werden.

von in sich zerspaltenen Einzelnen ist, sondern daß es sich hier — bei aller Freiheit, die bewußt und als wesentlicher Bestandteil ihrer Auffassung für die pädagogische Persönlichkeit gefordert wird — um eine in ihren Grundlinien geschlossene büchereipädagogische Auffassung handelt. Diese Zusammenfassung will auch nicht so verstanden sein, daß sie ausschließlich das uns von Leipzig Trennende hervorheben möchte. Es ist das nur dort geschehen, wo es zur Klärung nötig war, Annäherungen aus jüngster Zeit sind angedeutet und manches andere noch mag gemeinsam sein. Als Ganzes freilich stellt sie eine besondere sozialpädagogische und büchereipädagogische Auffassung dar, die nicht im Sinne einer „Schule" oder „Richtung", wohl aber durch ihre Ausgangspunkte, durch ihre Problemstellung (nicht immer durch die jeweiligen Lösungen dieser Probleme) und durch ihre Ziele (nicht immer durch die Wege dazu) verbunden ist. Zur Lösung der Aufgaben, die sie sich gestellt hat, bedarf sie — wie die Bewegung als Ganzes — der Freiheit der Entwicklung im deutschen Volksbüchereiwesen, und diese Freiheit ist das einzige „Kampfziel", das sie etwa über die oben skizzierte Gemeinschaft der Arbeitsgesinnung hinaus eint.

Denn es ist ein weiterer Irrtum, zu glauben, irgendeine büchereipädagogische Auffassung solle von uns „bekämpft" werden. Mit anderen Auffassungen wollen wir uns lediglich auseinandersetzen, indem wir dabei ebenso gern von der gegnerischen Auffassung lernen, wie wir zu sehen glauben, daß diese schon von uns lernte. Spannungen in den Auffassungen halten wir nicht für einen Nachteil, sondern für einen Vorteil und für das Zeichen einer lebenskräftigen Bewegung. Wir haben es immer wieder betont, daß wir so wenig allein auf der Welt zu sein wünschen, wie wir andern dies Recht zugestehen wollen. Das eigentliche Ziel dieser Auseinandersetzung aber würde auch dann noch falsch aufgefaßt, wenn man glaubte, daß sie ihren Wert in sich und in der Klärung von Einzelfragen suchte. Sie ist vielmehr das wesentliche und unumgängliche Mittel, von dem derzeitigen Stande in eine Schicht vorzustoßen, in welcher die bisherigen Gegensätze wesenlos, weil überwunden werden. Für neue Spannungen wird dann schon immer gesorgt sein, solange unsere Arbeit lebendig bleibt.

Noch ein Schlußwort. Wer die Entwicklung kennt, wird auch ohne Hinweis wissen, wo in den oben berührten Punkten die Arbeit Ackerknechts oder uns nahe stehender älterer Bibliothekare vorliegt, wo jüngere Kräfte an der Fortbildung wesentlichen Anteil haben. Er wird auch wissen, wo jenseits dieses Gemeinsamen die Wege sich gabeln und Einzelne besondere Lösungen für diese und jene Frage fanden. Auch in der Freude an dem Reichtum der vielgestaltigen Arbeit in unserem Kreise begegnen wir uns. Wir werden später die historische Untersuchung weiter fördern, die jedem das Seine gibt, weil Klarheit über den Weg, den man gekommen ist, eine große Hilfe ist beim Suchen des neuen Pfades durch das Dunkel des vor uns Liegenden.

Reiseeindrücke von englischen Büchereien.

Von Prof. Dr. Hans Heimbach (Chemnitz).

Über das englische und schottische Büchereiwesen hat Dr. Helen Wild in Heft 2/3 des 6. Jahrganges dieser Zeitschrift erschöpfend berichtet. Ich empfehle diesen Aufsatz jedem, der sich vor der Selbstschau gut unterrichten will. Diese Zeilen dagegen mögen nur als Reiseeindrücke gewertet werden.

Bei meinem ersten Aufenthalt in England fand ich Obdach bei einem Freund, der allerdings nur sein Geschäft in London hatte, während er in einem kleinen Seebad 50 km von London entfernt wohnte. Die tägliche Bahnfahrt nach und von London bot mir Gelegenheit zu allerhand Studien über Land und Leute. Nur einen bezeichnenden Zug will ich mitteilen. Nach einigen Tagen nämlich erklärte mir mein Freund, daß er für seine Person wieder von seinem Erstklassebillet Gebrauch machen werde. Denn in dieser Beziehung seien die Engländer komische Leute. Jeder Stand habe seine besondere respectability und ihm werde es verdacht werden, wenn er mit der Masse der Angestellten usw. dritter Klasse fahren würde. So fuhren wir denn getrennt. Denn ich wollte meine täglichen Fahrtunkosten nicht von drei auf sechs Mark steigern, und auf zweiter Klasse konnten wir auch nicht zusammenkommen, weil die Bahngesellschaft in solchen Vorortzügen keine zweite Klasse laufen läßt. Sie macht ihr Geschäft dabei, denn seine respectability läßt sich der Engländer etwas kosten. Außerdem ist die dritte Klasse so überfüllt, daß der eingepreßt Sitzende nur mit größter Geschicklichkeit die Zeitung wenden kann, die er sich beim Einsteigen auf der Station gekauft hat, wo der breit angelegte, reich ausgestattete, flott betriebene Zeitungsstand in lebhaftem Gegensatz steht zu der oft vorhandenen Enge und Dürftigkeit der sonstigen Anlage. Denn alles liest. Meist Zeitungen. Nur Damen sah ich öfter mit Büchern. Und bummelte man dann so zwischen ½9 Uhr und 9 Uhr im Bankviertel, so hatten alle die eiligen Männlein und Weiblein, schlicht oder vornehm gekleidet, mochte der Zylinder oder eine andere Kopfbedeckung das Haupt bekrönen, die Zeitung entweder in der Hand, oder man sah sie aus der Tasche herausschauen, und wenn man sie da auch nicht fand, hätte man sie wohl in der Aktentasche oder dem Stadtköfferchen entdeckt. Oft sah ich am Abend, daß die Leute sich nochmals mit einer Zeitung versorgt hatten.

Nun fährt ja fast jeder, sei es Bahn, Untergrund oder Omnibus, und jeder hat dadurch eine zweimalige Zwangsmuße, die der Zeitung gewidmet ist. Es ist klar, daß an einer derartig gewohnheitsmäßigen und intensiven Aufnahme von Zeitungsstoff die public library nicht vorbeigehen kann, und ich war daher stets bemüht, mir die Zeitungslesemöglichkeiten in den public libraries anzusehen. Kommt man aber als auswärtiger Besucher, so wird man nicht zuerst in die Halle geführt, wo es Zeitungen gibt, sondern man bekommt zunächst die „gute Stube" gezeigt, das ist die reference library, die nichts ausleiht. Ein großer gediegener Leseraum mit einer stattlichen Handbibliothek über alle Gebiete unter besonderer Berücksichtigung der lokalen und wirtschaftlichen Verhältnisse, mit reichlichen Nachschlagewerken und einem gut gewählten Zeitschriftenbestand. Dann erst geht es in das Magazin, sagen wir in die wissenschaft-

liche Abteilung. Plakate über den Regalen: „Ein verstelltes Buch ist ein verlorenes Buch!“ zeigen an, daß hier das Publikum freien Zutritt hat. Der Besucher steht an den Regalen, sieht sich an, was ihm gefällt, und bringt schließlich ein Buch an die als Schalter ausgestaltete Eingangsstelle. Ein Kärtchen wandert aus einem Täschchen an der Innenseite des Buchdeckels in ein ebensolches Täschchen der abzugebenden visitenkartengroßen Leserkarte, ein Stempeldruck, und Bibliothekar und Leser sind sich gegenseitig los, ehe sie sich überhaupt richtig angesehen haben. In der Abteilung für schöne Literatur sah ich meist keinen freien Zutritt, aber die Geschwindigkeit der Abfertigung hat mich hier ebenso erstaunt. Schließlich gelangt man in den Saal mit den Tageszeitungen. Es ist dieser Lesesaal hauptsächlich nur mit Zeitschriften und Zeitungen, einigen Adreßbüchern usw. ausgestattet. Die Zeitschriften sind auf Tischen fest angeschlossen. Man muß also bei Vornahme einer neuen Zeitschrift den Platz wechseln. Auch die Tageszeitungen sind festgemacht, entweder in langer Reihe an den Wandflächen oder auf hohen Doppelstehpulten zu viert. Oft sieht man zwei Leute dieselbe Zeitung lesen. Man erkennt sofort, und man kann es bei der gesellschaftlichen Neigung zur Absonderung kaum anders erwarten, daß hier ein anderes Publikum ist, das kaum aus Bildungsinteresse, sondern nur der Zeitungen wegen herkommt, die ihnen hier umsonst geboten werden. So sind auch viele Leute da aus dem grauen, hoffnungslosen, meist geflissentlich übersehenen und doch so ausgebreiteten Teil der Großstadt, dessen Schmutz und Übervölkerung hier und dort sich steigert zu den sogenannten slums. Man sieht alle Stadien der Einfachheit, der Dürftigkeit. Ja einmal sah ich eine echte Blüte der slums in wehenden Lumpen sogar die Treppe zur reference library hinaufsteigen. Es war ein siebzehnjähriger Mensch, trotz des Schmutzes von unverkennbarer Schönheit, dessen schüchtern bittende Augen mir unvergeßlich sind. Wie werden sie ihn aus der „guten Stube“ wieder herausgebracht haben? Alle Zugänge zu diesem Zeitungsleseraum stehen in den großstädtischen Außenbüchereien voll von Arbeitslosen, weil sämtliche Stellenangebote aus den Zeitungen hier an großen Tafeln angeschlagen sind. Dadurch wird natürlich das überall zu findende Verbot, nach dem das Herumtreiben auf den Gängen untersagt ist, völlig bedeutungslos, aber die Einrichtung zeigt doch zu gleicher Zeit, mit welchem Ernst die Bücherei in den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt gestellt wird. So bietet der Zeitungsleseraum einer public library ein viel unruhigeres und ganz anders gefärbtes Bild als der Lesesaal einer deutschen großstädtischen Volksbücherei, wo alles in Ruhe sitzt, und zwar da, wo es jedem am behaglichsten ist, wo die verschiedensten Stände friedlich vereinigt sind, darunter solche, die in England ihre respectability verlieren würden, wenn sie gewohnheitsmäßige Zeitungsleser im Tageszeitungsraum einer public library wären.

Das besser gestellte Publikum aber, welches diese Tageszeitungsräume meidet, und dem die eigentliche bildungspflegliche Sorge des englischen Bibliothekars in erster Linie gewidmet ist, findet, wenn es in dem Ausleiheraum erscheint, eine glänzend vorgearbeitete Darbietung des Bücherschatzes. Ich erinnere mich besonders an die Stadtbibliothek von Manchester, der zwar räumlich keine Volksbüchereien angeschlossen sind, sondern

mit deren reference library man eine große technische Bibliothek verbunden hat und eine bewundernswerte musikalische, wo man gleich ganze Chorwerke mit sämtlichen zugehörigen Stimmen entleihen kann. Obwohl das zentral gelegene Gebäude dieser Bücherei nur ein behelfsmäßiges ist, überrascht schon die schöne freie Aufstellung der Katalogzettelschränke, über denen eingerahmte Tafeln in schlichtester und klarster Sprache jeden unterrichten, wie er beim Suchen vorzugehen hat, in welchen Fällen der alphabetische und in welchen Fällen der Schlagwortkatalog zu Rate zu ziehen ist. Selbstverständlich wird die Hilfe der Beamten weitgehend in Aussicht gestellt und empfohlen, davon Gebrauch zu machen. Gerade hier, wo ich lange allein diese Einrichtung studierte, ehe ich mich vorstellte, und wo ich immer wieder über die eingehende Verzettelung und die Fülle der Verweise staunte, konnte ich leider nicht das Verhalten der Besucher vor diesem Apparat beobachten, weil draußen, wie alljährlich am 1. Juni, gerade die großartige, farbenbunte und jugendprangende katholische Prozession während mehrerer Stunden alles öffentliche Interesse in Anspruch nahm.

Schon bei meinem ersten Besuch in London war mir in den Katalogen der Bibliothek des britischen Museums aufgefallen, wie merkwürdig lückenhaft z. B. das war, was von und über Wilhelm Raabe vorhanden war. Von da an achtete ich stets auf die Berücksichtigung der deutschen Literatur. Leider konnte ich mich in Oxford nicht näher darnach umsehen, weil die Fülle dessen, was sich hier bot, im Verhältnis zu meiner Zeit zu groß war. Hier hätte man gewiß ein glänzendes Ergebnis gehabt. Sonst aber ist es bei dem ersten Eindruck geblieben. Meist fand ich in den public libraries nur dürftige und ganz unmaßgebliche deutsche Literatur. Einmal hatte ich allerdings sicher über tausend Bände deutsche Romane vor mir, aber es waren fast nur Eintagsfliegen verschwundener Jahrzehnte. Da äußerte ich denn meine Vermutung, daß dieser Bestand nur zufällig zusammengekommen und nie planmäßig ergänzt worden sei. Das gab man zu.

Man muß sich darüber nicht wundern. Die Notwendigkeit, Sprachen zu lernen, und der damit verbundene Wunsch, Bücher in diesen Sprachen aus der öffentlichen Bücherei zu beziehen, ist für den Nichtengländer um ein Vielfaches größer als für den Engländer, der ganze Kontinente mit seiner Sprache überzogen hat, und der innerhalb seiner Handelsbeziehungen allüberall seinem Landsmann begegnet oder Personen, die seine Sprache sprechen. Nur Frankreich gegenüber besteht eine Ausnahme. Hier wirkt einerseits die unmittelbare Nachbarschaft, anderseits sprechen kulturelle und gesellschaftliche Beziehungen mit zwischen dem reichsten und dem in geistiger Beziehung tonangebenden Lande. Auch ist das Leben der englischen Sprache, soweit es wortschöpferisch ist, vielmehr lateinisch-französisch orientiert als germanisch. Was z. B. die Technik Neues bringt, bekommt einen (manchmal allerdings recht wild zurechtgemachten) romanisierten Namen, wie z. B. „escalator“ für die laufenden Treppen, auf denen stehend der Fahrgast der underground (wofür man auch lieber tube sagt) die oft beträchtlichen Höhenunterschiede zwischen dem Bahnkörper und den oberirdischen Stationsmündungen überwindet. Diese Gleichgiltigkeit der Nation gegen fremde Sprachen befreit jedenfalls den englischen Volksbibliothekar

von einer Sorge, die wir haben, wenn wir an unseren Schaltern die beste und neueste englische und französische Literatur und eine Auswahl italienischer, spanischer und russischer Bücher in der Ursprache bieten wollen.

Dr. Helen Wild hat in ihrem Aufsatz die Bibliotheksfreudigkeit des Landes hervorgehoben. Es scheint aber auch, daß die Funktion des Bibliothekars in der Öffentlichkeit höher geschätzt wird als bei uns. In Islington, einer Nordvorstadt von London, suchte ich die public library. Ich fand sie bald. Denn auf der, wie in Vorstädten üblich, breiten und mit meist niedrigen Häusern besetzten Hauptstraße, wo die Fassaden mit Plakaten und Firmenschildern überschrien waren, und wo der lebhafte Verkehr kleiner Leute und die aus den Geschäften auf die breiten Fußwege herausgestellten Waren das typische Arbeiterviertel verkündet hätten, auch wenn die Gruppen von Arbeitslosen an den Straßenecken nicht gewesen wären, mußte das Gebäude sofort auffallen. Es ist stattlich und gediegen, aber in jenem klotzigen Renaissancestil erbaut, den man in London so oft erlebt. Da erblickte ich in Manneshöhe eine Inschrift, die ohne jede Umrahmung in den Stein geschnitten war. Es war der Erbauungsvermerk mit den Namen der damaligen Verwaltungsspitzen von Islington. Aber es stand auch der Name des Bibliothekars dabei. Wie käme nach deutscher Auffassung ein Mensch ohne öffentlich-rechtlich repräsentierende Funktionen dazu, hier seinen Namen verewigt zu sehen? Hier aber weiß man, wo das Hirn und das Herz einer Bücherei und eines Büchereibaues sitzt, und wer die engsten Beziehungen zu den Leuten hat, für die die Bücherei erbaut wird.

Freilich, für wen ist die public library erbaut? Hier scheint mir das eigentliche Problem der englischen Volksbücherei zu liegen. Sie schillert in allen Farbentönen zwischen einer wissenschaftlichen Bibliothek, einer volkstümlichen Bücherei und einer Zeitungsgenuß spendenden Almosenbücherei. Ich weiß sehr wohl, daß es die gesellschaftliche Struktur des Volkes ist, die eine derartige Zusammenfassung vieler Volksklassen mit breitester Basis, wie wir sie in Deutschland kennen, unmöglich macht. Aber die Zeit steht nicht still. Der vergessene oder bildungspfleglich mehr charitativ oder pädagogisch behandelte Teil des Volkes meldet eigenwüchsige Ansprüche an, und sicher liegt auf diesem Gebiet manche ungeahnte Entwicklungsmöglichkeit. Jedenfalls tun wir Deutsche gut daran, englische Bibliothekszustände zunächst einmal als eben englische zu betrachten und nicht als richtungweisend schlechthin. Gewiß ist durch das höhere Alter dieser Einrichtungen in England und die reichen Mittel ein Faktor gegeben, der in manchen Beziehungen zu Leistungen geführt hat, welche die unseren überragen. Aber die Zeit dürfte doch wohl vorbei sein, wo man sich als Volksbibliothekar in England entscheidende Eindrücke holen konnte. Ich habe bei gleichem Zeitaufwand in Deutschland sicher stets ebensoviel gesehen und gelernt, aber trotzdem empfehle ich immerhin dem Volksbibliothekar eine Reise in dieses interessante Land und zu diesen liebenswürdigen, rührigen und erfahrenen Fachgenossen.

Banktische für Zweigstellen-Lesesäle.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

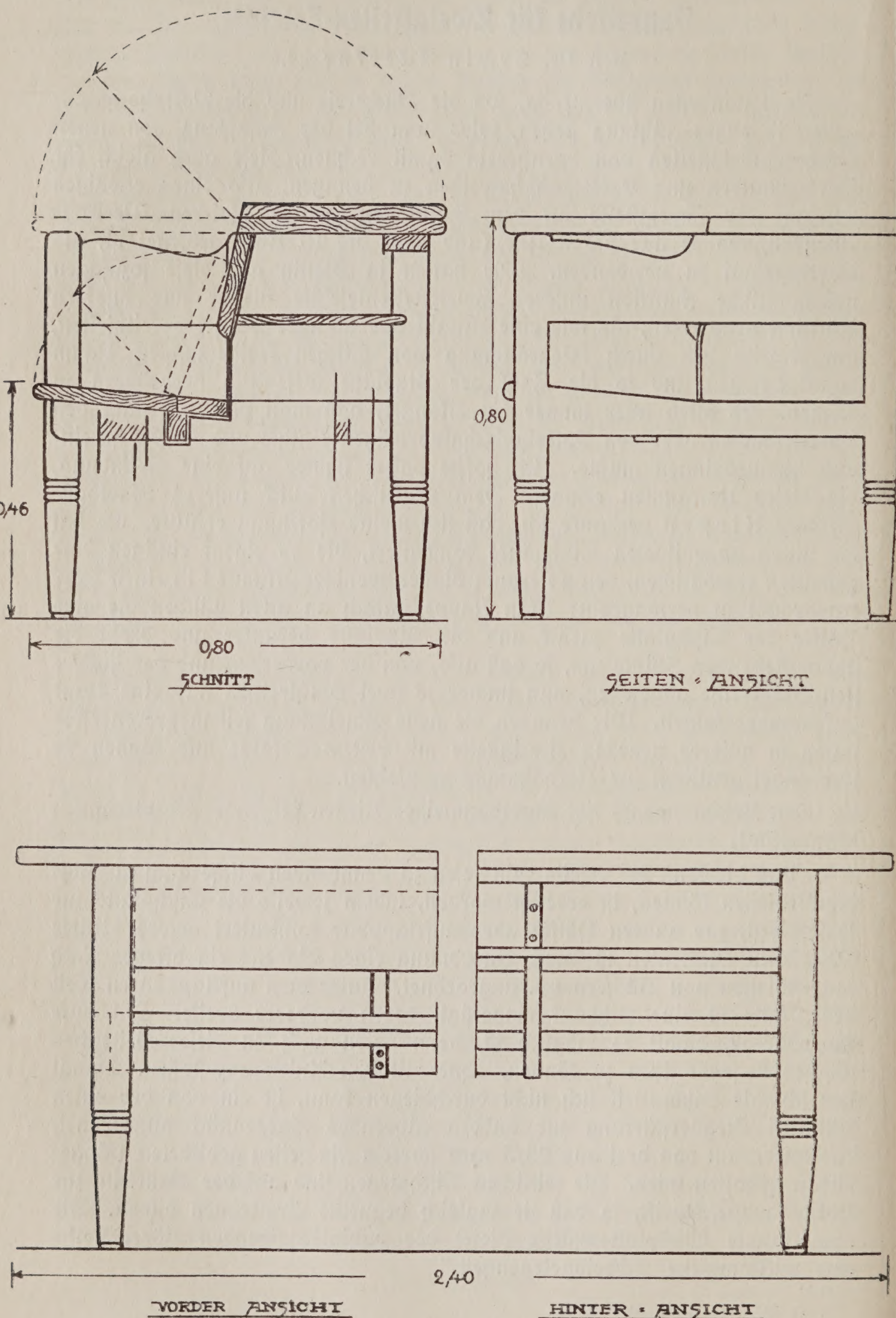
Zum mindesten überall da, wo die Bücherei- und die Volkshochschularbeit in enger Fühlung stehen, wird man bei der Schaffung von neuen Büchereizweigstellen von vornherein damit rechnen, diese auch gleich für Vorlesestunden und Volkshochschulreihen zu benutzen, also einen etwaigen Lesesaal der Zweigstelle an den Sonntagen und an solchen Werktag-Abenden, wo er nur bis 8 Uhr (und nicht bis 10 Uhr) geöffnet ist, als Vortragssaal zu verwenden. Wir hatten in Stettin auf diese sozusagen nebenamtliche Funktion unserer Zweigstellenlesesäle bisher nur insofern Rücksicht genommen, als wir eine Anzahl überzähliger Stühle bereithielten, um jeweils den durch Wegräumung von Tischen freigemachten Raum damit besetzen und so die Zahl der Sitzplätze wesentlich vergrößern zu können. Es blieb aber immer ein Mangel, daß man vor und nach den Vorlesestunden oder den Volkshochschulvorträgen Stühle und Tische herein- und hinausbringen mußte. Ich hoffte daher immer auf eine Erfindung, die dieses Umräumen erspart. Dem praktischen Blick unseres Stadtbaumeisters Kirsten verdanke ich, daß sich meine Hoffnung erfüllte. Er hat die unten abgebildeten Tischbänke konstruiert, die es einem einzigen Angestellten ermöglichen, den Leseraum binnen weniger Minuten in einen Vortragsraum zu verwandeln: Man klappt einfach an allen Tischen die eine Hälfte der Tischplatte zurück und die Sitzplatte herunter und dreht die davor stehenden Stühle um, so daß also, von der vordersten und der hintersten Stuhlreihe abgesehen, nun immer je zwei Stuhlreihen und eine Bank aufeinander folgen. Wir benutzen die neue Einrichtung seit mehreren Monaten in unserer neuesten Zweigstelle mit bestem Erfolge und können sie nur angelegentlichst zur Nachahmung empfehlen.

Den Zeichnungen*) hat Stadtbaumeister Kirsten folgende Erläuterungen hinzugefügt:

„Daß die sonst beiderseits zum Lesen zu benutzenden Tische auch als Sitzbänke dienen können, ist erreicht worden, indem jeweils die Tischplatte zur Hälfte fest, zur andern Hälfte aber aufklappbar konstruiert wurde. Unter dem festen Plattenteil ist durch Anordnung eines Bodens ein offenes Fach zum Ablegen von Büchern pp. angeordnet. Unter dem aufklappbaren Teil der Platte ist eine Sitzbank eingefügt, deren vorderer breiter Teil aufklappbar ist, damit es möglich ist, beim Lesen auch an dieser Seite des Tisches bequem sitzen zu können, ohne mit den Knien anzustoßen. Damit der schmale Sitzbretteil sich nicht durchbiegen kann, ist ein von der einen seitlichen Stegverstärkung zur andern führendes Zargenstück angeordnet, das wiederum von drei aus 25/5 mm starkem Flacheisen gebildeten Hängestützen gehalten wird. Die seitlichen Tischzargen sind auf der Bankseite zur Hälfte ausgeschweift, so daß sie zugleich bequeme Armlehnen bilden. Die umgeklappte Tischplattenhälfte bietet der dahinter sitzenden Hörer-Reihe eine willkommene Schreibgelegenheit.“

---

*) siehe die folgende Seite.


0,46
0,80
SCHNITT
0,80
SEITEN · ANSICHT
2,40
VORDER ANSICHT
HINTER · ANSICHT

Aus der katholischen Vorlesestundenarbeit*).

Josef Zimmermann, den der Leser der „Bücherwelt" des Borromäus-Vereins als eifrigen Vorkämpfer der Vorlesestundenarbeit kennt, gliedert sein Buch in die beiden Teile „Anleitung" und „Dichtung zur Darbietung". Im ersten Teil spricht er zunächst über „Lesen und Vorlesen des lebendigen Wortes", über „Vorlesen und Erzählen" (wobei er eine Verbindung von beidem zu einer „etwas längeren Vorlese- und Erzählstunde" empfiehlt), über „Sinn und Aufgabe der Vorlesestunde" (wobei gesagt wird, daß „die Möglichkeit der Vorlesestunde für die katholische Volksbildungsarbeit ungleich günstiger liege als für die neutrale Volksbücherei", weil „die katholische Volksbücherei nicht isoliert dastehe, sondern ihren Platz mitten im katholischen Gemeinde- und Vereinsleben habe" und wobei Zimmermann selbst auf den methodischen Unterschied zwischen seiner und meiner Auffassung der Vorlesestundenarbeit hinweist, indem er als Regel für seine Vorlesestunde fordert, daß sie, auch rein zeitlich, „mitten in der Arbeit des einzelnen Vereinsabends" stehe), über „Die literarische Vorbildung durch die Volksschule", über „Die Auswahl der Dichtungen für die Vorlesestunde" (wobei besonders „Volksnähe" und „Eignung des ganzen Werkes, aus dem vorgelesen wird, für die katholische Volksbücherei" zur Bedingung gemacht wird), über „Grenzen des Vorlesens" („Das ganz Tiefe bleibe in der Stille des Lesenden und werde nicht gezerrt auf den lauten Markt. Höchstens ist ein Hinweis vor Empfänglichen berechtigt. Ein Heiliger wird kaum von dem Tiefsten, was an Frömmigkeit in ihm ist, sprechen. Viele Stufen führen weg von der Straße empor zum Dom Gottes, der einsam sich erhebt. Nur ganz selten, im kleinen Kreis, in einer Feierstunde darf das Letzte, Tiefste, hilflos in Worten oder hymnisch entrückt, gesagt werden") und über „Technik des Vorlesens" (wobei die Notwendigkeit der Sprecherziehung betont wird). In „Der Volksbildungsabend und die Dichtung" geht Zimmermann dann zum Schluß über den Rahmen der eigentlichen Vorlesestundenarbeit hinaus und wird dabei von Jakob Zoumer in einem Aufsatz „Der Volksbildungsabend und die Musik" (in dem mit Recht auch der Verwendung von Schallplatten das Wort geredet wird) ergänzt. Der zweite, etwa zwei Drittel des Buches umfassende Teil bringt dann Material für Vorlesestunden, gruppiert nach Leitideen wie „Gott, Kirche und Kirchenjahr", „Weihnacht", „Heilige Maria", „Vom Sinn des Lebens", „Schatten der Schuld", „Schicksale des Lebens", „Künstlertum", „Tod", „Junge Menschen", „Humor", „Jahreslauf", „Meer", „Tier und Mensch". Meist ist am Ende der jeweiligen Gruppe ein Programm für einen Volksbildungsabend angefügt. Für die Vorlesestunden als solche werden keine Programme gegeben. Bei der Materialdarbietung für sie fällt auf, wie verhältnismäßig häufig Ausschnitte aus größeren Erzählungen (z. B. der „Maria Chapdelaine", der „Armen Margaret", dem „Grimmingtor", den „Sternsingern", dem „Hasenroman") angegeben sind. Zahlreiche Stücke sind natürlich, wenn sie in mehrere Gruppen passen, wiederholt aufgeführt. Außerkatholische Literatur ist klug herangezogen. Immer aber wird der katholische Bildungspfleger die beruhigende Gewißheit haben, daß kein Stück in dieser Materialsammlung enthalten ist, das ihn und seine Hörer weltanschaulich befremden könnte. Schon deshalb wird das Zimmermannsche Buch in katholischen Kreisen als Beratungsinstrument für den Praktiker bald eine herrschende Rolle spielen. — Anhangsweise sei mir eine terminologische Bemerkung bezw. Bitte gestattet. Man liest in letzter Zeit hin und wieder die konfessionelle Bildungspflege als „weltanschauliche", die neutrale als „nicht weltanschauliche" bezeichnet (so auch bei Zimmermann auf S. 19). Das scheint mir, besonders im Hinblick auf die Vorlesestundenarbeit, wie ich sie von vornherein betrieben habe, nicht zutreffend. Wollen wir nicht dabei bleiben, jene „weltanschaulich gebunden", diese „weltanschaulich nicht gebunden" zu nennen? — Es versteht sich von selbst, daß das Zimmermannsche Buch von allen Bildungspflegern, nicht nur von den katholischen, gelesen zu werden verdient. E. Ackerknecht.

---

*) Zimmermann, Josef: Vorlesestunden und Volksbildungsabende. Anleitung, Dichtung und Vortragsfolgen. Musikalischer Teil von J. Zoumer. Bonn: Verlag des Borromäus-Vereins 1929. 151 S.

Verband preussischer Beratungsstellen.

Die Förderung des Beratungsstellenwesens, das allein den Büchereien auf dem flachen Lande und in den Kleinstädten eine planmäßige, den neueren Anforderungen an die Bücherei als eine Stätte wahrer Volksbildung genügende Entwicklung und Entfaltung sichern kann, ist eine immer wieder erhobene Forderung aller volksbibliothekarischen Organisationen und Verbände. Die preußische Regierung hat sich denn auch diesen Forderungen nicht verschlossen, und es sind in den letzten Jahren eine ganze Reihe von neuen Beratungsstellen mit Beihilfe der preußischen Regierung gegründet und mit ihrer Unterstützung die dazu notwendigen Zentralbüchereien (um den leicht irreführenden Ausdruck „Musterbüchereien" oder „Modellbüchereien" zu vermeiden) ausgebaut worden. Diese Arbeit an der zum großen Teil landwirtschaftlich tätigen Bevölkerung erhält gegenwärtig eine besondere Bedeutung durch den Zusammenbruch der alten Methoden der Landwirtschaft. Ihr Ersatz durch rationale, nach dänischen, amerikanischen oder holländischen Arbeitsformen spezialisierte Qualitätsarbeit ist aber ohne eine erhebliche Verbesserung der Bildung des flachen Landes nicht möglich. Was hierzu von Berufs- und Fortbildungsschulen geleistet werden kann, verlangt, wie die Beispiele der hierin vorbildlichen Länder erweisen, seine Ergänzung durch ein freies Volksbildungswesen, dessen Kernstück die Bücherei ist.

Es ist selbstverständlich, daß diese Verhältnisse die bereits bestehenden Beratungsstellen stark beschäftigen, und zwar hauptsächlich nach zwei Richtungen hin. Einmal wünschen sie, daß ihre gemeinsamen Erfahrungen bei dem zu fordernden schnelleren Ausbau des ländlichen Bildungswesens für die weitere Organisation des Beratungsstellenwesens fruchtbar gemacht werden, um Irrwege, die bereits als solche erkannt sind, zu verhüten und das Bestmögliche zu erreichen. Sodann wünschen sie, als Vorbedingung hierzu, ihre Auffassungen durch regen Gedankenaustausch und persönliche Fühlungnahme zu klären und zu festigen. Sie hatten deshalb mehrfach an das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung den Wunsch gerichtet, daß hierzu seitens des Ministeriums zunächst eine erstmalige Zusammenkunft der preußischen Beratungsstellenleiter berufen würde. Es wurde ihnen das auch vor sehr langer Zeit schon zugesagt, aber es ist dem Ministerium bis heute nicht möglich gewesen, diese Zusage zu erfüllen.

Da die Notlage des flachen Landes und der Kleinstädte sowie die noch in mancherlei Hinsicht recht unvollkommene Organisation des Beratungsstellenwesens nun einen Aufschub nicht länger gestatten, so versammelten sich am 11. Januar in Berlin eine Anzahl preußischer Beratungsstellenleiter zu gemeinsamer Aussprache. Das Ergebnis war die Gründung eines „Verbandes preußischer Beratungsstellen", dem die versammelten Beratungsstellen von Allenstein, Breslau, Düsseldorf, Flensburg, Frankfurt a. O., Gleiwitz, Kiel, Schneidemühl, Stettin und Stolp beitraten*). Zugleich wurden einige erste Richtlinien für die weitere Organisation des preußischen Beratungsstellenwesens aufgestellt:

1. Es sind einheitliche Beratungsbezirke zu schaffen, die in ihrer Struktur geschlossen und übersehbar sind. In einigen Fällen wird das die Provinz sein können, in anderen Fällen der Regierungsbezirk. Unter besonderen Verhältnissen (Grenzbezirke, sehr dicht bevölkerte Industriebezirke) können mehrere Kreise zu einem Beratungsbereich zusammengeschlossen werden.

2. Der Leiter eines solchen Beratungsbezirkes ist für die einheitliche und organische Durchbildung seines Bereiches verantwortlich. Um hierzu in der Lage zu sein, müssen etwa eingesetzte (sehr wünschenswerte) Kreisberatungsstellen ihm unterstellt sein, und er muß die Verteilung der vom Ministerium oder den Selbstverwaltungskörpern zur Verfügung gestellten Gelder betreuen und ihre sachgemäße Verwendung verantworten. Besondere Mittel des Ministeriums dürfen ohne sein Wissen und ohne seine gutachtliche Mitwirkung nicht an einzelne Städte seines Bereiches vergeben werden.

Es ist selbstverständlich, daß Abweichungen von diesem Grundsatz zur Desorganisation des Beratungsstellenwesens führen müssen.

---

*) Die Schriftführung des neuen Verbandes wird bis auf weiteres durch die Schriftleitung dieser Zeitschrift vorgenommen.

3. Ebenso ist seine gutachtliche Mitwirkung bei der Auswahl der Leiter neu zu besetzender Kreisberatungsstellen seines Bereiches selbstverständlich. Eine Abweichung von diesem in allen Verwaltungen üblichen Grundsatze muß eine reibungslose, förderliche Arbeit unmöglich machen.

4. Bei der Auswahl geeigneter Kräfte für die Beratungsstellen sind folgende Forderungen zu beachten: Um als Leiter einer ländlichen Beratungsstelle auch kleinerer Art mit Nutzen tätig sein zu können, muß der betr. fertig ausgebildete Volksbibliothekar praktische Erfahrung und Bewährung in der Beratungsstellenarbeit selbst nachweisen können, und zwar bei einer Beratungsstelle, welche ähnliche Verhältnisse in sozialer, wirtschaftlicher und weltanschaulicher Hinsicht zeigt wie die, in der der junge Anfänger nun selbstverantwortlich wirken soll.

Es ist nicht notwendig, daß der Anwärter in der betr. Gegend geboren und aufgewachsen ist, obwohl ihm das die Einführung gewiß sehr erleichtern wird, aber er muß bereits ein inneres Verhältnis zu der betr. Bevölkerung besitzen. Die wichtigsten Ausbildungsstätten für die Arbeit östlich der Elbe (Pommern, Brandenburg, Grenzprovinz Posen-Westpreußen, Ostpreußen, Schlesien) werden also die Beratungsstellen sein, die in diesen Gegenden bereits längere Zeit anerkannt wertvolle Arbeit leisten. Ein ähnliches Gebiet bilden Nordwestdeutschland, soweit es vorwiegend bäuerlich ist, und Schleswig-Holstein, dann der rheinisch-westfälische Industriebezirk, das östliche Mitteldeutschland (Sachsen-Thüringen), das westliche Mitteldeutschland mit der Rheinprovinz, in Süddeutschland Schwaben und Bayern. Immer ist dabei wichtig die Beachtung der Unterschiede: Landwirtschaft in Großbetrieb oder Bauernland, Industrie und Landwirtschaft in Mischung, Industriegebiet. Dann natürlich die weltanschaulichen Verschiedenheiten.

Auch diese selbstverständlichen Forderungen sind bisher nicht immer genügend berücksichtigt worden.

5. Benachbarte Beratungsstellen mit ähnlich zusammengesetzter Bevölkerung sollen in enger Arbeitsfühlung miteinander arbeiten. Das ist wichtiger als ihr Anschluß an irgendeine zentrale volksbibliothekarische Arbeitsstelle in einem ganz andersartigen Gebiet, zumal für alle Beratungsstellen jährliche gemeinsame Zusammenkünfte zu Aussprache und Austausch der Arbeitsergebnisse einzurichten sind. Bei dieser Arbeitsfühlung sollten verschiedene pädagogische Auffassungen nicht hemmend in Erscheinung treten, vielmehr sollte gerade diese Verschiedenheit der Anschauungen fruchtbar für die gegenseitige Förderung gemacht werden.

Die Fassung dieser Richtlinien dürfte so vorgenommen werden, daß ihnen auch diejenigen Beratungsstellen zustimmen können, die bisher noch außerhalb des „Verbandes preußischer Beratungsstellen“ stehen. Wenn der neue Verband sich vorläufig noch auf die oben genannte Mehrheit der preußischen Beratungsstellen beschränkt, so ist der Grund hierfür lediglich der Wunsch, schnell zu Arbeitsergebnissen zu gelangen. Auf seiner nächsten Tagung, die in nicht allzu langer Zeit stattfinden wird, hofft er bereits weitere Ergebnisse seiner Arbeit vorlegen zu können. Die Tagung am 11. Januar hat die Fruchtbarkeit des Meinungsaustausches bewiesen und bei allen Teilnehmern den regen Wunsch erweckt, so häufig, als die beschränkte Zeit und die knappen Mittel es gestatten, zusammenzukommen. Vielleicht hat bis dahin auch das Ministerium sein Versprechen eingelöst, eine Tagung sämtlicher preußischer Beratungsstellen einzuberufen. W. Schuster.

Aus der Beratungspraxis.

Die „Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen der Provinz Pommern“ versandte im November 1928 das nachstehende Rundschreiben:

Die bei der Stadtbücherei Stettin seit zehn Jahren gepflegten sonntäglichen Vorlesestunden (Erzählungen und Gedichte guter Autoren, unter einem Titel bezw. Thema zusammengefaßt) haben langsam auch an anderen Orten unserer Provinz Eingang und Anklang gefunden. Wie wir jedoch immer wieder von den nebenamtlichen Büchereileitern, die sich meistens dieser Aufgabe unterziehen, hören müssen, würden solche Vorlesestunden (mögen sie nun an Sonn- oder an Wochentagen stattfinden) eine weit größere Verbreitung finden und somit die Wirkung der gut geleiteten Volksbücherei noch mehr vertiefen können, wenn ihre

Veranstalter weniger mit den Schwierigkeiten der Materialbeschaffung für gute Programme zu kämpfen hätten, die besonders an Orten mit einem nur kleinen festen Bücherbestand oft groß sind.

Um hier zu helfen, wurde der Pommerschen Landeswanderbücherei bereits im Jahre 1923 eine „Vorlesebücherei" angegliedert, deren Bestände im Gesamtkatalog der Landeswanderbücherei durch * gekennzeichnet sind und deren einzelne Werke für Vorlesezwecke unter besonderen Bedingungen verliehen werden. Nunmehr sind wir aber daran gegangen, aus dem von Dr. Ackerknecht verfaßten Büchlein „Vorlesestunden" (das neben 123 Programmen aus der Stettiner Vorlesepraxis eine sorgfältige Einführung in die Bedeutung der Vorlesestunden, der Programmgestaltung und der Programmausführung enthält) versuchsweise von einigen Programmen den gesamten Stoff (teils in Buchausgaben, teils durch maschinenschriftliche Abschrift von Gedichten und kleineren Erzählungen) zusammenzustellen, so daß er z. B. als Programm „Weihnachten in Freud und Leid" oder „Humor vom Neckarstrand und von der Waterkant" usw., durch die Pommersche Landeswanderbücherei entliehen werden kann. (Leihgebühr einschl. Hinsendungsporto für das Programm 75 Pfg., die Rücksendung muß vom Entleiher frankiert werden.) Sollte von dieser Einrichtung, wie wir hoffen, lebhafter Gebrauch gemacht werden, wird es uns möglich sein, nach und nach immer mehr vollständige Vorleseprogramme leihfertig zu machen.

Bei Bestellung ist sowohl die Angabe nötig, welches Programm evtl. als Ersatz gesandt werden könnte, als auch, an welchem Tage es benötigt wird bezw. wann die Rücksendung spätestens erfolgt. Den Rücksendungstermin bitten wir dann auch unbedingt einzuhalten, damit wir zugunsten anderer Besteller rechtzeitig über den Programmstoff verfügen können. (Im Höchstfall kann die Leihfrist drei Wochen betragen.)

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

J. V. Jensen.

Das Werk.

Johannes V. Jensen ist der Däne in der jüngeren Generation weltgültiger skandinavischer Schriftsteller: Knut Hamsun, Selma Lagerlöf, J. V. Jensen; wie Jacobsen der Däne in der nun fast klassischen Generation: Ibsen, Björnson, Strindberg, Jacobsen war. Jacobsen und J. V. Jensen verhalten sich zu einander wie die Sehnsucht zur Erfüllung. Die unklare, oft unglückliche Liebe der Deutschen zum Norden findet in ihm ihren Überwinder und Erfüller; er desillusioniert zunächst, um dann den lebendigen Norden der Vorzeit und Gegenwart zu gestalten. Eine deutsche Sammelbesprechung, die nur von den Übersetzungen ausginge, wäre verfrüht; von den dänisch vorliegenden Werken wird manches erst in Jahren deutsch vorliegen, auch über das dänische Werk hinaus kann noch vieles führen, da der Dichter erst 54 Jahre alt ist. Doch das Bild des Dichters steht fest, vor allem durch die „Lange Reise" — die deutsche Form wird sich mit der Zeit der kühnen, neugeschaffenen Sprache des Originals anpassen. Die scheinbar verfrühte Sammelbesprechung wird formal gerechtfertigt dadurch, daß sie vom dänischen Werk ausgeht und die Übersetzung zum Vergleich heranzieht; inhaltlich dadurch, daß der moderne Mensch das Recht hat, seinen lebenden Dichter kennen zu lernen, um mit ihm zu diskutieren, sich mit ihm zu verfeinden, oder um sich ihm zu verschreiben. — Das durch und durch mannhafte Werk wird von einem Menschen und Dichter zeugen, der Gegenwart und Zeit in lebendige Formen gefaßt hat, um Gegenwartsbewußtsein zu wecken, um Umgebung und Lebensform mit dem Geiste und der Seele des Menschen in Übereinstimmung zu bringen. J. V. Jensen ist dann nicht mehr der bizarre, brutale Globetrotter und Genießer um jeden Preis, nicht mehr der historische, germanische Mytholog; sein Werk rundet sich zu einer vollendeten Form des ganzen Daseins, in der jede Phase der Entwicklung gegenwärtig ist. — Seine bestimmt umrissene, kompromißlose darwinistische Lebensanschauung, aus der

seine Form notwendig wächst, mag den Leser zu einer wahren Erkenntnis der Werte dieser ethischen Bejahung des Lebens oder zu eigenem Weiterdenken und Überwinden im Rahmen der Wirklichkeit leiten. Deshalb ist J. V. Jensen der Dichter, den man jedem Menschen geben kann; dem flachen Materialisten, oder wie J. V. Jensen sagt: „dem schlechten Darwinisten", zeigt er die Verantwortung und den Reichtum, zu denen sein dunkles Denken verpflichtet, dem unklaren Problematiker gibt er das unendlich weite Leben, das Tiefe genug enthält, auch ohne seelische und geistige Konstruktionen.

J. V. Jensens Grundanschauung ist die Lehre von der Entwicklung und dem Gestaltwandel in der Natur — der wahre Darwinismus — Biologie als Grundlage für ein Leben, das sich der Grenzen bewußt ist, Träume und Phantasien überwindet. Sein dichterisches Ziel ist die Entdeckung des unendlich reichen Lebens, die Reduktion aller Gedanken, die über das Leben als solches hinausstreben, vor allem der Religion, auf unmittelbare Lebensäußerungen und Entwicklungstatsachen. Dichtung ist ihm „eine nicht eigentlich unmittelbare, sondern angeeignete und verfeinerte (d. h. stärkere) Freude über das Dasein, innerhalb von Grenzen, und so wie es ist". Jede Verwandlungsstufe enthält vorausgehende und folgende Gestalten des Lebens, jeder Mensch, jeder Stein, jedes Volk trägt seine Geschichte in jedem Augenblick in sich — kann man sie deuten, entstehen die Mythen von Mensch, Stein und Volk, die Geschichte und Gegenwart einen. Der höhere Mensch entwickelt sich dadurch, daß er freiwillig den Kampf gegen die Natur, die Kälte, den Gletscher aufnimmt. Der Nordeuropäer, der „Gote" floh nicht den Kampf und wurde zum Träger der Kultur — die „gotische Rasse" trägt die Zukunft — wir leben heute in einer „gotischen Renaissance". (Dieser Begriff, den J. V. Jensen schon um 1900 ausgebildet hatte, hat nichts mit dem romantisch-gotischen Menschen zu tun, der heute — leider vielleicht von J. V. Jensen bestärkt — Verwirrungen anrichtet.) Heute noch haben die gotischen Völker den großen Vorsprung und die großen Reserven — andere Rassen im Osten erwachen, um andere Aufgaben zu lösen. Das Rassethema in biologischer Form liegt den meisten Werken J. V. Jensens zu Grunde. Seine interessanten, oft unklaren, oft durch Überraschungen bestechenden, oft auch durch Paradoxe abschreckenden Rassespekulationen haben ihren größten Wert darin, daß sie in den gestaltenden Werken die wahre Entwicklungstheorie ins Geistige weiterführen, ohne das Körperliche zu vernachlässigen — Ideen, die trotz J. V. Jensens Nietzscheverachtung an Nietzsche erinnern und ihn in der Wirklichkeit ausführen.

J. V. Jensens vornehmster Gedanke ist, den modernen Menschen zum Bewußtsein seiner Entwicklung und seiner Gegenwart zu führen — die Kluft, die moderne Lebensäußerung von alter Lebenserklärung und Lebensbeurteilung trennt, zu überbrücken. Eine Zeitlang sah er das gelobte Land in Amerika, wo ihm der Mensch *in* der Zeit zu leben schien — heute steht er selber dieser Anschauung fremd gegenüber („Unser Zeitalter").

J. V. Jensen sieht selbst seine Bedeutung darin, daß er der Dichter der Entwicklung und des Gestaltenwandels, deutlicher und einfacher, der Dichter Darwins ist. Sein dänisches Publikum ehrt ihn weit mehr wegen seines Wortes, seiner neugeschaffenen Sprache, die der dänischen Dichtung seit etwa 1905 ihr Gepräge freiwillig oder unfreiwillig aufgeprägt hat. Seine lebendige Art, Menschen und Natur zu empfinden und zu gestalten, wird ihm immer selbst diejenigen Leser gewinnen, die von seiner Denkungsart abgestoßen werden. Seine Art, das Leben zu empfinden und wiederzugeben, hat viel mit seinen Gleichstrebenden Walt Whitman, Frank Norris, Jack London und Kipling gemein, aber, durch die an Nuancen so unendlich reiche dänische Sprache unterstützt, übertrifft er jene an Intensität und Kunst. Man kann seinem Stil die Etikette Vitalismus anhängen, ohne ihn damit zu beschreiben — er strebt nach einem aktiven gewaltsamen Leben mit der Natur in all ihren Erscheinungen und Phasen — seine Sprache scheint lebendiger, roher und zarter als die Natur selber. Dieser Stil, obwohl er nur in einem Nachklang zu uns kam, verschaffte J. V. Jensen in Deutschland eine Zeitlang Berühmtheit und Nachahmer — doch lernte man zuviel von seinen Roheiten und Brutalitäten, die bei ihm notwendig sind.

Die deutschen Übersetzungen — fast alle von Julia Koppel — haben J. V. Jensens Stil nicht wiedergeben können; einem Übersetzer würde man nie die völlige Sprachrevolutionierung gestatten, die J. V. Jensen mit der ohnehin schon so

fortgeschrittenen dänischen Sprache vornahm. Oft bleibt deshalb nur roher Stoff übrig, wo reine Kunst ihn verklärt hatte. Leider haben überdies die Übersetzungen, die auch Mißverständnisse enthalten, mehr als notwendig abgeschwächt und nivelliert: Wo J. V. Jensen einen rohen, markigen Dialekt schrieb, haben wir deutsch einen zaghaften, zahmen Literaturstil.

Die gewöhnliche, etwas ärmliche Fischersche Ausstattung der Werke will nicht recht zu Inhalt und Form passen. Zu der einfachen, monumentalen dänischen Ausstattung verhält sich die deutsche auch hier wie die Übersetzung zum Original.

Für jede Bücherei eignet sich:

„Die lange Reise" — wo die Mittel beschränkt sind, kann man sich vorläufig mit dem „Gletscher und dem „Zug der Zimbern" begnügen — und „Exotische Novellen".

Größere Büchereien sollten außerdem anschaffen:

„Des Königs Fall", „Himmerlandsgeschichten", „Mythen und Jagden", „Exotische Novellen II. Bd" („Olivia Marianne"), „Madam d'Ora" (evtl. Roman und Drama), „Das Rad", „Die Welt ist tief", „Unser Zeitalter", „Verwandlung der Tiere".

Nur für große Büchereien eignet sich:

die Essaysammlung „Die neue Welt".

Ausleihe.

Für zu jugendliche und zu einfache Leser eignet sich J. V. Jensen naturgemäß nicht — beim Ausleihen von „Madam d'Ora" und „Das Rad" wird man, da diese problematischen Werke mißverstanden werden können und von der Kritik fast immer mißverstanden worden sind, vorsichtig sein. Da J. V. Jensens „Romane" den Wert auf das Mythische und die Gesamtgeschichte legen und nicht auf den Romanapparat und die äußere Handlung, werden Leser, die nur auf Spannung lesen, nicht auf ihre Rechnung kommen. Sonst ist J. V. Jensen ein Dichter für alle Kreise, Berufe und Stände.

Die einzelnen Werke.

J. V. Jensens Werk liegt um den Mittelpunkt seiner Lebensanschauung in vier Kreisen, deren Grenzen nicht bestimmt angegeben werden können, aber für eine Ordnung genügen: Lyrik, „Romane", Erzählungen und Kurzgeschichten, Reise- und Essaybücher.

1. Lyrik. Wie in Kristallen schießen J. V. Jensens Gesichte und Gedanken zu mächtigen Gedichten und Gesängen zusammen, die meist in die Werke eingelagert sind — das Kolumbusgedicht und der Gesang Nornegasts sind die bekanntesten. Die Übersetzung läßt das Original nur ahnen.

2. Die mythischen Romane. Sie bilden einen mehr oder weniger inhaltlich zusammenhängenden, im Gesamtbau einheitlichen Versuch, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit zu gestalten. Das Vorspiel ist die beschreibende „Verwandlung der Tiere" (die unten besprochen wird). Der erste Teil ist der abgeschlossene Zyklus „Die lange Reise", der zweite wird von der dänischen oder nordischen Schicksalsmythe „Des Königs Fall" gebildet, der dritte enthält endlich die Romane, die sich mit der Gegenwart beschäftigen: „Madam d'Ora" und „Das Rad". Vielleicht ist dieser Zyklus noch nicht abgeschlossen.

„Die lange Reise" ist der gemeinsame Titel der mythischen Geschichte der Menschheit, besonders der „gotischen" Rasse. Die einzelnen, an sich selbständigen Bände sind außer der chronologischen Folge erschienen und geschrieben, nämlich 1909 „Der Gletscher", 1912 „Das Schiff", 1919 „Das verlorene Land", und „Norne-Gast", 1921 „Kolumbus", 1922 „Zug der Zimbern". — Die folgenden Besprechungen sind jedoch chronologisch geordnet.

Die „Lange Reise" ist keine archäologische Romanreihe. Die Romantechnik ist bewußt aufgegeben, „Helden" und Personen tauchen als Träger der Mythen von der Entwicklung und Selbsterziehung des Menschen auf, um zu verschwinden, wenn andere Träger notwendig werden. Im „Norne-Gast", im „Zug der Zimbern", als Nachklang auch im „Kolumbus" entsteht die gewaltige Gestalt Norne-Gasts. — Die Zentralmythe ist der „Gletscher", der bereits alle anderen Bände in sich birgt. Die einzelnen Teile und Mythen handeln nicht von bestimmten, ab-

geschlossenen Zeiträumen, sondern tragen immer die ganze Urgeschichte in sich, erleben immer wieder den Menschen in allen seinen Verwandlungen und Stufen. Jeder Band — beliebig, in welcher Reihenfolge man die „Lange Reise" liest — ist eine Vertiefung derselben Idee, ein Eindringen in das Wunder der Natur und der Menschheit.

Das verlorene Land. (193 S.) Die biologische Mythe vom Urmenschen und von der Entdeckung des Feuers, schließlich die Mythe von den Tropen selber, deren Ursprung man in „Die Welt ist tief . . ." und „Unser Zeitalter" spürt. Die Prometheus-Sage vermählt sich mit der Jahve-Mythe. Zum ersten Male wird der Menschengeist, das Feuer, „geraubt", das man als Gott verehrt und durch Opfer besänftigt. Der erste allein lebende heroische Mensch, der das Feuer brachte (Fyr), wird dem Feuer geopfert — die Eiszeit, der Frühling der Menschheit, kündigt sich an. In Stil und Einheit der Mythe überragt „Das verlorene Land" alle anderen Mythen.

„Der Gletscher". (291 S.) Die Zentralmythe, die in Gesichten und Ahnungen schon alle anderen Teile vordeutet. Während die Waldmenschen dem Eise entfliehen und in den Tropen „zurückbleiben", geht Dreng, der erste kämpfende Mensch, dem Gletscher entgegen und wird mit Moa der Stammvater der „Goten" — zum zweiten Male findet der Mensch aus eigener Kraft das Feuer, das ihm erloschen war. Drengs Kinder gewöhnen sich an das Leben auf dem Gletscher. Wieder bricht ein Einzelner auf, um als Verstoßener die Menschheit weiterzuführen: Hvidbjörn wird der große Erfinder, der Schiff und Wagen baut. Das neue Volk stößt nach dem großen Taubruch, dem Ende der Eiszeit, mit dem alten, zurückgebliebenen, Waldvolk zusammen. Die Grundlagen der Kultur sind errungen, ihre Urheber leben in der Phantasie der Nachkommen als Götter.

„Norne-Gast". (227 S.) Mit „Norne-Gast" beginnt die historische Kindheit der nordischen Völker, ihre unendliche Sehnsucht nach dem „verlorenen Land" erwacht und verdichtet sich in dem ewigen Wanderskalden Norne-Gast, der im „Zug der Zimbern" weiterlebt. Aus dem primitiven Steinalter entwickelt sich die Kultur der späteren Steinzeit und der Bronzezeit, die aber mit Stagnation droht. Wieder im Einzelnen erwacht die Menschensehnsucht und die Menschenseele. Chronologisch ist „Norne-Gast" eine wiederholende Vertiefung der Sage von Hvidbjörn. Es ist die Geschichte von der jungfräulichen Seele der nordischen Natur und der unstillbaren Sehnsucht des nordischen Menschen. In der deutschen Übersetzung ist von der Zartheit dieses Buches nur wenig übriggeblieben*).

„Zug der Zimbern". (265 S.) Das Übergangsalter der nordischen Völker, eigentlich die größte Himmerlandsgeschichte (s. unten), die Heimatssage J. V. Jensens. Die ewige Gestalt Norne-Gasts geht durch das Buch und sieht sein Volk reifen. Zum ersten Male stoßen Antike und Germanentum zusammen, um ihren ewigen Kampf miteinander, ihre ewige Liebe zueinander zu beginnen. Geschichtlich handelt dieser Teil vom Zug der Zimbern und ihrem blutigen Untergang. Das Werk endet — nicht ganz ausgewogen — mit einem idyllischen Ausblick auf eine einstige Versöhnung zwischen klassischer Kultur und nordischer Kraft. Der erste Teil des Buches ist gleichzeitig eine geniale Rekonstruktion des Lebens der Zimbern nach den archäologischen Funden**).

„Das Schiff". (244 S.) Das Schicksal der nordischen Völker an der Grenze zwischen Heiden- und Christentum. Die Periode der Wikingerzüge, die Sehnsucht nach dem Süden will Tat werden, das ziellose Zurückstreben nach dem „verlorenen Land", das zum Paradies wird und nie wieder erobert werden kann, weil sich der Nordländer schon weit über die Paradieszeit hinausgearbeitet hat: der ursprüngliche Gedanke der langen Reise, der schon 1899 in den „Verlorenen Wäldern" (aufgenommen in „Die Welt ist tief . . .") aufgetaucht war. — Noch einmal erleben wir die Kindheit, das Reifen und das „Lümmelalter" des Nordens.

„Kolumbus". (301 S.) Kolumbus war von Anfang an die Gestalt, die die „Lange Reise" krönen und abschließen sollte — um sie konzentrierte sich langsam der Kreis der Gedanken, die dem ganzen Werke zu Grunde liegen. Das Lied,

*) Vgl. Jg. 1927 dieser Zeitschrift S. 63.
**) Vgl. Jg. 1926 dieser Zeitschrift S. 56 f.

das die welthistorische Bedeutung der Kolumbustat und -enttäuschung zum Ausdruck brachte, stand schon im „Rad" — Vorstudien erschienen in verschiedenen Mythen —; einmal ist der scheinbar undurchführbare Plan, die Gestalt als Träger der Idee zu bannen, schon aufgegeben (in „Unser Zeitalter") — gerade, als die Idee mit der Gestalt, wie Norne-Gast, ins Unendliche gewachsen war. Die Überwindung der Sehnsucht nach dem Unendlichen, die Verwandlung der Sehnsucht in die Liebe zum Dasein und zum Gegenwärtigen zeigt sich hier als Hauptthema der „Langen Reise" — Kolumbus glaubte, das Paradies gefunden zu haben, er fand — Amerika, die neue Welt. Noch einmal nun mit der weitesten Perspektive durchleben wir den Werdegang der germanischen Welt in einzelnen Mythen. Im ersten Teil, der „Kathedrale", wird das Wesen des Gotischen erahnt: die Gottesmutter in der gotischen Kathedrale; Antike, nordischer Geist und Christentum streben nach Einheit. Des Kolumbus Reise und die Entdeckerzeit in all ihrer ungebändigten Sehnsucht und Grausamkeit, der tragische Untergang der Azteken werden zu Mythen. Kolumbus wird der tragische Epilog der gotischen Wanderzeit, sein irrendes Sehnen lebt über das Grab hinaus — im fliegenden Holländer findet sie ihr Symbol. Für die Deutung der „Langen Reise" ist Kolumbus der wichtigste Teil*).

„Des Königs Fall". (354 S.) 1899/1900**). Für viele das Hauptwerk J. V. Jensens neben den „Himmerlandsgeschichten". Die Mythe von der dänischen Sendung und Tragödie in der langen Reise der nordischen Völker. In der Komposition merkwürdig unstet, wenn man nur einen „Roman aus der Hansazeit" erwartet. Die Schicksale der gegensätzlichen Gestalten Thöger, Axel, Christiern II. und des Homunkulus tragen das Schicksal des Nordens. Überall lebt der sommerliche Tod, der das menschliche Thema des Buches ist. In der Beschreibung nordischer Natur und nordischer Menschen erreicht J. V. Jensen hier seinen Höhepunkt. Geschichtlich handelt der Roman von dem Untergang Christierns II. an sich selber, der mit dem Volke gemeinsam ein Reich errichten wollte; mit ihm erlosch die Weltgeschichte Dänemarks.

„Madam d'Ora". (284 S.) 1904. Pseudoamerikanische Pseudokriminalromane nennt J. V. Jensen später einmal „Madam d'Ora" und das „Rad", die zusammengehören. Hinter der phantastischen Welt von modernen Übermenschen, Bestien und Untermenschen, verbirgt sich ein entscheidender Kampf um das Leben und die Lebensdeutung — eine Art moderner Anti-Faust. Später will J. V. Jensen einen Anti-Nietzsche in ihnen sehen; jedenfalls setzt er sich leidenschaftlich und fanatisch mit dem Zeitgeist und den Nietzscheverirrungen der Zeit auseinander. Die dramatische Bearbeitung desselben Stoffes (1917) läßt die Idee, die oft ins Gegenteil gekehrt worden ist, deutlicher hervortreten. Im Roman kann die innere Handlung in den überschäumenden Wellen der Geschehnisse und der verblüffenden Schilderungs- und Effekttechnik verloren gehen. Aus dem Gewirr der Handlungen und Gestalten dieses Romans leuchtet die Verherrlichung des Lebens an sich. Die fortreißende Virtuosität der Schilderung, die vor keiner Brutalität zurückweicht, hat gerade in Deutschland zur Folge gehabt, daß Positiv und Negativ der Wertungen schwanden, nur das Rohe, Kühne und Brutale gepriesen wurde. Hall ist der moderne Faust, der in seiner Sehnsucht nach einer philosophischen Lebenserklärung, die jenseits des Lebens liegt, sein eigenes Leben zerstört.

„Das Rad". (360 S.) 1905. Die in der Gedankenführung weniger gelungene Fortsetzung von „Madam d'Ora", wenn auch womöglich noch virtuoser und spannender geschrieben. Der „Übermensch" Evanston kämpft auf Leben und Tod mit Lee, dem positiven Menschen der neuen Welt. Lee siegt in der wirbelnden amerikanischen Welt, die in diesem Buch alle Nerven überspannt, gibt ihr, indem er sie bejaht, den Sinn, den Hall in „Madam d'Ora" nicht außer der Welt hatte finden können.

3. Erzählungen und Kurzgeschichten. Zu diesem Kreise gehören alle Novellen, Kurzgeschichten, Vorstudien, Naturbeschreibungen, Märchen,

*) Vgl. Jg. 1924 dieser Zeitschrift S. 51f.

**) Es sind die Jahreszahlen der dänischen Erstausgaben angegeben, wenn es sich nicht um deutsche Auswahlen handelt.

seltsamen Einfälle und Kleinigkeiten, die unter verschiedenen Titeln erschienen sind. J. V. Jensen sammelt sie alle unter dem gemeinsamen Namen „Mythen", weil sie wesentliches Licht über zufällige, entwicklungsgeschichtliche oder menschliche Tatsachen und Zusammenhänge werfen wollen. Alle diese Prosastücke möchten von der Schaffens- und Lebenskraft zeugen, die in jedem Dinge, in jedem Ereignis gegenwärtig ist. Abgesehen von den „Exotischen Novellen" (1. Bd) sind die deutschen Sammlungen durch mehr oder weniger zufällige Auswahl und Zusammenstellung entstanden.

„Himmerlandsgeschichten". (236 S.) 1898—1904. Die deutsche Übersetzung enthält nur etwa die Hälfte des Originals, es fehlen vor allem die abschließenden, zusammenfassenden Beschreibungen, die dem Ganzen einen Sinn geben, Himmerland zum Schauplatz einer menschlichen Urgeschichte machen. J. V. Jensen schreibt hier die monumentale Saga seiner Heimat, die in Dingen und Menschen lebt, wenn man in ihnen lesen kann. Die wahren Gestalten, die Jahrhunderte in sich fassen und ebensoviel Stufen und Formen der Menschheit sind, zeugen von einer ungeheuren, ursprünglichen Lebenskraft, wachsen zu Verdichtungen der Naturkraft und des Menschendaseins in seinem Sinn und Nichtsinn überhaupt. Die einzelnen Beschreibungen handeln von Gestalten, die jenseits von Sitte und Recht wie im Beginn der Menschheit leben, von Menschen, in denen die Lebenskraft durchbricht, um sie zu vernichten. Die Menschen haben gelebt, J. V. Jensen beschreibt sie, er verzichtet bewußt auf jegliche Novellentechnik. — Die Geschichte Himmerlands wird so der Keim der „Langen Reise". Im Norden schufen diese außerordentlichen Prosawerke ihrem Schöpfer um die Wende des Jahrhunderts einen Namen; in Deutschland kann ihre Bedeutung nur geahnt werden, da die Sprache, die hier das Blut Himmerlands selber ist, in der Übersetzung versiegt.

„Mythen und Jagden". (241 S.) 1898—1907. Bisher die einzige Auswahl der oben geschilderten „Mythen", voll von übersprudelnden Ideen, dreisten Spracheinfällen, philosophischem Ernst und ironischer Bedeutung. Naturbeschreibungen und -beobachtungen, die unbekannte Reichtümer für alle Sinne ahnen lassen, stehen an erster Stelle. Der Stoff stammt aus fremden Erdteilen, aus dem Tierreiche, aus Dänemark und Norwegen und allen Stätten der Zivilisation.

„Exotische Novellen" I. Band. (226 S.) 1907—09. Erzählungen von Weißen und Farbigen aus Holländisch-Indien, Hinterindien und Amerika. Schilderungen des Primitiven im Menschen ohne jede Sentimentalität oder Tendenz, die Beschreibung der Tropen und des Überganges zwischen Europäer und Wildem, Zivilisationsstädten und Tropennatur, die ungeheure, niegeahnte Reserven von Lebenskraft und Sinneseindrücken aufdecken, mitleidslos in die Wirklichkeit eindringen. Die virtuose Fähigkeit, sinnliche Eindrücke durch alle Organe und Sinne aufzunehmen und wiederzugeben, hat J. V. Jensen in Deutschland berühmt gemacht. Hier war ein vitaler Impressionismus, der erst einmal leben und empfinden lehrte. Leider hat man über diesen prächtigen Bildern vergessen, dem Dichter von den Vorstudien zum Werke zu folgen. Der tropische Stoffkreis ist die gelbe Rasse in Singapore und der Europäer, der, von der Zivilisation entfernt, heimatlos wird. Der amerikanische Stoffkreis ist die neue Primitivität in der noch jugendlichen, wirbelnden Welt der Auswanderer, wo die Urinstinkte des Menschen erwachen, wie in den Romanen „Madam d'Ora" und „Das Rad".

„Olivia Marianne". Exotische Novellen II. Band. (164 S.) 1915. Der zweite Band, in dem sich einige zufällige Skizzen befinden, die aus dem Zusammenhange herausfallen, steht nur gelegentlich wie im „Monsun" auf der Höhe des ersten. Der Stoffkreis ist derselbe wie im ersten Bande. Hinzu treten Java und China.

„Dolores und andere Novellen". (167 S.) Eine zufällige Auswahl ohne inneren Zusammenhang, die, mit Ausnahme von zwei Himmerlandsgeschichten, Stücke aufweist, die auch sonst in den deutschen Ausgaben von Jensens Büchern stehen.

„Der Monsun und andere Tiergeschichten". (Ill.) (110 S.) 1926. Eine Auswahl von teilweise an anderem Orte erschienenen Tiergeschichten, die, abgesehen von dem „Monsun", der in den „Exotischen Novellen" gedruckt ist, recht schwach wirkt.

4. Reisen, Essays und theoretische Schriften. Wenn J. V. Jensen anfängt zu philosophieren und zu spekulieren, fängt er an zu reisen — seine Philosophie ist eine gewaltsame Reise durch alle Rassen und Länder, voll von paradoxen und erstaunlichen Analogien, geistreichen Konstruktionen und verblüffend einfachen Zusammenhängen. Fast immer kreisen seine Gedanken um eine Erklärung des eigenen Werkes; ob sie mehr geben können als diese, ist die Frage. Die wichtige Erklärung und Nachschrift zum bisherigen Werke: „Ästhetik und Entwicklung" ist so wenig wie die einzige reintheoretische Schrift „Evolution und Moral" deutsch erschienen. — Die oft journalistischen Reisebeschreibungen (wobei journalistisch positiv und negativ zu werten ist) zeichnen sich durch den Stil aus, streben zur „Mythe"; sie enthalten Anfänge geschriebener und ungeschriebener Werke. Der Leser, der J. V. Jensen kennt und lieben gelernt hat, wird in diesen „sentimentalen" Reisetagebüchern und philosophischen Ansätzen eine Fülle von Freude und Anregung finden; andere werden sich von den zufälligen Improvisationen abgestoßen und gereizt fühlen.

„Die Welt ist tief ...". Novellen. (260 S.) 1899—1904. (Feuilletons aus Spanien und Paris.) Die beiden ersten Teile „Dolores" und „Louison" sind wenig bemerkenswert und zufällig, bedeutend sind die programmatische Mythe „Verschwundene Wälder", die schon 1899 den Grundgedanken der langen Reise gestaltet, und die „Wälder", eine übermütige Tropenreise — gleichweit entfernt von der Verherrlichung der Wilden, von Überzivilisation und Vagabundenromantik. Im Weißen wird der Wilde entdeckt, im Wilden der Weiße — eins der Hauptthemen J. V. Jensenscher Dichtung. In diesen unübertroffenen Tropenschilderungen beginnt „Das verlorene Land". (Der Titel hat mit dem Inhalt, der auch mit „Novellen" nichts gemein hat, wenig zu tun.) Die tropische Reise ist eine würdige Fortsetzung des ersten Bandes der „Exotischen Novellen"; sie spielt in Hinterindien.

„Unser Zeitalter". (370 S.) 1915. Dem Namen und der Einleitung nach eine Art positiver Philosophie, dem Inhalt nach eine Sammlung von Reiseschilderungen — die reifere, aber auch farblosere Wiederholung von „Die Welt ist tief ...". Die Gedankenwelt, die vor allem um das Rassenproblem geht, ist nicht das Wertvollste in diesem Werk, das widerstreitend und zwiespältig über sich hinausstrebt, ohne das Ziel, das er zu definieren versucht, erreichen zu können. Als Nachwort und Vorwort zur „Langen Reise", als Rohstoff der Gestaltungen interessiert es. Man fühlt die Kriegsernüchterung und -müdigkeit auch in der Begeisterung für Deutschland. Als typisches Zeitwerk, das selten klar die ganze Weite und Enge aller Ergebnisse und Irrtümer einer Zeit Bild werden läßt, hat es für den Reifen unübertrefflichen Wert.

„Die neue Welt". Essays. (265 S.) 1907. Der Titel verspricht weit mehr als das Buch hält — die einzelnen Essays über nordische Kultur und amerikanische, jugendfrische Zivilisation, die J. V. Jensen im Gegensatz zu Hamsun damals als Ideal aufstellte, sind wesentlich. Es will ein Bekenntnis zur Welt sein mit allen ihren Maschinen, ihrem Tempo und ihren Zeitungen — gerade in diesen scheinbar sinnlosen, zerstörenden Gewalten wirken die ewigen Energien der Entwicklung. Selten spricht J. V. Jensen sich so persönlich aus. Weit mehr als „Unser Zeitalter" ist „Die neue Welt" ein deutliches Programm. Als Beitrag zur positiven und negativen Wertung des nordischen Ideals hat es für den denkenden Leser den Hauptwert.

„Verwandlung der Tiere". Zur Plastik der Entwicklung. (271 S.) 1927. Eigentlich die Vorgeschichte der „Langen Reise", die Beschreibung der vorausgehenden unbewußten Entwicklung bis zum Menschen. Ein dichterisch veredeltes, plastisches Lehrbuch der darwinistischen Evolutionstheorie, auf das Wesentlichste beschränkt, von seltener Klarheit und schöpferischem Reichtum, das schönste Bekenntnis zum Leben. Für den nüchternen Biologen wird das Buch oft zu phantasievoll sein; es ist die mit den Mitteln unserer Zeit von einem gleichgroßen Dichter zuende gedachte goethische Metamorphose der Tiere. — Das Werk kann ohne jeden Zusammenhang mit dem übrigen Werk J. V. Jensens dem biologisch interessierten Leser in die Hand gegeben werden.

H. Winkler (Kopenhagen).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Dacqué, Edgar: Leben als Symbol. Metaphysik einer Entwicklungslehre. München: Oldenbourg 1928. V, 254 S. Geb. 8,50.

Das schriftstellerische Werk dieses fachwissenschaftlichen Paläontologen beginnt sich zu einem Weltbild von seltener Weite und Tiefe zu runden. Hatte das erste seiner weiteren Kreisen bekannt gewordenen Bücher „Urwelt, Sage und Menschheit" eine naturhistorisch begründete, ins Metaphysische vorstoßende Arbeit geboten, die uraltes Sagenwissen als tiefstes und echtestes Menschheitserlebnis erweist und in kühnem Versuch die Naturforschung am Mythos, den Mythos an der Naturforschung spiegelt, sein zweites Buch „Natur und Seele" dann in methodischer Zusammenfassung und naturphilosophischer Vertiefung der in erstgenanntem gegebenen metaphysischen Ausblicke eine „magische Weltlehre" aufzubauen versucht, so bietet nun das jüngsterschienene Werk in bewußter Freimachung von aller zeitlich-historischen Bewertung des Mythischen eine Metaphysik einer Entwicklungslehre, die auf einer Synthese von rationaler und mythischer Erkenntnis ruht. Dacqué hat sich ein hohes Ziel gesetzt: er will durch die Wissenschaft unserer Tage hindurch zur Würdigung einer anderen, symbolhaften Erkenntnisweise gelangen, die Erscheinungswelt in ihrem inneren Sinn als ein Symbol, eine Manifestation der Ewigkeit begreifen und die für unser heutiges Wirklichkeitserleben nicht mehr ausreichende realistisch-mechanistische wie die vitalistische Entwicklungslehre ersetzen durch eine Lehre über die innere Bedeutung der Formen und ihrer Entwicklung. Diese Erkenntnisweise sucht also die rationale Forschung selbst dem höheren Begriff des Mythischen ein- und unterzuordnen, und indem sie gleichzeitig auch ein tieferes Verstehen der organischen Entwicklung und der inneren Bedeutung ihrer Formen zu ermöglichen sucht, arbeitet sie in einer Erkenntnistheorie, Metaphysik und Naturgeschichte verbindenden Naturphilosophie eigenster Prägung das Symbolisch-Gleichnishafte alles Daseins und aller Entwicklung heraus. So geht hier naturhistorische Gegenständlichkeit und mythisches Schauen Hand in Hand, und die Absicht der Darstellung liegt nicht im Definieren und begrifflicher Erörterung, sondern in der unmittelbaren Spiegelung äußeren und inneren Lebens im lebendigen Bild. Von dieser Einstellung aus, die so neuartig und für unsere ganze geistesgeschichtliche Wendepunkt-Position bedeutsam wie für eine Philosophie des Lebens und der Natur in hohem Maße fruchtbar ist, sagt das Buch Entscheidendes über Urzeugung und Abstammungslehre und ihre kosmische Bedingtheit, über Totemismus und Astrologie, über Dämonie der Naturentwicklung und der Menschennatur und führt schließlich aus naturgeschichtlichen und metaphysischen Bezirken zu einer Erlösungslehre, zu letzten sittlichen und religiösen Forderungen. Hier spricht ein wirklicher Philosoph, ein Wahrheitssucher, der von den äußeren, greifbaren Formen und dem Wahn ihrer Zweckmäßigkeits- und Fortschrittsbetrachtung fort sich wieder dem inneren Leben und Sinn der Dinge zuwendet, höchste, letzte Wirklichkeit zu ergreifen und zu begreifen sucht, als Vorläufer einer neuen Epoche in Philosophie und Wissenschaft, die nicht auf kausale und begriffliche, sondern auf symbolhafte Erkenntnis und letzthin auf eine große Synthese von Kunst und Wissenschaft zielt. — Dacqué steht heute mit seiner nicht nur programmatisch aufgestellten, sondern naturhistorisch wie erkenntnistheoretisch und metaphysisch begründeten Antithese von Symbol und Begriff und einer darauf aufgebauten Metaphysik von der Entwicklung des Menschen in der ersten Reihe jener Forscher, die von den verschiedensten Ausgangspunkten aus eine völlige Umgestaltung unseres Weltbildes und auch unserer wissenschaftlichen Betrachtungsweise anbahnen und deren Bücher als Wegbereiter einer neuen, irrational betonten Welt- und Lebenserkenntnis jedem Leser höherer Bildungsstufe etwas zu sagen haben, dem es um Erkenntnisgewinnung auf anderen als den ausgefahrenen Bahnen naiv-realistischer Wissenschaft, um Beseitigung des Widerspruchs zwischen mechanistischem und metaphysischem Weltbegreifen zu tun ist. — Für jede größere Bücherei. K. Th. Bayer (Berlin).

Saitschick, Robert: Die innere Welt Jesu. Ein Bekenntnis. München: C. H. Beck. Lw. 7,50.

Der Verfasser, der sein ganzes Leben daran gewandt hat, die Probleme des Lebens in allerlei Gestalten aufzuzeigen, versucht in diesem Buche das Ideal, das ihm vorschwebt, in seiner Reinheit und Totalität zu zeichnen. Die Dürftigkeit unserer Nachrichten über Jesu inneres und äußeres Leben nötigt uns geradezu, nicht nur die innere Welt Jesu selbst, sondern auch die seiner Anhänger und Gegner ins typisch Zeitlose zu übertragen. Der Verfasser hat dies mit Geschmack und Zurückhaltung getan. Daß allerlei Modernes, Eigenes sowohl wie Übernommenes, hineingelegt wird, war unvermeidlich. Das Buch hält keinen streng geschlossenen Gedankengang ein, sondern beleuchtet das neue Lebensideal von den verschiedensten Seiten. Es ist gewissermaßen eine Sammlung von Predigten für sehr gebildete Laien. Das Christentum ist für den Verfasser die Erfüllung des persönlichen Lebens. In dem Grundgedanken und in den Ausführungen berührt er sich mit Johannes Müller. Er ist wie dieser fein und tief, aber etwas der Wirklichkeit abgewandt, mit einer ruhigen Skepsis, die ein scharfes Anpacken der Probleme und Nöte vermeidet. Er begnügt sich nach Goethes Rat, das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche zu verehren. In dieser ruhigen Haltung liegt, ebenso wie in dem Grundgedanken der Persönlichkeit, sein grundsätzlicher Unterschied von der dialektischen Theologie, mit der er in der ernsten Kritik von Welt und Zeit sich öfter berührt. K. Hartmann (Stettin).

Ziehen, Th.: Die Grundlagen der Religionsphilosophie (Nomotheismus). Leipzig: Meiner 1928. 3,80.

Der Verfasser, als wissenschaftlicher Psychologe eine der ersten Autoritäten Deutschlands, hat sich mit diesen Vorträgen auf ein Gebiet begeben, auf dem die exakte Schulung jedenfalls nicht die wichtigste Qualifikation ist. Im Sinne der Aufklärung des 18. Jahrhunderts ist die Religion für ihn keine spezifische Erscheinung, sondern ein sekundäres Gebilde, das gesetzmäßig aus primitiveren entstanden ist. Von hier aus übernimmt er einen Streifzug durch die Religionsphilosophie mit den Würdigungen, die man erwarten kann, aber in maßvoller Sprache, die möglichst keinen Anstoß geben möchte. Am Schluß gibt er einen eigenen Entwurf der Religionsphilosophie. Er will den Monotheismus ersetzen durch einen Nomotheismus. Gott ist für ihn die Summe für alle in der Welt vorhandenen Gesetzmäßigkeiten, der logischen, kausalen und der von dem Verfasser so genannten Parallelgesetze, nach denen z. B. einer bestimmten Schwingungszahl notwendig eine bestimmte Empfindung entspricht. Zu diesen Parallelgesetzen gehören nach Ansicht des Verfassers auch alle Wertgesetze, die einen notwendigen Zusammenhang zwischen einem bestimmten Eindruck und einer bestimmten Wertempfindung ausdrücken. Der Verfasser beruft sich auf Fichte, für den die moralische Weltordnung Gott ist. Er glaubt aber diesen erweitert und verbessert zu haben, dadurch, daß er Gott als Zusammenfassung aller Ordnung in der Welt betrachtet, von der die moralische nur ein Teil ist. Warum der Verfasser diese Summe der Gesetzmäßigkeiten Gott nennt, ist nicht ersichtlich. Im Sinne seiner geistigen Bezugsquelle, der Aufklärungsphilosophie, darf man wohl von einer Akkomodation sprechen. Ob der Nomotheismus viele Gläubige finden wird, muß dahingestellt bleiben. — Das Buch ist herausgewachsen aus Radiovorträgen, die der Verfasser umgearbeitet und erweitert hat. Einige Eierschalen sind aber noch hängen geblieben und machen sich unangenehm bemerkbar („meine Damen und Herren", „in unserem letzten Vortrag haben wir" usw.). Bei einer neuen Auflage sollten diese getilgt werden.

K. Hartmann (Stettin).

Lagarde, Paul de: Deutsche Schriften. [Neudruck.] München: J. F. Lehmann 1924. 520 S. Lw. 7,—.

— Ausgewählte Schriften. Als Ergänzung zu Lagardes deutschen Schriften zusammengest. von Paul Fischer. Ebenda 1924. 301 S. Lw. 7,—.

Unter den Erziehern zu deutscher Bildung kann Lagarde auch heute noch einen hohen Rang beanspruchen, mögen auch die kulturpolitischen Voraussetzungen,

die ihm, dem hervorragenden Orientalisten, die Feder in die Hand drückten, Wandlungen über Wandlungen erfahren haben. Wie vor nahezu zwei Menschenaltern so gehört er auch jetzt noch zu den „großen Unzeitgemäßen", ausgerüstet mit einer Hellsichtigkeit des Blicks und einem kämpferischen Mut der eigenen Überzeugung, der auch, wo es not tut, nicht davor zurückschreckt, bittere Wahrheiten zu verkünden. Ziehen wir alles ab, was als zeitgeschichtlich bedingt dem Interesse der lebenden Generation ferngerückt ist, so bleibt doch noch ein Reichtum von Ideen und Erkenntnissen, an denen auch die Gegenwart nicht vorübergehen kann, vor allem die Aufsätze, die religiösen und bildungspolitischen Fragen gewidmet sind. Vor allem sollte jeder Volkserzieher aus diesen Quellen schöpfen; hier wird das Wesen des deutschen Menschen mit einer Tiefe und Klarheit erfaßt, der aus dem Schrifttum der Besten kaum etwas Gleichwertiges an die Seite gesetzt werden kann. Freilich erschließt sich das Verständnis der Schriften Lagardes nur dem eindringenden Studium, das eine bestimmte geistige Reife voraussetzt. Es ist zu wünschen, daß Lagarde in unseren Büchereien die Leser findet, auf die er trotz Nietzsche und Spengler einen unbestreitbaren Anspruch hat. G. Fritz.

Maeterlinck, Maurice: Die vierte Dimension. (Übertr. von Käthe Illch.) Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1929. 169 S. Lw. 5,—.

Der Dichterphilosoph erhebt nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Untersuchung der vierten Dimension (deren es bereits zu vielen Hunderten gibt) zu bieten. Er geht von einfachen, aber oft unbeachteten Tatsachen des Alltagslebens und Beobachtungen des sogenannten gesunden Menschenverstandes aus und sucht an Hand solcher sowie in steter Würdigung der bisher vorliegenden Theorien seine Schlüsse in bezug auf eine vierte Dimension zu ziehen — die ihm übrigens nicht als imaginär, sondern als existenzgewiß und nur als schwer verständlich gilt (er befindet sich damit in Übereinstimmung mit fast allen Meistern der höheren Mathematik von Saville bis Minkowski und Einstein, die ziemlich übereinstimmend die vierte Dimension als ein nichteuklidisches vierdimensionales Raum-Zeit-Kontinuum definieren; womit freilich die Nacht durch die Finsternis erklärt ist). Dem Mystiker Maeterlinck weitet sich dann im Laufe dieser Untersuchung das mathematische Problem zu dem von Raum und Zeit überhaupt, zu erkenntnistheoretischen, metaphysischen und kosmischen Fragestellungen, wobei er insbesondere dem Wesen des Traumes aufschlußreiche Erörterungen widmet; auch die Frage des sechsten Sinnes bezw. einer metapsychischen Wirklichkeit wird berührt. Wird man auch nach der Lektüre nicht positiv ausmachen können, wie beschaffen die vierte Dimension ist, so wird man doch gelernt haben, auszuscheiden, was sie nicht ist bezw. nicht sein kann. Ein höheres Ziel hat sich Maeterlinck auch nicht gesetzt, und schon das Versenken der Sonde in das noch Unbekannte hat seine unbestreitbaren Verdienste; weniger die Ergebnisse als die Ausblicke, die der Weg zu ihnen eröffnet, bringen genug des Interessanten und Aufschlußreichen, um jeden philosophisch interessierten Leser zu fesseln, zumal Maeterlincks Darstellungskunst auch die schwierigsten Probleme dem Verständnis auch des Ungelehrten in immer kritisch bleibender Haltung nahezubringen weiß. K. Th. Bayer (Berlin).

Mill, John Stuart: Die Freiheit. Übertr. und eingel. von Dr. h. c. Else Wentscher. Leipzig: Meiner 1928. (Philosophische Bibliothek Bd 202.) Lw. 6,50.

Mills Werk über die Freiheit erschien im Jahre 1859 fast gleichzeitig mit Darwins „Entstehung der Arten". Wie dieses eine neue geistige Epoche eröffnet, so schließt jenes eine vollendete ab. Der Verfasser hatte selbst schon das Gefühl, daß Charaktere von starken Leidenschaften und energischer Initiative außer im Geschäftsleben in England keinen Raum mehr haben. Die Größe Englands ist, wie er sagt, nur eine Gesamtgröße, „aber es waren Menschen von anderem Ausmaß, die England zu dem gemacht haben, was es ist". Heute vollends macht diese Bibel des politischen Liberalismus sehr stark den Eindruck eines Testaments, sogar für England selbst, wo die sozialen Bindungen viel stärker geworden sind als früher, noch mehr für Deutschland, wo sie es immer waren. Aber klassisch bleibt das Buch doch als Dokument einer geistig-politischen Haltung, die England groß

gemacht hat. Der Verfasser behandelt zuerst die Denk- und Redefreiheit, die er mit seltener Konsequenz ohne jede Einschränkung fordert, nicht nur um große Denker hervorzubringen, sondern auch, um den Durchschnittsmenschen das Maß geistiger Bildung zu verschaffen, dessen sie überhaupt fähig sind. Sehr fein weist er darauf hin, daß Zeiten der Gärung, die an sich Denkfreiheit mit sich bringen, immer die produktivsten Zeiten sind. Er erweitert dann seine Ausführungen zu einer Würdigung der Individualität überhaupt als eines „Elementes der Wohlfahrt". In dem schon längst ungleichen Kampfe zwischen Gesellschaft und Individuum steht er auf Seiten des letzteren. Genie ist Individualität höchster Art, es kann nur gedeihen, wo überhaupt Individualität geachtet wird. Die Grenzen der Autorität der Gesellschaft sind so eng als möglich zu ziehen. Das Individuum ist der Gesellschaft grundsätzlich nicht verantwortlich; es hat das Recht, zu tun, was es will, vorausgesetzt, daß es keinen anderen schädigt. Trunksucht z. B. ist nicht an sich strafbar, wohl aber bei einem Beamten, der in betrunkenem Zustand zum Dienst kommt. Das zwangsmäßige Verbot geistiger Getränke, das damals schon die Hälfte der Vereinigten Staaten umfaßte, weist er zurück, ebenso die gesetzliche Feiertagsheiligung und das gegen die Mormonen gerichtete Verbot der Polygamie. Aufgabe der Regierung ist grundsätzlich nicht die Proventivtätigkeit, die das Unheil verhindert, sondern die Straffunktion, wenn es geschehen ist. Diese, die erst nachträglich eintritt, beeinträchtigt die Freiheit viel weniger. — Für uns Deutsche ist das Buch lehrreich, wenn auch nicht anwendbar als Beleg dafür, mit wie wenig obrigkeitlicher Vorsehung ein Volk nicht nur Leben, sondern auch Gedeihen und die Welt erfüllen konnte. K. Hartmann (Stettin).

Müller, Maria: Frauen im Dienste Fröbels. Leipzig: Meiner 1928. 187 S. Geh. 5,—.

Im Mittelpunkt dieses Buches steht Fröbel und seine Idee der „Menschenerziehung durch Lebenseinigung", die ihren Anfang hat in der Bildung des Kindes im frühen Lebensalter. Um ihn herum gruppieren sich die Frauen, die diese Idee tief in sich aufgenommen, selbständig verarbeitet und so seinem Werk zu der Achtung heischenden Form verholfen haben. Zuerst seine erste Frau und treue Gehilfin Wilhelmine Hoffmeister, die, seine Schroffheiten mildernd, seinem Haus und Erziehungsheim auch in aller Unbill der gute Geist war. Dann die Förderin seines Wollens, hauptsächlich nach außen hin, Berta von Mahrenholz-Bülow, durch deren energisches Fürihneintreten der Boden gewonnen wurde für seine öffentliche Anerkennung. Weiterhin die eigentliche Geisteserbin Fröbels, soweit es sich um die Erfassung der innersten Antriebe handelt, Henriette Schrader-Breymann, die Gründerin des Pestalozzi-Fröbelhauses, und zuletzt Henriette Goldschmidt, die die Ziele Fröbels mit den Ideen der Frauenbewegung in Einklang zu bringen suchte. — Die Arbeit ist als Heft 3 des zweiten Bandes der „Forschungen zur Geschichte der Philosophie und Pädagogik" erschienen; damit ist ihr Wesen und ihre Bedeutung festgelegt. Das Material ist mit wissenschaftlicher Genauigkeit zusammengetragen, namhaft gemacht und unter selbständigen Gesichtspunkten verarbeitet. So kann es anregend und zu einer Fundgrube werden für viele, besonders Lehrende und Lernende, die diesen Stoff brauchen. Größere Büchereien werden das Werk darum einstellen. Daß es nicht auch weiteren Kreisen ohne weiteres zugänglich gemacht werden kann, wie Titel und Anlage zunächst erhoffen lassen — die wissenschaftliche Form stört —, ist bedauerlich.

Margarete Kühl (Mülheim-Ruhr).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Buchner, Marie: Aus Urgroßeltern-Zeit. Eine Familienchronik in Briefen. Mit 5 Bildn. Heilbronn: Salzer 1928. 164 S. Geb. 4,—.

Ein lebendiges Bild aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Der Alltag, von dem diese Menschen in Briefen an Freunde und Verwandte erzählen, vergegenwärtigt jene Zeit in ihrer Enge und in ihren Werten, und daß sie sich hier spiegelt in „ganzen" Menschen, Männern und Frauen, die aus warmem Herzen heraus den Kreis erfüllen, in den sie gestellt sind, und mit wachem Geist in

ihrer Zeit leben, läßt uns mit ihnen ihr Leben empfinden als „ein Wunder und Glück". — Auch Leser, denen Namen wie Uhland, Moritz von Schwind und Jahn, Freiligrath u. a. in ihrer Bedeutung für die Zeit nicht viel sagen (kleine Einzelzüge und Eigenheiten, in persönlichem Zusammensein erlebt, beleuchten sie), werden Gefallen haben an diesem warmherzigen und feinen Büchlein.

Hilde Schmid (Stettin).

Barlach, Ernst: Ein selbsterzähltes Leben. Berlin: Paul Cassirer 1928. 75 S. Text u. 83 S. Abb. Lw. 20,—.

In großen Linien erzählt Barlach sein Leben, das arm an äußerem Geschehen das Leben eines Suchenden und Abseitigen ist, der spät zu sich selbst kommt. Eigentümlich und interessant ist die Art dieses Erzählens, die hier und da den Fluß staut und mit ein paar Griffen ein sehr einprägsames Bild formt, das einen Lebens- oder Entwicklungsabschnitt besser Gestalt werden läßt als lange Erklärungen. Das Schönste sind dennoch die eingestreuten Zeichnungen und die beigegebenen Abbildungen der Plastiken. Schon kleinere Volksbüchereien sollten mit dem schönen Buche für den eigenwilligen und ausdrucksgewaltigen Künstler werben. W. Schuster.

Ehrenburg, Ilja: Die Verschwörung der Gleichen. Das Leben des des Gracchus Babeuf. Berlin: Malik 1929. 290 S. Geh. 2,80. Lw. 4,80.

Man tritt, nach Konsumierung der Eulenberge und Ludwige, vom großen Valerian Marcu und anderen Autoren des Verlages Paul List ganz zu schweigen, dieser neuen poetisierten Biographie mit Mißtrauen gegenüber. Und formal ist sie zwar frei von Geschwätz, aber Ungeformtes und „Lyrisches" fehlen auch nicht. Doch das alles vergißt man bald über dem Stoff. Denn dies Buch ist nicht nur die Geschichte des unglückseligen Lebens von Gracchus Babeuf, dem Volkstribun, der sich empörte, daß nach der Revolution Armut und Hunger so groß waren wie zuvor und der das Reich der Gleichheit aufrichten wollte, es ist das Porträt des „Thermidor", der Zeit des Direktoriums, der „jeunesse dorée". Keiner hat bis jetzt den Mut gehabt, uns dieses häßliche Gesicht zu zeigen. Aber die Bekanntschaft mit ihm ist unentbehrlich. Man soll auch die Nacht des heroischen Tages kennen. Die Revolutionäre von gestern als die Konterrevolutionäre von heute, die Politik als Werkzeug des Schiebertums, Prasserei neben furchtbarer Not, Inflation, Terror grölender Jungen im Theater, Spitzelei, das Doppelspiel der Generäle, die Bauern, die die Stadt aushungern, nochmals Inflation, Hunger, Arbeitslosigkeit und blaue Bohnen. Wen wird das nach den letzten zehn Jahren nicht aufwühlen und packen? Ganz abgesehen davon, daß Gracchus Babeuf nicht nur eine tragische Figur ist, sondern auch ein „Apostel", und Ilja Ehrenburg seinen Stoff meistert. — Für mittlere und größere Büchereien.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Figner, Wera: Nacht über Rußland. Lebenserinnerungen. T. 1—3. Mit 26 Bildern. Berlin: Malik 1928. 592 S. Lw. 8,—.

Es ist sehr zu begrüßen, daß die neue Ausgabe der Lebenserinnerungen Wera Figners (vgl. B. u. B. Jg. 1927, H. 6) um einen dritten Teil erweitert ist, nämlich um die Erinnerungen an die Verbannungszeit in Sibirien nach der Entlassung aus der „Schlüsselburg" und an die Zeit des friedlichen Wirkens, meist in der Bauernschaft. Gerade dieser Teil läßt erkennen, mit welcher Lebenskraft und welchem Verantwortungsgefühl sich diese Frau gegen alle Nachwirkungen der langen Haft gewehrt hat. R. Joerden (Stettin).

Gundolf, Friedrich: Martin Opitz. München: Duncker & Humblot 1923. 52 S.

Das kurze, aber sehr inhaltsreiche Buch des berühmten Literarhistorikers über Opitz gibt eine, wie man wohl sagen kann, abschließende Würdigung des vielumstrittenen Mannes. Diese Würdigung kann, wie der Verfasser mit Recht überzeugt ist, nur eine historische sein. Opitz leistete nach ihm für Deutschland das, was in anderen Ländern schon vollzogen war, die Nationalisierung des Humanis-

mus. Mit dem literarischen antiken Bildungsgut (den Rhythmen und der mythologischen Bildersprache) hat Deutschland sich gründlicher auseinandergesetzt als andere Völker, aber länger gebraucht, um sie sich einzuverleiben. Geschehen ist es erst durch Goethe, möglich gemacht aber wurde es durch Opitz, und das bleibt des Schlesiers geschichtliches Verdienst. Seine historische Mission war nach dem Verfasser ähnlich wie die Ciceros, beide hatten Bildung nicht zu schaffen, sondern zu übertragen. Dazu gehört nicht Tiefe, sondern Takt, Überblick und Verstand. Opitz gab den oberen Schichten der Nation, der höheren Geselligkeit und feineren Geistigkeit, die sich neulateinisch um Erasmus und Reuchlin scharte, und die Luther noch ohne deutsche Sprache gelassen hatte, eine gebildete Sprache. „Opitz mußte die Deutschen wieder reden lehren", und nicht **was**, sondern **daß** er sie reden lehrte, macht seinen Ruhm. K. **Hartmann** (Stettin).

Presber, Rudolf: Aus der Jugendzeit. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1928. 387 S.

Presber erzählt hier die Geschichte seiner eigenen Jugend: Kindheit im alten Frankfurt, Schülerzeit in Karlsruhe, Studentenjahre in Freiburg und Heidelberg — keine großen Ereignisse, sondern angenehme Alltäglichkeiten, gesehen im verklärenden Spiegel der Erinnerung. Die alte Heimatstadt Frankfurt ist besonders liebevoll gezeichnet. Nun ist ja Presbers immer leicht das Frivole streifende Art nicht jedermanns Sache, aber seinen vielen Verehrern wird das Buch, das sich leicht und angenehm liest, doch willkommen sein. Das rechtfertigt seine Einstellung in größere Büchereien. K. **Schulz** (Stettin).

Rheinbaben, Rochus Frhr. von: Stresemann, der Mensch und der Staatsmann. Dresden: Reißner 1928. 276 S. Geh. 5,—. Lw. 7,50.

Das vorliegende Buch, das dem Entwicklungsgange des führenden deutschen Staatsmannes und seiner Wirksamkeit in den Kämpfen der Gegenwart gerecht zu werden versucht, baut sich auf einer Fülle sorgfältig benutzten Materials auf. Es entspricht nicht nur den Anforderungen, die man an eine Biographie nach der Seite der Darstellung stellen muß, sondern führt uns, selbstverständlich von einem bestimmten parteilichen Standpunkte aus, vortrefflich in die Probleme der auswärtigen Politik ein. Da darin das Bestreben hervortritt, ohne Schönfärberei und unnötige Polemik nach Möglichkeit die Tatsachen reden zu lassen, kann das Buch, schon mit Rücksicht darauf, daß wir in Deutschland einen Mangel an derartiger Literatur haben, unbedenklich empfohlen werden. G. **Fritz**.

Ringelnatz, Joachim: Als Mariner im Kriege. Berlin: Rowohlt 1928. 384 S. Lw. 8,50.

Ringelnatz läßt in den Erlebnissen eines Bootsmaats Gustav Hester den Krieg wieder lebendig werden. Allerdings nicht den Krieg mit donnernden Schlachten oder als welthistorisches Ereignis mit Grauen und Untergangstragik aufgezogen. Hester-Ringelnatz schildert in tagebuchartigen, lose hingeworfenen Erinnerungen tausend Kleinigkeiten aus dem Alltag des Marinekrieges, Kasernendienst, Werftdienst, Minensuche, Urlaub, schlechtes Essen und langsame Beförderung, vergebliche Versuche, aus der erdrückenden Tretmühle in die frischere Luft „abenteuerlicher" Kampfhandlungen zu kommen, kluge und dumme, gute und schlechte Kameraden und Vorgesetzte, Komik und Tragik bunt durcheinander, Krieg und Revolution einzig und allein aus dem Blickpunkt des Menschlichen und Allzu-Menschlichen gesehen. Die völlige Abwesenheit von Phrase und Tendenz sichert dem Buch seinen eigentlichen Wert: ein menschliches sowohl wie zeitgeschichtliches Dokument zu sein, zumal Ringelnatz seine Neigung zur Groteske hier sehr im Zaum hält. Aus dem Persönlichsten steigt das geistige Problem dieses Krieges herauf, die Frage, für was diese riesigen Opfer an Blut und Leben und vor allem an unerschöpflicher Geduld gebracht worden sind. Ringelnatz maßt sich nicht an, diese Frage zu beantworten, er stellt überhaupt keine Betrachtungen an; sein Terrarium ist ihm scheinbar ebenso wichtig wie der Soldatenrat, der ihn zum Vertrauensmann gewählt hat. Der Held dieses traurig-humorvollen Buches ist niemand als der deutsche Soldat, mit seinen Fehlern und Vorzügen, seiner tiefen Abneigung gegen

alles künstliche Heldentum, und der langmütigen Geduld, die das Kleine liebt und das Große dem Schicksal überläßt. Lesern, welche die menschliche Kehrseite des Krieges aus eigener Erfahrung kennen oder kennen zu lernen wünschen, dürfte das Buch gerade wegen seiner Tendenzlosigkeit zu empfehlen sein.

H. Stresau (Spandau).

Schmid, Hans Rudolf: Hermann Hesse. Frauenfeld: Huber & Co. 1928. 218 S. 4,—. Fr. 5,—.

Als Doppelbändchen der bekannten Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" (56/57) ist aus der Feder eines schweizer Philologen, der damit an der Züricher Universität promoviert hat, eine Monographie über Hermann Hesse erschienen, die versucht, in „Querschnitten" (z. B. Jugendsehnsucht, Einsamkeit, Psychoanalyse, Das Mutterproblem) sein vielspältiges und in seinem Formwandel schwer zu fassendes Werk und Wesen zu charakterisieren. Das Biographische tritt, im Unterschied von Balls Hesse-Buch (vgl. 7. Jg. S. 435f.), ganz zurück. Bei der „Deutung" der Werke geht es reichlich psychoanalytisch zu, wie denn Freud und Jung fleißig zitiert werden. (Übrigens wird auch einmal Klages zitiert, ohne daß sonst in dem Buche Spuren eines eigentlichen Verständnisses für seine Gedankenwelt zu finden wären; vielmehr wird gelegentlich bei der Gegenüberstellung von Geist und Seele jener als ein Werdendes, dieser als ein Seiendes bezeichnet und wird die Seele geradezu „die Krankheit des Menschen" und dann wieder „die Mutter des Geistes" genannt.) Doch gelingt dem Verfasser manche anregende Formulierung, namentlich in dem letzten Kapitel „Lebenslehre". Hin und wieder finden sich kleine Irrtümer, wie z. B. die Behauptung, daß Knulp „einen ganzen Sommernachmittag auf einem ländlichen Friedhof versinnt und plötzlich den Plan faßt, Heilsarmeesoldat zu werden, um dem verwanderten Leben einen späten Schimmer von Sinn zu geben" oder die Meinung, man könne aus der Tatsache, daß Hesse in „Klein und Wagner" den Massenmörder Wagner als Lehrer bezeichnet, auf Hesses Lehrerfeindlichkeit schließen, während der Dichter hier doch einfach dem gerichtsnotorischen Tatbestand folgte. Am schwächsten finde ich das Kapitel „Lyrik", besonders auch stilistisch; wie denn überhaupt das Schmidsche Buch in dieser Hinsicht von dem Ballschen unvorteilhaft absticht. Gelegentlich kommt es zu Geschmacklosigkeiten, die man gerade einem Stilisten vom Range Hermann Hesses gegenüber peinlich empfindet. — Verdienstvoll ist der Versuch eines Verzeichnisses von Hermann Hesses Schriften (sowohl von den in Buchform erschienenen wie von den „nicht in Buchform erschienenen wichtigeren Dichtungen" und von den „Aufsätzen, die für seine Entwicklung aufschlußreich sind"), das fast fehlerlos ist, und einer Auswahl der Literatur über Hesse, die Schmid anhangsweise gibt. — Nur größere Büchereien, die auf eigentlich literarhistorische Interessenten Rücksicht zu nehmen haben, werden das Bändchen einstellen. Für alle anderen bleibt nach wie vor die Quelle über Leben und Werk Hermann Hesses Ball — und der Dichter selbst. E. Ackerknecht.

Sheridan, Clare: Ich, meine Kinder und die Großmächte der Welt. Ein Lebensbuch unserer Zeit. Leipzig: List 1928. 348 S. Geh. 7,—. Lw. 10,—.

Clare Sheridan entstammt der englischen Hocharistokratie und ihre Jugend bringt sie auf irischen und englischen Landsitzen oder in London zu. Sie ist schön, künstlerisch begabt und von unabhängiger Gesinnung, die bei ihr, wie bei manchen Angelsachsen, zwar eine nicht eigentlich revolutionäre Färbung annimmt, wohl aber zur Verachtung der Gesellschaft und ihres Scheines führt und sie ein Leben abseits und in Gegensatz zu ihrer aristokratischen Erziehung führen läßt. Sie ist an den Höfen der Könige ebenso zu Hause, wie unter den Bolschewisten Rußlands, aber was ihr diese Sicherheit verleiht, das ist, aller ihrer Freiheitlichkeit zum Trotz, doch eben die Erziehung der großen Welt. Es ist interessant, ihrem unruhigen Leben als Bildhauerin und Journalistin zu folgen, aber man darf sich von dem Buche nicht zu viel versprechen und es ist über Gebühr gelobt worden. Denn an wirklicher Tiefe und an Reife des Urteils fehlt es dieser Frau doch, so sehr man ihren persönlichen Mut und ihren unabhängigen Sinn anerkennen mag. Eine tiefere Bildung hat sie nie genossen. So ist der zeitgeschichtliche Wert gering, ob-

wohl sie in der englischen Gesellschaft, am schwedischen Königshofe, im bolschewistischen Rußland, in Amerika und Mexiko, in der Türkei zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges und wo es sonst noch sein mag, unendlich viel von dem Europa nach dem Weltkriege gesehen hat. Was bleibt ist neben hübschen Einzelzügen, die manches farbiger machen, was als Geschichte der jüngsten Vergangenheit jedem bekannt ist, doch nur das Persönliche, dieser seltsame Typ einer mondänen Frau von hoher gesellschaftlicher Kultur in das abenteuerliche Leben des vagierenden Künstlers und Journalisten gestellt. Immerhin ist das Buch interessant genug, um größeren Büchereien zur Anschaffung empfohlen werden zu können.

W. Schuster.

Steffen, Albert: Lebensgeschichte eines jungen Menschen. Dornach: Verlag für Schöne Wissenschaften 1928.

Das Buch möchte autobiographisch eine Entwicklung zeichnen, die, schon durch ein intensives Traum- und Innenleben der Kindheit zur Theosophie scheinbar prädestiniert, in der Kriegs- und Nachkriegszeit dem Kreise Rudolf Steiners immer näher kommt und schließlich zur tätigen Mitarbeit führt. Klar wird jedoch dem Leser nur ein Weltbild von unmöglicher Primitivität und Verschrobenheit. Die wenigen realen Geschehnisse (Krieg, Revolution, Universität, Spiritismus) verblassen vollends hinter dem religiösen Eklektizismus und dem mythologischen Beiwerk, ohne daß des Verfassers Armut an eigenen Gedanken und Bildern dadurch verdeckt werden kann. Das Ganze wird mit einer salbungsvoll-weisen, lähmenden Schwunglosigkeit vorgetragen. Vor der Anschaffung ist zu warnen.

R. Keller (Berlin).

von den Steinen, Wolfram: Heilige und Helden des Mittelalters. Karl der Große. Leben und Briefe. Breslau: Hirt 1928. 118 S. Lw. 5,—. Otto der Große. Ebenda 1928. 150 S. Lw. 5,—.

Daß wir noch keine gänzlich befriedigende und besonders noch keine volkstümliche Darstellung des Lebens Karls des Großen haben, daß eine solche Darstellung auch große Schwierigkeiten bietet, dessen ist sich W. von den Steinen wohl bewußt. Die Hauptschwierigkeit liegt am Stoff selbst, und der Verfasser sagt: „Es ist wahrlich ein verwirrendes Bild, wie es hintereinander, ineinander, durcheinander kam, und die meisten Darsteller haben sich denn auch geholfen, indem sie eins getrennt vom andern beschrieben: etwa erst die Italienzüge, dann die Sachsenkriege ... usw." Die vorliegende Darstellung bringt uns Karl den Großen auf drei Wegen nahe. Zunächst gibt der Verfasser eine chronologische Schilderung, in der alles der Reihe nach geschildert wird, wie es gerade kam und sich entwickelte. Dieses in der Tat durch die Vielheit der Ereignisse verwirrende Bild wird dann geklärt durch eine zusammenfassende glänzende Charakterisierung und Würdigung Karls. Schließlich wird uns die Gestalt Karls noch lebendiger gemacht, indem der Verfasser ihn selbst in seinen Briefen zu Worte kommen läßt. Den Übersetzungen der Briefe gehen wertvolle Erläuterungen voran, besonders geschickt und die Charakterisierung fördernd ist die Gegenüberstellung eines persönlichen Briefes des Alkuin mit dem Karls an den Papst Leo IV. Ein Literaturverzeichnis führt den tiefer interessierten Leser weiter. Dankenswert und nützlich sind die Zeittafel und die Karte. — Das Buch gibt ein gutes Gesamtbild Karls des Großen und verdient, an erster Stelle gelesen zu werden. Darum sollte jede Volksbücherei, die auf historisch interessierte Leser rechnen kann, das Werk einstellen.

Bei der Darstellung des Lebens und der Taten Ottos des Großen ist der Stoff der klaren Darstellung nicht so spröde. Alles entwickelt sich viel folgerichtiger und geordneter; alles gruppiert sich um die großen Ereignisse. W. von den Steinen hat das durch die Art der Anlage hervorgehoben. Die Darstellung wird in einzelnen Abschnitten gegeben, die Kapitelüberschriften tragen. Das Inhaltsverzeichnis konnte auf diese Weise schon zu einer kurzen Zeittafel werden. In der Darstellung hat der Verfasser erreicht, was ihm vorschwebte: strenge Linien und scharfes Licht auf den einzelnen Ereignissen. Das Buch ist leicht lesbar und interessant. Zur ersten Einführung ist es ebenfalls gut geeignet und die Volksbüchereien sollten es überall einstellen, zumal es wie auch das vorige, vom Verlag gut ausgestattet ist und erschwinglich ist. H. Schüen (Stettin).

Houben, H. H.: Kleine Blumen, kleine Blätter aus Biedermeier und Vormärz. Ein Strauß zu meinem 50. Geburtstag. Dessau: Rauch 1925. 173 S.

Bei seinen Forschungen in Akten und Briefen zu seinen literarischen Arbeiten hat Houben manche interessanten Züge zur Zeitgeschichte, zur Kenntnis der menschlichen Leiden und Freuden der uns in erster Linie durch ihr Werk wichtigen Persönlichkeiten gefunden und hier zu einem Strauß vereinigt. H. v. Kleist, Mendelssohn, Schopenhauer, Laube und Gutzkow, Immelmann und Adele Schopenhauer, Fürst Pückler-Muskau, Gregorovius werden da in einer Episode ihres Lebens gezeichnet oder selbst in ihren Büchern zum Reden gebracht; dann ist der erste Zeitungsbericht über die Leipziger Schlacht, ein Besuch bei Goethe 1827, Bismarcks Schullesebuch u. a. behandelt und wiedergegeben. Es ist eine hübsche Auslese, stofflich ebenso fesselnd wie durch den Ton einer verklungenen Zeit, der in diesen Abdrücken wieder zum Klingen gebracht wird, reizvoll auch durch 35 gute Reproduktionen zeitgenössischer Bilder, Stiche und Scherenschnitte. Für größere Büchereien. M. Thilo (Stolp i. P.).

Schneider, Hermann: Die Kulturleistungen der Menschheit. Bd 1. Die Völker des Altertums. Leipzig: J. J. Weber 1927. XII, 672 S. Lw. 30,—.

Die Auffassung, daß die Geschichtsschreibung vor allem die Aufgabe habe, die Geschichte zu deuten, hat sich in unserer Zeit immer mehr durchgesetzt. Eine endgültige Geschichtsdarstellung kann es bei dieser Auffassung natürlich nicht geben. Jede Zeit hat immer wieder von neuem eine neue Orientierung zur Vergangenheit zu suchen und sich so die Geschichte auf ihre Art zu eigen zu machen. Eine starke Persönlichkeit wird deshalb, mag es auch schon zahlreiche Darstellungen der Kulturgeschichte geben, doch von neuem Gesichtspunkt aus das große geschichtliche Tatsachenmaterial zu einem neuen Gesamtbild ordnen können, das als Bereicherung unseres Wissens und Seins gelten darf. Ich möchte nun glauben, daß Schneider zu den Historikern gehört, mit dessen Augen es sich lohnt, die geschichtlichen Dinge zu betrachten. Seit Jahrzehnten hat er sich durch Sonderforschungen nicht bloß mit der Kultur des Orients und der Antike, sondern auch mit der Geschichte der Philosophie vertraut gemacht. Hatte er in diesen Studien schon seinen Blick auf das Ganze der Kultur und Weltanschauung gerichtet, so läßt er es sich in seiner Geschichte der alten Völker, die er zunächst vorlegt, besonders angelegen sein, die großen Richtlinien in der Entwicklung überall deutlich sichtbar zu machen. Den Wurzelboden der alten Kulturen sucht er in den Völkern der Jungsteinzeit und in dem Sonnengottkult dieser Zeit. Der Aufstieg der einzelnen Völker ist ihm überall das Ergebnis einer neuen Blutmischung. Erst die großen Wanderungen, die aus den ältesten Zeiten überliefert werden, und die Vermischung der vordringenden Völker mit den Urbewohnern geben immer den Anstoß zu einer neuen Entwicklung, die regelmäßig nach einigen Jahrzehnten zu einer Frömmigkeitsperiode und zu einer Kulturblüte führt, der dann in bestimmten Zeitabständen eine Revolutionsperiode und eine Nachblüte folgt. Dieses Schema steht Schneider so fest, daß er, wo alte Nachrichten fehlen, aus einer Kulturblüte unbedenklich wieder rückwärts auf eine zu bestimmter Zeit erfolgte Wanderung und Blutmischung schließt. Es mag dahingestellt bleiben, ob diese Schlüsse immer berechtigt sind, das Bestreben Schneiders, so viel wie möglich das Gemeinsame und die Gesamtkräfte in den Kulturbewegungen zu erkennen, ist jedenfalls fördernd, denn nur auf diesem Wege wird der Leser sich die Geschichte zum wirklichen geistigen Besitz machen können. Sehr gespannt darf man darauf sein, ob und in welchem Umfange sich bei großen Linien in Schneiders Darstellung, besonders seine Theorie der Blutmischungsperiode in den folgenden die neuere Zeit behandelnden Bänden bewähren werden. Daß ein großes wissenschaftliches Werk wie das Schneidersche nur reifen Lesern von Nutzen sein kann, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung.

G. Kohfeldt (Rostock).

Magie der Weltgeschichte. Von Alkibiades bis Lovis Corinth. Leipzig: Voigtländer 1927. 176 S. Lw. 6,50.

Von der These ausgehend, daß die Geschichte nur als tragisches Spiel der Natur sinnvoll sei, spürt der anonym gebliebene Verfasser der geheimen Dynamik

des Weltgeschehens nach, die er in einer seltsamen, zweifellos von Augustinus beeinflußten Prädestination klar isoliert. Unter schroffer Ablehnung jeder nach zeitlicher Abfolge von Epochen, Dynastien, politischen Entwicklungen und ähnlichen Momenten orientierten Geschichtsschreibung, gelten ihm nur die großen Persönlichkeiten, die wie Kopernikus, Luther, Cromwell, Friedrich der Große der magischen Gnadenwahl teilhaftig geworden sind, durch die die Natur ihre geschichtliche Evolution vollzieht, mag auch der Einsatz dieser auserlesenen Gestalten den tragischen Sinn der Geschichte keineswegs aufheben. Unter dieser Perspektive erscheint das Streben der Führerpersönlichkeiten hoffnungslos, die infolge ihres Hochmutes und eigensüchtigen Strebens an dem Gnadenverlust, den die erbarmungslose Natur über sie verhängt, scheitern müssen, wie an dem Beispiel eines Alkibiades, Wallenstein und Napoleon aufgezeigt wird. Das geistvolle Buch, das sich in der Ablehnung der landläufigen Geschichtsauffassung und auch in anderer Hinsicht mit Spenglerschen Ideen berührt, ebenso auch dem Gedanken der Heldenverehrung eines Carlyle nicht fern steht, bedeutet in seiner romantisierenden, antirationalistischen Tendenz eine Abkehr von dem für das 19. Jahrhundert bezeichnenden Geist positivistischer Wissenschaftlichkeit, über den es sich kühn hinwegsetzt. Die Gefahr der Verführung durch derartige auf Intuition gegründete Thesen ist nicht gering, wie das Beispiel Spenglers lehrt, zumal da eine durchweg fesselnde, jedem gebildeten Leser zugängliche Darstellung das Verständnis erleichtert. Größere Büchereien mit entwickeltem historischem Bestande sollten auf die Anschaffung nicht verzichten. G. Fritz.

Mühlestein, Hans: Die Geburt des Abendlandes. Ein Beitrag zum Sinnwandel der Geschichte. Potsdam: Müller & Kiepenheuer 1927. 296 S. Geh. 3,30. Lw. 4,80. (Das Weltbild. Bücher des lebendigen Wissens. Bd 4.)

Die vorindogermanische Zeit der Mittelmeervölker ist erst durch Bachofens Charakterstudien ein wenig aufgehellt worden. Anknüpfend an diese Forschungen versucht Mühlestein den durch Altertum und Mittelalter bis in die Neuzeit reichenden Kultureinfluß dieser Urvölker, die in die Indogermanen aufgegangen sind, zu fassen und zu deuten. Im westlichen Mittelmeergebiet sind es neben den Puniern vor allem die Etrusker, die, beide verwandt und Vertreter orientalischen Geistes, als stärkste Gegner des Indogermanentums in jahrhundertelangem Ringen von den Römern überwunden, dennoch durch Blutmischung und Kulturübertragung nachdrücklichst die Psyche der italienischen und damit auch der übrigen abendländischen Völker beeinflußt haben. Besonders ihre Religion, im Erd- und Muttergöttinnenkult mit Mutterrecht und Priesterherrschaft im Gegensatz zu der Himmels- und Vatergötterverehrung der neuen Eroberervölker, hat nachhaltigst bei den Römern gewirkt. Ja, auch die Marienverehrung und den Heiligenkult in der katholischen Kirche sowie die im Papsttum verkörperte Priesterherrschaft glaubt Mühlestein als uraltes Seelenerbteil der Etrusker erklären zu können. In der Überwindung dieses Erbteils sieht er die Aufgabe und die Rettung von Gegenwart und Zukunft der westländischen Völker. Auf Einzelnes des anregenden Buches, das, wie der Verfasser sagt, mehr eine visionsartige Zusammenschau als eine in allen Teilen verbürgte historische Darstellung geben will, kann hier allerdings nicht eingegangen werden. G. Kohfeldt (Rostock).

Philipp, Hans: Tacitus' Germania. Ein Ausschnitt aus der Entdeckungsgeschichte der Germanenländer durch Griechen und Römer. Leipzig: Brockhaus. Lw. 3,50. (Alte Reisen und Abenteuer Bd 18.)

Der Verfasser gibt zunächst als Einleitung eine ausführliche Darstellung unserer Kenntnis germanischen Altertums von der Steinzeit bis auf die Zeit des Tacitus (mit Quellenkunde) und dann eine Übersetzung der Germania nach Norden mit instruktiven Anmerkungen und Ergänzungen, besonders über die Entdeckungsgeschichte. Eine große Anzahl gut gewählter Abbildungen aus germanischer Frühzeit illustrieren wirksam das Ganze. Besonders gut gelungen ist die des Eberswalder Goldfundes. Die Schrift ist nicht für Fachleute, sondern für allgemein Gebildete und insbesondere auch für die Jugend geschrieben. Sie gibt grundsätzlich

alle Anführungen aus antiken Schriftstellern auf Deutsch und setzt auch keinerlei gelehrte Vorkenntnisse voraus. Es ist immer wieder ein eigener Reiz, sich in die Vergangenheit unseres Volkes zu versenken, die dank der genialen Schrift des großen Römers uns heller ist als die irgend eines anderen. Stofflich ist durch die neueren Forschungen und Ausgrabungen zu seiner Darstellung vieles hinzugekommen, manches auch berichtigt worden. Aber dem ganzen Stoff, den wir übersehen, gibt doch nur er den Geist. K. Hartmann (Stettin).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Schnee, Heinrich: Nationalismus und Imperialismus. Berlin: Hobbing 1928. XVI, 376 S. Lw. 12,—.

Die Studie des bekannten Politikers und früheren Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika ist zugleich ein Beitrag zur Frage der Weltkriegsursachen. Und zwar ein solcher von hervorragender Bedeutung. Denn in der neuzeitlichen Nationalitätenbewegung und in den imperialistischen Bestrebungen der großen europäischen Staaten liegen die Hauptkräfte des Weltgeschehens während der letzten Jahrzehnte. Schnee schildert nun mit mustergültiger Klarheit und in großen sicheren Zügen zunächst das Aufkommen des nationalistischen und imperialistischen Geistes im allgemeinen und dann im besonderen die Entwicklung in den einzelnen Großstaaten, vor allem ausführlich die in England. Bei der Lektüre hat man immer wieder den Eindruck, daß man erst durch Schnees Darstellung den Schlüssel zum wirklichen Verständnis der neueren Politik in die Hand bekommt. Dies um so mehr, als man an der völligen Unbefangenheit und Sachlichkeit dieses Bearbeiters der politischen Vorgänge nicht zweifeln kann. Er zögert z. B. nicht, das dem deutschen Einheitsgedanken nachteilige absolutistische Verhalten der Fürstenhäuser beim rechten Namen zu nennen. Er findet Worte lebhafter Anerkennung für die frühe Abschaffung der Leibeigenschaft und des Klassenwesens und die gesetzlich festgelegte bürgerliche Freiheit in England, wie für die großzügige und tolerante Politik Englands gegenüber den Dominions. Die Beteiligung Englands am Weltkrieg ist ihm nicht eine Folge wirtschaftlichen Neides, sondern ein Ergebnis der ganzen in der Weltstellung dieses Landes begründeten Zwangslage. Für überheblich hält er es, wenn die nationalistischen Kreise im heutigen Deutschland den Linksparteien das Nationalgefühl absprechen schon deswegen, weil sie die — durchaus wünschenswerte — Verständigung mit anderen Völkern anstreben; auch meint er, daß die Stärke des Nationalgefühls gänzlich unabhängig sei von der Stellung zur monarchischen oder republikanischen Staatsform u. s. f. Alles in allem: Schnees „Nationalismus und Imperialismus" ist ein ausgezeichnetes Buch, das in keiner größeren volkstümlichen Bücherei fehlen sollte. G. Kohfeldt (Rostock).

Adler, Max: Neue Menschen. Gedanken über sozialistische Erziehung. 2. Aufl. Berlin: Laub 1926. 234 S.

— Der Marxismus als proletarische Lebenslehre. 2. Aufl. Ebenda 1926.

Von den beiden Schriften des bekannten Verfassers (eines der vielen Adler, die sich um den Leichnam der ehemaligen österreichischen Monarchie gesammelt haben), ist die erste, kürzere entschieden die bedeutendere. Geschrieben für den intelligenten Arbeiter, ist sie auch für den wissenschaftlich Gebildeten wertvoll. Die Grundgedanken des Marxismus sind in straffen und lückenlosen, auch dem Gegner wenn nicht einleuchtendem, so doch imponierendem Aufbau dargestellt; durch eindrucksvolle Prägungen, schlagende Bilder und überraschende Nutzanwendungen teils Marxscher, teils eigener Provenienz werden die abstrakten Konstruktionen mit Leben umkleidet. Der Unterschied des geselligen und des vergesellschafteten Menschen, die materialistische Geschichtsauffassung, die Dialektik der gesellschaftlichen Entwicklung, die Lehre vom Mehrwert, der ökonomische Fetischismus werden so in wirksamer Weise anschaulich gemacht, und diese Lehren werden dem Proletarier suggeriert nicht als Hilfskonstruktionen zur theoretischen und praktischen Bewältigung des Gegebenen, sondern als Abbild der Wirklichkeit, der Wirklichkeit, in der er selbst lebt.

Auch an dem zweiten Buch sind am bedeutendsten und hinreißendsten die ersten Kapitel, die den soziologischen Hintergrund aller Erziehung aufzeigen. „Die Schule ist ein Politikum" (Maria Theresia). Sehr geistreich ist der Versuch, die Marxsche Doktrin zugleich als Wissenschaft und als Waffe zu werten, durch den Gedanken, daß die Wissenschaft von der Gesellschaft selbst nichts anderes ist als die Befriedigung eines dringenden praktischen Bedürfnisses der Gesellschaft. Schlagend ist die Formulierung der Dialektik der heutigen Situation: „Der Widerspruch, daß die Produktion immer mehr vergesellschaftet wird, und doch nicht gesellschaftlichen Zwecken dient." Auch in den pädagogischen Ausführungen findet sich manche glückliche Bezugnahme, z. B. auf Fichte, und manches gute Wort, z. B. von dem revolutionären und utopischen Charakter aller großen Pädagogik. Aber das eigentliche Problem, mit dem der Verfasser sich abmüht, sozialistische Erziehung in bürgerlicher Gesellschaft, ist gerade nach seinen eigenen Voraussetzungen, nach dem die Idealbildung von den gesellschaftlichen Zuständen abhängt, unlösbar. Die von allen Reformern nachgesprochene Äußerung Kants, daß die Schule nicht dem gegenwärtigen, sondern dem künftigen Zustand der Gesellschaft entsprechen soll, kann einen gewissen Sinn nur dann haben, wenn der künftige Zustand organisch aus dem gegenwärtigen herauswächst, aber nicht, wenn er im Gegensatz zu diesem sich durchsetzt, und es ist nicht nur eine Konsequenz der Marxschen Lehre, sondern auch eine Tatsache der Erfahrung, daß die Schule, wenigstens die allgemeine Schule, im allgemeinen den heutigen Zustand der Gesellschaft spiegelt. Wenn die österreichische Sozialdemokratie ihr gesellschaftliches Ziel auf dem Umweg über die Schule erreichen will, so zeigt sie damit in Wirklichkeit nur, daß sie auf die Durchführung ihres Programms verzichtet oder vielmehr verzichtet hat. Wenn irgend eine große geistige oder soziale Bewegung zu der Erkenntnis gelangt, daß sie sich nicht völlig durchsetzen kann, d. h. daß es ihr nicht möglich ist, die Masse der Erwachsenen zu überzeugen, oder zu zwingen, so wendet sie sich der Schule zu. In Deutschland, als dem typischen Lande nicht radikaler Lösungen, enden deswegen alle großen Reformbewegungen in einer Schulreform, und auch Österreich ist offenbar in diesem Punkte ein Stück Deutschland. Die eigentlich pädagogischen Ausführungen des Verfassers sind, da ihm die praktische Erfahrung (im engeren Sinne) fehlt, ziemlich doktrinär, vielfach auch nur von lokalem oder tagesgeschichtlichem Interesse, so die Darstellung von Glück und Ende der österreichischen „Kinderfreunde", die breiten Auseinandersetzungen mit Wyneken. Auch die beiden am Schluß abgedruckten Jugendreden sind mehr marxistische Predigten als wirkliche Reden. K. Hartmann (Stettin).

Delbrück, Joachim von: Der Tag ohne Licht. Sechs Monate unter Bergleuten. Berlin: Verlag für Kulturpolitik. 130 S. 5,—.

Gut gemeint mögen diese Skizzen aus dem Bergmannsleben und über das Bergwerk ja sein, aber sie passen doch besser in eine Tageszeitung. Es gibt Bücher, die viel besser in diese ganze Welt einführen (vgl. neuerdings etwa Stenbock-Fermor: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter). Zur Stärke einer Anklage erhebt sich das Heft fast nirgends und als Beitrag zu dieser sozialen Frage bedeutet es nichts. R. Joerden (Stettin).

Graf, Engelbert: England am Scheidewege. Berlin: Laub 1927. 48 S. Kart. 0,85. (Jungsozialistische Schriftenreihe.)

Der Verfasser gibt einen sehr klaren und knappen Aufriß der gegenwärtigen politischen und geopolitischen Lage des britischen Weltreiches und zeigt die Probleme, die sich für England daraus ergeben: wie durch die fortschreitende wirtschaftliche und politische Verselbständigung der Dominions England aus seiner industriellen und Handelsvorherrschaft weggedrängt wird und so allmählich in eine schwere innere Krise kommt. Er zeigt auch die Gefahr, die für Deutschland daraus erwächst und weist Wege zur Lösung der Schwierigkeit. Das Buch ist sachlich und überzeugend; höchstens das Schlußwort, das die „Vereinigten Staaten von Europa" als Heilmittel empfiehlt, könnte ein empfindlicher Leser als parteiisch empfinden. Für Volksbüchereien sehr geeignet. K. Schulz (Stettin).

Frank, Walter: Hofprediger Adolf Stoecker und die christlich-soziale Bewegung. Berlin: Hobbing. Lw. 12,—.

Das Buch setzt eine gewisse Kenntnis der inneren Politik im neuen Reiche voraus, bringt aber auch andererseits eine wesentliche Bereicherung dieser Kenntnis. Es gibt eine eingehende und farbenreiche Schilderung der christlich-sozialen Bewegung, die in ihren verschiedenen Motiven in Auf- und Abstieg in allerlei Wendungen kaleidoskopartig an uns vorüberzieht. Auf dem ersten Teil lagert der gigantische Schatten Bismarcks, während der zweite durch die Phasen wilhelminischer Laune wechselnd beleuchtet wird. Das ganze Treiben ist unterhaltend und lehrreich und dem heutigen so völlig gleich. Freilich die ganze Politik ist es nicht, die hier dargestellt wird, sondern gewissermaßen die Kabinettspolitik im Innern, die Verhandlungen, Intrigen und Abkommen der Minister und Parteiführer, zu der in jener Zeit auch noch die Hofkreise kamen. Die Überzeugung ist in diesem Treiben nur ein und nicht der wichtigste Faktor, weit wichtiger ist die Technik des politischen Kleinkampfes, und in dieser ist das wichtigste Mittel, den Gegner politisch zu schwächen, indem man ihn moralisch unmöglich macht. Nicht genügend zu ihrem Recht kommen in dem Buch die großen, geistig sozialen Strömungen, die allein dem politischen Handwerk Kraft und Bedeutung geben. Auch Stoecker selbst wird überwiegend nur geschildert als Politiker im technischen Sinne. Seine tiefe Verbundenheit mit den geistigen Mächten der Zeit kommt zu kurz, ebenso alles rein Persönliche (Ehe, letztes Jahrzehnt, theologische Überzeugung). Aber gerade die beiden verhängnisvollsten Entschlüsse Stoeckers, sein Kleben an der Hofpredigerstelle und sein Kleben an der konservativen Partei, lassen sich nicht aus der Tagespolitik erklären, auch nicht aus der Anziehung, den die hohen Kreise auf ihn übten, sondern aus inneren Bindungen, die für ihn selbst jedenfalls religiöse Bindungen waren. Überhaupt war Stoecker die ganze Politik nicht Selbstzweck, sondern sie stand im Dienst kirchlicher Zwecke (vgl. Stoeckers Aufsatz im Deutsch-evangelischen Jahrbuch 1899). Hier liegt seine Bedeutung und hier auch sein Erfolg, dessen Ruhm ihm nicht genommen werden kann. Die Wiederherstellung der kirchlichen Frömmigkeit als einer Macht des öffentlichen Lebens in Berlin ist sein Werk, ebenso wie Naumanns Werk die Zurückrufung des Liberalismus zu den Menschenrechten. Solche Männer müssen nach ihrem gesamten Lebenswerk beurteilt werden, und nicht darnach, ob und wie sie als Berufspolitiker Erfolg hatten oder gescheitert sind, ob sie größere oder geringere Instinktsicherheit und Geschicklichkeit dabei entwickelt haben. — Für große Büchereien.

K. Hartmann (Stettin).

Schubert, Walther: Selbstschutz im Kassenwesen. Gemeinverständlicher Leitfaden für Aufsichts-, Revisions- und Kassenorgane in Industrie, Handel und Gewerbe, Landwirtschaft, Kommunal-, Staats- und Kirchenbehörden, für Handels- und Fachschulen, Fachkurse, Studierende, Lehrlinge, Vereine, Verbände, Anwälte, Richter, Büchereien, Laien. Anhang: Vereins- und Verbandswirtschaftführung. Berlin: Schubert-Verlag 1928. 206 S.

Eine genaue Darstellung moderner Kassenkontrolle, die von einem vorzüglichen Sachkenner so klar und eindeutig erläutert worden ist, daß sie jedem verständlich werden muß. Die an und für sich trockene Materie ist hierbei so interessant behandelt, daß die Aufmerksamkeit des Lesers bis zuletzt gefesselt wird. Nach der Behandlung der rein äußerlichen Schutzmaßnahmen wird zunächst noch die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit einer wohl durchdachten Dienstanweisung für das direkte Kassenpersonal gelenkt, um dann den „Selbstschutz durch Prüfungen" als Hauptaufgabe zu betrachten und Vorteile und alle technischen Einzelheiten genau zu erläutern. Der Prüfung der Bankkonten ist ein besonderes Kapitel gewidmet, das verschiedene interessante Hinweise auf vorzunehmende Kontrollen zeigt, um schließlich durch einzelne Beispiele erläutert dem Leser mit dem Muster eines ordnungsmäßigen Prüfungsberichtes an die Hand zu gehen. Besonders wichtige Nebengebiete des Kassenwesens, wie das Wechsel- und Scheckrecht sind — soweit sie zum besseren Verständnis beitragen konnten — teilweise gestreift.

W. Fiedler (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Hoschke-Vogelpohl: Leben im Wort. Bilder aus der Sprachgeschichte und Wortkunde. Leipzig: Teubner. Kart. 2,80.

Die Verfasser haben den reichen Bildersaal unserer Sprache durchwandert, allerlei Schönes und Wissenswertes herausgenommen und neu zusammengestellt nach Sachgebieten, die alle durch ein kleines Erlebnis zusammengehalten werden. Geistige Paten des Buches sind Hildebrandt und Freytag, Quellen die Werke von Weise, Wasserzieher u. a. Die Sachgebiete umfassen z. B. „Fremdlinge aus Rom", „in Wehr und Waffen" (ein historischer Festzug), „in einer mittelalterlichen Stadt", „heiliges Recht", mit „Handwerksburschen auf der Walz und in der Herberge" u. a. m. Die zweite Lautverschiebung wird veranschaulicht durch ein Reisegespräch: „Ich spreche hochdeutsch" — „Ick hür platt". Die kleinen Skizzen sind recht lebendig und unterhaltend geschrieben, höhere künstlerische Ansprüche darf man natürlich nicht an sie stellen, aber die Gefahr des allzu Lehrhaften ist glücklich vermieden. Das Material ist reichhaltig und im allgemeinen zuverlässig. Die Auswahl beschränkt sich auf das übliche, mit besonderer Bevorzugung solcher Wendungen, die uns heute unverständlich geworden und doch noch gebräuchlich sind — ein methodisch sehr glückliches Prinzip —. Das Buch ist in erster Linie für die oberen Klassen der Schule geschrieben, aber auch Erwachsene werden es mit Nutzen und Vergnügen lesen. K. Hartmann (Stettin).

Weise, Oskar: Die deutsche Sprache als Spiegel deutscher Kultur. Kulturgeschichtliche Erörterungen auf sprachlicher Grundlage. Jena: Frommann 1924. VIII, 175 S. Hlw. 4,80.

In 24 Kapiteln wird der Zusammenhang zwischen Sprache und kulturellem Leben aufgezeigt und an einer Fülle von Beispielen veranschaulicht, wie im Wandel der Jahrhunderte Wörter und Wendungen sich durchgesetzt haben, die Kulturerrungenschaften mannigfacher Art das Heimatrecht verdanken, mag es sich um Krieg, Jagd, Handel oder Verkehr, Aberglauben und dergleichen, oder den Einfluß fremder Völker, wie der Slawen und Türken, handeln. Da das Buch keinerlei besondere sprachliche Vorkenntnisse voraussetzt und geeignet ist, einen weiteren Kreis von Lesern, vor allem die reifere Jugend, zu interessieren, kann es den Büchereien, auch den kleineren, zur Anschaffung empfohlen werden.

G. Fritz.

Maync, Harry: Deutsche Dichter. Reden und Abhandlungen. Frauenfeld: Huber & Co. 1928. 304 S. Lw. 9,60.

Der Berner Literarhistoriker gibt hier literarisch-ästhetische Würdigungen von acht deutschen Dichtern: Fleming, Haller, Gotthelf, Geibel, Keller, Fontane, Meyer, Wildenbruch. Die ursprünglich als Zeitschriftenaufsätze oder Universitätsfestvorträge dargebotenen Abhandlungen sind Musterbeispiele der literarhistorischen Behandlung von Dichterpersönlichkeiten: Je näher man einen Dichter kennt, umso erstaunter ist man über das treffende Urteil und den sicheren Instinkt Mayncs für das, was bleibend an einem Dichter ist. Einzig Meyer ist vielleicht etwas karg geworden und sicherlich wird Wildenbruch, der neben Hauptmann als der andere Repräsentant deutscher Geistesart gepriesen wird, etwas überschätzt. Im ganzen ein vortreffliches Werk, das man gerne bei eigenen Arbeiten über die genannten Dichter heranziehen wird, das aber auch sonst dem literarisch interessierten Leser viel Aufschlußreiches zu sagen hat. K. Schulz (Stettin).

Treitschke, Heinrich von: Geschichte der deutschen Literatur von Friedrich dem Großen bis zur Märzrevolution. Aus der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert ausgew. und hrsg. von Heinrich Spiero. Mit Abb. Berlin-Grunewald: Klemm 1922. XI, 243 S. Geh. 6,—. Lw. 7,50.

Sollte das Buch mit anspruchsvollem, den Unkundigen vielleicht auch irreführenden Titel dazu beitragen, der großen Kunst der Darstellung, über die Treitschke verfügt, Leser zu gewinnen, die sich an die Lektüre der umfangreichen

deutschen Geschichte nicht so leicht heranwagen, so wäre damit das Unternehmen des Herausgebers, die unvergleichlichen zeitgeschichtlichen Abschnitte aus diesem Werke zusammenstellen, wohl gerechtfertigt. Der Glanz und die Lebendigkeit des Stils, welche den Vorzug des in aller tendenziösen Eigenwilligkeit bedeutenden Historikers ausmachen, offenbaren sich nirgends ausdrucksvoller als in den Exkursen, in denen Treitschke in unerhört lebendiger Charakteristik und dichterischem Schwung das geistige Leben unseres Volkes darzustellen unternimmt, mag er das Verhältnis Friedrichs des Großen zur deutschen Bildung, die goldenen Tage von Weimar, die Romantik oder die politische Dichtung um das Jahr 1840 vor unserm geistigen Auge erstehen lassen. Die Lebensfülle der deutschen Gestalten umfängt uns, wenn wir den Reiz dieser meisterlichen Darstellung auf uns wirken lassen mit einem Zauber, den kein anderes literaturgeschichtliches Werk auf uns auszuüben vermag, und so läßt sich erwarten, daß das schönausgestattete Buch, bei dem nur das unhandliche Quartformat Anlaß zu Einwendungen gibt, auch in unseren Büchereien die ihm gebührende Beachtung findet. G. Fritz.

Viëtor, Karl: Geschichte der deutschen Ode. München: Drei-Masken-Verlag 1923. 197 S. Lw. 9,—.

Das Buch bildet den ersten Band einer groß angelegten Geschichte der deutschen Literatur nach Gattungen. Es setzt Leser voraus, die über den Gang der deutschen Literaturgeschichte unterrichtet sind. Für diese aber fallen von einer solchen Geschichte einer einzelnen Dichtungsart aus eine Menge interessanter Lichter auf das Ganze. Am interessantesten, und eine ganz wesentliche Ergänzung zu jeder deutschen Literaturgeschichte ist die ausführliche Darstellung der lateinischen Odenpoesie des 16. Jahrhunderts, insbesondere die Würdigung Baldes, der den Geist des Barock vorausnimmt, in der toten lateinischen Sprache aber die Möglichkeit zu kunstvoller Fügung in unendlich reicherem Maße findet als in der unbeholfenen deutschen Schriftsprache, die sich damals erst herauszubilden begann. Sehr hübsch ist der Nachweis, wie in den folgenden Epochen verschiedene Arten von Oden nacheinander in den Vordergrund treten (gesellige, heroische und andere) und wie verschieden ein und dasselbe Vorbild, z. B. Horaz wirken kann. Horaz wird nach dem Verfasser dreimal rezipiert, in der lateinischen Odendichtung des 16. Jahrhunderts als Muster vollendeter Form, in den Oden der Barockzeit (17. Jahrhundert) als Museum poetischer Ausdrücke, das nach Bedarf und Belieben geplündert wird. Erst im 18. Jahrhundert in der Aufklärung wird er inhaltlich seiner Weltanschauung nach rezipiert. Als Höhepunkt der deutschen Odendichtung betrachtet der Verfasser mit Recht Klopstock und Hölderlin. Erst am Schlusse versucht er eine mit Recht lose gehaltene Definition des Begriffs Ode. Wesentlich für die Ode ist ein erhabener Stoff, der in hohem Sinn und Stil behandelt wird, wesentlich auch die Vereinigung von Gefühl und Geist, von Empfindungsmäßigem und Gedanklichem. K. Hartmann (Stettin).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Biermann, Georg: Paula Modersohn. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1927. Geh. 2,—. Geb. 2,50. (Junge Kunst Bd 2.)

Wem Leben und Werk Paula Modersohns vertraut sind, der wird nicht zu diesem kleinen Werk greifen, um Bereicherung und Vertiefung seiner Kenntnis zu erfahren. Wem es aber darum geht, einen ersten Eindruck von dem Schaffen und der Persönlichkeit der Künstlerin vermittelt zu bekommen, der findet hier eine gute Auswahl der Werke mit einer ganz ausgezeichneten, knappen Charakterisierung dieser so wesentlichen und eigentümlichen Frau mit ihrer seltsam selbständigen Entwicklung. Bei der Wirkung der Abbildungen muß man sich klar machen, daß die Farbigkeit gerade bei dieser Art der großflächigen, niemals detaillierenden Malerei entscheidend für die innere Lebendigkeit ist. Daher ist die einfarbige photographische Wiedergabe in stärkerem Maße noch Ersatz als für gewöhnlich bei dem Verhältnis von Original und Wiedergabe. Es wäre zu wünschen gewesen, daß neben der Angabe des Themas und des Entstehungsjahres auch der Aufbewahrungsort angeführt worden wäre. Hedda Guradze (Elberfeld).

Osborn, Max: Irma Stern. Leipzig: Klinkhardt & Biermann 1927. Geh. 2,—. Geb. 2,50. (Junge Kunst Bd 51.)

In überzeugender Weise deutet der Verfasser Stoffwahl und Besonderheit der Auffassung in Irma Sterns Darstellungen aus der Heimat der Malerin. Er stellt sie in Gegensatz zu der Richtung, die, überdrüssig der verfeinerten und bis ins letzte ausgeschöpften Kunst der Naturnachbildung, voll Sehnsucht zur Kunst der Primitiven kommt. Denn sie flüchtet nicht in exotische Länder, um sich, nach neuen Erlebnissen und Stoffen hungrig, zu berauschen; sie ist dort aufgewachsen und hat eine natürliche Vertrautheit mit den südafrikanischen Menschen und ihrer Landschaft gewonnen. Sehr glücklich ist ein Auszug aus ihrem Tagebuch eingefügt, in dem sich eben so stark wie in ihren Bildern Verständnis und Verwurzeltsein mit der Welt der farbigen Menschen ausdrückt. Selbst aus den photographischen Wiedergaben spricht die unbedingte, ganz auf sinnlicher Anschauung beruhende Einfachheit und oft auch eine gewisse Größe so stark, daß man aus dem kleinen Werk eine recht gute Vorstellung davon bekommt, daß primitive Kunst unserer Tage nicht immer gewollt sein muß, sondern auch gewachsen sein kann.

Hedda Guradze (Elberfeld).

Fischer Graz, Wilhelm: Beethoven als Mensch. Regensburg: Bosse 1928. 316 S. Geb. 7,—. (Deutsche Musikbücherei Bd 63.)

Noch ein „Beethoven", den wir, wenn noch nicht endgültig überwunden, so doch auf dem besten Wege zu überwinden sind — aus einer Haltung heraus geschrieben, die nicht die Haltung unserer Generation ist. Genau derselbe Beethoven, dessen „im wesentlichen literarischer Ruhm (wie Maurice Ravel, einer der führenden Musiker Frankreichs sagt) zum großen Teil der Legende seines Lebens zu danken ist, seinem Gebrechen ... der Großzügigkeit seiner sozialen Idee". — Eine völlig außermusikalische Glorifizierung, die jener pseudoromantischen Interpretierung angehört, welche zutiefst verantwortlich ist für die Entfremdung auch gegenüber Beethovenscher Musik. Das in dieser Arbeit niedergelegte persönliche Bekenntnis zu Beethoven hat mit der Kennzeichnung vom Standpunkt gegenwärtiger Musikgesinnung nichts zu tun. Ein „volkstümliches Beethovenbuch" kann und wird dieses Buch nie werden. W. Engelhardt (Berlin).

Schering, Arnold: Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören. Mit zahlr. Notenbeispielen und 5 Analysen. 4. veränd. Aufl. Leipzig: Quelle & Meyer 1924. 153 S. Geb. 1,80. (Wissenschaft und Bildung Bd 85.)

Vor rund zwanzig Jahren hielt der Verfasser, damals außerordentlicher Professor in Leipzig, an der Volkshochschule Vorträge, die in das „Wesen der musikalischen Sprache und des musikalischen Genusses" (1. Aufl. 1910, Vorw.) einführen sollten, und aus denen die vorliegende Schrift entstand. Noch heute muß diese Arbeit mit an erster Stelle genannt werden, wenn man nach musikpädagogischen Schriften für den Laien fragt. Auch der nur in etwas anspruchsvollere Unterricht, der dem musikalischen Massenkonsum dient, verwendet sie mit Nutzen. — Dieser Anzeige der neuen Auflage mag der erinnernde Hinweis genügen; eine eingehende Besprechung würde vielleicht den Wunsch äußern, daß die jüngste Kunst in den „zusammengesetzten Formen" Berücksichtigung fände. Das Register, das allerdings vollständiger als in den früheren Auflagen sein müßte, wäre ebenfalls willkommen, wohingegen die Analyse von Mendelssohns „Lied ohne Worte" in der Tat heute entbehrlich ist. — Für alle Büchereien. W. Engelhardt (Berlin).

Zeitgenössische Komponisten. Eine Sammlung hrsg. von H. v. Waltershausen. München: Drei-Masken-Verlag.

Bd 8: Munter, Friedrich: Ludwig Thuille. 120 S.

Bd 9: Fabian, Ladislaus: Claud Debussy und sein Werk. Mit besond. Rücksicht auf den musikalischen Impressionismus. 96 S.

Bd 12: Kroll, Erwin: Hans Pfitzner. 251 S.

Die Sammlung „Zeitgenössische Komponisten" will Persönlichkeit und Schaffen

zeitgenössischer Tondichter in der Darstellung starker und eigenartiger künstlerischer Charaktere lebendig machen. Eine Ausnahme macht darin nur das Buch von Munter über den bereits verstorbenen Ludwig Thuille. Aus persönlicher Berührung heraus schildert es in Kürze, aber voll innerer Wärme den äußeren Lebensweg des Komponisten, um dann ausführlich das Werk zu besprechen, durch das gewisse Längsschnitte gelegt werden. Überall schimmert hier und auch in dem letzten, dem Lehrer Thuille gewidmeten Abschnitt die sympathische menschliche Persönlichkeit des Komponisten hindurch. Trotzdem wird bei der verhältnismäßig schwachen Durchschlagskraft der liebenswürdigen Musik Thuilles das Buch nur für größere Büchereien in Frage kommen. — Im Gegensatz dazu hat das viel schwungvollere, aber stilistisch weit unordentlichere Buch von Fabian über Debussy polemischen Charakter: es betont die Verdienste Debussys um die französische und um die deutsche Musik. Im ersten Abschnitt „Die Renaissance der französischen Musik" wird das von der germanischen Musik, besonders von Wagner maßgebend beeinflußte Niveau der französischen Musik um 1870, der von Debussy neue Wege gewiesen werden, ausführlich gezeigt. Gegen die von der germanischen Musik beeinflußte Zeitströmung macht Debussy mit seinen Reformideen bewußt Front, um auf der Harmonik aufbauend eine spezifisch gallische Musik zu schaffen. Die übrigen Abschnitte gehen auf seine Hauptwerke, vor allem auf die Oper „Pelleas und Melisande" ein. So wertvoll das Buch rein sachlich ist, so schwer erscheint seine Auswertung in der Bücherei, da durch die Fremdwörtersucht des Verfassers die Lektüre ungebührlich erschwert wird. — Wie Fabian so verzichtet auch Kroll in seinem umfangreichen Buch über Pfitzner auf genaues Eingehen auf die Lebensschicksale des Komponisten. Dadurch gewinnt er Raum für eine gründliche Besprechung seiner Werke, die in den drei großen Abteilungen Kammermusik, Vokalschöpfung und Bühnenwerke dem Leser vorgeführt und an zahlreichen Notenbeispielen erläutert werden. Diese Erläuterung ist so einfach und verständlich, daß alle notenkundigen Leser zur Erweiterung ihrer Kenntnisse oder zur Einführung in die Tonsprache Pfitzners sich dieses Buches bedienen können. Schon mittlere Büchereien können es einstellen. W. Eggebrecht (Stettin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Blackman, A. M.: Das hunderttorige Theben. Hinter den Pylonen der Pharaonen. Übers. von Günther Roeder. Mit 85 Abb. Leipzig: Hinrichs 1926. VIII, 151 S. 9,—.

Das Buch bringt mehr als sein Titel sagt. Es gibt im Rahmen einer Schilderung der Reichshauptstadt und ihrer Bauten eine Geschichte Ägyptens zur Zeit seiner größten Macht und eine lebensvolle Charakteristik seiner bedeutendsten Herrscher. War schon das Buch bei seinem Erscheinen in England 1923 auch von der deutschen Kritik warm begrüßt worden, so muß die deutsche Ausgabe noch mehr gerühmt werden: In ihr sind die Zeichnungen des englischen Werkes durch ausgezeichnete Photographien ersetzt und die Anmerkungen des Übersetzers verleihen ihr selbständigen Wert. Größeren Büchereien ist auch neben den bekannten Werken von Erman-Ranke und Steindorff die Einstellung des Buches zu empfehlen.

E. Gratzl (München).

Czernin, Graf Ottokar: Mein afrikanisches Tagebuch. Mit 23 Abb. Wien: Amalthea-Verlag 1928. 196 S. Geh. 5,—. Lw. 6,50.

Ein Reisebericht, reich an Begebenheiten und aufregenden Szenen. Im Mittelpunkt stehen die Schilderungen von Jagden im östlichen Afrika, in denen der Verfasser und seine Freunde die ihnen zugebilligte Zahl von Großwildstücken „umlegen". Mit ihnen ziehen andere Jagdgesellschaften durch das noch wildreiche afrikanische Gefilde, um der Trophäenschlächterei zu huldigen. Immer wieder muß bei dem Leser das Gefühl für die Sinnlosigkeit dieses Handelns auftauchen, wenn die wenigen Tieroasen der Erde dazu herhalten müssen, schießlustigen, mit schwerkalibrigen Waffen versehenen „Kulturträgern" für ihren Sport das „Material" zu liefern. — Das Buch ist trotz der manchmal recht plastischen Schilderungen erzieherisch bedenklich, da es auf ungefestigte Gemüter leicht verrohend wirken kann, wie als ein herausgegriffenes Beispiel die kommentarlos wiedergegebene

Schilderung von Matrosenroheiten an einem gefangenen Hai belegen mag. Sprachliche und stilistische Unebenheiten, sowie ein sprunghaft wechselnder Aufbau, der oft fernliegende, aus dem Rahmen des Ganzen herausfallende Erörterungen hineinbringt, machen das Buch auch in seiner Form wenig empfehlenswert. — Für Volksbüchereien ungeeignet. C. Barth (Stettin).

Johnson, James Weldon: Der weiße Neger. Ein Leben zwischen den Rassen. Frankfurt a. M.: Frankfurter Societätsdruckerei 1928. 208 S. Lw. 5,—.

Ein Buch, das uns bisher noch fehlte: das Rassenproblem von einem Menschen dargestellt, der selber einer der unterdrückten Rassen angehört. Der Verfasser ist ein Mischling aus den amerikanischen Südstaaten, so weit weiß, daß er äußerlich unbemerkt der Welt der „Herrenrasse" angehören kann, aber doch mit soviel Negerblut in sich, um die seelische Struktur der Neger aus dem eigenen Lebensgefühl heraus zu begreifen. Psychologisch außerordentlich interessant ist nun diese Selbstdarstellung seines Lebens, wie ihm als Knaben durch ein unvorsichtiges Wort der Lehrerin plötzlich bewußt wird, daß er nicht ganz weiß ist, wie er schmerzlich und lange mit der Not des Minderwertigkeitsgefühls ringt, sich schließlich auf die Seite der unterdrückten Brüder schlägt, an deren kulturelle Bedeutung — besonders auf dem Gebiete der modernen Musikgestaltung — er glaubt, um dann, als es sich um die Gewinnung seines eigenen Lebensglücks handelt, schmählich fahnenflüchtig, wieder ein Weißer zu werden. Der Verfasser, der bezeichnenderweise nicht einmal zugibt, seine Selbstbiographie geschrieben zu haben, ist sich scheinbar selber gar nicht bewußt, wieviel Selbstenthüllung in dem Buch steckt, gerade in der Bewunderung der Zivilisationserscheinungen (Paris, Berlin), in den unverkennbaren Zügen kitschiger Sentimentalität, die das Buch hie und da durchziehen, in der Fahnenflucht, die er sympathischerweise nicht recht zu entschuldigen wagt. Gerade darum wird das Buch für den kulturpsychologisch geschulten Leser doppelt interessant, und es lohnt deshalb die Einstellung in größere Büchereien.
K. Schulz (Stettin).

Kaufmann, Carl Maria: Ausgraber, Mumienjäger und tote Städte. Von der Romantik der Forschung im Orient auf Grund eigener Erlebnisse. Mit 28 Textill. Berlin: Scherl 1927. 205 S. Lw. 5,—.

Der Verfasser, über dessen literarische Tätigkeit in diesen Blättern erst kürzlich berichtet wurde, schildert hier nochmal seine Entdeckung und Ausgrabung der Menasstadt und erzählt von seinen Erfahrungen mit ägyptischen Altertumshändlern. Sachlich enthält das Buch nichts neues; es scheint für eine anspruchslose Jugend bestimmt und ist wohl auch nur für eine solche, wenn sie heute überhaupt noch zu finden ist, geeignet. E. Gratzl (München).

Petersen, Erich Robert: Die Gummisucher. Aus dem Leben eines Kameruner Pflanzers. Berlin: Safari-Verlag. 236 S. Lw. 4,50.

Hier hat der rührige Safari-Verlag wieder ein Buch herausgegeben, das allen Büchereien, auch den kleinsten, wärmstens zur Anschaffung empfohlen werden kann. Es ist wie Voigt: „Du meine Heimat Deutschsüdwest" (vgl. Jg. 1925 dieser Zeitschrift S. 253) eins von den Büchern, die entstanden sind aus schmerzlicher Sehnsucht unserer Kolonialdeutschen nach ihrer zweiten Heimat, die sie mit allen Fasern ihres Herzens liebten. — In schlichter ganz volkstümlicher Weise berichtet der Verfasser von seinen Erlebnissen im dichtesten Busch Kameruns, von seiner Tätigkeit als Gummisucher, von seinem Verhältnis zu den Schwarzen, die ihn wie einen Vater liebten und verehrten. Er weiß auch voller Spannung von Jagdabenteuern mit allerlei wildem Getier zu erzählen. Aber das Schönste an diesem Buche ist doch das tiefe innere Erlebnis afrikanischer Buschlandschaft. Kapitel wie „Die Nacht im Urwald", „Das Herz der Wildnis" gehören mit zu den eindrucksvollsten Darstellungen unserer gesamten kolonialen Erinnerungsliteratur.
R. Kock (Schneidemühl).

Bosch, Carl: Karawanenreisen. Erlebnisse eines deutschen Kaufmannes in Ägypten, Mesopotamien, Persien und Abessinien. Ill. Berlin: Scherl 1928. 240 S. Lw. 5,—.

Der Verfasser ist als Kaufmann in Ägypten durch geschickte Spekulationen reich geworden, hat dabei den Orient kennen gelernt und durfte daher an verschiedenen Expeditionen nach Mesopotamien, Persien und Abessinien als kaufmännischer Berater und Sachverständiger teilnehmen. Was er davon erzählt, darf ein weiteres Interesse beanspruchen, wenngleich diese Karawanenreisen nüchterner und weniger romantisch verlaufen, als der Leser vielleicht erwartet: Es geht selten um Tod und Leben, sondern meist nur um Konzessionen und Geschäfte. Die Art des Verfassers tritt aber recht sympathisch daraus hervor. — Für große Büchereien.

K. Schulz (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Brehm, Alfred Edmund: Tierleben. Jubiläumsausgabe in 8 Bdn. Nach dem neuesten Stande der Wissenschaft bearb. und in Auswahl hrsg. von Carl W. Neumann. Bd 1—8. Leipzig: Reclam 1928. Lw. 48,—.

Die Eigenart dieser Brehm-Ausgabe besteht darin, daß sie einerseits dem heutigen Stande der zoologischen Wissenschaft angepaßt wurde, indem der Herausgeber Beiträge von Autoren aus neuester Zeit eingeschaltet hat. (Diese Einschaltungen sind jedesmal kenntlich gemacht, mit Ausnahme des Abschnittes „Haushunde", der gänzlich neu bearbeitet ist.) Andererseits legt der Herausgeber, wie er im Vorwort ausführt, Wert darauf, das Werk Brehms auch tierpsychologisch im Sinne des Verfassers, d. h. also in einer heute überlebten Auffassung tierischen Verhaltens wiederzugeben. Dadurch nun, daß Neumann moderne Forscher zitiert, die natürlich der Brehmschen Auffassung der Tierpsychologie fern stehen, ergibt sich eine Zwiespältigkeit, die noch dadurch erhöht wird, daß Neumann im Text des alten Brehm Kürzungen vorgenommen hat, die nicht immer glücklich sind. Noch weniger glücklich ist die Polemik im Vorwort gegen zur Straßen, den Herausgeber der vierten Auflage des Gesamtwerkes. Es läßt sich gewiß darüber streiten, ob es richtig war, die moderne tierpsychologische Auffassung in Brehms Tierleben hineinzubringen. Nicht berechtigt ist der Herausgeber dieser neuen Auswahl zu der Behauptung, daß die vierte Auflage ihrem ursprünglichen Schöpfer fremd gegenüber stände und von ihm „temperamentvoll abgelehnt" würde. Es ließe sich ebenso die Meinung vertreten, daß Brehm mit der Zeit mitgegangen wäre — und das ist sogar das Wahrscheinlichere. Kurz zusammengefaßt läßt sich über die Brauchbarkeit dieses „neuesten Brehm" Folgendes sagen: Es ist ein gutes zoologisches Lesebuch, das betreffs der Tatsachen, die es bringt, ziemlich auf der Höhe steht, hinsichtlich ihrer Deutung aber als zwiespältig bezeichnet werden muß. Wer sich über den heutigen Stand der Naturgeschichte eines Tieres unterrichten will, der wird besser zu der von zur Straßen besorgten Ausgabe greifen. Der reiche Bilderschmuck der Neumannschen Ausgabe verdient alles Lob. Die Anschaffung kann aus den oben dargelegten Gründen nur solchen Büchereien empfohlen werden, welche die große Ausgabe von zur Straßen besitzen.

O. Schnurre (Berlin).

Burwinkel, O.: Die Herzleiden, ihre Ursache und Bekämpfung. München: Verlag der ärztlichen Rundschau 1928. 64 S. (Arzt als Erzieher Heft 1.)

Die unterhaltsam geschriebene kleine Schrift gibt einen erschöpfenden Überblick, ist leicht faßlich und sich der Grenzen und Problematik einer solchen Belehrung in bezug auf Hypochonder usw. wohl bewußt. Leider sind wissenschaftliche Erkenntnisse von rein intuitivem „Volksglauben" nicht recht klar getrennt. Auch sonst gefällt sich der Verfasser ein wenig darin, durch Auftischen von Vorurteilen (z. B. gegen das Spezialistentum) den alten Biedermann zu spielen. Die Heranziehung abliegender Erkrankungen wie Gicht und Zuckerkrankheit erscheint an diesem Ort nicht ganz gerechtfertigt. Die vernünftigen heilkundlichen Ratschläge aber und eine genügende Klarlegung der Rolle, die die Gefäße bei Herzleiden

spielen, lassen eine Anschaffung des Buches dort möglich erscheinen, wo über die zusammenfassenden populären Werke hinaus der Wunsch nach Monographien besteht. E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Dacqué, Edgar: Das fossile Lebenwesen. Eine Einführung in die Versteinerungskunde. Berlin: Springer 1928. 93 Abb. 183 S. Lw. 4,80. (Verständliche Wissenschaft Bd 4.)

Es sei gleich von vornherein bemerkt, daß es sich hier nicht um eine Anleitung zum Sammeln und Bestimmen von Versteinerungen, sondern lediglich um eine theoretische Einführung in die paläontologische Wissenschaft handelt. Der Verfasser beginnt mit der Schilderung des Rohmaterials, sowie der Bedingungen und Kräfte, die zur Bildung der Fossilien beigetragen haben. Der Hauptteil des Buches enthält in sehr gedrängter Form Aufgabe und Arbeitsweise der wissenschaftlichen Paläontologie. Die Bedeutung der Fossilien für die geologische Zeiteinteilung, die Rekonstruktion des ausgestorbenen Tieres aus gefundenen Überresten, sein natürlicher Lebensraum, die „Epochen der Lebensentfaltung" und die gesetzmäßige Entwicklung, soweit sie heute zu überschauen ist, das sind die Richtlinien, an die sich der Verfasser hält. Der Teil, der in der Regel an den Anfang gebracht zu werden pflegt, liegt bei Dacqué am Schluß des Ganzen, nämlich die historische Entwicklung der Paläontologie. Für die Zwecke der Einführung ein unbestreitbarer Vorzug. Im übrigen ist das Werk streng sachlich und nüchtern geschrieben, ohne irgend eine der auf diesem Gebiete oft so häufigen Übertreibungen. Für größere Büchereien geeignet. O. Schnurre (Berlin).

Gesundheitspflege für die Fortbildungs-, Berufs- und Fachschulen. Hrsg. von Prof. Dr. Adam, Dr. Engel und F. Lorentz. Mit 89 Abb. Leipzig: Vogel 1926. 384 S. Hlw. 10,—.

Das im Auftrage des Ausschusses für hygienische Volksbelehrung herausgegebene Werk bringt in der Form eines Handbuches eine ausführliche Darstellung aller gesundheitlichen Fragen, die im Rahmen des Berufsschulunterrichtes auftreten. Das Buch gliedert sich in einzelne Hauptstücke, in denen jeweils ein Sondergebiet von einem Fachgelehrten erschöpfend für den vorliegenden Zweck behandelt wird. Die Einleitung gibt methodische Winke für die Durchführung der Gesundheitslehre und spricht in einem weiteren Aufsatz von den Hilfsmitteln für die Veranschaulichung. Ein Hauptstück über die allgemeine Gesundheitspflege folgt, das über Lebensführung, Leibesübungen in der Berufsschule, Geschlechtsleben, Tuberkulose und Rauschgifte handelt. Der zweite Teil bringt unter der Zusammenfassung „Allgemeine Arbeitshygiene" eine Reihe von Einzelaufsätzen, unter anderem über Gesundheitsschädigungen durch physikalische und chemische Einwirkungen, durch Staub und durch Elektrizität, über Berufsberatung, Unfallverhütung, Krankenkassen. Ein Anhang bietet eine Zusammenstellung hygienischer Ausschüsse und Fachverbände und weist auf Bezugsquellen von Anschauungsmitteln hin. — Die Auswahl hervorragender Fachleute zu Mitarbeitern des Werkes bringt es mit sich, daß der Inhalt in jedem Einzelstück unbedingt gediegen und wertvoll ist. Das Wesentliche heraushebend, keinen unnötigen Ballast führend, bei mäßigem Umfang eine Fülle von Stoff enthaltend, mit vortrefflichen Bildern ausgestattet, stellt das Werk einen Führer auf dem Lehrgebiet der Gesundheitspflege dar, wie man sich ihn schon lange wünschte. Auch besonders der Umstand, daß viele der Abbildungen als große Lehrtafeln des Hygienemuseums erhältlich und bei vielen Schulen schon vorhanden sind, macht das Buch für den Lehrenden besonders empfehlenswert. Es sollte in keiner Berufsschulbücherei fehlen. In gleicher Weise geeignet für Volks- und Werkbüchereien. C. Barth (Stettin).

Kapherr, Egon von: Die Abenteuer des Fürsten Dshaparidse, des größten Bärenjägers Sibiriens. Berlin: Bong 1929. 268 S. Lw. 5,—.

Das Buch schließt sich würdig den beliebten Tierbüchern Kapherrs an, ja es hat sogar vor manchen den Vorzug, da hier die Gefahr einer zu weit gehenden Vermenschlichung der Tiere, die mitunter bei Kapherr etwas stört, vermieden

wurde. Denn hier handelt es sich ja nur um die Erzählung eigner Erlebnisse, die der Verfasser und sein fürstlicher Jagdgenosse aus dem Kaukasus auf ihren Jagdstreifzügen in Sibirien kurz vor dem Kriege gehabt haben. Jeder Freund der Tiere und der Jagd wird seine Freude an den fesselnden und wohlgelungenen Schilderungen aus jenem Tierparadies in den Urwäldern am Ob und Irtusch haben. Zahlreiche gute Illustrationen nach Federzeichnungen oder Aquarellen erhöhen den Reiz des Buches, das allen Büchereien, auch für die Jugendausleihe, empfohlen werden kann. H. Engelhard (Berlin).

Lietzmann, W.: Lustiges und Merkwürdiges von Zahlen und Formen. Heft 1—3. Mit zus. 203 Abb. und 20 Taf. 3. Aufl. Breslau: Hirt 1928. 308 S. Je Heft 3,20.

Das Vorurteil, daß Mathematik eine trockene Sache sei, zu widerlegen, sind diese Bändchen des bekannten Verfassers gemeinverständlicher mathematischer Werke so geeignet wie kaum irgend etwas anderes. In seltener Fülle und Vollständigkeit bringen die drei Hefte alle denkbaren Arten kurzweiligster „angewandter Mathematik". Alle nur möglichen Zweige geistiger Betätigung, die irgendwie der Rechenkunst und Raumlehre verschwistert sind, werden berücksichtigt, und es scheint, daß keine Abteilung dabei vergessen worden ist. Von der Anekdote bis zum Roman, von der Scherzfrage bis zum geometrischen Spiel, vom Abzählreim bis zum Kalender ist alles vorhanden, was in diesen Dingen jemals betrieben wurde. Vieles Bekannte, das auch in andern Büchern dieser Art sich findet, und auch vieles Neue, das bisher noch nicht veröffentlicht war. Das Wertvollste aber ist, daß man in dem Gesamtwerk keine tote Sammlung mathematischer Kurzweil vor sich hat, die nach äußeren Gesichtspunkten zusammengetragen ist, sondern überall den ordnenden und sichtenden Geist des Verfassers zwischen den Zeilen spürt, der in den mitunter einfach und spielerisch anmutenden Fassungen die verborgenen Kerne mathematischer Grundfragen durchleuchten sieht und sie dem aufmerksamen Leser zu übertragen weiß. — Die drei Hefte sind wärmstens zu empfehlen und sollten vor allem in keiner Lehrerbücherei fehlen, da die darin behandelten Dinge, im Unterricht an geeigneter Stelle eingestreut, ihn überaus belebend und anziehend gestalten können. C. Barth (Stettin).

Schnack, Friedrich: Das Leben der Schmetterlinge. Hellerau: Hegner 1928. 286 S. Lw. 10,80.

Der Entomologe mag dieses Schmetterlingsbuch unmutig aus der Hand legen. Aber er tut unrecht daran. Es ist eine wirklich erlebte Naturgeschichte, geboren aus einer tief wurzelnden Neigung des Verfassers und geformt in eine wohllautende Sprache, die ihre Rechtfertigung in sich selbst wie in dem Gegenstand des Buches findet. Dieses ist eingeteilt in drei Abschnitte: „Tagfalter", „Nachtfalter" und „Falterlegenden". Auch die letzteren sind gut lesbar, zumal der Verfasser in kluger Beschränkung die Drei-Zahl nicht überschreitet. Die Einzelschilderungen der Tag- und Nachtschmetterlinge sind vorzüglich, vom künstlerischen und auch vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Trotz gänzlich fehlender Abbildungen erstehen Bild und Lebensweise des Falters in plastischer Deutlichkeit. Die Bedeutung dieses Buches liegt nach Ansicht des Referenten in erster Linie darin, daß es sich wie wenig andere Werke dazu eignet, die leidige Sammelwut vieler Menschen, besonders Jugendlicher, in die Bahnen biologischer Beobachtung zu lenken. Es sollte daher an Stelle der üblichen „Anleitung zum Sammeln von . . ." ausgeliehen werden und zwar an Leser etwa vom 16. Lebensjahr an. Danach ergibt sich die Brauchbarkeit des Buches für Volksbüchereien jeder Größe von selbst.
O. Schnurre (Berlin).

Feldhaus, F. M., u. Feldhaus, G.: Tage der Technik. Illustrierter technisch-historischer Tages-Abreißkalender. Berlin: Salle 1929. 5,—.

Für jeden Tag ein Bild aus der Geschichte der Technik bringt dieser Abreißkalender. Eine Sammlung von den mitunter recht abenteuerlich anmutenden Darstellungen früherer Zeiten, die Maschinen, technische Vorrichtungen und Arbeitsverfahren betreffen. In gutem Druck sind vorzugsweise Zeichnungen, Holzschnitte

und Kupferstiche wiedergegeben, in denen ehemals durch die Hand der Künstler technische Pläne und Ausführungen der Mitwelt verkündet oder auch humorvoll verspottet wurden. — Die Zusammenstellung ist etwas zu viel als fleißiges Sammlerwerk und etwas zu wenig im Sinne pädagogischen Aufbaues angefaßt worden, die neuzeitliche Technik kommt zu spärlich dabei weg. Im übrigen jedoch wird der Kalender besonders für Leute, die für Bilder etwas übrig haben, oder für die Verwendung im Episkop recht wertvoll sein, da die Abbildungen verdienen, über die einmalige Tagesbeachtung hinaus aufgehoben zu werden.

C. Barth (Stettin).

Tschudi, Georg von: Aus 34 Jahren Luftfahrt. Persönliche Erinnerungen. Mit 50 Abb. und Textskizzen. Berlin: Hobbing 1928. 186 S. Geh. 7,50. Lw. 9,—.

Der im Oktober 1928 verstorbene Major Georg von Tschudi schreibt in diesen stark persönlich gefärbten Erinnerungen die Geschichte der Entwicklung des modernen Luftfahrtwesens während der letzten dreißig Jahre. In einzelnen Szenen entsteht vor dem Leser ein farbiges lebendiges Bild vom Werdegang dieser neuzeitlichen Verkehrsmittel; es führt von den Militärfesselballons und dem Aluminiumluftschiff des David Schwarz über manche andern fast immer mißglückten Versuche zu den Gleitflügen Otto Lilienthals, von dem ersten Lenkluftschiff Zeppelins zu den Experimenten der Brüder Wright und bis in die Gegenwart zu Chamberlin. Dieses Stück technischer Geschichte bekommt besonderen Reiz dadurch, daß es aufgezeichnet wird von einem, der selbst probend, helfend und ratend an der Entwicklung des Flugwesens beteiligt war, wie er auch als einer der ersten Militärflieger die Wichtigkeit des Fliegens für Heereszwecke erkannt hat. An leitender Stelle bei verschiedenen internationalen Flugausstellungen während der Vorkriegszeit und als Direktor des Flugplatzes Johannistal hat Tschudi in persönlicher Berührung mit fast allen Pionieren des Flugwesens gestanden, so daß er immer aus eigener Kenntnis von Menschen und Erfindungen reden kann. Seine stellenweise auch recht humoristischen Erinnerungen werden durch eine stattliche Anzahl von leider schlecht wiedergegebenen Photographien belebt. Neben den technisch interessierten Lesern wird sich auch mancher andere Liebhaber für das Buch in der Bücherei finden. Schon für mittlere Büchereien.

W. Eggebrecht (Stettin).

8. Verschiedenes.

Bücherverzeichnis. Aus Menschenschicksal und Völkergeschichte, Heimat und Ferne, Natur und Kunst, Staat und Wirtschaft, Lebensanschauung und Lebenspraxis. Hrsg. von der Zentrale für Nordmarkbüchereien. Flensburg 1928.*)

Das vorliegende Bücherverzeichnis bringt etwa 1100 Besprechungen von gemeinverständlich belehrenden Werken. (Über den früheren besprechenden Leserkatalog der Zentrale für Nordmarkbüchereien vgl. 5. Jg. dieser Zeitschrift S. 77 und S. 261 ff.) Es soll, wie aus dem Vorwort zu ersehen ist, zunächst als Grundkatalog für die Kleinstadtbüchereien der Nordmark dienen, weiterhin als übergeordneter Katalog für die Dorfbüchereien, soweit sie für ihre geförderten Leser eine Ergänzung brauchen, und schließlich als Auswahl für die öffentlichen Büchereien Flensburgs, namentlich für die Zentralbüchereibestände, die von den kleineren Büchereien der Nordmark zur zeitweiligen Ergänzung ihrer Bestände leihweise herangezogen werden können. (Durch Besternung ist dann im einzelnen kenntlich gemacht, für welchen Größentyp ein Buch vor allem in Betracht kommt, bezw. ungeeignet ist.) Es ist eine ganz erstaunliche Leistung, die Dr. Schriewer und seine Mitarbeiter in diesem stattlichen und schön gedruckten Bande vorlegen. Galt es doch auch da, wo älteres Besprechungsgut (aus der „Bücherei und Bildungspflege" und aus dem Stettiner Ferne Länder-Katalog) verwertet werden

*) Eine eingehendere Besprechung des wichtigen Verzeichnisses folgt im nächsten Heft.

konnte, eine umfangreiche Redaktionsarbeit zu leisten; denn die Besprechungen des neuen Flensburger Kataloges sind naturgemäß bedeutend kürzer als jene. (Zuweilen hat man, namentlich da man durch die ersten Abteilungen des Kataloges verwöhnt ist, den Eindruck, daß sich die Werbekraft des Buchtitels durch Hinzufügung von einigen weiteren Sätzen zu dem einzigen Satz, der jetzt dasteht, leicht hätte verstärken lassen, z. B. in der Abteilung Naturkunde bei Büchern wie „Vom sieghaften Zellenstaat" oder „Biologisches Experimentierbuch".) Die Gliederung hält eine kluge Mitte zwischen akademischer Systematik und schöngeistiger oder allzu praktischer Aphoristik. Man findet sich deshalb leicht zurecht. Wer ein einzelnes Buch sucht, wird dabei überdies durch ein Verfasserverzeichnis am Schluß des Bandes unterstützt. — So werden die deutschen Volksbibliothekare allenthalben diese neue Frucht des schleswig-holsteinischen Grenzbüchereiwesens dankbar begrüßen; insbesondere den Beratungsstellen, die ja schon an dem vorigen Flensburger Besprechungskatalog ein wertvolles Hilfsmittel hatten, kann nur empfohlen werden, den Band nicht bloß gründlich durchzuarbeiten, sondern ihn auch wenigstens an die städtischen Büchereien ihres Bereiches als Beratungshilfe zu verteilen.

E. Ackerknecht.

Wassermann, Jakob: Lebensdienst. Gesammelte Studien, Erfahrungen und Reden aus drei Jahrzehnten. Leipzig: Grethlein 1928. VII, 589 S. Lw. 12,50.

Zahlreiche Gelegenheitsschriften Wassermanns erscheinen hier gesammelt, die bisher in Zeitschriften mehr oder weniger versteckt und unzugänglich, oder sogar noch nirgendwo abgedruckt waren. Für den Freund Wassermannscher Dichtung ist es ein Genuß, in diesen Schriften künstlerischem Schwung und einer mitreißenden Geistigkeit zu begegnen. Wir kennen Wassermanns persönliche Note ja bereits aus seinem „Weg als Deutscher und Jude"; auch im „Lebensdienst" erscheint uns der Dichter und Schriftsteller in seinem ganzen großen Format und der Tiefe seiner Seele. Die Charakterzeichnungen Busonis oder Rathenaus gehören wohl zum Feinsten, was ein Dichter über Freunde geschrieben hat. Sehr angenehm von dem vielfach Oberflächlichen der heute marktgängigen Amerikaliteratur sticht die Artikelserie „Wirkliche und seelische Landschaft Amerikas" ab, welche Bedeutendes zu sagen weiß über Verwandtes und Fremdes zwischen Amerika und Europa. Wertvoll zur Erkenntnis des Menschen Wassermann sind auch seine Auslassungen sowohl über die Rassenfrage, als besonders über seine Werke, etwa den Hauser-Roman und den „Fall Maurizius". Daneben laufen eine ganze Reihe literarkritischer und ästhetischer Aufsätze, die in ihrer Vielseitigkeit dem Buche manchen Freund gewinnen werden. Bereits für mittelgroße Büchereien.

O. Bahrt (Insterburg).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Des Archipoeten erhaltene Gedichte, lateinisch und deutsch. Mit Einführung in das Verständnis hrsg. von Wilhelm Stapel. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt.

An diesem libellus oder Büchlein gefällt dem Rezensenten zweierlei: Erstens, daß die Übersetzung keine Nachdichtung sein will, sondern neben dem neuhochdeutschen Wortlaut den mittellateinischen Urtext gibt und sich ganz in dessen Dienst stellt. Der Verfasser weiß, wenn einer, daß Dichtungen sich nicht übersetzen lassen, weil sie Ausdruck der Seele sind. Er verfährt ähnlich wie Blust in seinem Walther von der Vogelweide (Tempel-Verlag). Zweitens ist es bewundernswert, wie Stapel den leider fast verschollenen Erzpoeten hier „zitiert", d. h. wirklich wieder heraufbeschwört. Das Lebensbild und die Wesenheit des ritterlichen Sängers werden mit feinster Seelenkunde überzeugend wahr gezeichnet. Wir fangen an zu lesen und finden die heitere Schwermut dieser alten deutsch-lateinischen Verskunst ebenso anmutig wie rührend. Das Grundgefühl des sehnsüchtig empfindsamen, früh gestorbenen Dichters offenbart sich in dem Spruch: quod caret dulce sine nimi

est amarum. Was ganz ohne Süßigkeit ist, das ist allzu bitter. — Es wird hie und da einen Bibliothekar geben, der wird das Büchlein einem Leser in die Hand drücken, der einmal Lateinisch gelernt hat. Der Rezensent hätte es gern noch mehr gelobt, wenn es nicht gerade ihm selbst zugeeignet wäre.

W. Schaefer (Stettin).

Busch, Wilhelm: Humoristischer Hausschatz. München: Bassermann 1928. 2 Bde. Lw. 25,—.

Der bekannte Busch-Verlag Bassermann hat nun einen zweibändigen „Humoristischen Hausschatz" in Oktavformat (mit Fadenheftung!) erscheinen lassen, der zum mindesten für den Gebrauch der Büchereien schon seiner Handlichkeit wegen der großformatigen, einbändigen Ausgabe weit vorzuziehen ist. (Er ist aber auch vom Standpunkt des Bildgenusses aus der anderen Ausgabe überlegen, da jetzt der Satzspiegel die Form der Originalausgaben aufweist.) Der Inhalt ist bei der neuen Ausgabe derselbe wie bei der früheren: Der erste Band beginnt mit der selbstbiographischen Skizze „Von mir über mich", die nicht nur ein Meisterwerk überlegener, liebevoll-ironischer Selbst- und Weltbetrachtung, sondern überdies auch ein Stück bester deutscher Prosa ist, bringt dann „Die fromme Helene", die Knopp-Trilogie, den „Geburtstag" und die „Haarbeutel"; der zweite Band enthält „Fipps der Affe", „Balduin Bählamm", „Maler Klecksel", „Plisch und Plum", „Bilder zur Jobsiade", „Pater Filucius" und „Dideldum!" (Die Reihenfolge ist also nicht die der Entstehung dieser Bilderpossen; denn sonst müßten bezeichnenderweise Bählamm, Plisch und Plum und Klecksel den Reigen beschließen.) — Zum Ruhme des großen Weisen aus Wiedensahl in diesem Zusammenhange etwas Neues zu sagen, ist nicht nötig. Es haben allmählich sehr viele Deutsche bemerkt, daß Wilhelm Busch mehr ist als ein bloßer Witzemacher, so viele gute Witze er auch gemacht hat. Aber eine doppelte Mahnung sei der Empfehlung dieser neuen Ausgabe hinzugefügt: Man vernachlässige neben ihr nicht die Einzelausgaben, denn Bilder und Verse haben es bei Busch „in sich", und es ist schade, wenn der Leser und Beschauer von Geschichte zu Geschichte hastet, anstatt jedem Bild und Vers die Konzentration zu widmen, die er verdient; und man führe die Busch-Freunde auch immer wieder zu den bilderlosen Gedichtsammlungen („Kritik des Herzens", „Zu guter Letzt" und „Schein und Sein") und zu den beiden ausgezeichneten Prosadichtungen „Eduards Traum" und „Der Schmetterling". Besonders „Eduards Traum", dieses Schatzkästlein philosophischen Humors, ist noch lange nicht genug bekannt. E. Ackerknecht.

Schäffer, Albrecht: Gevatter Tod. Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe. Leipzig: Insel 1921. Pp. 5,—.

Das Grimmsche Märchen vom Gevatter Tod ersteht hier aufs neue, zum Epos erweitert. Reicher und schillernder sind die Schicksale des großen Arztes, dessen Leben bestimmt wird durch das Patengeschenk des Lebenselixiers, als in dem schlichten Märchen. Und es wird nicht einfach Handlung gegeben, sondern immer wieder psychologisch beleuchtet, was geschieht. Überraschend wird der Ausgang vom Märchenhaften in eine Vision gewendet, die die Weihnachtsgeschichte aus dem Matthäusevangelium bringt. — Dies alles in Hexametern erzählt, wird symbolisch auf 24 Mondphasen verteilt. Da die Symbolik nicht immer leicht zu begreifen ist und die Gedanken oft in eine sehr kunstvolle und etwas schwierige Form gebracht sind, stellt das Werk hohe Ansprüche an den Leser. Im Gegensatz dazu steht das Bestreben, den Hexameter möglichst wenig als gestelztes Versmaß wirken zu lassen, indem die Wahl der Worte oft absichtlich derb und drastisch ist und die klassische Form des Versmaßes schon dadurch gesprengt wird, daß außerordentlich häufig Worte durch den Beginn einer neuen Zeile auseinander gerissen werden. — Nur für große Büchereien. Hedda Guradze (Elberfeld).

Schaeffer, Albrecht: Die Odyssee Homers deutsch erneuert. Berlin-Grunewald: Horen-Verlag 1927. Hldr. 10,—. Ldr. 15,—.

Ganz ohne Frage: wenn man an die Möglichkeit einer Erneuerung der griechischen Dichtung denkt, neue Liebe für sie zu erwecken und neues Kennen- und Verstehenlernen, so darf sich Albrecht Schaeffer dazu für berufen halten.

Es ist auch kein Zweifel, daß er nicht nur, indem er die alten Hexameter in fünffüßige Trochäen umgießt, sondern auch, indem er für Inhalt und Gedankengut meist gleichwertige deutsche Ausdrucksform findet, die Dichtung unserm Verständnis näher bringt, so daß man seiner Arbeit gern den erstrebten Erfolg wünscht. Und dennoch ist's so, daß Schaeffer gegen den guten alten Johann Heinrich Voß einen schweren Stand haben wird, weil dessen Arbeit — vorläufig wenigstens noch — trotz aller Hexameterholperei eine gewisse Klassizität längst erworben und mit seiner Übersetzung einen bestimmten Wortschatz aufgestellt hat, der allgemeines Sprachgut für alle die geworden ist, die sich aus Beruf und aus Neigung mit griechischen Epen befassen. Will sagen, daß die Notwendigkeit einer Neuübertragung einstweilen noch nicht feststeht, und daß man darum, bei aller Würdigung des Schönen und Getroffenen, die Nachdichtung Schaeffers nur erst mehr als eine Pionierarbeit anzusprechen und zu bewerten geneigt ist. Man kann trotzdem wünschen, daß das Heer unserer Übersetzer viel von Schaeffer lernen möge. — Für größere Büchereien. M. Schaefer (Elberfeld).

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Baesecke, Georg: Reinhart Fuchs. Das älteste deutsche Tierepos aus der Sprache des 12. Jahrhunderts in unsere übertragen. Halle: Niemeyer 1926. 3,—. Liebh.-Ausg. 6,—.

Wer Verständnis für Sagen und Tiergeschichten hat, dazu noch Sinn für Humor und Neigung für die Satire, wird an der Übersetzungsarbeit des Hallenser Germanisten seine helle Freude haben. Gerade weil er „zuweilen etwas unverschämt" reimt und an der Freiheit des altdeutschen Verses festhält, geht durch die Übertragung der frische mitreißende Zug des Originals, in dem Reinecke erst in die Rolle des Bösewichts hineinwächst, dann aber auch gleich so, daß zum Schlusse eine famose Parodie von der Nibelungen Not entsteht, die das Lied zu einer der besten, wenn nicht „zur besten epischen Leistung unseres 12. Jahrhunderts" machen. Daneben wird dem Leser durch die herzhaft zupackende Satire der Dichter Heinrich der Glichezare menschlich näher gerückt, so daß man für die kleine, aber wertvolle Gabe Baesekes nur dankbar sein kann. M. Schaefer (Elberfeld).

Leßkow, Nikolai: Gesammelte Werke. Bd 7, 8 u. 9. Mit einer Biographie Leßkows. München: Beck. Lw. 6,—, 7,—, 6,—.

Die vorliegenden drei Bände bringen die große und verdienstvolle Leßkowausgabe des Verlags zum Abschluß. Die beigegebene Biographie wird allen Verehrern des großen Dichters willkommen sein. Aus dem 7. Band, welcher Novellen aus dem russischen Leben enthält, sind von besonderem Interesse „Lady Macbeth von Mzensk" und „Die Teufelsaustreibung", die mit ihren Extremfällen russischer Männlichkeit und Weiblichkeit dem von Leßkow so treu gezeichneten russischen Volkscharakter Wesentliches hinzufügen. Der 9. Band enthält überwiegend Legenden, die ebenso wie die kleine Novelle „Anläßlich der Kreutzer-Sonate" unter Tolstois Einfluß entstanden sind. Leßkow war Tolstois Alters- und Standesgenosse, sein Bewunderer und sein Anfangs der 80er Jahre auch sein Freund und Mitarbeiter. Manche moderne Nurliteraten haben ihn neben oder über Tolstoi gestellt. Dies war ganz gegen den Sinn Leßkows selbst, der den Unterschied des Formats stets respektierte; wohl aber hat er auch dem größeren gegenüber seine Selbständigkeit bewahrt. Im Unterschied von Tolstois doktrinärem Radikalismus blieb er erdnäher, im Gegensatz zu dessen protestantisch rationalisierender Tendenz erkannte er gerade im russischen Glauben die für Rußland erforderlichen Kräfte der Erlösung. Von hier aus betrachtet ist für Leßkows Eigenart, zugleich auch für seinen Unterschied von Tolstoi, am charakteristischsten der 8. Band („Die Clerefei"), der uns drei Vertreter des russischen Klerus vorführt mit allem Realismus der Erdenschwere, aber zugleich in der vollen Weihe ihres göttlichen Berufs.

K. Hartmann (Stettin).

Prévost, Antoine François, Abbé: Manon Lescaut. Übers. u. eingel. von Jos. Hofmiller. München: Langen. 191 S. Lw. 3,—.

Die berühmte Novelle, die zu den Grundwerken der Prosakunst gehört, ist von Hofmiller gut übersetzt und mit einer Einleitung versehen, die ihren Ort in der Geschichte der europäischen Seele bestimmt. Die Ausgabe ist ebenso zu empfehlen wie die Ausgabe des Onkel Benjamin von Claude Tillier in der gleichen Reihe von „Langens schönsten Erzählungen", die ebenfalls Hofmiller besorgt hat.

W. Schuster.

Wichert, Ernst: Litauische Geschichten. Mit einer Einleitung von Paul Wichert. Königsberg: Gräfe & Unzer 1927. 260 S. Hlw. 5,50.

Wichert ist in früheren Jahren in den verschiedensten Ausgaben und Auflagen erschienen, die jedoch mehr und mehr in ihrer Zusammenstellung den Wünschen des heutigen Publikums nicht gerecht zu werden vermögen, so daß die vorliegende Ausgabe besonders zu begrüßen ist, welche drei der schönsten Wichertschen Erzählungen zusammenfaßt: „Ansas und Grita", „Der Wilddieb", „Die Schwestern". Weit über den Rahmen der eigentlichen Heimaterzählung hinaus sind diese Dichtungen Wicherts Darstellungen einer Menschenschicht und einer Kultur, die in ihrer Eigenart, in ihrem oft fast unheimlichen Reiz viel bekannter sein müßten, um in kulturpolitischem Sinne ostpreußische Lebens- und Existenzfragen bekannt zu machen. Die Anschaffung dieser wohlfeilen Ausgabe kann jeder Bücherei empfohlen werden. O. Bahrt (Insterburg).

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Alscher, Otto: Tier und Mensch. Geschichten. München: Langen 1928. 136 S. Geh. 3,—. Lw. 5,—.

Der Wert dieser Tiergeschichten liegt nicht auf der naturwissenschaftlichen Seite, gegen die Otto Alscher hin und wieder sündigt. Aber diese wirklich sehr kleinen Sünden verzeihen wir ihm gern wegen der hohen ethischen Bedeutung seiner Schilderungen, die stets das Verhältnis des Tiers zum Menschen in irgend einer Weise darstellen. Es geht eine befreiende Wirkung von ihnen aus, die darauf zurückzuführen ist, daß niemals das Tier geopfert wird. Ist es ein Kampf zwischen beiden, so bleibt stets das Tier der Sieger. Dazu gehören die Skizzen von der „Schwarzen Viper" und von einem Adler, dem „Furchtbaren". Erstere von düsterer, schicksalshafter Tragik, aber dennoch als ein Fall unter vielen unmittelbar dem Leben entnommen, die letztere tierisch wohl etwas unwahrscheinlich, aber voll ethischen Gehaltes. Noch höher in dieser Beziehung stehen einige andere Erzählungen: „Milliarden Mücken", „Zwei Nächte" und vor allem die letzte im Buch „Die Alten". Ein alter Ansiedler verfolgt voller Haß und Wut einen Bären, der ihm nachts seine Bienenstöcke und Pflaumenbäume plündert. Er begegnet ihm plötzlich in der Wildnis. Es ist ein ganz alter Bär mit kahlem Fell, stumpfen Zähnen und Krallen, halbblind. „Nun hätte er die Büchse frei machen können, aber er tat es nicht. Alles in ihm war großes Erstaunen und eine verwunderte Überraschung, die ihn kopfschüttelnd sagen ließ: Wir haben keine Rechnung miteinander, ich nicht und du nicht ... du mußt auch leben. Mußt ja Honig und Zwetschgen fressen, denn du kannst kein Wild mehr fangen, kannst nichts mehr beißen. Schwer ist dein Leben, Alter." — Das Buch spricht zu jedem Leser eine sehr eindringliche Sprache. Es kann Erwachsenen und Jugendlichen in die Hand gegeben werden, letzteren vom 14. Jahre ab, je nach individueller Veranlagung auch früher. O. Schnurre (Berlin).

Arlen, Michael: Kompromiß Venetia. Roman aus dem Engl. Leipzig: Weller 1928. 490 S. Lw. 8,—.

Der Beginn mit seiner Herausstellung der drei apokalyptischen Reiter der Gegenwart: Finanz, Presse, Politik in drei „typischen" Vertretern läßt aufhorchen — doch verliert sich das Ganze im weiteren Verlauf so sehr in das „kompromittierende" Sexual- und Liebesleben der Tochter des einen, Venetia, daß eine bildungspflegliche Verwendung des Buches ausgeschlossen erscheint. W. Marold (Berlin).

Bartsch, Rudolf Hans: Die Apotheke zur blauen Gans. Roman aus seltsamem Grenzland. Berlin-Zehlendorf: Rembrandt-Verlag 1928. 287 S. Lw. 5,50.

Ein schwaches Buch. Der Verfasser macht sich einige Zeittendenzen zu eigen, z. B. die Stadtfeindlichkeit, den Antiintellektualismus (der ja eine gewisse Berechtigung, aber auch seine Grenzen hat), das Liebäugeln mit okkulten Kräften und Phänomenen und führt uns an die jugoslawisch-steiermärkische Grenze, an die Gestade der Mur. Dort lebt, wie der Verfasser versichert, ein primitives Volk mit unerschöpften seelischen Möglichkeiten, geheimnisvollen Ahnungen und Ängsten, dort haucht uns bereits der Geist Asiens an, dort können noch leibhaftige Gespenster wandeln. Und so hat denn auch die Apotheke zur blauen Gans ihren Hausgeist, dessen Anblick sogar lebensgefährliche Wirkungen auslösen kann. Dies alles und die paar alten Herren, die darüber reden, gibt aber noch keinen Roman. Auch nicht das Liebespaar, das sich ja sicherlich, erwächst auch jedem einmal auf der Gegenseite ein Rivale, am Ende glücklich haben wird. Einige Stilverstöße dienen nicht dazu, das Niveau des Buches zu heben. — Der Mangel an Gestaltungskraft und an genügender Handlung machen den Roman zur Anschaffung für Volksbüchereien ungeeignet. H. Engelhard (Berlin).

Burkhardt, Robert: Der letzte Neuenkirchen. Roman aus der Vergangenheit der Insel Usedom. Swinemünde: Fritzsche 1911. 275 S. Lw. 4,—.

— Der König von Swinemünde. Ein Heimatroman. Ebenda 1928. 246 S. Lw. 4,—.

Der erste Roman behandelt ein Stück pommerscher Geschichte aus dem 30-jährigen Kriege. Christoph von Neuenkirchen, „erbgesessen auf Mellenthin und fürstlicher Hauptmann im Pudaglaer Schlosse", ist einer der treuesten Diener des letzten pommerschen Herzogs Bogislaw XIV. Er sieht als einer der wenigen die Gefahr, die der pommerschen Heimat von den quartierbegehrenden Truppen Wallensteins droht, aber es gelingt ihm nicht, die Saumseligkeit des Pommernherzogs und den Widerstand der Städte und des Adels gegen ein Heeresaufgebot zu überwinden; so muß er all das Elend, das von den Kriegshorden über das Usedomer Land hereinbricht, mitansehen und — ihm werden Frau und Sohn ermordet — mitleiden. Schließlich, als die Not zum höchsten steigt, ruft er eigenmächtig die Dänen ins Land, um von ihnen ebenso treulos verlassen zu werden wie von den eignen Landsleuten. Denen gilt er als Landesverräter, er aber fühlt sich unschuldig und geht tapfer und treu in verzweifeltem Kampf gegen die Wallensteiner zugrunde.

Der „König von Swinemünde" ist der Swinemünder Kaufherr Friedrich Wilhelm Krause, und er spielt in der Zeit von Preußens Niederbruch 1806 eine ähnliche Rolle wie der Neuenkirchener zweihundert Jahre vorher. In der Zeit allgemeiner Memmenhaftigkeit rettet er eine preußische Kriegskasse vor den Franzosen und vor der den Feinden dienstwilligen Stettiner Rechnungskammer, bringt trotz schwerster Opfer auch sein eignes Geschäft glücklich durch die Fährnisse der Kriegszeit und der Kontinentalsperre hindurch und darf, ebenfalls eine Zeitlang als Staatsbetrüger angesehen, dann doch die Genugtuung erleben, daß seine tapfere Tat die königliche Anerkennung findet.

Beide Romane geben ein gutes Bild der historisch bewegten Zeiten, die Pommerns größte Notzeiten waren, die Schicksale der Helden vermögen eine warme Anteilnahme zu erwecken. Natürlich ist es kein großer Dichter, der sie geschrieben hat — man vergleiche die immerhin recht eindrucksvolle Szene des peinlichen Halsgerichts zu Usedom mit der gleichen aus Löns' „Wehrwolf"! —, sondern ein Historiker (Burkhardt hat eine Chronik der Insel Usedom geschrieben), der die Gestalten, die ihn interessiert haben, lebendig zu machen versucht. Das ist ihm recht gut gelungen, und darum freuen wir uns, diese beiden pommerschen Romane unserer nicht zu umfangreichen Heimatliteratur einreihen zu dürfen. Sie sind für alle Leser geeignet und sollten wenigstens in allen pommerschen Büchereien stehen. K. Schulz (Stettin).

Aus Dschungel und Urwald. Zürich: Füßli.

1. Gouzy, R.: Das donnernde Wasser. Erzählungen aus den Urwäldern Afrikas. 2,—.
2. Calderon, V. G.: Das Weinen des Urwaldes. Novellen aus Perus Wäldern. 2,—.
3. Baumann, R. G.: Der König von Pulu Manis. Geschichten aus dem Dschungel Sumatras. 2,—.

Der Nachfrage nach Abenteuergeschichten Rechnung tragend legt der bekannte schweizerische Verlag diese drei ersten Bändchen einer neuen Bücherreihe vor, die überall da Anklang finden wird, wo man derlei Geschichten in Novellenform zu sich zu nehmen liebt. Die Erzählungen sind durchweg flott und spannend geschrieben, wenngleich nicht immer mit solcher Kunst, daß auch das Unwahrscheinliche glaubhaftes Ereignis wird. Vielleicht aber soll der Leser nur staunen und seine Phantasie nur angeregt werden, um sich dann umsomehr seines gesicherten bürgerlichen Lebens und seiner Behaglichkeit zu erfreuen. Die Bücher sind gut ausgestattet, die Auswahl der Bilder allerdings zum größten Teil mehr zufällig als durch den Inhalt der Erzählungen bedingt.

M. Schaefer (Elberfeld).

Ernst, Paul: Geschichten von deutscher Art. München: Georg Müller 1928. 320 S. Lw. 10,—.

Von den 43 Novellen waren 19 schon früher gedruckt, die andern sind neu hinzugekommen. Sie sind in der straffen Art erzählt, mit der Paul Ernst eine Neubelebung der strengen Form der Novelle oder vielleicht besser die Fortentwicklung dieser Kunstform aus dem Geiste der Gegenwart erstrebt. In seinem Aufsatz „Zum Handwerk der Novelle" (in „Der Weg zur Form", vgl. Jg. 1928, S. 259 dieser Zeitschrift) hat er das Gebiet bezeichnet, welches der Novelle weltanschaulich eignet: „Die Verknüpfung von Schicksal und Charakter und die ewige Frage ihrer gegenseitigen Bestimmtheit." Auch diese Stellung der künstlerischen Aufgabe zielt selbstverständlich ins Metaphysische, sofern eben jede Verknüpfung von Schicksal und Charakter an die ewige Frage ihrer gegenseitigen Bedingtheit rührt; aber vergleicht man diese Stellung der Aufgabe mit der Schäfers, dessen Anekdoten in ihrer ebenfalls hohen Formstrenge und schon in ihrer äußeren Kürze (als Folge der inneren Gedrängtheit) den Vergleich nahe legen, so zeigt sich, daß die beiden Dichter, welche gleichzeitig um eine Erneuerung der hohen Kunstform ringen, von verschiedenen Seiten an die Lösung herangehen. Für Schäfer heißt die Aufgabe, „den Schatz an bedeutsamen Handlungen vermehren", Handlungen, in denen sich, wie in den Sagen, „allgemeine Vorstellungen von Größe, Brutalität, Freiheitsliebe usw. deutlich verkörpern" (Wilhelm Schäfer, Wie entstanden meine Anekdoten. 5. Jg. der „Mitteilungen der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn". S. 203 ff.). Schäfer also zielt unmittelbarer auf ein Allgemeines, Metaphysisches. Und da zugleich sein Stil schwerer, seine Farbigkeit tiefer ist, so bekommen seine Anekdoten das tiefe Leuchten von innen heraus, das ihnen ihren besonderen Zauber gibt. Paul Ernst ist mehr linear, oft übersteilt in der Kurve der Führung der Handlung, so daß manche Stücke etwas Gewaltsames bekommen, wie wir es auch bei Binding spüren. Nicht immer rühren deshalb seine Schicksale an verwandte Saiten in unserer Seele und lösen das Mitschwingen aus, das in seinem Nachzittern das Außergewöhnliche in die Harmonie des Allgemeinmenschlichen überführt und dem scheinbar Sinnlosen des Zufalls den Sinn verleiht. Nur in seinen besten Stücken erreicht Paul Ernst das. Diese Erwägungen sind wichtig für die Ausleihe. Sie zeigen einmal, daß vor aller Leserpsychologie die Erschließung und Erkenntnis des Wesens der Kunstform vorangehen muß, um das Kunstwerk an rechter Stelle einsetzen zu können. Beide Dichter sind, so klar sich die äußere Handlung bei Ernst besonders gibt, nicht leicht zu lesen. Sie fordern Versenkung. Bei Ernst aber kommt hinzu, daß der Leser in vielen Fällen das Erstrebte erraten können muß, weil die Lösung im Ansatz stecken geblieben ist. Trotzdem ist der Gewinn der Lektüre groß, wo der Leser diese Reife erreicht hat, zumal wenn er das harte und heldische Ethos Paul Ernsts

auch dort noch zu würdigen weiß, wo er selbst aus einer andern ethischen Haltung heraus nicht mehr folgen kann. — Für Büchereien mit geschulteren Lesern.
W. Schuster.

Ernst, Paul: Saat auf Hoffnung. Roman. München: Müller 1928. 250 S. Lw. 9,—.

Ein Fabrikant hat in seiner Jugend den Bruder getötet, der leichtsinnig und verschwenderisch das Erbe der Väter schlecht verwaltete. Er heiratet die Frau des Getöteten und büßt seine Tat, die er zu rechtfertigen sucht, indem er sein Werk zu einem sozialen Musterbetrieb gestaltet und auf jede persönliche Lebensfreude verzichtet. Von dem Getöteten bleiben ihm ein Sohn und eine Tochter. Der Sohn ist eine moderne Heilsbringergestalt, wie wir sie von Molo und Herwig her kennen, um von anderen zu schweigen. Da nach langen Jahren die Untat offenbar zu werden droht, tötet sich der Fabrikant, seine Kinder treten das soziale Erbe an, aber ein Streik bringt alles zum Zusammenbruch, als wenn das auf einer verbrecherischen Grundlage beruhende Werk nicht gedeihen könne, und die beiden Kinder werden ein Opfer des Aufruhrs. Der Sinn dieses harten Schicksals erfüllt sich, indem auch die Streikenden ihr Unrecht erkennen — eine Saat auf Hoffnung. — Die Erzählweise ist, da Paul Ernst den modernen Psychologismus ablehnt, gerade dort zu knapp, wo eine tiefere psychologische Begründung unumgänglich wäre, nämlich in der Erhellung der Motive, die den Fabrikanten zu seinem Verbrechen treiben. Anderes, wie die Gespräche des Sohnes, in denen er seine Weltanschauung erläutert und klärt, ist dagegen reichlich breit ausgeführt, so daß kompositionell eine Ungleichmäßigkeit besteht. Die sozialen Hintergründe sind zu sehr abgelöst von der allgemeinen Lage des vierten Standes, die als Herübergreifen allgemeinerer Bewegungen den Einzelfall anders beurteilen lassen müßten. So ist das Buch als sozialer Roman unbefriedigend. Menschlich und dichterisch schön sind eine Reihe von Einzelheiten, die Gestalt des alten Kohlenbrenners, das häusliche Leben im Gasthaus am Walde u. a. Aber das genügt nicht, den Roman allgemein zu empfehlen. In den Jahren 1912 und 1913 geschrieben liegt er hinter uns. Nur dort, wo Paul Ernst sich eine besondere Gemeinde geschaffen hat, wird man das Buch einstellen können. W. Schuster.

Eulenberg, Herbert: Zwischen zwei Männern. Eine Lebensdichtung. Stuttgart: Engelhorn 1928. 280 S. Lw. 6,—.

In der Fabel geschickt, allzu geschickt konstruierte Darstellung aus dem Titel zu ersehender Lebensverhältnisse. An frivoler Deutlichkeit nichts zu wünschen lassende Szenen, sowie eingestreute billige Lebensphilosophie geben weitere Würze. „Reiselektüre"! W. Marold (Berlin).

Evarts, H. G.: Blitz. Der Roman eines Wolfshundes. München: Müller 1927. 240 S. Geb. 2,—.

Blitz ist ein Halbblut, eine Mischung zwischen Coyote und Wolfshund, und aus dieser Mischung erklären sich seine Anlagen: die Liebe und Treue des Hundes zu den Menschen, die er liebt, und die rasende Wildheit des Präriewolfes gegen alle, die er haßt. Wie Wully, der Spitz, in Thompsons „Bingo" treibt auch ihn seine Wolfsnatur zum Wildern, und sein Triumphgeschrei, wenn er die Beute schlägt, läßt die Menschen in jähem „Wolfsschauer" erstarren. Der Kampf zwischen der Wolfsnatur und der Hundeerziehung in ihm schließt mit dem Sieg der Treue gegen seinen Herrn und dessen Weib, die er in den Gefahren der Einöde Nordamerikas mutig beschützt. — Die spannende Erzählung wird in allen Büchereien, auch von Jugendlichen, gern gelesen werden.
W. Eggebrecht (Stettin).

Finckh, Ludwig: Sonne am Bodensee. Ein Skizzenbuch. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1929. 105 S. Lw. 3,50.

In kleinen, anspruchslosen, bisweilen etwas ans Journalistenhafte streifenden Skizzen preist Ludwig Finckh seine Heimat am Bodensee, mit der er innigst verbunden ist. Die Landschaft mit ihren Menschen, mit ihrer Pflanzen- und Tierwelt, mit ihren Bergen und Wassern, die Landschaft, so wie sie jetzt ist und so

wie sie früher war, gibt sich in kleinen Idyllen kund. Einen großen Leserkreis wird das Buch kaum finden. Besinnlichen Menschen wird es jedoch einiges zu sagen haben. R. Kock (Schneidemühl).

Galsworthy, John: Jenseits. Roman. Berlin: Knaur 1927. Lw. 2,85.

Dieser Roman von Galsworthy erscheint in der Reihe der „Romane der Welt". Es ist wiederum ein Gesellschaftsroman und spielt in der Zeit kurz vor dem Kriege. — Die einem heimlichen Bunde entsprossene Tochter eines englischen Offiziers und Edelmannes heiratet wider dessen Willen und ohne wirkliche Liebe einen Künstler. Diese Ehe zerbricht und die Tochter findet, nachdem sie noch einmal dem Glück begegnet, an den Verhältnissen aber tragisch gescheitert ist, zu ihrem liebevoll besorgten Vater zurück. — Der Roman wird lebendig und spannend erzählt, trotzdem fehlt ihm die Wärme. Es ist ein typisch englischer Roman: bei allen modernen Ansichten und feiner psychologischer Zeichnung der einzelnen Charaktere kühl und konventionell. — Für größere und auch mittlere Büchereien. Ella Lamberts (Elberfeld).

Ginzkey, Franz Karl: Der Gott und die Schauspielerin. Leipzig: Staackmann 1928. 195 S. Geh. 3,—. Lw. 5,—.

Der Österreicher versucht hier, Goethes herrliches Gedicht „Der Gott und die Bajadere" in Prosa zu gestalten. Es ist dabei aber nicht nur Prosa, sondern auch etwas prosaisch geworden. Das kommt daher, daß der Schriftsteller sich nicht nur um den Sinn des Gedichts bemüht, sondern, als sei es eine Parabel, auch Einzelheiten festhalten zu müssen glaubt. So läßt er Mahadöh selber im Wien unserer Tage auf die Erde kommen, läßt den Leib der toten Schauspielerin von Flammen verzehrt werden. Weshalb? Ginzkey ist sich über die Grenzen von Gedicht und Erzählung nicht klar. Doch um der anständigen Gesinnung willen, die aus dem Buch, wenn auch mitunter etwas weichlich, spricht, mag man es an mittleren Büchereien einstellen. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Harich, Walther: Angst. Roman. Berlin: Knaur 1927. 319 S. (Romane der Welt.)

Walther Harichs Roman „Angst" ist eine sehr geschickte Mischung von Detektivroman und psychologischer Studie, einer Studie über das Thema „Angst", mit der er fast zu dem Schluß kommt: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig". Darum ist der Roman aus zwei Gründen interessant, zumal er sehr sauber und sorgfältig gearbeitet ist. Die Menschen unserer Zeit — um einen Hauptmann a. D., der sich dem Kaufmannsstande zuwenden will, aber ermordet wird, gruppiert sich der Kreis — sind vorurteilsfrei gesehen, so daß sich zugleich eine nicht unbeachtliche Milieuschilderung ergibt. Jedenfalls hat Harich einen guten Kriminalroman geschaffen, den man freilich seiner psychologischen Betrachtungen und Motivierungen wegen keinem vorkünstlerischen Leser geben kann; aber man wird reifere Leser, die nach einem ungewöhnlich spannenden Buche verlangen, gewiß befriedigen. Lisa Schultze-Kunstmann (Stettin).

Harich, Walther: Letzte Ferien. Itzehoe: Gottfried Martin 1928. 84 S. Geb. 4,—.

Die Geschichte der Liebe eines Primaners zu einer Primanerin, die beide nicht zu den dürftigen Menschen ihres Kreises passen können. In seiner ganzen Anspruchslosigkeit ist das Geschehen fast nirgends über das rein persönlich Wertvolle hinausgehoben und wird dadurch kaum wichtiger, daß eine Jugend- und Liebeswelt der Vorkriegszeit gezeichnet wird. Der im Anfang glücklich zum Inhalt passende Stil wird leider nicht durchgehalten. R. Joerden (Stettin).

Hauser, Heinrich: Brackwasser. Roman. Leipzig: Reclam 1928. 218 S. Lw. 4,80.

Ein Matrosenroman, der Beachtung verdient. Ein etwas romantisches Thema — ein Matrose nimmt eine mexikanische Dirne als seine Frau mit in das schleswigsche Heimatdorf, aber die Tropenpflanze gedeiht nicht auf der kargen nordischen Erde und findet ihren Weg in die vertraute Treibhausluft zurück — wird sehr

sachlich und doch frisch und fesselnd erzählt. Gut gezeichnete Bilder aus dem Seeleben, Hafentreiben und Matrosenliebe, die Hölle des Kohlentrimmers, der harte Existenzkampf des Meeranwohners, prägen sich ein und werden auch den anspruchslosen Leser zu fesseln vermögen, dem gerade durch dies Buch etwas von der tiefen Tragik des Matrosen- und des Dirnenlebens aufgehen kann. Einige Vorsicht ist bei der realistischen Schilderung natürlich geboten, wenn auch erfreulicherweise gewagte Situationen ohne jede Lüsternheit erzählt sind.

K. Schulz (Stettin).

Kapp, Gottfried: Melkisedek. Erzählung. Leipzig: Reclam 1928. 99 S. Geh. 1,50. Lw. 2,80.

Dies Büchlein aus der schnell bekannt gewordenen Sammlung „Junge Deutsche" würde ich eher eine Studie als eine Erzählung nennen. Und zwar ist es zunächst eine geschichtliche Studie aus der Zeit Abrahams, vom Untergang Sodoms, der Versuch einer Sittenschilderung jener verderbten Stadt. Dann ist es eine psychologische Studie: wie im jungen Melkisedek dadurch, daß sein erstes erotisches Erlebnis, welches ihn völlig unvorbereitet trifft, der Anblick nackter Wollust ist, jede ruhige Entwicklung zum tätigen Leben des Mannes, wie es ihm Abraham zeigt, abgeschnitten wird. Die Erzählung hat auch die Kälte einer Studie, die Handlung ist mager. Das Büchlein kommt nur für größere Büchereien in Frage. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Kohne, Gustav: Die Sippe der Uhlenklooks. Roman. Leipzig: Grunow 1928. 441 S. Geh. 5,—. Lw. 8,—.

Der Verlag empfiehlt das Buch als „deutschen Roman im echten Sinne des Wortes". Ohne die problemreiche Frage: Was ist deutsch? hier weiter zu berühren, kann man sagen, daß der Roman in seiner überflüssigen Breite und seinem pedantischen, schwerfälligen Stil allerdings auch sehr — deutsch ist. (Schopenhauer meinte einseitig, aber treffend, die Schwerfälligkeit sei der wahre Nationalcharakter der Deutschen.) Liebe zur Heimat und zum urwüchsigen, ungebrochenen Menschentum in allen Ehren, aber damit macht man noch keine Literatur! Es fehlt die Gestaltungskraft und das Stilgefühl. Der erste Teil des Romans spielt in der Reformationszeit, der Held ist ein willensstarker, robuster Siedler und Jäger. Wie redet dieser Mann zu dem Mädchen seiner Wahl? „Der Glockenklang meines Herzens ist zu erhaben, und das Jauchzen und Frohlocken meiner Seele zu gewaltig, als daß ein Traumgespinst es erzeugen könnte." Oder: „Wie mag's nun erst sein, wenn es Wirklichkeit geworden ist, das große, unfaßbare Glück?" Sind dies Anklänge an Courths-Mahler oder Blüten vom Schreibtisch des Herrn Rektor Kohne? Jedenfalls ist es nicht die Sprache eines urwüchsigen Naturmenschen um 1500. Selbiger macht übrigens eine Seite weiter sogar einen Vers, in dem das Wort „Erdenproleten" vorkommt. Es gibt in einer Zeit wie der unseren so sehr viel nützlichere Beschäftigungen, als derartige Literatur zu produzieren. Wir besitzen so viele gute Schilderungen von Leben und Art des Bauern und Siedlers (Anzengruber, Polenz, Rosegger, Stehr, Hamsun, Bojer — von einer großen Anzahl anderer zu schweigen), so daß wir keine Veranlassung haben, für den vorliegenden Roman einzutreten. H. Engelhard (Berlin).

Kollbrunner, Oskar: Die Schenke des Mister Bucalo. Frauenfeld: Huber & Co. 1927. 288 S. Geb. 6,—.

Im Osten New Yorks liegt die Schenke des Mister Bucalo, und Auswandererschicksale sind es, deren Fäden dort sichtbar werden, seltsame und doch alltägliche. All diese Menschen sind ausgezogen, „jeder trug Glut in sich, heilig, unheiliges Feuer", und wurden, der eine hier, der andere dort, ergriffen und zermalmt von der „gewalttätigen Maschinerie der neuen Welt": Da ist der „Landstraßengrau", der die Menschen hassen muß und der Landstraße für immer verfallen ist, der mit dem Geld in der Tasche, das ihm ein freundliches Geschick zuspielt, und vor den sterbenden Augen das Bild des armseligen Hüttchens, das zu erwerben er im Begriff ist, im seligen Rausch seiner schweifenden Wünsche auf der Landstraße erfriert. Oder der „Professor Schühlein", dem auch in der neuen Welt die Kraft versagt bleibt, Herr seiner selbst und Diener seines Genius und Künstlertums zu

sein. Da sind die, in deren Leben die Liebe nicht zur Kraft wird, die erliegen vor der Unruhe ihrer Wünsche. — Die Zusammenfassung dieser gut und eindrucksvoll erzählten Schicksale im Rahmen des Zecherstübchens des Mister Bucalo wirkt recht äußerlich; für die praktische Verwendbarkeit des Buches, das in der Form keine Schwierigkeiten bietet, bedeutet dies jedoch keine Einschränkung.

Hilde Schmid (Stettin).

Kurz, Isolde: Der Ruf des Pan. Zwei Geschichten von Liebe und Tod. Tübingen: Wunderlich. 143 S. Geh. 2,50. Lw. 4,50.

Der Isolde Kurz eigene stark romantische Zug tritt auch in diesem Buche deutlich hervor. In den beiden glänzend erzählten Geschichten wird das Schicksal zweier junger Menschenkinder gestaltet, deren geheimnisvoll naturverbundenes Leben wieder in das große All ausströmt. Allen literarisch anspruchsvollen Lesern zu empfehlen. R. Kock (Schneidemühl).

Lewis, S.: Mantrap. Roman. Berlin: Rowohlt 1928. 307 S. Lw. 8,—.

Eigentlich wollten der überarbeitete New Yorker Anwalt und sein Freund aus dem Club eine Erholungsreise machen, aber dann zeigen sich die kanadischen Seen und Wälder zu diesem Zweck doch nicht geeignet; es wird ein Exempel der „blödsinnigsten aller amerikanischen Fabeln: sich durch die Wälder schlagen", um so mehr als der Clubfreund und Verkaufsmanager der Strumpf-Company „im höchsten Maße die Schullehrerkunst, Sport und Vergnügen zu etwas Erzwungenem, Mühseligem, Unangenehmen und Entsetzlichem zu machen" beherrscht. Sie zanken und trennen sich. Anwalt Ralph Prescott wird Gast bei dem Fellhändler und Friedensrichter am Mantrap-River, verliebt sich wie alle Männer in dessen Frau, ein ehemaliges Manikuremädchen, und bewährt diese Zuneigung bei Trappergelagen und Indianertanzereien. Er läßt sich sogar von der kleinen Alvy zum Entführer machen, erlebt mit ihr Hunger, Strapazen und Abenteuer, und nachdem sie der verlassene Ehemann doch eingeholt und sich mit ihnen ausgesprochen hat, gehen die drei schweren Herzens jeder für sich in die gewohnte frühere Umgebung zurück. — Das Buch ist witzig und wie alle Bücher Lewis' eine Satire auf die amerikanischen „Babbitmänner", allerdings erhebt es sich trotz des vorhandenen Ernstes kaum über den Rang eines guten Unterhaltungsromans. Als solcher ist er genußreich zu lesen. R. Joerden (Stettin).

Lübbe, Axel: Der Verwandlungskünstler. Erzählung. Stuttgart: Engelhorn 1928. 167 S. Lw. 4,—.

Aus Liebe zu Fiametta, um ihrer beider Leben zu lösen aus dem armseligen Komödiantendasein, verlockt von der Möglichkeit, seine große Kunst, die kaum einer je erkannte, für ein Großes einzusetzen, willigt Giovanni, der Verwandlungskünstler, in den Vorschlag des Schloßherrn, in der Rolle eines Sterbenden das Testament eines wirklich Sterbenden zugunsten des Schloßherrn zu ändern. Aber wahre und lebendige Kunst läßt sich nicht in den Dienst des rechnenden Verstandes stellen: Seine Liebe zu Fiametta, die er bei diesem Spiel für sich verloren gehen sieht, die grauenvolle Komödie selbst, die, einmal begonnen, Verbrechen auf Verbrechen fordert — diese Wirklichkeit gewinnt Gewalt über ihn und seine Kunst und spricht das letzte Wort. — Die spannende Handlung ist in knapper und geschlossener Form gegeben; wenn sie für das Verständnis Schwierigkeiten auch nicht bietet, sollte das Buch doch nur an reifere Leser ausgegeben werden.

Hilde Schmid (Stettin).

Maurois, André: Ariel oder das Leben Shelleys. Leipzig: Insel 1928. 305 S. Lw. 5,50. (Romane des jungen Frankreich.)

„Die Aufgabe, die der Verfasser mit der Niederschrift dieses Buches zu lösen wünschte, lag weit mehr auf dem Gebiete der Romandichtung als auf dem der Geschichtschreibung oder der Kritik." Diese einleitenden Worte des Verfassers treffen insofern nicht ganz zu, als die Geschichte des heute bei uns stark in Vergessenheit geratenen englischen Dichters so aus ihrem eigensten Geschehen entwickelt ist, daß der Leser, wenigstens im ersten Teil des Buches, den Eindruck einer durchaus sachlich geschriebenen Biographie empfängt. Aber wo wäre im Leben dieses

Jünglings — er starb mit kaum 30 Jahren — eine noch so kurze Strecke, die nicht selbst Roman wäre und Abenteuer, die nicht auch in Augenblicken tiefster Dunkelheit den Hauch unirdischer Verklärung trüge? Shelley ist der wahre Götterliebling, dem die Himmlischen „alle Freuden die unendlichen, alle Schmerzen die unendlichen ganz" gegeben haben. Begabt mit ungewöhnlicher Schönheit und mit einem alle Schranken durchbrechenden Idealismus stürzt er sich in das Leben, alles sichere Land hinter sich lassend, wegen einer atheistischen Schrift von der Universität vertrieben, von seinem vermögenden adeligen Vater enterbt, fast allein auf seinen schaffenden Geist angewiesen. Die Ehe mit einer Londoner Gastwirtstochter, Harriet Westbrook, bedeutet kein Ausruhen in diesem stürmischen Leben. Er jagt durch Irland, Frankreich, Italien, ohne für seinen Tatendrang lohnende Ziele zu finden. Eine zweite Heirat mit Mary, der Tochter des Philosophen Godwin, tiefer in geistigen Beziehungen verwurzelt, hat Dauer, aber das Feuer dieses Geistes ist nicht angetan, die Wärme eines häuslichen Herdes zu erhalten. Die letzten, in Italien verbrachten Jahre sind von Unglück erfüllt. Die Kinder aus Shelleys erster Ehe werden dem der Kirche Verhaßten entzogen; Marys Kinder rafft das fremde Klima dahin. Der Dichter selbst büßt bei einer tollkühnen Bootfahrt an der levantinischen Küste sein Leben ein. Sein vom Meere angespülter Leichnam wird den Flammen übergeben. — Erst dieser zweite Teil des ausgezeichnet gearbeiteten und von Lerbs feinsinnig übersetzten Buches ist wirklich „Roman" mit seinen verwickelten Liebes-, Ehe- und Gesellschaftsverhältnissen, seiner landschaftlichen und geschichtlichen Grundfarbe. Wenig günstig wirkt allerdings hier die absichtliche Zurücksetzung Byrons hinter Shelley, mag dieser auch in Wahrheit der reinere Geist gewesen sein. — Das Buch mit seiner fesselnden Handlung und den unaufdringlich gegebenen, feinsinnigen Betrachtungen ist für Volksbüchereien geeignet. Größere und mittlere Büchereien sollten es für reife und feinfühlige Leser (und Leserinnen!) bereit halten. E. Guttmann (Stettin).

Morand, Paul: Der lebende Buddha. Roman. Leipzig: Insel 1928. 283 S. Lw. 5,50. (Romane des jungen Frankreich.)

In einer Zeit, wo Asiensehnsucht doch wohl mehr als nur eine Zeitmode ist: Symbol des aus Europas Unrast zum Urquell zurückverlangenden Geistes, hätte ein Buch über den „Lebenden Buddha" zum Ereignis werden können. Aber es hätte eines ganz großen Dichters dazu bedurft, eines, der Europas Not und Asiens Tragik zutiefst erlebt hätte. Dieser junge Franzose, der ein paar Jahre im Osten zugebracht hat, ist in seiner „Asienschwärmerei, die wie ein tobender Zahnschmerz ausgebrochen und wieder abgezogen ist", viel zu sehr Europäer, viel zu ironisch und ungläubig, als daß er das Europa-Asien-Problem entscheidend anpacken könnte. So wird sein Held, Djali, Erbprinz von Karastra, der sich „erleuchtet" glaubt und, mit Heilsarmee und Theosophen konkurrierend, in Europa Gläubige sucht, zu einer tragikomischen Figur: Seine „Erleuchtung" schwindet mit der Liebe zu einem american girl, und erst als diese smarte Dame im schönen Amerika den farbigen „gentleman from Asia" recht peinlich abfallen läßt, ringt er sich zu der Erkenntnis durch, daß es darauf ankomme, „ganz rechtschaffen, ganz schlicht zu sein", wozu man eigentlich nicht erst die Weisheit Asiens, Europas und Amerikas zu bemühen braucht. — Wenn man den Roman dennoch mit Interesse liest, so, weil man seine Freude an dem gepflegten, sauberen Stil hat und weil er einem wichtig ist als Dokument der Zeit, die gerade in den Köpfen der „Jungen" wunderliche Blasen treibt. K. Schulz (Stettin).

Obée, Adolf: König Ernemanns Rosengarten. Roman. München: Müller 1927. 222 S. Hlw. 2,—.

Das Buch mit dem romantischen Titel behandelt eine im Grunde höchst unromantische Geschichte der Gegenwart. Der „König Ernemann" ist ein Großindustrieller und sein „Rosengarten" der Tennisplatz, auf dem eine Gesellschaft von Freunden des Hauses täglich sich zum Spiele trifft. Ein bißchen Liebe und ein bißchen Intrigue ist der Lebensinhalt dieser Menschen, und nur ein Arbeiteraufstand wirft einmal einen etwas dunkleren Schatten, ohne diese Welt vornehmer Zurückhaltung und kühler Beherrschtheit ernsthaft bedrohen zu können. Anerkannt werde die künstlerische Zucht des Verfassers, mit der er ohne jede Scha-

blone ein solches Leben gestaltet, und seine Reserve, mit der er — ganz im Banne dieser Welt — die Schicksale dieser Menschen zeichnet. In der Volksbüchereiarbeit aber ist mit einem solchen Buch wenig anzufangen. K. Schulz (Stettin).

Olden, Balder: Ich bin Ich. Der Roman Carl Peters'. Berlin: Universitas 1927. 291 S. Lw. 6,—.

Man hat ihn heute schon fast vergessen, den ersten deutschen Kolonialpionier und Eroberer Ostafrikas, und darum ist es in einer Zeit, wo der Kolonialgedanke bei uns wieder Boden faßt, gut, daß uns „der Roman Carl Peters" einmal erzählt wird. Er ist interessaant, auch ohne daß sein Held Carl Peters heißt. Ein armer Dorfpfarrersjunge schlägt sich im hochadligen Pädagogium Ilfeld mit Stundengeben bis zum Abiturium durch, wird als Student Präses eines von ihm gegründeten „Proppenbundes" („Als Student kann ich kein Armeekorps kommandieren"), und findet durch einen merkwürdigen Zufall schon bald nach Beendigung seines Studiums sogar die Möglichkeit, seinem großen Ehrgeiz ein Ziel zu geben. Ein kinderloser Oheim, Angehöriger der ersten Londoner Gesellschaft, nimmt ihn an Sohnesstatt an und weist seinem Tatendrang einen Weg: Engländer, Kolonialdienst, allerhöchste Protecktion, Vizekönig von Indien. Da zerstört Karl Peters in frevelndem Undank seines Oheims spätes Liebesglück, indem er die Erwählte vergewaltigt, beerbt trotzdem den durch Selbstmord endenden Wohltäter, schreibt halb zu seiner Rechtfertigung, halb in dem Wahne, Kant und Schopenhauer den Kranz von der Stirn zu reißen, ein philosophisches Werk „Weltwille und Willenswelt" und springt dann plötzlich aus der philosophischen in die politische Arena. Zu Beginn der achtziger Jahre macht ein stellenloser Oberlehrer Carl Peters in Berlin sehr zum Ärger des an Kolonialfragen uninteressierten Bismarck ein großes Kolonialgeschrei, bringt eine Gesellschaft für deutsche Kolonisation zusammen, die dann zu aller Freude rasch zusammenbricht, während er schon nach Ostafrika unterwegs ist und da mit drei Weißen und einer Handvoll bewaffneter Träger durch Verträge, Geschenke und Gewalt ein Reich von der Größe Bayerns erobert, das er nun großmütig Deutschland zum Geschenk macht. Als er, der Herrenmensch und Querkopf, bei einer bürokratisierten Regierung keine Gegenliebe findet, versucht er sich eine noch größere Folio zu geben. Er will sich ein innerafrikanisches Kaiserreich erobern, macht einen Zug voll unerhörter Strapazen durch feindliches Land und — kommt drei Tage zu spät: der gehaßte und beneidete Engländer war vor ihm da. In Ostafrika als Reichskommissar prächtig kaltgestellt, verübt der gescheiterte Napoleon ein paar Grausamkeiten gegen Schwarze, die übel auffallen („Hängepeters"!), und man benutzt die erwünschte Gelegenheit, um ihn ohne Pension zu entlassen. — So die Darstellung von Balder Olden, sicher in ihrem biographischen Wert unbestreitbar, mit ihrer Apotheose des Willensmenschen nicht ungefährlich, für uns aber doch, bei Vorsicht gegenüber unreifen Lesern, verwendbar, weil das Buch, das spannend wie ein Abenteuerroman geschrieben ist, dem Leser ein großes Menschenschicksal lebendig vor Augen stellt.

K. Schulz (Stettin).

Olden, Balder: Flucht vor Ursula. Berlin: Universitas 1928. 214 S. Lw. 4,80.

Ein Maler läßt sich von seiner Frau scheiden, kehrt wieder zu ihr zurück, hat daneben noch einige andere Liebschaften, flieht abermals vor seiner Frau, um endlich nach einer Flucht um die halbe Welt gerührt wieder in ihre Arme zu sinken. — Nach dem kühnen Versuch des Petersromanes diese Fortsetzung! Man kann Balder Olden gratulieren: Wenn er im Thema noch nicht Ludwig Wolffs „Größe" erreichte, so hat er um den Preis der Schnoddrigkeit erfolgreich mit ihm gebuhlt. Für die Bücherei nicht diskutabel. K. Schulz (Stettin).

Ostenso, Martha: Die tollen Carews. Roman. Wien: Speidel 1928. 307 S. Lw. 6,—.

Dieser Roman führt, wie der Verfasserin vielberühmter Erstling „Der Ruf der Wildgänse", wieder in das Leben der nordamerikanischen Farmer. Er erzählt das Schicksal einer kleinen Besitzertochter in einem vergessenen amerikanischen Landort, deren Leben von Jugend auf überschattet ist von den tollen Carews („Einen un-

schuldigen Carew hat es niemals gegeben"), einem reichen Farmergeschlecht, das der natürliche Feind ihres armen Vaters ist. Aber ihr innerlicher Kampf gegen diese Menschen, vor allem gegen den herrischen Bayliß Carew, ist doch nur der Ausdruck ihres Unterlegenheitsgefühls und ihrer heimlichen Bewunderung. So fällt sie denn auch schließlich der Werbung von Bayliß zum Opfer und nun hat sie Gelegenheit, ihre Art gegen die der Carews durchzusetzen. Es gelingt ihr, indem sie Kraft gegen Kraft setzt, sich ein nicht mehr erwartetes Lebensglück an der Seite eines Carew zu ertrotzen. — An Ursprünglichkeit bleibt dieser Roman hinter dem „Ruf der Wildgänse" sicher zurück, besitzt aber noch immer viel von der natürlichen Gestaltungskraft und Lebensfrische, die uns immer wieder an der nordischen Erzählerin anziehen. Für mittlere und große Büchereien ist die Einstellung ohne Bedenken zu empfehlen. K. Schulz (Stettin).

Pourtalès, Guy de: Der blaue Klang. Friedrich Chopins Leben. Deutsch von Hermann Fauler. Freiburg: Urban 1928. 321 S. Lw. 8,50.

Bei der so ungemein angewachsenen Produktion von Künstler- und Dichterromanen, die wir in den letzten Jahren erlebt haben, geht man fast mit Mißtrauen an die Lektüre eines solchen, zumal da von demselben Verfasser zugleich ein Liszt-Roman in deutscher Übersetzung erscheint. Um so erfreulicher der gute Eindruck wider Erwarten. Hier haben wir einen Künstlerroman, der — unter sorgfältiger Benutzung aller wesentlichen Werke über Chopin — eigentlich mehr eine Bio- und Psychographie in romanhafter Form geworden ist. Nichts ist vom Verfasser hinzu erfunden oder ausgeschmückt worden, und sofern seine Gestalten reden, tun sie es durch ihre Briefe, Aufzeichnungen, Berichte. Pourtalès begnügt sich ausdrücklich mit der künstlerischen Interpretation — vielleicht der beste Weg für ein solches Werk, das somit von Dutzenden seiner Gattung sich vorteilhaft abhebt. Überflüssig zu sagen, daß er der einzigartigen, vornehm-verhaltenen Persönlichkeit Chopins, seiner im Kunstwerk sich ausgebenden Leidenschaft und seinem einsamen Träumen, seiner schwermütigen Sehnsucht nach der verlorenen Heimat, die ja sein ganzes Schaffen beseelte, voll gerecht geworden ist. Chopin, „der Unnachahmliche" (Nietzsche), der „Rafael des Fortepiano" (Heine), ersteht vor unserm geistigen Auge — einer der im besten Sinne „guten Europäer" des vergangenen Jahrhunderts, dessen menschlich-künstlerisches Wesen drei Nationen bilden halfen. Ausführlich herangezogenes Briefmaterial beleuchtet insbesondere die Gestalt der George Sand und das Verhältnis des Künstlers zu dieser interessanten Frau. Allein ihr 20 Druckseiten umfassender Brief an Chopins Freund Grzymala, der ihre Beziehungen zu dem Tondichter einleitet, wiegt als Dokument weiblicher Psychologie einen Durchschnittsroman oder Novellenband auf. Jeder Freund der Musik — und der Literatur — wird Genuß an dem Buch haben. (Der Titel meint die der jeweiligen Stimmung einer Komposition am meisten entsprechende Tonalität.) Volksbüchereien, in denen die Anschaffung einer größeren Biographie Chopins sich nicht lohnen würde, können diesem Buch vor etwa dem blaustrumpfhaft-sentimentalen Büchlein der La Mara oder dem sehr überschwänglichen Essay Liszts oder dem Chopin-Roman von Delbrück unbedenklich den Vorzug geben.

H. Engelhard (Berlin).

Schendell, Werner: Die junge Saat. Roman aus der Nachkriegszeit. Bremen: Schünemann 1928. 382 S. Lw. 6,50.

Der Roman schildert die Schicksale zweier junger Menschen in den harten Jahren nach dem Weltkrieg: des Deutschrussen Josef, der sein Brot als Knecht auf dem Lande in Thüringen erwirbt, und Ursulas, der Tochter seines ersten Dienstherrn, der sich mit dem Rest seines einst stattlichen Vermögens auf dem Lande angekauft hat. Nach mancherlei Wirrnissen und Zwischenspielen finden sich die beiden, durch hartes Schicksal gereift, zum Lebensbunde, um sich in der Not der Zeit doch endlich ein bescheidenes Glück zu erkämpfen und ihren Kindern günstigere Lebensbedingungen zu schaffen. Landleben und Landarbeit sind, anscheinend aus der Erfahrung heraus, richtig gesehen und geschildert. Der neue schlichtere und sachliche Lebensstil der jungen Generation nach dem Weltkrieg kommt gut zum Ausdruck. Die wenig sympathische Gestalt einer raffinierten, abenteuernden Frau ist wohl bewußt in Gegenwirkung dazu gesetzt. Leider fehlt es

dem Roman an Straffheit der Komposition; zu breit ausgesponnene Nebensächlichkeiten drohen manchmal zu überwuchern. Doch mag er wegen seines zeitgemäßen Inhalts in der Unterhaltungsliteratur mittlerer und großer Büchereien seinen Platz finden. H. Engelhard (Berlin).

Schmitt, Ernst: Das tolle Jahr. Roman. Jena: Diederichs 1927. 238 S. Geh. 4,—. Lw. 6,50.

Wie Schmitt in seinem 1924 erschienenen Roman „Die Heimkehrer" ein Spiegelbild des Deutschlands nach dem Kriege gab, versucht er in dem vorliegenden Werk, die 48 er Jahre zu zeichnen. Wir hören von der Tätigkeit des Parlaments in der Paulskirche, erfahren aber leider nur Nebensächliches und lernen in der Hauptsache nur die Stimmung weniger Volksschichten, vor allem der Jugend, kennen. Wie im „Heimkehrer" so sind auch hier die Charaktere gut gezeichnet, besonders die aufrechte, zielsichere Führernatur des Heinrich von Gagern und die Gestalt seines jungen Neffen und Sekretärs Heinrich Tylmann, des eigentlichen Helden dieses Buches, der allerdings die männliche Kraft des Ernst Uhrig im „Heimkehrer" vermissen läßt. Die Sprache ist wieder herb, klar und kraftvoll. — Für größere Büchereien. W. Klein (Essen).

Schmitz, Oskar A. H.: Geschichten im Zwielicht. München: Georg Müller 1927. 239 S. Geb. 2,—.

Eine dieser Novellen hat den bezeichnenden Titel „Geschichte aus einer Nachbarwelt", und irgendwie reichen all die Geschichten dieses Bandes aus der kausalen Gegebenheit, die wir Wirklichkeit nennen, hinüber in ein „Jenseits", das bei Oskar A. H. Schmitz kein unangenehm spiritistisches Wirrsal ist, sondern die eigentliche Wesenheit, von der unser Diesseits erst seine Existenzberechtigung herleitet. Vielleicht liegt es an Schmitz' gar zu glatter Sprache, daß uns diese Welt dabei doch nicht so unheimlich nahe kommt wie etwa bei E. T. A. Hoffmann; interessant aber bleiben diese Novellen trotzdem, und einzelne — so der Eingang „Herr von Hiergeist hat einen Gast" — enthüllen uns wirklich etwas von der geheimnisvollen Zwiespältigkeit des Menschenlebens überhaupt. Aber auch da, wo der Autor schlichte Erlebnisse erzählt, dabei leise den sinnbildlichen Gehalt solcher Begebnisse durchschimmern lassend, folgen wir ihm gerne. Die ganze Sammlung — in den wohlfeilen Zweimarkbänden des Verlages Georg Müller — ist wohl geeignet, ein Bild von dem Schaffen des Dichters zu geben und wird in größeren Büchereien ihre Leser finden. Die allzu raffinierte Erotik der Novelle „Die Sünde wider den Heiligen Geist" verbietet allerdings strikte eine Ausgabe an unreife Leser. K. Schulz (Stettin).

Schubart, Arthur: Neue Hundegeschichten. Stuttgart: Bonz 1927. 181 S. Lw. 4,50.

Zweiundzwanzig teils heitere, teils ernste Geschichten von Hunden, Jägern und Hundefreunden. Flott und spannend erzählt, manchmal zum Nachdenken anregend, oft mit einer überraschenden Pointe. Gute Unterhaltungslektüre, die anspruchslosen Lesern und allen Freunden von Tier- und Jagdgeschichten willkommen sein wird. W. Klein (Essen).

Schwarzkopf, Nikolaus: Greta Kunkel. München: Müller 1928. 224 S. Hlw. 2,—.

„Gretas Mutter war Nähmädchen gewesen im hintern Odenwald, ein überaus feines Fräulein, das mit den Bauernburschen nicht viel zu tun haben wollte." Sie hat aber doch einen einfachen Mann geheiratet, und das gleiche Schicksal muß unter Schmerzen auch Greta noch einmal erleben. Eine Liebe zu dem jungen Doktorssohn hat von Kind an in ihr gebrannt, aber als er selber ein Doktor geworden ist, nimmt er eine andere, und für Greta bleibt wieder nur ein Bauernbursche übrig. Schwarzkopf erzählt diese Liebesgeschichte mit süddeutscher Heiterkeit und in einer Behaglichkeit, die viele Leser ansprechen wird; die Kritik muß aber doch auf einen Fehler hinweisen, den der Verfasser immer wieder macht: Er führt Motive ein, die für die Erzählung gänzlich belanglos sind und die er dann auch selber zu vergessen scheint. Warum eigentlich? — Für größere Büchereien.
K. Schulz (Stettin).

Stoessel, Otto: Das Haus Erath, oder der Niedergang des Bürgertums. Roman. Neue, vom Verf. durchgearb. Aufl. Leipzig: List 1928. 450 S. Geh. 5,—. Geb. 8,50.

Der große und breit angelegte Roman erzählt die Geschichte der Familie Erath, die auf die materielle Basis einer gut gehenden Bandweberei scheinbar sicher gegründet und bestimmt, ins Patriziertum hineinzuwachsen, gerade auch um ihrer inneren Werte willen an einer veränderten Zeit zerbricht, so daß der Weltkrieg bereits über ihre Trümmer dahinschreitet. Vielleicht lockte es den Dichter, zu zeigen, daß sich dem verengenden, Leben tötenden Geist der Bourgeoisie auch eine noch junge Familie nicht zu entziehen vermochte, sobald sie einmal sich den Lebensformen ihrer Umgebung angepaßt hatte. Schon zu verfeinert, um das Gründertum des neuen Kapitalismus mitmachen zu können, wird sie mit dem äußeren Verfall zugleich innerlich zersetzt. Denn auch nach der anderen Seite, wo der Ausweg in eine ganz neue Lebensform sich öffnet, ist ihr die Möglichkeit versagt: dazu fehlt es ihr an vitaler Kraft. — Mit einer an Stifter gemahnenden epischen Kleinmalerei ist das gegeben, manchmal ein wenig gesucht, aber doch mit so starker eigener Künstlerschaft, daß das Buch sich behauptet. Nur reifere und nachdenkliche Leser werden freilich dieser gelassenen Art willig zu folgen vermögen und ihre Feinheiten zu würdigen wissen (vgl. B. u. B. Jg. 1, S. 68).

W. Schuster.

Supper, Auguste: Auf alten Wegen. Erzählungen. Tübingen: Wunderlich. 139 S. Lw. 4,50.

In diesen Erzählungen offenbart sich wieder so recht Auguste Suppers warmes Mitempfinden mit denen, die wir im allgemeinen leichthin als Sonderlinge zu bezeichnen pflegen. Die Dichterin schaut aber doch tiefer hinein in das Leben dieser Menschen, die oft nur „Verkürzte sind an Hirn und Verstand, deren Herz aber so groß und rein ist, wie Erlöserherzen sind, die nicht das Ihre suchen und sich aufopfernd verströmen". Auch den aus den früheren Erzählungen schon bekannten feinen schalkhaften Humor und besonders ein starkes übersinnliches Ahnungsvermögen treten uns in diesem Büchlein entgegen, das in erster Linie in die Hände besinnlicher Leser gehört. R. Kock (Schneidemühl).

Zerzer, Julius: Stifter in Kirchschlag. Eine Erzählung. München: Müller 1929. 351 S. Lw. 7,—.

Eine kleine Episode aus dem Leben Adalbert Stifters, ein Erholungsaufenthalt in dem Dörfchen Kirchschlag, wird hier ganz mit Stifterscher Innigkeit und Naturverbundenheit in idyllischer Breite und mit behaglichem Ausmalen kleiner, auch scheinbar unbedeutender Geschehnisse dargestellt. Die Arbeiten an dem Roman „Nachsommer", die dem Dichter ins Stocken geraten waren, werden, durch die allerdings teilweise recht romantischen Ereignisse angeregt, wieder neu aufgenommen und glücklich zu Ende geführt. Im Mittelpunkte der bisweilen stark reflexiven Handlung steht die liebenswürdige, kinderfreundliche und — heute würden wir wohl sagen — etwas umständliche Persönlichkeit Stifters. Ein Buch nur für besinnliche Leser. R. Kock (Schneidemühl).

Kleine Mitteilungen.

Erklärung. Die „Bücherei und Bildungspflege" druckt in Heft 6 ihres 8. Jahrganges ein Gutachten ab, das ich am 20. November dem Oberbürgermeister der Stadt Leipzig erstattet habe. Die Herausgeber der „Bücherei und Bildungspflege" nennen das Gutachten eine büchereipolitische Liebesgabe. Ich stelle fest, daß das Gutachten keine büchereipolitische Maßnahme ist, sondern es sich hier lediglich um eine interne Leipziger Angelegenheit handelt. Der Oberbürgermeister der Stadt Leipzig war gebeten worden, für ein allgemeines, außerhalb Leipzigs wirkendes Volksbildungsunternehmen — die „Bücherei und Bildungspflege" — städtische, also öffentliche Mittel zur Verfügung zu stellen. Er hat darauf mich, als den in diesem Falle in Betracht kommenden Fachmann

der städtischen Verwaltung, um ein Gutachten über das Unternehmen ersucht, und ich habe dieses Gutachten meiner vorgesetzten Dienststelle pflichtgemäß erstattet. Von einer weiteren Verwendung dieses Gutachtens ist mir bis zu dem Augenblick, da mir das Heft der B. u. B. zu Gesicht kam, nichts bekannt gewesen. Zu einer büchereipolitischen Angelegenheit wurde diese interne Leipziger Angelegenheit erst dadurch, daß die „Bücherei und Bildungspflege" das Gutachten unter dem Stichwort „Büchereipolitische Liebesgabe" mit entsprechenden Vorbemerkungen veröffentlicht hat. Nicht ob ich einen zulässigen oder unzulässigen büchereipolitischen Schritt unternommen habe, steht hier also in Frage, sondern ob ich einen mir von meiner vorgesetzten Behörde gewordenen Auftrag nach bestem Wissen und Gewissen erledigt habe. Welchem Beamten einer städtischen oder staatlichen Behörde soll es verwehrt sein, dienstlich eingeforderte Gutachten nach pflichtgemäßem Ermessen zu beantworten, auch dann, wenn das, was zu begutachten ist, von ihm kritisch beurteilt wird? Und wohin soll es führen, wenn ein solches Gutachten dann in der Presse, die denen zur Verfügung steht, die begutachtet werden, veröffentlicht und wenn diese Veröffentlichung als berufspolitisches Kampfmittel ausgewertet wird?

Leipzig, am 2. Januar 1929.

Walter Hofmann.

Wir drucken die vorstehende Erklärung ab und unterstreichen die Mitteilung, daß Herrn Walter Hofmann die weitere Verwendung seines Gutachtens unbekannt war. Im übrigen aber sind die Ausführungen Herrn Walter Hofmanns abwegig und suchen die Angelegenheit gänzlich zu verschieben.

Zunächst ist seine „Feststellung" hinfällig, es handle sich hier um eine „interne Leipziger Angelegenheit". Mit dem Augenblick, wo das Gutachten von der Stadt Leipzig an den Deutschen Städtetag und an den Stettiner Oberbürgermeister geschickt wurde, war es keine „interne" Angelegenheit mehr, sondern eine im höchsten Maße „büchereipolitische" Angelegenheit, ganz gleich, wer der Absender war. Der Versuch, die Tatsachen so zu verschieben, als wenn eine büchereipolitische Angelegenheit erst durch unsere Veröffentlichung daraus geworden sei, entbehrt jeder Grundlage. Die Erklärung Herrn W. Hofmanns kommt letzten Endes darauf hinaus, daß nicht wir die Angegriffenen seien, sondern er der unschuldig Gekränkte und Verletzte.

Herr W. Hofmann ist auch keineswegs unschuldig daran, daß dieses „Gutachten", diese „interne Leipziger Angelegenheit" zu einer büchereipolitischen Angelegenheit wurde. Denn dieses Gutachten ist so abgefaßt, daß der die Dinge nicht übersehende Verwaltungsbeamte annehmen mußte, es handle sich bei der „Bücherei und Bildungspflege" um ein völlig wertloses Unternehmen einiger Querulanten, die es zu dem Zwecke gegründet hätten, um der in diesem Gutachten sattsam gepriesenen wertvollen Leipziger Arbeit hinderlich zu sein. Der Leipziger Oberbürgermeister handelte also im besten Glauben, wenn er dem Städtetag das Gutachten zusandte, um ihn zu warnen, eine schlechte Sache zu unterstützen, die nur der Feind des Guten sei. Ebenso mußte der Leipziger Oberbürgermeister sich ganz in seinem Rechte fühlen, wenn er auch den Stettiner Oberbürgermeister durch Übersendung des Gutachtens freundschaftlich darauf aufmerksam machte, was sein Stadtbüchereidirektor für fragwürdige Arbeit an dieser Zeitschrift leiste und wie sehr er dadurch den wahren Fortschritt im deutschen Büchereiwesen hemme. Wenn man dem Leipziger Oberbürgermeister überhaupt einen Vorwurf machen könnte, so wäre es gewiß nur der, daß er nicht mißtrauischer gegen die Objektivität eines „Gutachtens" war, das nicht nur den Gegner auf das Böseste herabsetzt, sondern die eigene Arbeit über alles lobt. Er hätte, wenn sich dieses Mißtrauen in ihm geregt hätte, doch wohl gut daran getan, sich noch von einem anderen als dem Gegner ein „Gutachten" einzuholen, ehe er die Arbeit zahlreicher angesehener Fachleute und städtischer Beamter durch Übersendung an den Städtetag derartig bloßstellte. Aber er faßte dieses Mißtrauen offenbar nicht.

Schwerer konnten doch wohl die Herausgeber dieser Zeitschrift und der ganze Kreis ihrer Mitarbeiter nicht angegriffen werden als durch die Übersendung dieses Gutachtens an den Deutschen Städtetag als die Vertretung aller deutschen Städte und direkt an einen ihrer Vorgesetzten, indirekt an alle ihre vorgesetzten Dienst-

stellen. Es ist gewiß die mildeste Form der Entgegnung und auch die einzig mögliche in diesem Falle, die Flucht in die Öffentlichkeit anzutreten und es dieser zu überlassen, sich selbst ein Urteil zu bilden.*)

Ist das „Gutachten“ des Herrn Walter Hofmann mit der in diesem Falle, wo es sich um seine Gegner handelt, in besonders hohem Maße pflichtgemäßen Objektivität abgegeben worden, dann besteht die darin enthaltene Kennzeichnung unserer Arbeit zu Recht, dann haben wir uns mit der Veröffentlichung nur selbst geschädigt. Wir haben es gewagt, es darauf ankommen zu lassen.

Herr Walter Hofmann nimmt für sich in Anspruch, den ihm gewordenen Auftrag „nach bestem Wissen und Gewissen erledigt“ zu haben. Wir setzen darin nicht den mindesten Zweifel. Die Frage ist nur, ob Herr W. Hofmann im Stande ist, seine Gegner soweit objektiv zu sehen und zu würdigen, wie dies auch bei stärkerer Subjektivität unerläßlich ist. Es ist an dieser Stelle oft Klage darüber geführt worden, daß W. Hofmann diese Objektivität in seinen Schriften bisher nicht aufzubringen vermochte. Ob es ihm hier gelungen ist, überlassen wir dem Urteil anderer.

Auf die beiden letzten Fragen W. Hofmanns aber antworten wir den Tatsachen folgend: Niemand verwehrt es ihm oder jemandem sonst, zu gutachten, wie er will, kritisch oder unkritisch, solange diese Gutachtertätigkeit im Rahmen der Verwaltung bleibt, der er angehört, in diesem Falle der Stadt Leipzig. Wir haben auch nicht den leisesten Wunsch, zu erfahren, wie man innerhalb dieser Verwaltung von uns denkt, spricht und schreibt. Und wenn wir es doch erfahren, so fällt es uns nicht ein, solche internen Dinge als „berufspolitisches Kampfmittel“ zu verwenden. Als solches ist das Gutachten in dem Augenblick und da allein verwandt worden, als es an den Deutschen Städtetag und den Stettiner Oberbürgermeister gesandt wurde. Indem wir es veröffentlicht haben, benutzten wir es nicht als „Kampfmittel“, sondern wir unterbreiteten dem öffentlichen Urteil, mit welch unerhörten Kampfmitteln gegen uns vorgegangen worden ist.

Die Herausgeber.

Berichtigung. Die Voraussetzung, von der Lic. theol. Moering-Breslau in seinem Aufsatz „Ein Fehler im Richtungsstreit“ (Bücherei und Bildungspflege 1929 Heft 1 S. 29 ff.) ausgeht, ist irrig. Ich habe weder in meinem von Moering zitierten Aufsatz, noch sonst irgendwo gesagt, daß ich „wünsche“, die öffentlichen Stellen in Staat und Gemeinden sollten in die büchereipolitischen Gegensätze hineingezogen werden. Vielmehr ist das genaue Gegenteil meine Auffassung. Ich darf hier nicht den Raum in Anspruch nehmen, um diese meine Auffassung in extenso zu entwickeln. Ganz kurz möchte ich nur feststellen, daß ich, gerade um das Ansehen der Öffentlichen Bücherei in Staat und Gemeinde willen, von der Notwendigkeit überzeugt bin, die Richtungsgegensätze auf das fachlich bedingte Mindestmaß zurückzuführen und im Kreis der Fachgenossen auszutragen.

Ferner bringe ich auch an dieser Stelle gern einmal zum Ausdruck, daß die Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen die entscheidenden Bedingungen für die Besetzung volksbibliothekarischer Stellen nicht in der Zugehörigkeit zu dieser oder jener Richtung, sondern in der persönlichen Qualifikation der Bewerber sieht. Allerdings scheint es ihr dabei neben den von Moering hervorgehobenen Eigenschaften: („klares, sicheres literarisches Urteil, Aktivität, Sinn für das Wesentliche, Liebe zu den Menschen“) vor allem auf die spezifisch fachliche Qualifikation anzukommen, die im Regelfall nur da vorausgesetzt werden kann,

*) Dieses Urteil wird sich auch darauf erstrecken müssen, wie weit das „interne Gutachten“ dem öffentlich von W. Hofmann geäußerten Willen zur Einschränkung des Richtungsstreites entspricht und wie sich diese internen und öffentlichen Äußerungen miteinander vertragen. Selbstverständlich kann man Büchereien, wenn man ihnen einen wirklich objektiven Rat geben will, nur raten, möglichst beide und noch andere wertvolle Fachzeitschriften zu halten, wenn sie es sich leisten können. Und ein objektiver Rat an eine große Stadtverwaltung wäre der, den Büchereien die Mittel hierfür reichlich zuzumessen, womit denn auch die Zeitschriften selbst unterstützt werden, wenn man besondere Mittel für sie nicht für notwendig hält.

wo eine abgeschlossene fachliche Ausbildung vorliegt. In allen Fällen, in denen die Deutsche Zentralstelle um ihren Rat bei Stellenbesetzungen gefragt worden ist, hat sie ihre Äußerung allein von diesen Gesichtspunkten bestimmen lassen. Die sich allmählich verbreitende Legende, die auch Moering in seinem oben angeführten Aufsatz vorträgt, als schnitte die Deutsche Zentralstelle systematisch dem Nichtleipziger Nachwuchs die berufliche Entwicklungsmöglichkeit ab, entbehrt jeder sachlichen Begründung; guten Glaubens kann sie nur derjenige verbreiten, der die tatsächliche Lage im Büchereiwesen nicht genau kennt.

H. Becker
Geschäftsführer der Deutschen Zentralstelle
für volkstümliches Büchereiwesen.

Schlußwort.

Es ist richtig, daß Herr Becker den Ausdruck „wünsche" nicht gebraucht hat, aber es ist falsch, wenn Herr Becker behauptet, daß ich von irrigen Voraussetzungen ausginge.

In Nr. 5 der „Hefte für Büchereiwesen" S. 317 heißt es:

„Und diejenigen, die im Staat und in der Gemeinde für die Büchereisache verantwortlich sind, sehen sich nach wie vor nicht der einigen deutschen Büchereiauffassung und -arbeit gegenüber, sondern bestimmten, durch sachliche Gegensätze tief geschiedenen Schulen und Richtungen; und diese Verantwortlichen werden sich nach wie vor um die Erkenntnis des sachlichen Gehaltes dieser Schulen und Richtungen zu bemühen und danach ihre Entscheidungen verantwortlich zu treffen haben."

Diese Worte sind klar und eindeutig: Die verantwortlichen Instanzen in Staat und Gemeinde sollen sich um den Richtungsstreit bekümmern und nach überlegter Stellungnahme ihre Entscheidungen treffen. Wenn das nicht das Hineintragen des Richtungsstreites in außerbibliothekarische Kreise bedeutet, bleiben nur zwei Möglichkeiten:

a) ich kann nicht lesen,
b) Herr Becker kann nicht schreiben, sondern nur „berichtigen".

Breslau, den 18. Februar 1929. Ernst Moering.

Nachtrag: Die Sätze der obigen Berichtigung von den Worten an: „Ferner bringe ich auch ..." standen nicht in dem mir zunächst vorgelegten Text, ich sehe sie erst jetzt bei der Korrekturlesung. Sie sind natürlich das Wichtigste in der Beckerschen Erklärung. Ich verstehe nun freilich immer weniger, warum die Verantwortlichen in Reich, Staat und Gemeinde sich mit dem Richtungsstreit befassen sollen, aber das Bekenntnis zum Primat der Qualifikation ist so bedeutsam, daß ich gerne von meiner Verwunderung absehe und auch die gegen mich gerichteten „Liebenswürdigkeiten" ohne Weiterung hinnehme.

Breslau, den 2. 3. 1929. E. M.

Wichtig für Volontäre! Der Herr Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung hat entschieden, daß ab 1. April 1929 die als Volontäre oder Hilfsarbeiter an öffentlichen Bibliotheken Arbeitenden keine Aussicht darauf haben, daß ihnen diese Zeit als Praktikantenzeit angerechnet wird. Eine derartige Tätigkeit wird indessen auf die Ausbildung angerechnet, wenn es sich dabei um das dritte, sogen. Studienjahr handelt, das neben den beiden Praktikantenjahren abzuleisten ist.

Es besteht jedoch die Möglichkeit, daß Gesuche wegen Anrechnung der Volontärzeit auf die Praktikantenzeit, die bis Ende März 1929 durch die Vermittlung des Vorsitzenden des Beirats für Bibliotheksangelegenheiten dem Herrn Minister eingereicht werden, Berücksichtigung finden.

Der „Tag des Buches". Auf Anregung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler und des Reichsverbandes des Deutschen Schrifttums soll mit Unterstützung des Reichsministeriums des Innern am 22. März als dem Todestage Goethes ein „Tag des Buches" veranstaltet werden, um in breitesten Volksschichten gegenüber den Auswüchsen des Sports und zur Bekämpfung der zu-

nehmenden Verflachung in allen geistigen Dingen das Interesse für das gute Buch neu zu beleben. Von den zur Vorbereitung dieses Buchtages hinzugezogenen Volksbildungsorganisationen ist entschieden darauf hingewiesen worden, daß ein solcher Buchtag nur dann Erfolg haben könne, wenn gleichzeitig Staat und Gemeinden die berufenen Förderer der Volksbildung weitgehender unterstützen, als es bisher der Fall gewesen ist. Der Buchtag ist gedacht zunächst als eine große zentrale Kundgebung in der Reichshauptstadt, über die näheres das 4. Mitteilungsblatt des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare berichtet. Ferner sollen Länder und Gemeinden örtliche Kundgebungen veranstalten. Unsere Freunde werden dafür zu sorgen haben, daß bei diesen örtlichen Kundgebungen die Bücherei zu ihrem Rechte kommt. Im übrigen behalten wir uns trotz der Heranziehung der Volksbildungsorganisationen selbstverständlich die Freiheit der Kritik an einem Unternehmen vor, das mit Mitteln, die uns nicht unbedenklich erscheinen können, geistige und kulturelle Dinge zu fördern unternimmt, wenn wir die gute Absicht auch anerkennen mögen.

Erster internationaler Bibliothekskongreß. Der erste internationale Bibliothekskongreß findet vom 15.—30. Juni in Rom und Venedig statt. Der Verband Deutscher Volksbibliothekare wird durch vier Personen, darunter eine Kollegin, offiziell vertreten sein. Näheres über das Programm bringt das 4. Mitteilungsblatt des Verbandes. Es liegt im Interesse des deutschen Volksbüchereiwesens, daß möglichst zahlreiche Kolleginnen und Kollegen an dieser Tagung von sich aus teilnehmen. Vielleicht ist es möglich, im einen und im andern Falle seitens der Gemeinden Unterstützungen zum Besuche des Kongresses zu erhalten.

Neubau der Stadtbücherei Elberfeld. Am 3. Februar wurde die Einweihung des Neubaus der Stadtbücherei Elberfeld durch einen eindrucksvollen Festakt unter Teilnahme zahlreicher Fachgenossen als Vertreter der Bibliothekar- und Büchereiverbände feierlich vollzogen. Unsere Zeitschrift wird über den schönen Bau demnächst einen ausführlichen Aufsatz mit Grundrißzeichnungen bringen.

Stadtbücherei Allenstein. Am 1. Dezember vorigen Jahres wurde die neue Stadtbücherei Allenstein unter Anwesenheit zahlreicher Vertreter aus der gesamten Provinz eröffnet. Sie soll den Mittelpunkt für das gesamte ostpreußische Volksbüchereiwesen abgeben. Der schöne und praktische Neubau wird in einem der nächsten Hefte eingehender beschrieben werden.

Lesefrüchte.

Methoden des amerikanischen Buchhandels. Im Börsenblatt, 95. Jg. Nr. 1 vom 2. Januar 1929 S. 3 berichtet E. Eisenhauer (New York) über den amerikanischen „Reclam" (Firma E. Haldeman-Julius in Girard, Kansas), dessen Inhaber in New York bei Simon & Schuster unter dem Titel „The First Hundred Million" ein Buch über seine Reklame- und Geschäftsmethoden verfaßt hat, das zweifellos auch in Deutschland einen geschäftstüchtigen Übersetzer und Verleger finden wird, um dem deutschen Buchhandel und dem deutschen Volke den Segen dieser „smartness" zu verschaffen. Am passendsten erschiene es vielleicht zum „Tage des Buches" in deutscher Sprache!

Der amerikanische Verleger Haldeman begann bieder nach Reclams Muster mit dem Angebot klassischer Literatur zu niedrigem Preise und im Taschenformat. **„Doch** mit dem sich einstellenden Erfolge empfahl sich mehr und mehr der Plan, dem Leserpublikum das zu bieten, was am meisten verlangt wird." Auf Grund einer großen Verkaufskampagne und anderweitiger Erfahrungen ergab sich, daß beim amerikanischen Volk „vier Literaturzweige der meisten Nachfrage begegnen, und zwar in erster Linie Bücher physiologischen und biologischen Inhalts (der Verfasser schließt diese Erscheinungen in den Begriff ‚sex', oder ‚Geschlecht' ein!), sodann die verwandte Liebesliteratur, ferner Bücher zur Selbsterziehung" (ich muß hier einschalten, daß diese Bezeichnung ebenso optimistisch ist, wie vorher ‚Bücher physiologischen und biologischen Inhalts', wie gleich am Beispiel belegt wird), „und schließlich dem Frohsinn und Humor gewidmete" (auch diese offenbar niedriger Art).

Verkauft wurden u. a.: Bücher mit physiologischen Belehrungen für Verheiratete 112 000 Ex. an Männer, 97 500 an Frauen, von „Modern aspects of birth control“ (Neuzeitliche Ideen über Geburtenkontrolle) werden jährlich 75 000 verkauft, von „Love letters of a Portuguese nun“ (Liebesbriefe einer portugiesischen Nonne) 50 000 Ex. jährlich, „How to improve your conversation“ und „How to improve your vocabulary“ (Wie verbessern Sie ihre Konversation bezw. Ihren Wortschatz)*) je 75 000 jährlich, sogar „How to conquer stupidity“ (Wie bekämpft man den Schwachsinn) bringt es jährlich auf immerhin 20 000 Ex. Das sind die Bücher zur „Selbsterziehung“. Von den dem „Frohsinn und Humor“ gewidmeten Bänden sind Sammlungen von Tischreden und Witzen am meisten gefragt, unter den Witzen die am meisten, welche sich auf das Eheleben oder Berufe (wie Ärzte, Anwälte usw.) beziehen, oder auch auf Rassen und Völker (jüdische, irische usw.). „Von Büchern, deren Inhalt sich mit der Religion befaßt, ist der Absatz ebenfalls umfangreich, doch zumeist nach der negativen Seite hin. Während z. B. das sich „The essence of the Bible“ (Der Hauptinhalt der Bibel) betitelnde Buch im Jahr nur etwa 10 000 Käufer findet, sind es 64 000 Leser im Jahr, die Luther Burbanks atheistisches Buch „Why I am infidel“ (Warum ich ein Ungläubiger bin) kaufen. Daraus folgert der Autor und Verleger, daß großer Bedarf von Büchern für Freidenker und Skeptiker besteht, und es befinden sich daher zahlreiche derartige Werke im Katalog, von denen z. B. das den Titel „Twelve years in a monastery“ (Zwölf Jahre in einem Kloster) führende Buch des früheren Mönches Joseph McCabe sich jährlich in etwa 50 000 Ex. verkauft.“

Geklagt wird auch hier über einen Mangel an Interesse für Lyrik, aber — man kann da nachhelfen! Ein Buch, das sich nicht mindestens zu 10 000 Ex. im Jahre verkauft, kommt in die Abteilung, welche das „Hospital“ heißt, behufs Diagnose und Behandlung. Die erste Hilfe besteht in einer Änderung des Titels. Zum Beispiel hat es zur Belebung des Interesses für Oscar Wildes „Gedichte“ genügt, den Titel in „Harlot's House and other poems“ (Das Haus einer Buhlerin u. a. Gedichte) zu ändern. „Die drei Bände Kiplingscher Gedichte werden unter den Einzeltiteln „Gunga Din“, „Mandalay“ und „The Vampire“ bereitwillig gekauft. Wenn eine Biographie nicht gut geht, erhält sie einen anderen Namen, und unter dem Titel „Memoirs of a French Royal Mistress“ (Memoiren der Geliebten eines Königs von Frankreich) sind die Memoiren der Madame Pompadour sehr begehrt. Als weitere Beispiele gesteigerten Absatzes durch Titeländerung werden in dem Buche angeführt: Ersatz des Originaltitels des Buches von Robert Hughes „When the Puritans were in power“ (Als die Puritaner die Macht hatten) durch „Facts about Puritan morals“ (Tatsachen über die puritanische Moral), ferner „Dante and other classics“ durch „Facts you should know about the classics“ (Was man über die Klassiker wissen sollte), sowie Gautiers „Fleece of Gold“ (Goldhaar) durch „The Quest for a blond Mistress“ (Die Suche nach einer blonden Geliebten), in welch letzterem Falle sich der Jahresabsatz dadurch von 5000 auf 50 000 Ex. erhöht hat.“

Welche großartigen Perspektiven eröffnen sich hier für einen geschäftstüchtigen Verlag! Noch ist unser „Reclam“ glücklicherweise anderen Schlages, noch haben wir zahlreiche billige Reihen, die von unserm deutschen Verlage mit hohem Verantwortungsbewußtsein geleitet werden. Aber daneben dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß vieles von dem oben Berichteten bereits bei uns Eingang gefunden hat und daß die Entwicklung bedrohlich nach dieser Richtung tendiert. Die beste Hilfe, die der wertvolle Verlag im Kampfe gegen den amerikanisierten Verlag finden kann, ist die Volksbildungsbewegung. Qualitätsverlag und Volksbildung gehen zusammen. Wenn wir im März den „Tag des Buches“ begehen wollen, so muß alles getan werden, um die Massen aufzuklären, welches Buch und welcher Verlag damit gemeint sind. Sch.

*) Man vgl. hierzu die Ullstein-Hefte! — Natürlich ist auch hier mit Spott und Absage allein gar nicht geholfen; die Erörterung der positiven Seite des Problems würde uns aber an dieser Stelle zu weit führen.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin, Stadtbibliothek.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege“, Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Die Dorfbücherei

Beilage zur „Bücherei und Bildungspflege“

Je kleiner die Bücherei ist und je geringer die alljährlich zur Erweiterung des Bücherbestandes zur Verfügung stehenden Geldmittel sind, um so schwieriger wird für den Büchereileiter trotz aller zur Verfügung stehenden Hilfsmittel die richtige Bücherauswahl aus der großen Fülle der an sich für Büchereizwecke geeigneten Werke. Besonders dörfliche Büchereien haben unter diesen Schwierigkeiten zu leiden. Wir folgen deswegen gern verschiedenen an uns ergangenen Anregungen, in einer besonderen Beilage, die in zwangloser Folge, zunächst etwa viermal im Jahre in einem Gesamtumfang von mindestens 1 Bogen = 16 Seiten erscheinen wird, eine wohlüberprüfte und streng gesichtete Auswahl von Büchern zu geben, die für Dorfbüchereizwecke ganz besonders geeignet sind. Diese Auswahl wird sich keineswegs nur auf Neuerscheinungen beschränken, sondern auch schon länger im Buchhandel vorhandene geeignete Werke berücksichtigen.

Allein maßgebend für die gesamte Bücherauswahl der Beilage soll die Geeignetheit für dörfliche Büchereizwecke sein, d. h. die Geeignetheit für eine bäuerliche Leserschaft im weitesten Sinne des Wortes (Bauernschaft, Tagelöhnerschaft usw.). Durch diese gewollte Beschränkung auf eine zwar sozial unterschiedliche, aber in ihrer Betätigung, in ihrem Fühlen und Denken und in ihrer Anschauung in mancher Hinsicht gleichgerichtete Leserschaft (selbstverständlich abgesehen von der ja überall vorhandenen geistig-seelischen Leistungsfähigkeit und Entwicklungsmöglichkeit des Individuums) wird der Bücherauswahl eine bedeutend sicherere Grundlage und größere Gleichmäßigkeit und Gültigkeit gegeben, als es sonst allgemein möglich ist.

Die Herausgeber hoffen, auf diese Weise allen Büchereileitern dörflicher Büchereien eine bequeme und zuverlässige Möglichkeit der Bestandserweiterung durch diese Beilage an die Hand zu geben.

Die Redaktion der Beilage hat Dr. Kock (Schneidemühl) übernommen.

Lebenskämpfer.

Olesen-Løkken, Thomas: Klaus Berg und Bodil. Bilder aus den grauen Dünen. Berlin: Safari-Verlag. 415 S. Lw. 7,50.

Der gerade und aufrechte Klaus Berg, der schuldlos seinen Bauernhof verloren hat, schafft sich allen Widerwärtigkeiten und allen bösen Ränken zum Trotz in harter unermüdlicher Arbeit, stets unterstützt von seinem arbeitsfrohen Weibe Bodil auf kargem Dünenboden eine neue Heimat. — Dies ganz einfache Geschehen ist so packend und so volkstümlich dargestellt, daß man diesen bildungspfleglich wertvollen Roman in allen Dorfbüchereien sehen möchte.

R. Kock (Schneidemühl).

Bojer, Johan: Die Auswanderer München: Beck 1927. 453 S. Lw. 8.—.

Harter Daseinskampf zwingt eine kleine Schar norwegischer Kleinbauern und Häusler zur Auswanderung nach Amerika. Erst nach fast übermenschlich schwerer, von Unglück verfolgter Anfangsarbeit in der Prärie von Dakota, gelingt es einigen Führerpersönlichkeiten, Aufstieg und Entwickelung zu beschleunigen. Aber trotz aller Arbeit und endlichen Reichtums bleibt den Erstansiedlern das Heimweh und die innere Ruhelosigkeit des Auswanderers. Die Lektüre dieses ausgezeichneten, packend geschriebenen Romans erfordert einen schon etwas fortgeschrittenen Leser.
R. Kock (Schneidemühl).

Bojer, Johan: Die Lofotfischer. München: Beck. 347 S. Lw. 7,—.

Den grausam harten Lebenskampf der Lofotfischer, die jeden Winter aus dem heimatlichen Fjord nach dem Norden segeln und dort unter unsäglichen Entbehrungen durch Fischfang ein kärgliches Dasein sich erkämpfen müssen, gestaltet Bojer mit großer Eindringlichkeit und Lebenswahrheit in diesem auch schon für ungeübte Leser empfehlenswerten Roman. R. Kock (Schneidemühl).

Voigt, Bernhard: Du meine Heimat Deutsch-Südwest. Berlin: Safari-Verlag. 345 S. Lw. 7,—.

Ein Lebenskämpfer ganz anderer Art ist der Farmer Steffens, der in unendlich mühevoller Arbeit, von der Picke auf dienend, im ehemaligen Deutsch-Südwestafrika um den eigenen Grund und Boden ringt und sich trotz Seuchen, Mißernten und sonstigem Unglück auch durchsetzt, bis er schließlich im Weltkrieg der Grippe erliegt. Besonders der reiferen Jugend wird diese kraftvolle, sich selbst und seiner zweiten Heimat stets treu bleibende Männergestalt ein leuchtendes Vorbild sein können.
R. Kock (Schneidemühl).

Bürgel, Bruno: Vom Arbeiter zum Astronomen. Der Aufstieg eines Lebenskämpfers. Berlin: Ullstein-Verlag 1927. 133 S. Brosch. 1,80.

Durch rastloses Selbststudium abends nach zehn und mehrstündiger Arbeit ringt sich der Verfasser mit zäher Ausdauer und nie erlahmender Willenskraft vom ungelernten Arbeiter zum heute anerkannten Astronomen empor. Das ist der Inhalt dieser einfachen, eindringlichen Selbstdarstellung, die nicht nur Erwachsenen, sondern vor allem auch der reiferen Jugend warm zu empfehlen ist.
R. Kock (Schneidemühl).

Erhardt, Heinrich: Hammerschläge. 70 Jahre deutscher Arbeiter und Erfinder. Leipzig: Koehler. 120 S. Geb. 4,—.

Aus ganz kleinen Verhältnissen arbeitet sich Erhardt allen Mißerfolgen und aller Nichtbeachtung trotzend, zum weltbeherrschenden Eisenindustriellen und Erfinder (des Rohrrücklaufgeschützes usw.) empor. Das Buch ist leicht und anregend geschrieben und vermittelt zugleich einen tiefen Einblick in die Entwicklung der deutschen Industrie und Wirtschaft von etwa 1860—1914. Besonders auch Jugendlichen zu empfehlen. R. Kock (Schneidemühl).

Abenteuer.

Heye, Arthur: Unterwegs. Die Lebensfahrt eines romantischen Strolches. Berlin: Safari-Verlag. 288 S. Lw. 5,80.

In packender Darstellung erzählt der Verfasser von lustigen und von ernsten Ereignissen, die er auf seinen Wanderungen kreuz und quer durch die Vereinigten Staaten erlebt hat. Für alle Freunde spannender und geschehnisreicher Lektüre, auch schon für die reifere Jugend. R. Kock (Schneidemühl).

Heye, Arthur: Brennende Wildnis. Bilderbuch eines langen Weges durch befremdliche Länder und Zeiten. Berlin: Safari-Verlag. 307 S. Lw. 5,80.

In diesem Buche, das nicht ganz so leicht zu lesen ist, wie das vorgenannte, berichtet Heye in glühenden Farben von seinen Erlebnissen auf einer Wanderung durch das nördliche Afrika (bei den Beduinen) und durch Abessinien.

R. Kock (Schneidemühl).

London, Jack: Abenteurer des Schienenstranges. Berlin: Universitas. 260 S. Lw. 4,80.

Spannende Erlebnisse, die ein nordamerikanischer Tramp (Wanderbursch) von seinen abenteuerlichen Fahrten erzählt. Leicht lesbar, auch schon der reiferen Jugend zugänglich.

R. Kock (Schneidemühl).

Dahncke, Friedrich: Abenteuergeschichten. Mit Zeichnungen. Hamburg: Enoch. 236 S. Lw. 4,80.

Erzählungen aus allen möglichen fernen Ländern, aus Afrika, Amerika, Asien und Australien, voll von bunten, ereignisreichen Geschehnissen. Ein vorzügliches Jugendbuch, nach dem aber auch mancher erwachsene Leser gern greifen wird.

R. Kock (Schneidemühl).

Jürgensen, Jürgen: Lokongo, der Häuptlingssohn. Berlin: Safari-Verlag. 303 S.

Diese mit feinem Humor und liebevollem Verständnis für die Eingeborenenseele erzählte Geschichte von Lokongo, dem afrikanischen Häuplingssohn, der mit Hilfe der Weißen seinem Stamme ein kluger Führer wird, wird Erwachsenen und auch schon der reiferen Jugend sicher Freude bereiten.

R. Kock (Schneidemühl).

Mukerdschi, Dhan Gopal: Wir pilgern zum Himalaja. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1928. 154 S. Lw. 5,—.

Ein junger Inder erzählt seine und seines Freundes Erlebnisse auf einer Pilgerfahrt. Abenteuer in den Dschungeln, Begegnungen mit einem Zauberkünstler und andere Geschehnisse wechseln in bunter Fülle und machen die Lektüre recht spannend.

R. Kock (Schneidemühl).

Conrad, Joseph: Der Nigger vom „Narzissus". Berlin: Fischer. 220 S. Lw. 4,50.

Im Guten wie im Bösen ist das Handeln der Mannschaft des „Narzissus" auf seiner in vier Monaten Afrika umsegelnden Fahrt verknüpft mit dem Leben und Sterben ihres schwindsüchtigen Nigger-Kameraden. Das Buch ist ein Gesang von der Größe und Gewalt des Meeres und dem Heldentum der Seeleute, die ewig mit ihm kämpfen, es verfluchen und immer stärker lieben. — Schon für Leser, die vor allem auf Spannung aus sind.

R. Joerden (Stettin).

Conrad, Joseph: Taifun. Stuttgart: Engelhorn 1927. 151 S. Lw. 4,50.

Ein Dampfer mit 200 Chinesen als unruhigen Zwischendeckpassagieren an Bord gerät in einen Taifun und gelangt unter seinem tüchtigen, wenn auch etwas einfältigen Kapitän als halbes Wrack in den Bestimmungshafen. — Schon für rein stofflich eingestellte Leser.

R. Joerden (Stettin).

Humor.

Berend, Alice: Frau Hempels Tochter. Roman. Berlin: Fischer. 178 S. Lw. 2,50.

In so netter und humorvoller Weise wird in diesem Roman von Frau Hempel, der schlagfertigen, unternehmungslustigen Berliner Portierfrau und von ihrer Tochter, die schließlich einen wirklichen Grafen heiratet und mit ihm glücklich wird, erzählt, daß man das Ungewöhnliche an dieser Geschichte mit in Kauf nimmt und sich gern durch das Buch ein paar fröhliche Stunden bereiten läßt.

R. Kock (Schneidemühl).

Bonde, Sophus: Schimannsgarn. Berlin: Safari-Verlag. 267 S. Lw. 4,—.

Der Verfasser schildert seine erste Weltumsegelung und flicht Geschichten ein, die von den Kameraden zum Besten gegeben werden: schauerlich-komische Abenteuer, packende Spukgeschichten, übermütige Matrosenstreiche. — Ein Buch voll echten niederdeutschen Humors. Stettiner Angebotsliste Nr. 2.

Falk-Rönne, Jörgen: Die Frau Konsul. Stuttgart: Steinkopf. 235 S. Lw. 4,50.

In dieser einfach und schlicht erzählten Geschichte hören wir, wie die junge Frau Konsul durch ihre zupackende, dabei warmherzige und hilfsbereite Art einen neuen belebenden Zug in ihren langweiligen, verknöcherten Mann, in sein Geschäft und in die eingerostete in allen Vorurteilen erstarrte Gesellschaft einer kleinen Stadt auf den Faröern bringt. — Das Buch mit seinem frischen Humor kann jedem Leser gegeben werden. R. Kock (Schneidemühl).

Greinz, Rudolf: Über Berg und Tal. Lustige Tiroler Geschichten. Leipzig: Staackmann 1928. 184 S. Lw. 3,50.

Eine auch durchaus schon für die reifere Jugend geeignete Auswahl aus den bekannten lustigen Erzählungsbüchern des Verfassers. — Leicht lesbar und allgemein zu verwenden. R. Kock (Schneidemühl).

Knies, Richard: Die Herlishöfer und ihr Pfarrer. Ein Dorfroman. Mainz: Grünewald 1925. 196 S. Lw. 5,—.

Einer Kleinigkeit wegen sind die Herlishöfer mit ihrem Pfarrer so sehr in Streit geraten, daß dieser das Dorf verläßt. Jetzt erst merken die Herlishöfer, was sie verloren haben. Es gelingt ihnen jedoch, ihren Pfarrer umzustimmen und ihn in Ehren in seinen ihm lieben, alten Wirkungskreis wieder einzuholen. — Ein köstliches Bild dörflichen Lebens voll von schmunzelndem Humor. Der gelegentlich gebrauchte Dialekt stört nicht. Jedoch verlangt das Buch, das aus katholischem Empfinden heraus gestaltet ist, einen etwas geübten Leser.

R. Kock (Schneidemühl).

Kurz, K. F.: Die Krummbacher und der Katzengusti. Erzählungen. München: Langen. 299 S. Pp. 6,—.

Mit köstlichem, groteskem Humor erzählte Geschichten voll komischer, spaßiger Einfälle. Das leicht lesbare Buch verlangt ein gewisses Verständnis für grotesken Humor. — An katholische Leserkreise ist es der Erzählung „Der Teufel in Steiningen" wegen mit einiger Vorsicht auszugeben.

R. Kock (Schneidemühl).

Berg, Clara: Schlupps, der Handwerksbursch. Mären und Schnurren. Frankfurt a. M.: Englert & Schlosser. 129 S. Geb. 2,50.

Ein frohes, ganz volkstümliches Buch voll spaßhafter Einfälle, frischen Humors und erziehlicher Weisheit, ein „Ulenspiegel" im Kleinen. In erster Linie für jugendliche Leser, aber auch mancher Erwachsene wird an dem einfachen, köstlichen Buch seine Freude haben. Stettiner Angebotsliste Nr. 2.

Bücherei und Bildungspflege
Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel
Jahrgang 9 1929 Heft 3

Querverbindungen.

Von Dr. Elisabeth Rall (Stettin).

Bücher sind Bausteinen vergleichbar. Aus der unendlichen Fülle ihrer inhaltlichen und formalen Verschiedenheit heraus können Bücher in Gruppen als für sich bestehende, innerlich zusammenhängende Einheiten hingestellt werden. Nur aus bibliothekstechnischen Gründen werden die öffentlichen Büchereien nach festem Schema angelegt, wobei das Prinzip der Einordnung der Bücher nach Fachgruppen zur schnellen Übersicht maßgebend geworden ist. Darüber hinaus und hinweg geht aber die ungezwungene Verwendbarkeit der Bücher für die Leserschaft. Jeder Leser nimmt die Auswahl seiner Lektüre aus dem in der Bücherei vorhandenen Material höchst selbständig und individuell vor, heute anders als morgen und übers Jahr grundsätzlich oder unbewußt abweichend von dem, was ihn früher ergriff. Wem sich Gelegenheit bietet, diese Auswahl der Leser zu beobachten, der kann bald erkennen, daß sie, sofern sie nicht von gänzlichen Neulingen vorgenommen wird, mehr oder weniger geschickt angelegt ist und die verschiedensten Kombinationen (für ein jeweils verschiedenes seelisches Bedürfnis) dartut. Mißgriffe und ungelenke Zusammenstellungen sind vielfach aus Trägheit oder wirklichem Unvermögen, geistig zu steigen, zu erklären. Doch darf darüber die Kombinationsfähigkeit der Leserschaft als solche nicht übersehen werden.

Dieses Suchen nach verbindender und innerlich sich ergänzender Lektüre sei der Kürze halber hier als querverbindende Funktion bezeichnet. Die „Querverbindung" ist jedoch nicht nur eine freiwillig vorgenommene Tätigkeit des Lesers, sondern wird auch für jeden Büchereileiter fachlich bedeutsam, zumal wenn er nur eine kleine Bücherei zu verwalten hat und — als Ergänzung zu den vorhandenen Beständen — auf periodisch wiederkehrende Entleihungen aus einer größeren Zentralstelle, etwa einer Landeswanderbücherei, angewiesen ist. Auch er sieht sich der Aufgabe gegenübergestellt, selbständig und individuell die Auswahl des seine Bücherei ergänzenden Lesestoffes vorzunehmen, nur daß ihm — im Gegensatz zur persönlichen Auswahl des einzelnen Lesers — das geistige und örtliche Gepräge seiner gesamten Leserschaft dabei zum Bewußtsein kommen muß und er von ihm und von dem in der Bücherei bereits vorhandenen Material aus die Querverbindungen aufzubauen und vorzunehmen hat. Ein Grundschema mit festen Grenzen kann daher für diese bibliothekarische Arbeit nicht aufgestellt werden. Sie ist lediglich eine, wenn auch in ihrer Auswirkung wichtige Stützungsarbeit, die von Fall zu Fall veränderten Bedingungen unterworfen ist. Dem Büchereileiter zeigt sie sich jedoch immer in doppelter Gestalt: Einmal überläßt er die querverbindende Kombinationsfähigkeit dem selbständig denkenden und suchenden Leser und hat sich

selbst dann nur die Frage vorzulegen, wieweit er der Leserschaft dabei durch die entsprechende Anlage seines gedruckten Büchereikataloges helfend zur Hand gehen kann. Zum andern — und das ist das vorliegende Thema — muß er sich darüber klar werden, inwieweit er die Querverbindung als solche für die Vertiefung und Erweiterung des geistigen Lebens seiner gesamten Leserschaft verwerten will und in welcher Art ihre praktische Anwendung vor sich zu gehen pflegt.

Wo eine zentrale Bücherei als Aushilfe dient für angeschlossene kleine Büchereien in einer bestimmten Landschaft oder in einem abgegrenzten städtischen oder industriellen Bezirke — also wo eine Wandersendung hinausgeschickt wird mit der bewußten Absicht, ergänzend oder abrundend auf den örtlichen Bücherbestand einzuwirken —, da ist es nicht nur theoretisch denkbar, sondern auch in der Praxis ausführbar, aus der ergänzenden Sendung zugleich einen, die verschiedenen Sachgebiete verbindenden Bestand herzustellen. Der Bücherwart der örtlichen Bücherei hätte die Lücken in seinen Beständen festzustellen und sich die Frage vorzulegen, ob die Leserschaft für ein tieferes Eindringen in dieses oder jenes Wissensgebiet zugänglich ist. Ist dies der Fall, so müßte die zentrale Bücherei über Bücher verfügen, mit deren Hilfe der Bücherwart in der Lage ist: 1. jene Lücken im Bestande der örtlichen Bücherei zu schließen und 2. verbindend unter den einzelnen Gruppen zu wirken. Denkbar ist beispielsweise solch eine Querverbindung zwischen: historischem Roman, Biographie und geschichtlicher Abhandlung; Roman, Biographie, Reisebeschreibung; Reisebeschreibung, geschichtlicher Abhandlung; Tiergeschichte, Reisebeschreibung und naturwissenschaftlicher Abhandlung; Reisebeschreibung und Kunstdarstellung usw. Betont werden muß dabei nochmals, daß der Bücherwart bei der Auswahl immer von solchen Inhalten auszugehen hat, die seiner Leserschaft durch Lebensumstände oder Bücher bereits bekannt sind.

Um der Leserschaft ein tieferes Eindringen in dieses oder jenes Wissensgebiet zu ermöglichen, kann es sich einmal um die nur inhaltliche Erweiterung eines Wissensgebietes handeln, die dem Leser in einer leicht faßlichen Form dargeboten wird. Zum Beispiel führt Bengt Berg mit seinem illustrierten Vogelbuch „Mit den Zugvögeln nach Afrika“[1]) unmittelbar zu Lutz „Der Pfahlbauer“ über, denn in beiden Büchern soll das typische Vogelleben, wie es sich im Kreislauf des Jahres abspielt, dargestellt werden, wenngleich die gefiederten Träger dieses Lebensganges verschiedenen Vogelarten angehören. Eine rein sachliche Stofferweiterung bedeutet es auch, wenn jenen beiden Büchern noch Schonger: „Auf Islands Vogelbergen“[2]) hinzugefügt wird. Von dieser übrigens erzählenden Darstellungsart aus bietet sich alsdann eine leichte Übergangsmöglichkeit zu der zunächst allgemeinverständlichen naturwissenschaftlichen Darstellungsweise, wie sie (für das Vogelleben) in Floerickes „Vogelbuch“, Voigts „Deutsches Vogelleben“, Kleinschmidts „Singvögel der Heimat“, Robiens „Unter gefiederten Freunden“ zum Ausdruck kommt.

[1]) Ausführliche Buchbesprechung: „Ferne Länder“-Katalog, Teil I, S. 30.
[2]) Ausführliche Buchbesprechung: „Ferne Länder“-Katalog, Teil II, S. 116.

Die Vertiefung des Wissens, d. h. der rein sachlichen Kenntnisse, bildet jedoch nicht das Endziel des Bildungsvorganges, den die Bücherei zu fördern sucht. Über das sachliche Wissen hinaus geht das Begreifenkönnen eines fremden Lebensvorganges. Auch für den Erwerb dieser seelischen Einstellung und Haltung bieten sich aus der Literatur eine Fülle verschieden gestufter Einfühlungsmöglichkeiten und Übergangsformen. Beispielsweise wird bei Floericke: „Aussterbende Tiere" dem Uhu ein leicht verständliches, nur Wissen vermittelndes Kapitel gewidmet. Das dichterisch gestaltete Gegenstück dazu, in dem das Leben dieses aussterbenden Vogels gesehen und erlebt ist, bildet Fleurons „Strix"[3]). Oder: zu den durch ihre Vogelpsychologie glänzenden „Letzten Adlern"[4]) von Bengt Berg kann aus den „Tierbüchern" (des Verlages von Kube) der 8. Band: Raubvögel (Adler- und Geiergeschichten) als dichterisch gefaßtes Erlebnis hinzugezogen werden.

Abgesehen davon, daß durch die künstlerisch gefaßte Erzählung (aus dem Vogelleben) dem Leser auch ein ästhetisch betontes Mitempfinden ermöglicht werden kann, ergibt sich bei der Rückschau auf den Ausgangspunkt, — auf das „tiefere Eindringen in ein Wissensgebiet" — der Fortschritt vom inhaltlich und stilistisch Ähnlichen (Berg: „Zugvögel" und Lutz: „Pfahlbauer") zum inhaltlich Vergeistigten und stilistisch Erhöhten (Floericke: „Aussterbende Tiere" und Fleuron: „Strix"). Es bleibt jedoch gänzlich der Einsicht des Bücherwarts anheimgestellt, ob er durch Anschaffung oder Ausleihe der genannten Werke, seinen Leser diesen ganzen Kreis durchmessen läßt oder den Ausgangspunkt zu dieser Art von „Querverbindung" verschieden bei den einzelnen Lesern ansetzt.

Ein anderes Beispiel zum tieferen Eindringen in ein Wissensgebiet, zu dem die Grundlage in der Leserschaft durch vorhergegangene Lektüre bereits vorhanden oder durch örtliche Verhältnisse (gemeinsame Lebensführung, historisches Geschehen, politische oder wirtschaftliche Einwirkung) vorbereitet ist: Vom Landschaftsroman oder heimatlichen Dorfroman ausgehend, wie etwa von Frenssens „Jörn Uhl"[5]) oder Löns' „Häusern von Ohlenhof"[5]), die beide von norddeutscher Dorfgemeinschaft und norddeutschem Bauerntum eine lebendige Vorstellung geben, kann das Interesse auf das bäuerliche Hauswesen und Tagewerk übergeleitet werden, das beispielsweise von Bomann:[6]) „Bäuerliches Hauswesen und Tagewerk im alten Niedersachsen" beschrieben wird oder sich direkt der „Geschichte des deutschen Bauernstandes" von Gerdes[7]) zuwenden, neben der die kulturgeschichtliche Darstellung von Bartels:[7]) „Der Bauer in der deutschen Vergangenheit" von gleichem Werte ist. — Ein anderer Lebensumkreis — der des Arbeiters und Proletariers — eröffnet sich dem Leser, wenn

---

[3]) Ausführliche Besprechung: Bücherverzeichnis der Schleswig-Holsteinischen Grenzbüchereien, S. 50.

[4]) Ausführliche Besprechung: Bücherei und Bildungspflege, 8. Jg., Heft 2, S. 131.

[5]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherverzeichnis der Schleswig-Holsteinischen Grenzbüchereien, S. 32 und 62.

[6]) Ausführliche Besprechung: Bücherei und Bildungspflege, 7. Jg., S. 435.

[7]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherverzeichnis der Schleswig-Holsteinischen Grenzbüchereien, S. 15 und 16.

er von Brögers[8]) Roman „Der Held im Schatten" und von Petzolds Roman „Das rauhe Leben" zu Bürgels[8]) Lebensbeschreibung „Vom Arbeiter zum Astronomen", zu der von Winnig:[9]) Frührot" und zu Stenbock-Fermors „Erlebnisse als Bergarbeiter" übergeht. Diese drei Biographien können dank der Lebendigkeit persönlich erlebter Schicksale im Proletariat den Blick für das Wesentliche öffnen, mit dem sich die Arbeiterschaft um ihre eigensten Lebensprobleme bemüht. So würde sich hier von der Erzählung und der Biographie her die Weiterführung des Interesses auf soziale Fragen zu deren sachlicher Darstellung herstellen lassen.

Ähnliche Reihen von stofflich aneinander grenzenden Büchern, die, formal betrachtet, Erzählungen, Lebensbeschreibungen und Darstellungen aus einzelnen Wissensgebieten zugezählt werden, lassen sich für eine ganze Anzahl von Fragenkomplexen zusammenstellen, welche Bildungsmomente in sich tragen. Um beispielsweise in der Leserschaft historischen Sinn zu beleben, gibt es nicht nur die Möglichkeit, an ein geschichtliches Geschehen des Heimatortes anzuknüpfen, wie etwa für früheres hanseatisches Gebiet mit Jensen: „Aus den Tagen der Hanse" (Roman), Blunck: „Hein Hoyer" (Roman), Tügel: „Jürgen Wullenwever, Lübecks großer Bürgermeister" (Biographie), Maß: „Die deutsche Hanse" (erzählende geschichtliche Darstellung), Gallwitz: „Lebenskämpfe der alten Hansestadt Bremen" (erzählende geschichtliche Darstellung), Dietrich Schäfer: „Die deutsche Hanse" (geschichtliche Darstellung). Oder um ein neuzeitliches Beispiel zu nennen: Um die Bedeutung der Lostrennung des Rheingebietes zu beleuchten und den Gegensatz zwischen Rheinländer- und Elsässertum einerseits und Preußentum andererseits zu betrachten, kann zusammengestellt werden: Stegemann: „Die Krafft von Illzach" (Roman), Viebig:[10]) „Die Wacht am Rhein" (Roman), Herm: „Dome im Feuer" (Roman), Schickele:[11]) „Das Erbe am Rhein" (Roman), Langewiesche: „Wolfs" (biographischer Roman), Paquet: „Der Rhein, eine Reise" (Reisebeschreibung, zugleich wirtschaftspolitische Betrachtung), Hoelscher: „Das Buch vom Rhein" (Schilderung des Rheinstromes und seiner Ufer von den Quellen bis zum Meere unter Berücksichtigung seiner 2000jährigen Geschichte), Wolters und Elze: „Stimmen des Rheins" (kulturgeschichtliche und politische Betrachtung), Stegemann: „Der Kampf um den Rhein" (geschichtliches Werk).

Daneben gilt es, Anteilnahme für ein geschichtliches Ereignis zu wecken, das über die Grenzen des eignen Volkstums hinausgeht, z. B. für China. Hierzu kann die Querverbindung aufgestellt werden: Hosie:[12]) „Menschen in China" (kulturgeschichtliche Darstellung), Wilhelm: „Die Seele Chinas" (kulturgeschichtliche Darstellung), Wittvogel: „Das erwachende China" (geschichtlich-politisches Werk), Tang Leang-li: „China in Aufruhr" (geschichtlich-politisches Werk), Schmitthenner: „Chinesische Landschaften und Städte"

---

[8]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherverzeichnis der Schleswig-Holsteinischen Grenzbüchereien, S. 45 und 6.

[9]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherei und Bildungspflege, 7. Jg., S. 129.

[10]) Ausführliche Buchbesprechuna: Bücherverzeichnis der Schleswig-Holsteinischen Grenzbüchereien, S. 76.

[11]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherei und Bildungspflege, 7. Jg., S. 248.

[12]) Ausführliche Buchbesprechung: „Ferne Länder"-Katalog, II. Teil, S. 30, 55, 56, 52, 31, 13, 18, 11.

(Reisebeschreibung), Jacques: „Auf dem chinesischen Fluß“ (Reisebeschreibung), und als Ergänzung dazu zwei dichterische Erzeugnisse Chinas: „Eisherz und Edeljaspis oder die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl“ (übertr. von Kuhn) und „Chinesische Geister- und Liebesgeschichten“ (hrsg. von Buber), zu denen Döblins Roman: „Die drei Sprünge des Wang-lun“ als weltanschauliches Werk zugezählt werden kann.

Das Interesse an den dortigen gegenwärtigen Geschehnissen bietet zugleich Anlaß, sich in den übrigen asiatischen Ereignissen umzusehen (Japan im Gegensatz zu Amerika, Indien im Gegensatz zu England, Rußland und England im Kampf um Asien). Aus der vorher engeren, an Volkskunde, Kulturgeschichte und Geschichte eines fremden Volkes gebundenen Einstellung, wie sie z. B. die Querverbindung für „China“ darstellt, läßt sich auf diese Weise eine größere, wirtschafts- und geopolitisch orientierte Schau gewinnen, in der alles Wissen um die einzelnen Tatsachen in eins zusammenfließt. Sie führt zum Lesen mit weitem Horizonte und zu Begreifen des Gelesenen in großen Maßstäben. Colin Roß'[13]) Buch: „Das Meer der Entscheidungen“ und Upton Closes[14]) Werk: „Die Empörung Asiens“ können beispielsweise als solche großangelegte Darstellungen angesehen werden.

Wie der Blick des Lesers vorwärts in die großen geschichtlichen Geschehnisse der Gegenwart, so kann er auch rückwärts auf die großen historischen Zusammenhänge gerichtet werden. Birts[15]) populär gehaltene historische Abhandlungen „Von Homer bis Sokrates“, „Römische Charakterköpfe“, „Charakterbilder Spätroms“ und „Die Entstehung des modernen Europa“, sowie die ebenfalls leicht verständlichen „Kämpfer. Großes Menschentum aller Zeiten“, herausgegeben von Hans v. Arnim, die geschichtlichen Aufsätze von E. Marcks: „Männer und Zeiten“ und vor allem die von E. Marcks und K. A. v. Müller herausgegebenen „Meister der Politik“, eine Reihe weltgeschichtlicher Bildnisse, ermöglichen es, Ursache, Ablauf und Auswirkung des historischen Ereignisses zu erkennen. Sind die großen geschichtlichen Zusammenhänge in ihrer Linienführung erst klar und nicht lehrbuchhaft erfaßt, so bietet sich dem Leser weiter die Möglichkeit, Einzelnem in der Geschichte nachzugehen und seine Ansatzpunkte zu tieferem Nachforschen verschieden zu verteilen. Es ergibt sich daraus der dem ersten Falle entgegengesetzte Weg zur Entwicklung historischen Verständnisses: Wie dort die Fülle einzeln gewonnener Kenntnisse und Erkentnisse zum Gesamtbild, zum großen Maßstabe hinführen, mit dem gegenwärtiges Geschehen zu beurteilen wäre (Asien), so kann hier die klare Zusammenfassung vergangenen historischen Geschehens die Vertiefung in seine einzelnen Tatsachen ermöglichen. So gibt z. B. Birts Darstellung über „Alexander den Großen und das Weltgriechentum“ und Koepps geschichtliche Monographie über „Alexander den Großen“ den Hintergrund ab zu J. Wassermanns historischer Erzählung: „Alexander in Babylon“. Es ist damit nicht gesagt, daß diese Erzählung ohne jene geschichtliche Ab-

---

[13]) Ausführliche Buchbesprechung: „Ferne Länder“-Katalog, I. Teil, S. 12.

[14]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherei und Bildungspflege, 8. Jg., S. 121.

[15]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherverzeichnis der Schleswig-Holsteinischen Grenzbüchereien, S. 13.

handlungen nicht verständlich wäre. Es bedeutet jedoch für den Lesenden ein differenzierteres Maß von persönlichem Verständnis, wenn er sich in die historische Umwelt, in den Zeitgeist und in die Empfindungswelt der handelnden Personen nicht erst bei der Lektüre hineinzudenken braucht, sondern aus einer gewissen Beherrschung des Stoffes heraus ein kleines Stück Weltgeschichte in dichterischer Gestalt mit künstlerischer Einstellung vor sich abspielen lassen kann. Die gleiche „dichterische Illustration" zu geschichtlichen Darstellungen wie etwa zu Burckhardts „Kultur der Renaissance" bietet sich in Isolde Kurz'[16]) „Stadt des Lebens", in ihren „Nächten von Fondi" und in Mereschkowskis „Leonardo da Vinci" oder zu Ric. Huchs historischer Charakterstudie „Wallenstein" und zu M. H. v. Boehns[17]) populärer geschichtlichen Abhandlung über Wallenstein der große historische Roman gleichen Titels von A. Döblin, oder auch Mereschkowskis „Julian Apostata", Ibsens „Kaiser und Galiläer", Kingsleys „Hypathia" zu Birts Darstellung über die spätrömische Zeit.

Wie aus bisher Gesagtem ersichtlich, läßt sich ohne Zwangsläufigkeit eine Querverbindung herstellen zwischen Geschichten aus dem Leben des Tieres und seiner naturwissenschaftlichen Darstellung und zwischen den einzelnen dichterischen und wissenschaftlichen Darstellungsformen des Menschenlebens (Roman, Biographie und Geschichtswerk), wobei die Querverbindung nicht nur Stofferweiterung und -vertiefung anstrebt, sondern darüber hinaus auch die ästhetische Aufnahme- und Urteilsfähigkeit im Leser wecken will. Wenn erst von der Leserschaft der prinzipielle Wert, der einer querverbindenden Lektüre innewohnt, erkannt und erfaßt worden ist, kann der Büchereileiter aus den verschiedenen Wissensgebieten eine reiche Anzahl von Querverbindungen herstellen. Die nächstliegendsten und geläufigsten sind, außer den bereits genannten:

1. Querverbindungen zwischen Tiergeschichten, Reisen, naturwissenschaftlichen Werken. Wie Reisebeschreibungen zu naturwissenschaftlichem Interesse anregen können, zeigen die von Tierforschern geschriebenen Werke von Bates:[18]) „Elf Jahre am Amazonas"; Beebe: „Galapagos, das Ende der Welt"; Beebe: „Dschungelleben"; Reischek: „Sterbende Welt"; Schillings: „Mit Blitzlicht und Büchse"; Akeley: „Im hellsten Afrika". Sie enthalten Tierforschung und Tierschilderung der außereuropäischen Erdteile. Zu diesen populärwissenschaftlichen Darstellungen können exotische Tiergeschichten als Vorstufe hinzugenommen werden, wenn das Sicheinlesen in den Stoff als solchen erleichtert werden soll (Aslagsson: „Der Coyote"; Kipling: „Mylord der Elefant"; Marschall: „Muztagh"; Thompson-Seton: „Monarch der Riesenbär"; „Die Tierbücher, eine Auswahl der schönsten Tiergeschichten" aus dem Verlag Kube und andere). Von den populären Darstellungen aus ergibt sich die Möglichkeit, zu den rein naturwissenschaftlichen Werken tierkundlichen Inhalts überzugehen.

---

16) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherei und Bildungspflege, 3. Jg., S. 54 und 4. Jg., S. 174.

17) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherei und Bildungspflege, 7. Jg., S. 216.

18) Ausführliche Buchbesprechung: „Ferne Länder"-Katalog, II. Teil, S. 58, und I. Teil, S. 76, 54, 27, und Bücherei und Bildungspflege, 8. Jg., S. 47.

2. Querverbindungen zwischen Roman, Biographie, Reisebeschreibungen. H. W. Seidels[19]) Novelle „Der Mann im Alang" und sein Roman „Die Schattenpuppen" sowie Dauthendeys „Erlebnisse auf Java" ermöglichen eine dichterisch gefaßte Einführung in die malayische Welt. Volz' „Im Dämmer des Rimba" und Morgenthalers „Matahari" fassen das Erlebnis der malayisch-javanischen Landschaft als ein stark persönlich empfundenes auf, desgleichen Kaarsberg mit seinem „Sumatrabuch". Alle drei letztgenannten Verfasser sind in ihrem eigensten Wesen in ihren Büchern erkennbar und heben sich als wertvolle, sehr kultivierte Vertreter der westlichen Welt vom farbigen Vielerlei der südasiatischen Kultur ab. Naef bietet mit seinem Buche „Unter malayischer Sonne" eine gut orientierende, die Bahnen der gewöhnlichen Reisebeschreibung beschreitende Darstellung, während Krämers „Sterbende Inseln" (Java und Bali) eine fein empfundene Rechenschaft abzulegen vermag von der Natur und dem seelischen Leben auf diesen Inseln und von ihrem unabwendbaren Absterben.

Ein anderes, Roman, Biographie und Reisebeschreibung verbindendes Beispiel, wo der Schwerpunkt vom Landschaftlichen auf den Menschen verschoben ist: Von den das Schicksal der Auswanderer behandelnden Romanen Bojers[20]) „Die Auswanderer" und Hémons „Maria Chapdelaine" führt eine gerade Linie zu den biographisch gehaltenen Büchern von Gillhoff:[21]) „Jürnjakob Swehn der Amerikafahrer", Heye: „Unterwegs. Lebensfahrt eines romantischen Strolches" und Landor: „Der wilde Landor" und von diesen zu den spannenden Reiseerlebnissen der ausgewanderten Donat, Faber, Schmidt und Wehde und anderen, die aus persönlichen Abenteuern heraus fremde Länder schildern. — Andererseits bietet sich auch in dieser Gruppe die Möglichkeit, solche Querverbindung vorzunehmen, daß sich von dem Hintergrunde des Romanhaften und der landschaftlichen Darstellung eine Persönlichkeit abhebt: So kann man von den Eskimoromanen (Mikkelsen:[22]) „Sachawachiak der Eskimo", Freuchen:[23]) „Der Eskimo" und Stefansson: „Kek der Eskimo") zu den erzählenden Reisedarstellungen aus dem nördlichen Grönland (Rasmussen: „In der Heimat der Polarmenschen", Stefansson: „Jäger des hohen Nordens" und Friis: „Im Grönlandeis mit Mylius-Erichsen") übergehen und aus ihnen ermessen lassen, welche Aufgabe dem Forscher Mikkelsen in „Ein arktischer Robinson" zufiel, als er nach den Papieren der 1908 verunglückten Danmark-Expedition forschte.

3. Querverbindungen zwischen Reisebeschreibungen und Kunstdarstellungen. Baud-Bovy: „Das Berner Oberland" und Flaig: „Hoch über Tälern und Menschen" bringen in erzählender Weise das Erlebnis der Hochalpen nahe, während Wehrli: „Die Schweiz" eine Monographie zur

[19]) Ausführliche Buchbesprechung: „Ferne Länder"-Katalog, II. Teil, S. 53, 10, 54, 42, 32.

[20]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherei und Bildungspflege, 8. Jg., S. 140, und „Ferne Länder"-Katalog, I. Teil, S. 24.

[21]) Ausführliche Buchbesprechung: „Ferne Länder"-Katalog, II. Teil, S. 68, I. Teil, S. 10, II. Teil, S. 106, 65, 67, 90, 108.

[22]) Ausführliche Buchbesprechung: „Ferne Länder"-Katalog, I. Teil, S. 19, 21, 22, 23, 17.

[23]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherei und Bildungspflege, 8. Jg., S. 370.

Erdkunde bietet und Schmid:[24]) „St. Gotthard", eine national-politisch, kulturgeschichtlich, verkehrstechnisch und nicht zuletzt landschaftlich interessante Reise schildert. „Die Schweiz aus der Vogelschau", eine Sammlung von Abbildungen von Mittelholzer, illustriert in vollendeter Weise die Gebirgswelt. Ganter: „Die Schweizer Stadt" bildet die kunstgeschichtlich gesehene Zusammenfassung dessen, was die vorhergenannten Werke an landschaftlich Wissenswertem bieten.

Oder: Von Andersen Nexös „Sonnentagen", die anregend vom spanischen Volke und von der spanischen Landschaft erzählen, kann man zu Schneiders „Wanderfahrten durch Spanien" greifen, die neben Landschaftsschilderungen geschichtliche und kunstgeschichtliche Fragen berühren, zu Bürgers[25]) „Spaniens Riviera und die Balearen" und schließlich zu Kuhn: „Das alte Spanien" übergehen, das sich in vollendeter Darstellung mit der spanischen Kunst beschäftigt.

4. Querverbindungen zwischen Reisebeschreibungen und geschichtlichen Werken. Von Reisebeschreibungen und Reiseerlebnissen aus ergibt sich schließlich noch die Verbindung zu Werken kulturgeschichtlichen oder geschichtlichen Inhalts, die die Grenzen allgemeinverständlicher Darstellung nicht überschreiten. Kaufmanns[26]) Buch über Ägypten: „Ewiges Stromland" will in kurzer Zusammenfassung ein möglichst vollständiges und anschauliches Bild aller Verhältnisse des Landes geben, seiner Natur, seiner Menschen und Siedlungen, seiner materiellen und geistigen Kultur, seiner ruhmreichen Geschichte und gegenwärtigen eindrucksvollen Entwicklung. Von den zahlreichen übrigen, mehr die Landschaft schildernden oder die Erlebnisse der Reise erzählenden Büchern sei auswahlsweise auf Heye: „Allah hu akbar" hingewiesen, das dank seinem starken Erlebnisgehalt dem Leser das bunte ägyptische Leben deutlich vorzuzeigen vermag und deshalb als Einführung dienen kann. Auch bildet dieses Buch zusammen mit Seidels Ägyptenroman „Der Sang der Sakije" das dichterische Gegenstück zu Kaufmanns Werk. Von diesem aus führt eine Verbindung zu Schubarts Geschichte Ägyptens „Von der Flügelsonne zum Halbmond", die von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart reicht und durch Inhalt und (auch kulturgeschichtlich interessante) Bilderbeigabe für Carters „Tut-ench-Amun-Buch" anzuregen vermag, das die Ausgrabung des ägyptischen Königsgrabes enthält und altägyptische Kunst zutage fördert.

Dorfbücherei und Schülerbücherei.

Von Dr. Franz Schriewer (Flensburg).

Von den Büchereileuten wird der im Heft 1 S. 17 ff. mitgeteilte Schülerbüchereierlaß sehr begrüßt worden sein. Die Schule nähert sich damit, wie Dr. Ackerknecht ebendort dazu ausgeführt hat, — zunächst einmal in den amtlichen Richtlinien — erfreulicherweise mehr und mehr der Auffassung von der Erziehung zur Buchwelt, wie die Büchereien sie er-

[24]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherei und Bildungspflege, 7. Jg., S. 56.

[25]) Ausführliche Buchbesprechung: Bücherei und Bildungspflege, 5. Jg., S. 191.

[26]) Ausführliche Buchbesprechung: „Ferne Länder"-Katalog, II. Teil S. 127, 125, I. Teil, S. 59; Bücherei und Bildungspflege, 7. Jg., S. 229.

streben. In dem Erlaß wird die aus dem Unterrichtsbetrieb herstammende, häufig noch viel zu rationale, eben mit Hinsicht auf das Lernen gehandhabte Verwendung des Buches aufgelockert zu einer freieren Lesebetätigung, die eigentlich erst den Namen „Lektüre" verdient. Ich bin der Überzeugung, daß die in dem Erlaß beschrittenen neuen Wege die Schülerbüchereien in Zukunft noch planmäßiger zum Anschluß an die öffentlichen Büchereien bringen werden, als es jetzt schon in den Schlußausführungen des Erlasses angedeutet ist. In den Städten dürfte hier sicherlich schon das eine oder andere geschehen oder angebahnt sein. Aber auch für das Land bedarf die Frage der Überlegung, wie die Schülerbücherei und die Dorfbücherei zusammenarbeiten können oder aufeinander abzustimmen sind. Da wir heute einen beträchtlichen Aufschwung des ländlichen Büchereiwesens erleben — namentlich in den Grenzgebieten —, ist diese Frage tatsächlich von besonderer Wichtigkeit. Es dürfte daher von Interesse sein, den Versuch einer Lösung kennen zu lernen, den wir im schleswig-holsteinischen Grenzgebiet unternommen haben. Bei der Darlegung der Grundgedanken wird sich ohne weiteres ergeben, wie sehr wir mit der Absicht des neuen Erlasses übereinstimmen, eine innige Verbindung zwischen der öffentlichen Bücherei und der Schülerbücherei herzustellen.

Zunächst ist vorauszuschicken, daß die Angelegenheit der Jugend- oder Schülerbücherei in der Nordmark besonders wichtig ist, weil das dänische Büchereiwesen, wie bekannt, diesen Zweig der Büchereiarbeit ganz außerordentlich stark pflegt. Wir haben daher schon zu Beginn unseres deutschen Büchereiaufbaues, wo an eine grundsätzliche Regelung zwischen der Dorf- und der Schülerbücherei noch gar nicht zu denken war, kurz entschlossen unseren Büchereien eine Jugendabteilung beigefügt, welche im Gliederungssystem der Bücherei den Abteilungsbuchstaben „J" trug und ausdrücklich für die freie, nicht schulmäßige Lesebetätigung der Jugend (schließlich auch der primitiveren Jugendlichen und Erwachsenen) bestimmt war. Diese Gruppe enthielt also nur Schöne Literatur. Zu diesem Vorgehen waren wir auch deshalb gezwungen, weil die auf dem Lande vorhandenen Schülerbüchereien in Inhalt und Zustand geradezu entsetzlich waren und, ganz läßt sich diese Anmerkung hier nicht unterdrücken, auch heute noch vielfach äußerst sichtungs- und pflegebedürftig sind.

Der äußere Anlaß einer Neuordnung der Beziehungen zwischen der Dorf- und Schülerbücherei war die finanzielle Regelung unseres Grenzbüchereiwesens, wonach der Etat der Dorfbüchereien dadurch sichergestellt wurde, daß die Gemeinden, der Kreis und die Zentrale für Nordmarkbüchereien ein Drittel einer festen Summe übernahmen, die auf Grund von 55 Pfg. pro Kopf der Bevölkerung errechnet wurde. Diese Regelung konnte natürlich die Schülerbücherei nicht mit einbefassen, sondern erstreckte sich lediglich auf die Erwachsenenbücherei. Es gibt nämlich eine schulgesetzliche Bestimmung, daß jede Schule eine Schülerbücherei haben muß. Es wäre rechtlich nicht zulässig und finanziell gar nicht wünschenswert gewesen, wenn vom Etat der Grenzbücherei her die Schüler- und Jugendbüchereifrage mitgelöst worden wäre. Es war und ist nicht ganz leicht, diesen Gedanken, daß Schülerbücherei und Dorfbücherei rechtlich und finanziell reinlich auseinandergehalten werden müssen, bei den Lehrern durchzu-

bringen. Da diese meistens die Büchereien verwalten, sind sie stets geneigt, die Grenzlinien zu verwischen und auch die Frage der Schülerbücherei dadurch als gelöst anzusehen, wenn die Dorfbücherei nach dieser Seite hin mit Hilfe ihres eigenen Etats ausgebaut würde. Bei der Geringfügigkeit der Mittel für das dörfliche Büchereiwesen kann man aber grundsätzlich nicht darauf verzichten, der Schule die Versorgung der Jugend mit dem Buch zuzuweisen*). Es ist notwendig, daß zwei Quellen vorhanden sind, aus denen der Aufbau des ländlichen Büchereiwesens gespeist wird. Es wäre gewiß ein verhängnisvoller Fehler, wollte man in Grenzgebieten die Schulen von der Verpflichtung entbinden, ein Schüler- und Jugendbüchereiwesen aufzubauen, mit der Begründung, daß ja für das Büchereiwesen in diesen Landesteilen sowieso genug geschehe. Das hieße auch verkennen, daß das Buch in der Schule doch sehr stark eine andere Rolle spielt als im Ausleihebetrieb der Bücherei. Die Verwendung desselben in der Schule wird immer vom Unterrichtsgedanken her bestimmt oder beeinflußt sein, während die Bücherei mit einer aus anderen Antrieben herrührenden Leselust ihres Benutzers rechnet.

Die Regelung des Verhältnisses zwischen Schülerbücherei und Dorfbücherei ist also zur Hauptsache eine grundsätzliche innere Frage. Die Jugend lernt zwar in der Schule das Lesen, lernt auch eine Reihe von Büchern kennen. Sie gewinnt aber, wie wir immer wieder praktisch beobachten, kein rechtes Verhältnis zur Buchwelt überhaupt, das ja nicht etwa darin besteht, daß sie viel davon kennt, sondern daß sie eine innere Neigung dazu behält. Nur zu leicht wird durch das Unterrichtsmäßige, das der Verwendung des Buches in der Schule nun einmal anhaften muß, die Lust, sich den Büchern zu nähern, statt gefördert, eingeschränkt. Wir brauchen also, um die Jugend zum Büchereigedanken selbst zu erziehen, irgendwo eine Bücherei, zu der die Jugend gehen kann, ohne daß sie mit einem Gedanken an den Unterricht erinnert wird. Das Lesen muß sich gleichsam auf den freien Spieltrieb, auf den kindlichen Drang zum phantasiemäßigen Erleben stützen, wenn die Benutzung der Buchwelt zur liebevollen Gewohnheit werden soll. Das kann die allgemeine Bücherei mit ihrer zwanglosen Betreuung wahrscheinlich besser leisten als die Schule, die doch immer eine schulpädagogische Forderung an das Kind zu stellen geneigt ist und aus dem stärker entwickelten Führungsgedanken heraus dieses auch muß. So wird es also grundsätzlich richtig sein, auf dem Dorf — wenn eine Dorfbücherei dort vorhanden ist — innerlich und äußerlich zwischen einer Unterrichtsbücherei und einer Jugendbücherei zu unterscheiden, wovon die eine der Klasse angeschlossen wird, die andere der Bücherei.

Wenn wir die Beziehungen zwischen Dorf- und Schülerbücherei regeln wollen, müssen wir den so inhaltsreichen Begriff Schülerbücherei in seine beiden Grundbestandteile zerlegen: die gebundene Unterrichtsbücherei und die freie Jugendbücherei. Sie gehören zwar beide in den Rahmen der Schule hinein, wo aber eine Dorfbücherei besteht, ist es zweckmäßig, die zweite Gruppe der Bücherei anzuschließen, weil hier in der Entwicklung

*) Auch der Satz von 0,55 RM pro Kopf kann noch nicht als hoch angesehen werden, wenn Unterbringung, Schrank, Reparaturen und Neuanschaffungen daraus bestritten werden sollen.

des Kindes zur Buchwelt überhaupt ihr organischer Platz ist. Es geht natürlich nicht an, zu folgern, daß die freie Jugendbücherei Aufgabe der Dorfbücherei sei. Das würde wahrscheinlich zu ihrer Verkümmerung führen oder die Dorfbücherei beeinträchtigen. In den Städten, wo die Schüler- und öffentlichen Büchereien räumlich getrennt sind, ist die Sachlage eine andere. Hier müssen beide eine „freie Jugendbücherei" haben. Bei räumlicher Vereinigung ist sie aber nur einmal nötig und es fragt sich dann nur, wo ihr Platz ist.

Zu der Unterrichtsbücherei gehören selbstverständlich alle Klassenlesestoffe, auch das sogenannte Realienbuch oder das Sachleseheft. Die Jugendabteilung der Bücherei besteht dagegen vorwiegend aus Schöner Literatur oder nimmt belehrende am besten nur so weit auf, als sie nicht ausgesprochen auf den Unterricht zugeschnitten ist. Auf diese Frage ist gleich noch zurückzukommen. Es muß hier nämlich zum Verständnis von Punkt 2 der folgenden Richtlinien nebenbei erwähnt werden, daß der eben entwickelte Grundsatz in der Fassung desselben nicht klar zum Ausdruck gekommen ist, weil die ersten Verhandlungen über die Frage etwas schwierig waren und daher nicht zu letzter Eindeutigkeit führten. Ich möchte aber annehmen, daß dieser noch unklare Punkt unserer Richtlinien eines Tages im Sinne unserer hier entwickelten Absichten völlig geklärt werden kann, nachdem nunmehr der neue Schülerbüchereierlaß mit seinen büchereimäßigen Tendenzen vorliegt. Nach dieser Nebenbemerkung zurück zu der bereits berührten Frage nach Einstellung der Sachbücher in die Jugendabteilung der Dorfbücherei. Man sollte diese „erdkundlichen" oder „geschichtlichen" oder ähnlichen Werke nicht in die J-Abteilung einstellen, sondern in die belehrenden Abteilungen der Erwachsenenbücherei, wo sie ja keineswegs für die Schule verloren sind, im Gegenteil mit den anderen zusammen erst eine rechte Fülle ergeben. Soweit es sich aber um Sachbücher handelt, die ganz deutlich erkennbar auf Unterrichtszwecke zugeschnitten sind, wie etwa die Schaffsteinsche Sammlung der Grünen Bändchen, sollte man diese nicht in die allgemeine Dorfbücherei einreihen, sondern sie der Unterrichtsbücherei überlassen. Dies Verfahren hat den praktischen Vorteil, daß der Schülerbüchereietat entlastet wird, indem manches Buch von der Dorfbücherei her angeschafft werden kann, von wo es dem Unterricht jederzeit zur Verfügung steht. Es ist nämlich keineswegs gemeint, daß dann diese Bücher, wenn sie in die belehrenden Abteilungen der Dorfbücherei aufgenommen werden, vom Schülerbüchereietat angeschafft werden sollen, sondern daß sie dann auch aus Mitteln der Dorfbücherei gekauft werden müssen. Hylla macht in seinem Aufsatz „Die Schülerbücherei in der Volksschule" („Volksschule", Jg. 24, Heft 11) über die Schülerbücherei die Bemerkung, daß es notwendig sei, gerade teurere und größere Werke, die nicht als Eigenbesitz erworben werden können, in die Schülerbücherei einzustellen. Da die Mittel der Schülerbücherei aber bekanntlich äußerst gering sind, wird es gut sein, solche größeren Werke, natürlich soweit sie Aussicht haben, allgemein gelesen zu werden und nicht rein lehrmäßig sind, von der Dorfbücherei her anzuschaffen.

Wir haben also eine ziemlich reinliche Scheidung zwischen dem Unterricht und der freien Lesebetätigung erstrebt. Diese Scheidung kann darum

niemals störend werden, weil unsere Dorfbüchereien fast stets in der Schule stehen und immer ganz von selbst mit dem Unterricht in Verbindung bleiben. Wer überhaupt auf dem Lande die planmäßige Erziehung zur Bücherei will, kann nicht anders vorgehen, als daß er die Dorfbücherei mit der Schule verbindet. Von Lehrern ist mir immer wieder versichert worden, welche außerordentlich reiche Hilfe ihnen die Dorfbücherei für den Unterricht bietet. Indem die allgemeine Bücherei in der Schule steht, ist es ja gerade der Schule selbst möglich, ihre Schülerbücherei mehr auf die Unterrichtszwecke und die Jugend selbst abzustellen. Die Schule erfährt auf diese Art und Weise also eine Bereicherung und Entlastung. Bei einem solchen Ineinanderspielen der beiden Einrichtungen wird sich auch ohne weiteres das richtige Verhältnis ergeben, wenn mehrklassige Schulsysteme auf dem Lande vorhanden sind, wo vielleicht jede Klasse den Wunsch nach einer eigenen Klassenbücherei hat. Man wird dann der J-Abteilung der Dorfbücherei die allgemeinere Aufgabe der freieren Lesebetätigung zuweisen und die Unterrichtsbücherei für jede Klasse gemäß ihrem Unterricht auszugestalten versuchen.

Um nun ein leichtes Zusammenarbeiten zwischen der Dorfbücherei und der Schülerbücherei herbeizuführen, ist eine Grundliste für die Schülerbücherei von einem nachher noch zu erwähnenden Ausschuß ausgearbeitet worden. Als Anhang sind dieser Liste all diejenigen Bücher aus der Dorfbücherei hinzugefügt worden, die auch für die Schuljugend in Betracht kommen. Bei der weiteren Ausgestaltung der Grundliste wird dann von Fall zu Fall festgelegt, zu welcher Gruppe das Buch zu rechnen ist, ob es zur Unterrichtsbücherei, zur J-Abteilung der Dorfbücherei oder zur Erwachsenenbücherei gehören soll. So werden Überschneidungen vermieden. Ich sagte oben schon bei der Erwähnung des Punktes 2 der Richtlinien, daß dieser Grundgedanke der Scheidung noch nicht völlig rein durchgeführt ist. So enthält auch die Grundliste noch einige Bücher, die man zweckmäßiger auf die drei Gruppen aufteilen könnte.

Organisiert ist die Zusammenarbeit zwischen den Schülerbüchereien und den Dorfbüchereien in unserm Grenzgebiet in der Weise, daß von den Kreislehrerkonferenzen Ausschüsse gebildet worden sind, zu denen die Schulräte und der Leiter der Zentrale für Nordmarkbüchereien gehören. In diesen Ausschüssen werden die Grundsätze erörtert, die Prüfungen mit Arbeitsverteilung vorgenommen und die Ergebnisse in einer Grundliste jeweils zusammengefaßt. So bleibt die ganze Angelegenheit, wie sie es auch sein muß, immer eine S c h u l s a c h e. Dieser Jugendschriftenausschuß des Grenzgebietes, der aus 16 Personen besteht, hat sich äußerlich nicht den „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen" angeschlossen, um ganz frei arbeiten zu können. Es wurde schon angedeutet, daß in diesen Ausschüssen auch die stets neu vorzunehmende Ausbalanzierung zwischen Schülerbücherei und Dorfbücherei vorgenommen wird. Die Geschäftsführung liegt aus praktischen Gründen bei der Zentrale für Nordmarkbüchereien, da sie über büromäßige Hilfen verfügt und auch den Büchereinkauf, sowie die büchereitechnische Bearbeitung der Schülerbüchereien übernommen hat. Wichtig ist vor allen Dingen auch, daß von den Schülerbüchereien, soweit sie als Abteilung „J" der Dorfbücherei angeschlossen sind, das Ausleihverfahren

der Dorfbücherei angewandt werden muß, wie es in der „Dorfbücherei“*) dargestellt ist. Auf diese Weise sind wir imstande, allmählich einen Überblick über Stand und Benutzung der Schülerbüchereien zu gewinnen. Diese technischen Formen gelten nicht für die Unterrichtsbücherei.

Nach diesen Ausführungen werden die folgenden Richtlinien wohl ohne weiteres verständlich sein. Es sei nur noch auf Punkt 9 besonders hingewiesen, wonach diese Vereinbarung eine ganz freiwillige ist, durch die auch die Zentrale für Nordmarkbüchereien nicht gebunden wird. Sie hat im Gegenteil das Recht, ihre Mitarbeit von Fall zu Fall davon abhängig zu machen, ob die Schulen im Sinne der Richtlinien mit ihr zusammenarbeiten wollen.

Richtlinien für den Ausbau der Schülerbüchereien des Grenzgebietes.

1. Es ist von dem Gesichtspunkt auszugehen, daß es in einem nach pädagogischen Forderungen und Zielen aufgebauten Büchereiwesen keine Trennung zwischen den heranwachsenden und erwachsenen Menschen geben dürfe. Soll in unserer Bevölkerung ein wirkliches Verhältnis zum Buch entstehen, so muß die Erziehung dazu auf der ersten Stufe, d. h. schon beim Kinde anfangen. Von der Lektüre des Kindes führen Entwicklungslinien in die Erwachsenenbücherei. Daher müssen Büchereien der Jugend und der Erwachsenen im engsten Zusammenhang miteinander stehen, d. h. die Jugendbücherei ist der notwendige Unterbau der allgemeinen Bücherei. Aus diesem Grunde muß die Schülerbücherei mit der Dorfbücherei inhaltlich und technisch verbunden werden; dagegen bleibt sie rechtlich und finanziell von dieser völlig getrennt. Zu diesem Zweck werden den Schülerbüchereien folgende Punkte zur Durchführung vorgeschlagen:
2. Der Charakter der Schülerbücherei wird dahin bestimmt, daß sie Stoff bieten muß für die freie Lesebetätigung der Jugend. Sie hat gleichzeitig die Aufgabe, den gesamten Unterricht — vor allem in den Realien — durch Bücher, die zur Ergänzung, Wiederholung und Vertiefung den behandelten Stoff in einen größeren Rahmen spannen, wertvolle Unterstützung zu gewähren. Klassenlektüre oder eigentlichen Unterrichtsstoff zu stellen, ist nicht ihre Aufgabe, doch ist die Beschaffung von Klassenlektüre aus den Mitteln für die Schülerbücherei selbstverständlich nicht ausgeschlossen; die Entscheidung darüber hat der Lehrer. Diese Bücher sind aber nicht in die J-Abteilung der Dorfbücherei einzustellen.
3. Es wird eine Liste aufgestellt, die als Grundstock der Schülerbücherei gelten soll. Diese Liste soll in ständiger Zusammenarbeit zwischen den Schülerbüchereiausschüssen, den Kreislehrerkonferenzen und der Zentrale für Nordmarkbüchereien nach den Bedürfnissen jeweils erweitert werden. Die Anschaffung von Büchern, die nicht zu diesem Grundstock gehören, soll möglichst vermieden werden.
4. Die Abgrenzung gegen die Dorfbücherei ist in der Weise gedacht, daß die für die Schuljugend geeigneten Bücher, welche in anderen Ab-

*) Franz Schriewer: Die Dorfbücherei. Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8. Preis RM 3,30.

teilungen der Dorfbücherei schon enthalten sind, in die Jugendabteilung nicht aufgenommen werden. Ihre Anschaffung bleibt dem Etat der Dorfbücherei überlassen. Auf diese Weise wird die Schülerbücherei entlastet. Zur besseren Übersicht und zur Vermeidung von Doppelanschaffungen werden die für die Jugend besonders geeigneten Bücher der Dorfbücherei als besonderer Anhang in der Grundliste aufgeführt.

5. Die Zentrale für Nordmarkbüchereien erklärt sich bereit, den Einkauf für die Schülerbüchereien, das Einbinden und das Einschlagen zu übernehmen. Die Preisberechnung ist die gleiche wie bei der Dorfbücherei.

6. Die technische Regelung ist so vorgesehen, daß die Schülerbücherei als Abteilung „J" der Dorfbücherei geführt wird. Soweit von den früheren Büchern der J-Abteilung der Dorfbücherei noch welche vorhanden sind, werden sie bei praktischer Durchführung dieser Richtlinien Eigentum der Schülerbücherei.

7. Die Schülerbücherei untersteht dem Leiter der Dorfbücherei, sofern er ein Lehrer ist. Bei Abtrennung oder anderer Verwaltung ist die Schülerbücherei dem Lehrer zu belassen. Diese Regelung bedarf der Zustimmung des Schulrats und der Zentrale für Nordmarkbüchereien. Wo sich Schwierigkeiten in der technischen Durchführung ergeben, sollen sie ebenfalls nach Rücksprache mit diesen beiden Stellen behoben werden.

8. Die Ausleihe, Verbuchung und Statistik geschieht nach der in der Schrift „Die Dorfbücherei" von der Zentrale entwickelten Technik. Die Ergebnisse der Ausleihe der Schülerbücherei werden der Zentrale jährlich mit der allgemeinen Statistik unter der Abteilung „J" mitgeteilt.

9. Die Zentrale für Nordmarkbüchereien ist zur Hilfeleistung nur verpflichtet, wenn die Schülerbüchereien die vorstehend aufgeführten Grundsätze annehmen und durchführen.

Bücherei und Schule in Skandinavien.

Von Dr. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

In dem vorhergehenden Aufsatz über Dänemark (vgl. S. 21) ist besonders über die Einrichtung von Schullesezimmern geschrieben worden. Diese Einrichtung ist auch in Deutschland nicht unbekannt. In Leipzig sind schon vor dem Kriege an mehreren Schulen „Kinderlesehallen" eingerichtet worden, diese sind jetzt nach dem Kriege so vermehrt, daß jede der 60 Schulen Leipzigs ihre Lesestube hat. Für die Anschaffung von Büchern stellt die Stadt Leipzig bei der Ersteinrichtung 550 *RM* zur Verfügung und später jährlich 150 *RM*. Die Gesamtbelastung der Stadt hierdurch war 1927 13 800 *RM*, dazu 9200 *RM* persönliche Kosten für je vier Wochenstunden Aufsicht während des Winterhalbjahres, an einigen Schulen auch acht Wochenstunden. Die Einrichtung steht den Kindern ohne Entgelt zur Verfügung, ein Zwang zur Benutzung besteht nicht. Die Lesezimmer sind nachmittags in der Freizeit der Schule geöffnet. Sie dienen vor allem der Unterhaltung der Kinder durch guten Lesestoff, eine Benutzung durch die Lehrer zur Einführung der Schüler in den Umgang mit Büchern findet nicht statt. Die Räume haben keine besondere Ausstattung, sie sind mit Bänken bestellt wie andere Klassenräume. An einigen Schulen sind auch zwei Leseräume, so daß einer zu Vorlesestunden, Lichtbildervorträgen u. a.

benutzt werden kann, während in dem andern die Kinder sitzen, welche gerne für sich lesen wollen. (Vgl. Buchhändler-Börsenblatt Jg. 95 Nr. 271 [1928] und Jugendschriftenwarte Jg. 32 Nr. 11 [1927].)

II. Schweden.

In dem mehrfach erwähnten „Zehnjahrsbericht über den Schulbücherei-Verein von 1917" schreibt Krog Klausen am Schluß mit leisem Stolz: „Unter den vielen Vorfragen, die in den vergangenen Jahren bei dem Verein eingingen hinsichtlich der Einrichtung von Lesestuben usw., sind nicht wenige aus Schweden und Norwegen gekommen, wo man mit Interesse der Tätigkeit des Vereins gefolgt ist. Und bei unsern Lehrgängen waren Teilnehmer auch aus Schweden und Norwegen, und aus diesen Ländern kamen viele Besucher nach Kopenhagen, um sich die Lesezimmer anzusehen, und die Bewegung ist in ihren Schulblättern und Zeitschriften viel erörtert." Ganz entsprechend heißt es in dem kleinen schwedischen Handbüchlein von Tynell über die „Schulbücherei. Ihre Verwaltung und ihr Platz in der Schularbeit", daß manche Anregung von Dänemark ausgegangen sei.

Wenn so Schweden in einigen Dingen, vor allem in der Einrichtung von Lesestuben, Dänemark gefolgt ist, so ist es doch auch seine eigenen Wege gegangen und ist in mancher Hinsicht weiter entwickelt als jenes Land. Vor allem ist die Gesamtorganisation dort weiter durchgeführt.

Verfolgen wir einmal diese Gesamtorganisation und zwar zunächst, wie sie sich in den staatlichen Bestimmungen zur Unterstützung der Schülerbüchereien vom 31. Dezember 1920, dem 18. November 1921 und dem 30. Dezember 1922 äußert.

In den Bestimmungen heißt es: Es können die Büchereien folgender Schulen Staatsunterstützung erhalten:

1. Volksschulen (nur eine Volksschulbücherei oder ein System von solchen kann in einem Schuldistrikt einen Staatszuschuß bekommen, finden sich mehrere Schulbüchereien, müssen sie sich daher zu einem System zusammenschließen),
2. höhere Volksschulen, kommunale Mittelschulen, unter Staatskontrolle stehende Volkshochschulen und Seminare,
3. staatsunterstützte Gewerbe-, Fach- und Fortbildungsschulen, Handelsschulen und Haushaltungsschulen.

Der Beitrag von seiten des Staates bewegt sich zwischen 15 und 150 Kronen. Voraussetzung für ihn ist, daß der Zuschuß der Kommune mindestens ebenso hoch ist wie der erbetene Staatsbeitrag; hierbei dürfen aber die Kosten für den Raum, für Beleuchtung, Heizung und Reinhaltung nicht mitgerechnet werden. Auch für andere Leser als Schüler und Lehrer muß die Bücherei zugänglich sein, doch nicht in einem Maße, daß der eigentliche Zweck hierdurch verfehlt wird. Lesegeld darf nicht genommen werden, die Bücherei muß bestimmte Öffnungszeiten haben*).

*) Die folgenden Sätze aus den Begründungen zum schwedischen Haushaltsentwurf 1929, der nächstens im Reichstag verhandelt wird (vgl. „Biblioteksbladet" 13. Jg. 1928, S. 183), zeigen, daß man selbst dort immer noch ein Mißverhältnis empfindet zwischen der Bedeutung der Schülerbüchereien und der geldlichen Unterstützung, die ihnen der Staat angedeihen läßt, und daß man von

Dies sind wohl die wichtigsten Bestimmungen für den Staatszuschuß. Es sei besonders auf den Klammerzusatz bei Punkt 1 hingewiesen, daß nur an eine Volksschule des Bezirks, bezw. nur an ein System von ihnen ein Zuschuß bezahlt wird. Das muß natürlich die weitestgehenden Folgen für eine Zentralisation des Schulbüchereiwesens an einem Ort haben. Hiervon wird noch weiter unten mehr zu berichten sein.

In Dänemark ist seit vorigem Jahr der Staatszuschuß an Schulbüchereien, der die Hälfte des Ortsbeitrages betrug und an solche Büchereien verteilt wurde, welche ihre Bestände ohne Entgelt an die Schüler verliehen, stark eingeschränkt. Er wird nur an Schulbüchereien in solchen Orten verteilt, wo sich keine staatlich unterstützten Volksbüchereien finden. Das hängt damit zusammen, daß die Schulbüchereien in Dänemark fast gar keine Bücher mehr an Schüler ausleihen. Die Schulbüchereien dienen dem Unterricht, nicht der Ausleihe, und die Ausleihe wird fast ganz von den Volksbüchereien aus erledigt. Dies ist auch ein Hauptunterschied zwischen den dänischen und den schwedischen Schulbüchereien, die eine beträchtliche Ausleihe haben*).

Ein weiteres Zeichen der guten Gesamtorganisation des schwedischen Schulbüchereiwesens ist das kleine Handbüchlein**), das von Knud Tynell, dem bekannten ersten Büchereikonsulenten, redigiert ist und das aus einer vorbildlichen Zusammenarbeit von Lehrern und Bibliothekaren hervorgegangen ist. Ein solches Handbuch fehlt vorerst in Dänemark. Es enthält folgende Abschnitte: Die Schulbücherei und die Unterrichtspläne. Die allgemeine Organisation der Schulbücherei. Die Räumlichkeiten und ihre Einrichtung. Der Bibliothekar und seine Arbeit. (Dieser Abschnitt ist be-

---

seiten der Oberschulbehörde eine Vermehrung der Zuschüsse für die bereits zuschußberechtigten Schulbüchereien verlangt und die Heranziehung weiterer Schultypen ins Auge gefaßt hat:

„Die Gründe, welche für eine enge Anlehnung des Schulunterrichts an die Büchereien in den höheren öffentlichen Lehranstalten sprechen und damit auch für eine höhere Dotierung dieser Büchereien, und welche im Zusammenhang mit der Durchführung der Schulreform dem Reichstage zu wiederholten Malen vorgelegt worden sind, haben naturgemäß auch die gleiche Beweiskraft in Fragen der Büchereien anderer Schultypen. Daß diese erhöhten Anforderungen, die an die Büchereien gestellt werden, auch zu einem höheren Etatsbedarf führen müssen, ist ohne weiteres begreiflich. In der Wirklichkeit jedoch sind die Etats der Schulbüchereien in so geringem Maße gesteigert worden, daß die bewilligten Gelder in sehr vielen Fällen die Anschaffung von Literatur für verschiedene Stoffgebiete in einem auch nur annähernd zureichenden Umfange nicht zuließen und daß es zu den Ausnahmen gehören dürfte, wenn Büchereien hinsichtlich der Aufstellung eines Bestandes von Nachschlagewerken so ausgerüstet sind, daß die Richtlinien in den geltenden Unterrichtsplänen für die Ausnützung solcher Bestände so, wie es wünschenswert ist, verwirklicht werden konnten. Wie unbedeutend die Hilfe eines Etats von 150 Kronen z. B. für einen Schulbezirk mit einer größeren Anzahl Schulen in verschiedenen Teilen dieses Bezirkes ist, dürfte in der Tat ohne weiteres begreiflich sein."

*) In Göteborg wurden beispielsweise im Jahre 1927/28 an 18 012 Schüler insgesamt 236 427 Bände verliehen, durchschnittlich gut 13 Bände an jeden; der gesamte Buchbestand der Schülerbüchereien belief sich auf 52 194 Bände.

**) Skolbiblioteket, dess Skötsel och des plats i skolarbetet. En handledning. (Sveriges allmänna biblioteksförenings handböker 4). Stockholm: Norstedt & S. (1927). 110 S.

sonders umfangreich.) Aufklärung über den Staatszuschuß für Schulbüchereien. Vorschläge für eine Schulbüchereisatzung. Liste über Büchereimaterial und endlich Literatur über „Bücherei und Büchereitechnik“. Diese acht Abschnitte stammen zur Hauptsache von Tynell selber. Hinzu kommen dann noch ein sehr interessanter Aufsatz von A. Sandberg: „Über die Organisation der Schulbüchereien in einem Schulbezirk mit mehreren Schulen“, die Ausführungen von H. Lundberg über „Unterricht in der Benutzung der Bücherei und der Nachschlagewerke“, von N. Hänninger „Die Schulbücherei und die tägliche Schularbeit“, von S. Björklund „Die Schulbücherei und die Freizeitlektüre“ und schließlich die Arbeit von H. Lundberg über „Kinder- und Jugendbücher“. (Hildur Lundberg ist die Kinderbibliothekarin der Stockholmer Stadtbücherei.)

Für den Lehrer, der nur geringe Kenntnisse von der Büchereiarbeit hat, vielleicht nur von einem der einführenden Kurse her, kommen besonders die von Tynell bearbeiteten Abschnitte: Über die allgemeine Organisation, über die Räumlichkeiten, über den Bibliothekar und über den Staatszuschuß, sowie Satzungsvorschläge und die Liste von Büchereimaterial in Betracht. Sie geben ihm bis ins kleinste Detail hinein Winke, wie er der Schwierigkeiten, die seiner harren, am besten Herr werden kann.

Die ausgezeichnete Organisation der Schweden auf dem Gebiet des Schulbüchereiwesens zeigt sich ferner vor allem in den bisherigen Unterrichtsplänen. Solche, in denen auf das Bestehen der Schulbüchereien Rücksicht genommen wird, wie wir sie in Dänemark für die Volksschulen Kopenhagens kennen lernten, sind hier für das ganze Schulwesen eine Selbstverständlichkeit. Der Lehrplan der Volksschulen enthält folgenden Passus: „Die Freizeitlektüre des Schülers muß auf geeignete Weise angeregt und geleitet werden. Das kann vor allem dadurch geschehen, daß das Kind daran gewöhnt wird, die Schulbücherei zu benutzen. Schon in den untern Klassen müßte das Kind vom Lehrer auf Bücher oder auf Abschnitte in Büchern hingewiesen werden, die sich für die Eigenlektüre eignen. Um zu solchem Lesen zu ermuntern, kann es angezeigt sein, bei passender Gelegenheit von einzelnen Kindern vor den Kameraden von dem Gelesenen berichten zu lassen. „Nachdrücklich ist in dem Unterrichtsplan auf die Notwendigkeit der Einstellung von Nachschlagebüchern hingewiesen: „In den späteren Jahren müssen die Kinder daran gewöhnt werden, wo sich Gelegenheit bietet, in zugänglichen Büchern nach Sachverhalten, Ereignissen, Namen, Daten, Zahlen usw. nachzuschlagen, die im Unterricht erwähnt wurden.“*)

Der Unterrichtsplan für Fortbildungsschulen vom September 1918 enthält ähnliche Bestimmungen. Für dies Alter wird die Notwendigkeit betont, die Kenntnis der schwedischen Dichtung zu vermitteln und es wird die Bildung kleiner Arbeitsgemeinschaften (Lesekreise) vorgeschlagen, die von Schülern selber zu leiten sind. Ähnlich ist es in den Unterrichtsplänen für die höheren Schulen, in denen immer wieder die Schulbücherei als eine ganz selbstverständliche Einrichtung behandelt wird. Zu betonen ist dabei,

---

*) Der Büchereiunterricht wurde zuerst in Malmö eingeführt; darüber ausführlich „Biblioteksbladet“ 1925 S. 144 ff. Vgl. auch 5. Jg. der „Bücherei und Bildungspflege“ S. 316.

daß nirgendwo die Einführung in den Gebrauch der Bücherei oder in den Gebrauch von Nachschlagewerken als besonderes Unterrichtsfach gedacht ist.

Von ganz besonderer Bedeutung aber für diese Erziehung des Schülers zum Buch muß nun die Ausbildung der Lehrer selber sein. Es ist daher nicht erstaunlich, daß in den Lehrplänen der Seminarien die Büchereiarbeit eine große Rolle spielt. Vor mir liegen ein Vortrag des Lektors Ågren vom Göteborger Seminar, eines Vorkämpfers auf diesem Gebiet, der ausführlich diese Einführung der Lehrer in die Büchereiarbeit behandelt, und der Jahresbericht des Seminars aus dem gleichen Orte, der einen Einblick gewährt, wie sich die Arbeit in der Praxis gestaltet. Die Bedeutung des Seminars für die Pflege der Bücherei an den Schulen und für den Unterricht in der Benutzung des Buches — ferner auch für die Bücherei außerhalb der Schule, da in den Dörfern und kleineren Orten die Lehrer auch die Büchereien für die Erwachsenen leiten — führte dazu, daß die Lehrpläne der Seminarien einen regelrechten Lehrgang in der Verwaltung der Bücherei für das vierte Lehrjahr vorsehen.

Dieser Kursus soll den Lehrer zunächst mit der technischen Seite der Büchereiarbeit vertraut machen. Damit er sich aber nicht hierbei beruhige, fordert Ågren in seinem Vortrag, daß die Verwendung des Buches als „Arbeitsgerät" im Unterricht bei jeder Gelegenheit geübt werde in allen Fächern. Er gibt ausgezeichnete Beispiele und Hinweise, wie das Buch in den Unterricht einzufügen sei (ihre Erörterung würde jedoch hier zu weit führen), namentlich weist er auch darauf hin, daß die Ausnutzung der Zeitschriftenliteratur heutigentags besonders geübt werden müsse. Im Jahresbericht des Seminars befindet sich eine ausführliche Darstellung, wie man diesen Forderungen nachzukommen sich bemüht, besonders durch Bildung von Studienkreisen (Arbeitsgemeinschaften). Es heißt darüber: „Der Unterricht ist seit einer Reihe von Jahren als Gruppenarbeit durchgeführt. Der Plan zu solcher Arbeit wird durch Diskussion in der Klasse gelegt, eine orientierende Übersicht ist ihm vorangegangen. Die verschiedenen Gruppen haben danach im einzelnen die Arbeit der Gruppe gegliedert, verschiedene Arbeitsformen, je nach dem Gegenstand, haben sich dabei ausgebildet. In der Regel wurde die Arbeit unter die einzelnen Mitglieder so aufgeteilt, daß jeder Einzelne einen Teil besonders zu bearbeiten hatte und darüber referieren mußte. Darauf folgte dann eine Diskussion . . . Der Lehrer ist der Verbindungsmann zwischen den Gruppen . . . und hilft vor allem mit Literaturhinweisen. Jede Gruppe arbeitet dann einen Bericht aus, der dann vor der ganzen Klasse vorgetragen und diskutiert wird. Als Vorteile dieser Arbeitsmethode haben sich ergeben: wesentlich größere Möglichkeit für alle, aktiv durch Vortrag und Diskussion an der Arbeit teilzunehmen, Übung in der Verwendung von Studienmaterial, Vertrautheit mit der Methode der Studienkreise und Weckung des Gefühls gemeinsamer Verantwortung für das Resultat. Die Schwierigkeit ist, die Arbeit ohne allzu großen Zeitverlust durchzuführen, da sie leicht zu sehr in die Breite geht." Diese Arbeitsweise ist genau die, welche in den Studienzirkeln, die gerade in Schweden so weit verbreitet sind und die ein so großes Verdienst um die Pflege des Buches als Mittelpunkt eines Gedankenaustausches haben, geübt wird.

Noch andere Maßnahmen für das vierte Lehrjahr beweisen, wie ernste Aufmerksamkeit den Büchereifragen gewidmet ist: Im Unterrichtsplan ist gefordert ein Überblick über die Kinder- und Jugendliteratur. Und die Aufsatzthemen im schwedischen Unterricht der Schulen zeigen den Niederschlag dieser Bemühungen. Es finden sich da mehrfach Themen, die eine Auseinandersetzung mit den Bildungsfragen des Buches und der Bücherei fordern*).

So ausgezeichnet alle diese Unterrichtspläne über das ganze Land hin für eine Durchdringung des Unterrichts durch das Buch wirken, so gut ist in den verschiedenen Städten bereits das Schulbüchereiwesen als eine Einheit organisiert. Einen guten Einblick hierin erhält man durch den angeführten Aufsatz von Fräulein Sandberg aus Göteborg. Dort hat das Schulbüchereiwesen der Volksschulen eine einheitliche Leitung, diese übersieht das ganze Arbeitsfeld, kann daher planmäßig und unter Berücksichtigung der verschiedenen Bedürfnisse der einzelnen Schulen vorgehen. Sie reicht bei der Verwaltung der zur Verfügung stehenden Mittel viel weiter, als wenn diese in viele kleine Posten aufgeteilt und von vielen Händen verwaltet würden; außerdem hat man die Vorteile des Großeinkaufs.

Die Zentralisierung kann verschiedene Formen annehmen: 1. eine Zentralbücherei mit kleineren Zweigstellen in den verschiedenen Schulen, 2. ein System voll ausgebauter Büchereien ohne Zentralbücherei, aber mit gemeinsamer Leitung und Verwaltung bei einer Zentralexpedition und 3. eine Zentrale, entweder mit Bücherei oder nur Expedition mit Magazin, von der aus kleine Wanderbüchereien an die verschiedenen Klassen verschickt werden.

Das erste System dürfte für mittlere Städte das geeignete und wirksame sein.

Hiernach hat jede Schule ihre eigene Bücherei, die durch Entleihung von der Zentrale her ergänzt werden kann. Sie selbst besitzt die hauptsächlichen Kinder- und Jugendbücher, sowie eine kleine Handbücherei der allgemeinsten Nachschlagewerke. Weniger verlangte Bücher, teurere Nachschlagewerke und Bücher, die da sein müssen, von denen aber eins für die Stadt genügt, stehen in der Zentrale, wo sie im allgemeinen auch eingesehen werden müssen. Nur in besonderen Fällen werden sie durch die Zweigstelle entliehen. Die Zentralbücherei muß nach Möglichkeit zentral liegen und überdies mit einer größeren Schule verbunden sein, damit sie durch die Oberklassen dieser Schule möglichst ausgenutzt wird. Diese Bücherei zum mindesten sollte einen eigenen Leseraum beim Bücherbestand haben, der vormittags zum Unterricht für die Klassen (wie von Kopenhagen im 1. Teil geschildert), nachmittags für den freiwilligen Besuch durch Schüler benutzt werden kann. Bei größeren Entfernungen sind die weiter abliegenden Schulen mit ähnlichen Leseräumen auszustatten. Die Leiter der Schulbüchereien, zum mindesten an der Zentrale, müssen gerne noch ein eigenes Arbeitszimmer für sich haben, wo Formulare und noch nicht verarbeitete Einkäufe Platz haben oder Bücher, die der Reparatur be-

*) Schweden besitzt zur Einführung von Schülern in den Gebrauch der Bücher jetzt ebenso sein Lehrbuch wie Dänemark: Regfors: Bokkunskap. Stockholm 1925. 2,25 Kronen.

dürfen. Hier können auch die kleinen antiquarischen Einkäufe, die im Laufe des Jahres angeschafft und erst am Schluß des Jahres an die Schulen verteilt werden oder erst zu Beginn des nächsten Jahres mit der großen Jahresverteilung des gemeinsamen Bücherbezugs, vorläufigen Platz finden; hier wird die Katalogisierung für sämtliche Schulen und alle sonstige technische Arbeit durchgeführt, z. B. werden von hier aus auch die Buchbinderarbeiten geregelt usw.

In ganz kleinen Schulen werden eigene Filialen nicht unterhalten, hierhin werden kleine Wanderbestände, die von Jahr zu Jahr oder auch in kürzeren Zwischenräumen, je nach dem Umfang des Wanderbestandes, geschickt.

Der Wert der Zentralisierung springt am meisten ins Auge bei der Beschaffung des Klassenlesestoffes zur ergänzenden Klassenlektüre. Selten wohl hat eine Schule allein die Mittel, alle diese Serien in 30 bis 35 Exemplaren zu beschaffen, so daß jedes Kind einer Klasse ein Exemplar zu seiner Benutzung erhalten kann. Eine Klasse behält eine solche Serie zwei bis drei Wochen, sie würde an einer Schule dann den Rest des Jahres unbenutzt liegen. Bei einer Zentralisierung aber kann diese Serie nun an eine andere Schule wandern und dafür, daß dieselbe Serie nicht an mehreren Schulen zugleich beschafft werden braucht, kann man eine viel größere Auswahl solcher Serien für die Schulen eines Ortes beschaffen. Zu Beginn des Jahres kommen alle Lehrer des Ortes zusammen, die solche Klassenlektüre in ihrem Unterricht benutzen möchten, und es wird ein Verteilungsplan für das ganze Jahr aufgestellt. Die einzelnen Serien sind in Kästen mit einem Inhaltsverzeichnis untergebracht und bei der Zentrale magaziniert. Von hier werden sie unter Verantwortung des Filialbüchereileiters entliehen.

Dieses System ist sehr elastisch. Man kann es daher auch sehr gut auf dem Lande gebrauchen. Und in Dänemark z. B. ist diese Form der Zusammenarbeit gerade auf dem Lande schon an vielen Orten durchgeführt*).

Das System voll ausgestatteter Büchereien ohne Zentralbücherei, aber mit gemeinsamer Leitung und Verwaltung, eignet sich besser für größere Städte, wo an den einzelnen Schulen schon so große Büchereien sind wie die Zentralbücherei einer mittleren Stadt. Hier bekommt, wie in Kopenhagen, jede Schule auch allmählich ihren Leseraum. Bisher ist das System in Stockholm (430 000 Einwohner) und in Göteborg (230 000 Einwohner) durchgeführt, in Göteborg, unter der Leitung des Lehrers Norbeck, beispielsweise in der Form, daß die Schulbüchereizentrale bei der städtischen Schulverwaltung einen Teil der Katalogisierung besorgt, ein kleines Lager antiquarischer Bücher hat, Formulare besorgt, das Einbinden vermittelt usw. Hierüber weiteres noch unten.

In einzelnen Gegenden Schwedens findet sich die Anwendung des dritten Systems, wonach Klassenbüchereien (also ohne Vermittlung einer Schulbücherei) direkt von einer Zentrale aus mit Wanderbeständen versehen werden. Wo es eingeführt ist, liegt die Arbeit in Händen der allge-

*) Eine ähnliche Zentralisierung wird in Hamburg vorbereitet, vgl. H. Schulz: Die Gründung einer zentralen Schulbibliothek. Hamburg: O. Kaven (1928). 1,— RM.

meinen Volksbücherei des Ortes, die sie als einen Teil ihrer Arbeit mit dem Kinde ansieht und sie auch benutzt, um die Kinder zu sich selbst herzuziehen. Sie hat selber einen großen Kinderlesesaal mit Büchern für jedes Alter. Da aber nur an wenigen Orten die Büchereien voll ausgebaut sind, auch nicht das nötige fachlich geschulte Personal vorhanden ist, läßt man diese Art der Organisation nur dort durchdringen, wo, bei guter Entwicklung der Büchereien, die Schulen sehr klein sind und zu weit auseinanderliegen, um eine Zentralisation durchführen zu können.

Diese Organisation von Klassenbüchereien bringt viele Schwierigkeiten mit sich, sie ist wohl eine der schwersten Aufgaben für einen Bibliothekar. Zunächst sind die Kosten beträchtlich höher als bei Schulbüchereien. Es kommt hinzu, daß es sehr schwer ist, einen Bücherbestand für ein bestimmtes Alter abzugrenzen; die Entwicklung der Kinder eines Jahrganges ist dafür zu verschieden. Auch der Klassenlehrer selbst muß Interesse für die Sache haben, wenn der Wert, der in solcher Bücherei steckt, wirklich ausgenutzt werden soll. Es ist aber natürlich leichter, an der Schule einen Lehrer zu finden, der mit wirklichem Interesse die Schulbücherei leitet, als zehn Lehrer, die sich mit Eifer ihrer Klassenbüchereien annehmen. Man arbeitet daher in Schweden nicht gerne mit Klassenbüchereien*). Dagegen hat man häufiger ein Kompromiß eingeführt, indem man für die unteren Klassen Klassenbüchereien, für die oberen eine gemeinsame Schulbücherei eingerichtet hat, die für die Ausleihe und zum Gebrauch während des Unterrichts da ist.

Für welche Form der Zentralisierung man nun immer sich entscheidet, man bildet im Orte zunächst einen Ausschuß, dessen Vorsitzender zweckmäßig der Schulrat des Ortes oder des Kreises ist; unter den Mitgliedern ist ferner vertreten der Bibliothekar der zu bildenden Zentrale, die Lehrerschaft und der Bibliothekar der Volksbücherei am Orte, der entweder mit nur beratender oder auch beschließender Stimme an den Sitzungen teilnimmt. Zu den Aufgaben des Ausschusses gehört: die Aufstellung und Verteilung des Jahresetats, die Beschlüsse über Büchereinkauf und Ausgaben für die Durchführung der Organisation, die Aufsicht über die Einrichtungen der Büchereien, daß sie ausreichend und praktisch seien, Berichterstattung über die Arbeit der Büchereien, Wahl der Bibliothekare für die Schulen u. a. Sonderfragen werden von einem kleineren Arbeitsausschuß behandelt und innerhalb eines bestimmten Rahmens auch erledigt.

Der Leiter der Schulbüchereizentrale, der die Aufsicht über die einzelnen Schulbüchereien und ihre Arbeit, Benutzung usw. hat, muß für seine nicht leichte Aufgabe besondere Qualifikationen haben: Er muß außer seiner Fachbildung als Bibliothekar mit der Schule und dem Unterricht vertraut sein, auch muß er als Bibliothekar praktisch mit Kindern und Jugendlichen gearbeitet haben. Er muß die Jugendliteratur gründlich kennen und in der Jugendpsychologie bewandert sein. Er muß Organisationstalent haben, über die Gesamtentwicklung des Büchereiwesens im Bilde sein und seinem Bezirk die neuesten Erfahrungen zuleiten.

---

*) Diese schwedische Auffassung ist deshalb besonders beachtenswert, da sich die deutsche Lehrerschaft bekanntlich auf den Standpunkt gestellt hat, daß nur Klassenbüchereien als Einrichtung an Schulen in Frage kommen.

Mindestens einmal im Jahre muß er die Büchereien visitieren, er hat die Arbeit des Arbeitsausschusses und des Ausschusses vorzubereiten und auszuführen. Er hat die statistischen Unterlagen zu sammeln und zusammenzustellen, die für die Etatsberatung notwendig sind. Er hat die Bücherlisten für den Einkauf vorzubereiten, die gekauften Bücher zu verarbeiten und zu verteilen.

Für jede Bücherei wird an der Zentrale eine eigene Zugangsliste geführt. Jeder Sendung an eine Bücherei liegt ein Verzeichnis der Bücher mit Zugangsnummer, Preis und Einbandskosten bei. In der Filiale wird ebenfalls eine Zugangsliste geführt und Zugangsnummer der Zentrale und der Zweigstelle müssen also übereinstimmen. Deshalb sendet jährlich die Filiale der Hauptstelle ein Verzeichnis der zerlesenen und ausgeschiedenen Bücher ein, sowie eine Liste von etwaigen Schenkungen. In der Zentrale werden sie darauf in dem großen Hauptkatalog, der in Kartenform geschrieben ist, gestrichen bezw. hinzugefügt. Über diesen Katalog folgen weiter unten nähere Angaben.

In der Zentrale wird ferner aufbewahrt, wie wir schon bei der Nennung Göteborgs erwähnten, alles Material für die Ausleihe, für kleinere Reparaturen, die an der Bücherei selbst ausgeführt werden können, für das Katalogisieren, für Statistik usw. Außerdem hat man dort einen Reservevorrat an solchen Büchern, die am meisten begehrt sind, daher während des Jahres zerlesen werden und möglichst vor dem nächsten Etatsjahr und der großen Bücherverteilung wieder da sein müssen. Reparaturen können natürlich das ganze Jahr über ausgeführt werden, doch legt man die Haupterneuerungsarbeit in die großen Ferien. Auch diese Buchbinderarbeiten werden durch die Zentrale vermittelt. Natürlich aber nicht in der Weise, daß die Bücher alle nach der Zentrale geschickt werden; sondern jede Filiale sendet ihre Bücher unmittelbar zum Buchbinder, nur die Verrechnung der Arbeit geht durch die Hauptstelle; wie überhaupt alle Zahlungen von hier aus gemacht werden.

Wenn man in einem Distrikt eine Neuorganisation durchführen will, so muß zunächst eine Hauptprüfung des gesamten Bücherbestandes stattfinden, bei der alle Bücher, die zerlesen oder veraltet sind, ohne Scheu auszuscheiden sind. Alles, was zurückbleibt, ist zweckmäßig von neuem zu inventarisieren und an die Spitze der Zugangsliste zu setzen.

Wir kommen zur Frage der Katalogisierung. Man ist sich noch nicht einig darüber, wie weit diese von der Zentrale zu machen sei. Die einzelnen Büchereien werden vielleicht vor allem die Standortskataloge ausführen, nach denen sie ihre Bestände revidieren, außerdem auf Tafeln die Neuerwerbungen eintragen. Es dürfte aber eine große Arbeitsersparnis bedeuten, wenn der große Kreuzkatalog (Verfasser, Titel und Schlagwortkatalog) von der Zentrale aus hergestellt wird. Da die Büchereien weithin einen gleichmäßigen Bestand haben, kann dieser Kartenkatalog leicht durch Abschrift für sie hergestellt werden, wobei die Bücher, die jeweils fehlen, eben ausgelassen werden. Außerdem ist dort, wo das System mit einer Zentralbücherei arbeitet, ein Katalog der Zentralbücherei für jede Filiale herzustellen, damit die Bestände allen zugute kommen.

Der große Kreuzkatalog nun wird bis ins feinste ausgearbeitet. Es kommt nicht darauf an, möglichst schnell einen Katalog drucken zu lassen, sondern ihn gründlich durchzuarbeiten. Diese Durchdringung des Bestandes besonders durch Schlagwörter ist deshalb so notwendig, weil der Bestand jeder einzelnen Bücherei verhältnismäßig klein ist. Sie kann also nur dort zu einer wirklichen Arbeitshilfe werden, wo nicht nur die einzelnen Bücher aufgeführt werden, sondern darüber hinaus jeder einzelne Aufsatz eines Buches. Ja man geht so weit, einzelne Absätze auszuziehen, wie es ähnlich seiner Zeit der Leipziger Katalog für Technik und Naturwissenschaften tat.

Vor mir liegt ein Teilkatalog der Nordhemschule in Göteborg, der von dem jetzigen Leiter der Göteborger Zentrale angefertigt ist. Dieser Teilkatalog über Amerika nennt 55 Bücher, außer 10 Biographien und 37 Büchern der Schönliteratur über Amerika. Diese 55 Bücher sind aber aufgelöst unter fast 500 Schlagwörter. Die Schlagwörter sind systematisch geordnet, z. B. unter folgende Systemworte: Entdeckungsgeschichte, Nordamerika, Nordoststaaten, Südstaaten usw. Als Beispiel führe ich das bekannte Buch von Sven Hedin: Von Pol zu Pol, Bd 2 an. Es findet sich angegeben unter den folgenden Stichwörtern: Kolumbus (15 S., 1 Kte., 4 Bilder), Reich der Inkas (ich lasse im folgenden die Seitenangaben usw. fort), Pizarro, Neuschweden, Auswanderung, New York, Pensylvanien, Mississippi, Die Schweden in Amerika, Indianer, Grislybär, Jaguar, Puma, Coloradocañon, Kanada und die großen Seen, Nordwestpassage, Franklin, Fahrt der Vega, „Jeanette", Nansen, Andrée, Amazonenstrom, Ein schwedischer Forscher in Brasilien, Südamerikanische Indianer, Kondor, Zum Südpol. Dieser Katalog ist gedruckt. Er steht nicht nur den Bibliothekaren zur Verfügung, sondern jeder Lehrer, der über Amerika oder über Naturkunde unterrichtet, hat ihn vor sich auf dem Katheder liegen, um mit seiner Hilfe den Unterricht zu beleben. Schon in meiner Besprechung der dänischen Verhältnisse wies ich darauf hin, welche außerordentliche Sorgfalt man auf die Ausarbeitung solcher Kreuzkataloge legt und bei ihnen wiederum besonders auf die Erfassung des Bestandes durch die Schlagwörter. Solche Arbeit kann natürlich nur dort wirklich zu Ende geführt werden, wo man genügend Personal hat, das gründlich ausgebildet ist; wo man das nicht hat, sollte man solche Riesenarbeit lieber sein lassen, sie bleibt dann doch nur ein Stückwerk, mit dem nichts Rechtes anzufangen ist.

Diese Darstellung des schwedischen Schulbüchereiwesens behandelt nur einige Punkte eingehender, eine gleichmäßige Berücksichtigung aller würde manche Wiederholung dessen gebracht haben, was bei Dänemark gesagt worden ist.

Es dürfte immerhin soviel aus der Darstellung hervorgehen, daß es nützlich sein wird, bei der Ordnung der deutschen Schulbüchereiverhältnisse, die nun vielleicht schneller vorrücken wird, die Erfahrungen anderer Länder, die uns voraus sind, genau kennen zu lernen. Manche Fehlordnung kann dadurch vermieden werden.

Stadtbüchereidirektor Dr. Georg Kemp-Solingen †.

Im Juli vorigen Jahres erreichte uns die erschütternde Kunde, daß Stadtbüchereidirektor Dr. Georg Kemp auf einer einsamen Bergwanderung in den bayrischen Alpen bei Garmisch-Partenkirchen spurlos verschwunden sei. Vom Wege abbiegend unternahm er eine Besteigung, auf der er, wie nun festgestellt zu sein scheint, tödlich verunglückte.

Dr. Kemp gehörte zu dem engeren Freundeskreis etwa gleichaltriger Kollegen aus dem größeren Kreise der Mitarbeiter unserer Zeitschrift, dem auch ich mich zuzähle und der bereits einmal mit Dr. Homanns frühem Tode einen schmerzlichen Verlust zu beklagen hatte. Unsere Generation ist im Berufe nicht allzu zahlreich vertreten und jede Generation hat ihre besonderen Eigenheiten, die sie einander besser verstehen läßt, als dies Jüngeren und Älteren möglich ist. So war es uns immer ein besonderes Fest, wenn wir auf einer Tagung etwa zusammenkommen und von dem Berufe sprechen durften, der unser Leben erfüllte. Während man an Jüngeren und Älteren die kleinen Eigenheiten und Schwächen, die jeder Mensch besitzt, leicht zu tadeln geneigt ist, begegnet man dem Gleichaltrigen hier mit freundlichem Humor, ja man liebt ihn um dessentwillen, weil man von ihm das Gleiche erwartet und weiß und aus diesem gegenseitigen Verstehen erst die Atmosphäre echter Kameradschaft erwächst.

Wir kannten uns gut und deshalb wußten wir auch besser als jeder andere, was wir voneinander für die gemeinsame Sache erwarten durften. Von Kemp erwarteten wir viel, und er hat in dem knappen Jahrzehnt seiner Berufstätigkeit diese Erwartung stets erfüllt, oft übertroffen. Er war kunsthistorisch, literarisch und philosophisch glänzend durchgebildet, von einem äußerst empfindsamen Werturteil für alles Ästhetische, das sich oft überscharf Luft machte. Er arbeitete mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, wenn die gute Stunde kam. Er erlebte die sozialen und bildungspädagogischen Fragen tief innerlich und deshalb war sein Berufsleben nicht eitel Freude, sondern es war viel Leid und Kampf darin, und deshalb war es ganz. Das Äußere wissen alle: wie er in Memel der abgeschnittenen deutschen Bevölkerung in seiner Bücherei und ihren Hilfseinrichtungen eine geistige und seelische Heimstätte schuf, wie er dann in Solingen die neue Stadtbücherei aufbaute. Nachdem er auch hiermit zu einem ersten Abschluß gekommen war, erörterte er noch kurz vor seinem Tode brieflich und mündlich mit mir umfangreichere berufliche Arbeiten, die wir mit anderen in Gemeinschaft zu bewältigen hofften.

Sein Tod reißt in die Reihen der Mitarbeiter dieser Zeitschrift eine schwer zu schließende Lücke. Aber die Arbeit findet schon wieder ihren Mann. Nicht zu ersetzen ist die Persönlichkeit, der Genosse unseres Strebens, den niemand vergessen kann, der ihn einmal recht kennen lernen durfte.

Wilhelm Schuster
im Namen der Herausgeber.

Bona Peiser †.

Ein guter und kluger Mensch ist von uns gegangen: Bona Peiser ist am 17. März nach längerer Krankheit unerwartet an Herzschwäche im 65. Lebensjahr gestorben. Seit Januar 1895 im Beruf stehend, hat sie als erste Volksbibliothekarin Deutschlands uns einen Beruf erschlossen, der Vielen unter uns Lebenserfüllung, Lebensglück bedeutet. Einen Weg hat sie ihren jüngeren Kolleginnen gewiesen, auf dem sie im Dienst am Menschen, in der Führung der Jugend Ersatz für Versagtes finden. Vorbildlich ging sie in feinster Einfühlung den Wünschen ihrer Leser nach, sie leitend und führend zu Höherem. Beratend stand sie uns zur Seite in allen Schwierigkeiten des Berufs bis zuletzt in starker Anteilnahme an jedem Werden. Noch im letzten Herbst forderte sie, die ihre Fachstudien in England hatte machen müssen, in einem Referat über „Vorbildung und Ausbildung für den Dienst an Volksbibliotheken" eine Neuordnung der Ausbildung, die auch uns Frauen den notwendigen fraulichen Einfluß in Richtung und Ziel der Volksbüchereiarbeit sichern

helfen soll. Ergriff sie das Wort in Diskussionen und Versammlungen, so war ihr allgemeine Aufmerksamkeit gewiß, ihr Entbranntsein, die klare Schärfe ihres Geistes, die stets spürbare in sich ruhende Güte überwand die Hemmungen eines zarten, unscheinbaren Körpers. Neben der doppelten Last des Berufs — sie arbeitete nicht nur an der „Öffentlichen Lesehalle der Deutschen Gesellschaft für Ethische Kultur", sondern auch im Dienste der kaufmännischen weiblichen Angestellten, deren Verbandsbibliothek sie verwaltete, — stellte sie ihre Kraft unserer Vereinsarbeit zur Verfügung. Sowohl in der „Vereinigung bibliothekarisch arbeitender Frauen" wie im „Reichsverband deutscher Bibliotheksbeamten und -angestellten" scheute sie, stets anregend und befruchtend, vor keiner Arbeitslast, vor keiner Mühe zurück. Wir werden sie noch oft vermissen.

Dorothea Giebe.

Zum Neubau der Stadtbücherei Elberfeld.

Von Dr. Wolfgang van der Briele (Elberfeld).

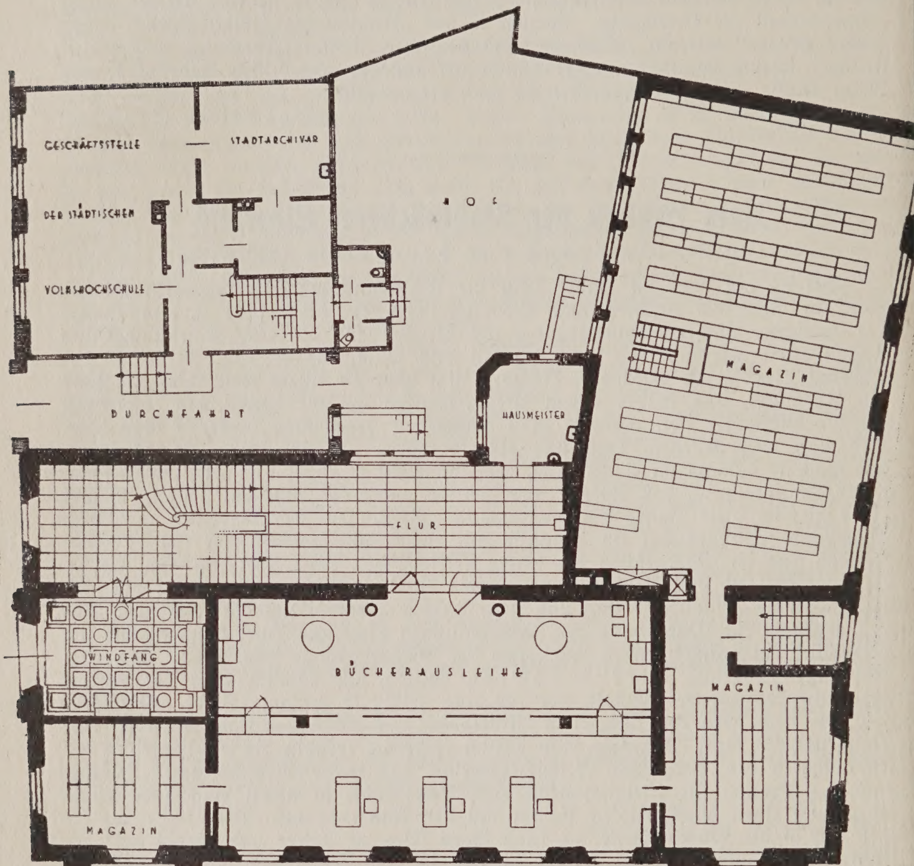
Bereits als man im Jahre 1901 die Gründung einer „öffentlichen Bibliothek" in Elberfeld beschloß und Constantin Nörrenberg, den Senior der deutschen Bücherhallenbewegung, als Berater für die erste Einrichtung und Organisation gewann, trug man sich mit dem Plan, für die Bücherei einen besonderen Neubau zu errichten. Nachdem sich aber in einem weiträumigen Haus am Neumarkt, das früher einem Webereibetrieb gedient hatte, eine Unterkunft für die Bibliothek bot, vertagte man einstweilen dergleichen luxuriöse Gedanken. Und man muß gestehen, Lage und Räume waren für eine kleine Volksbücherei, wie man sie damals im Auge hatte, recht annehmbar und die Einrichtung geschah so zweckentsprechend, daß Anlage und Betrieb unter der rührigen Leitung Emil Jaeschkes viele Jahre als mustergültig galten. Von der Ausleihe nur durch Glaswände getrennt lag ein Magazin mit einer Fassungskraft von rund 20 000 Bänden und im Obergeschoß ein heller Lesesaal von etwa 130 qm. Ein kleiner Vortragssaal und drei Arbeitsräume für die Beamten erschienen geradezu als verschwenderische Zugaben. Nach und nach freilich änderten sich die Umstände. Zuerst verbaute ein Warenhaus den Arbeitsräumen Licht und Luft; dann machte sich allmählich ein beängstigendes Wachstum der Bücherbestände bemerkbar. Unter der umsichtigen Führung Alfred Löckles vollzog sich nämlich auch der wissenschaftliche Ausbau der Anstalt, der für eine geistig so regsame Stadt wie Elberfeld, die noch dazu den kulturellen Mittelpunkt des Bergischen Landes bildet, eine Notwendigkeit war. Begrüßte man darum einerseits freudig die Angliederung der Bibliotheken des Bergischen Geschichtsvereins, des naturwissenschaftlichen Vereins und des Vereins für rheinisch-westfälische Volkskunde, so nahm man andererseits aber auch einen aussichtslosen Kampf mit der Raumnot auf. Die Bücherflut ergoß sich in die Obergeschosse, sie fand ihren Weg zu Keller und Boden und erfüllte alle Winkel. Immer wieder mußten in den Zeiten des Krieges und der Geldentwertung die mannigfachen Umbau- und Neubaupläne zurückgestellt werden, so daß der Raummangel sich zu geradezu furchtbaren und unwürdigen Zuständen auswuchs.

Besonders abträglich war dem Neubauvorhaben die schwierige Lösung der Platzfrage, denn auf der engen Sohle des Wuppertales war in der Innenstadt kaum noch ein freies Grundstück zu finden. Gegen den Vorschlag der Verwaltung, einen nicht weit vom Mittelpunkt gelegenen Grünplatz für den Neubau zu beschneiden, kam eine starke Stimmung in der Bürgerschaft zum Ausdruck. Schließlich gelang es aber durch diplomatische Werbung die Bedenken zu zerstreuen, und durch Fürsorge und Fürsprache des Oberbürgermeisters Dr. Kirschbaum und des Dezernenten, Beigeordneten Dr. Neele, bewilligten die Stadtväter als Jubiläumsgeschenk zum 25jährigen Bestehen der Bücherei im Mai 1927 die Kosten für ein neues Gebäude in Höhe von 600 000 *RM*.

Nachdem zum Studium von Bibliotheksbauten und technischen Neuerungen der Bauleiter, Stadtbaurat Rau, und der Bibliotheksdirektor noch eine Besichtigungsreise nord- und mitteldeutscher Bibliotheken unternommen hatten, wurden die oft-

mals durchgearbeiteten Pläne endgültig festgelegt. Am 11. Oktober 1927 begannen dann die Ausschachtungsarbeiten. Ende Dezember 1928 war der Bau vollendet, und am 3. Februar 1929 konnte er nach Beendigung des schwierigen Umzuges (fast 40 Möbelwagen!) seiner Bestimmung mit einem eindrucksvollen Festakt übergeben werden.

Wenige Schritte nur von einer der Hauptstraßen Elberfelds entfernt und doch



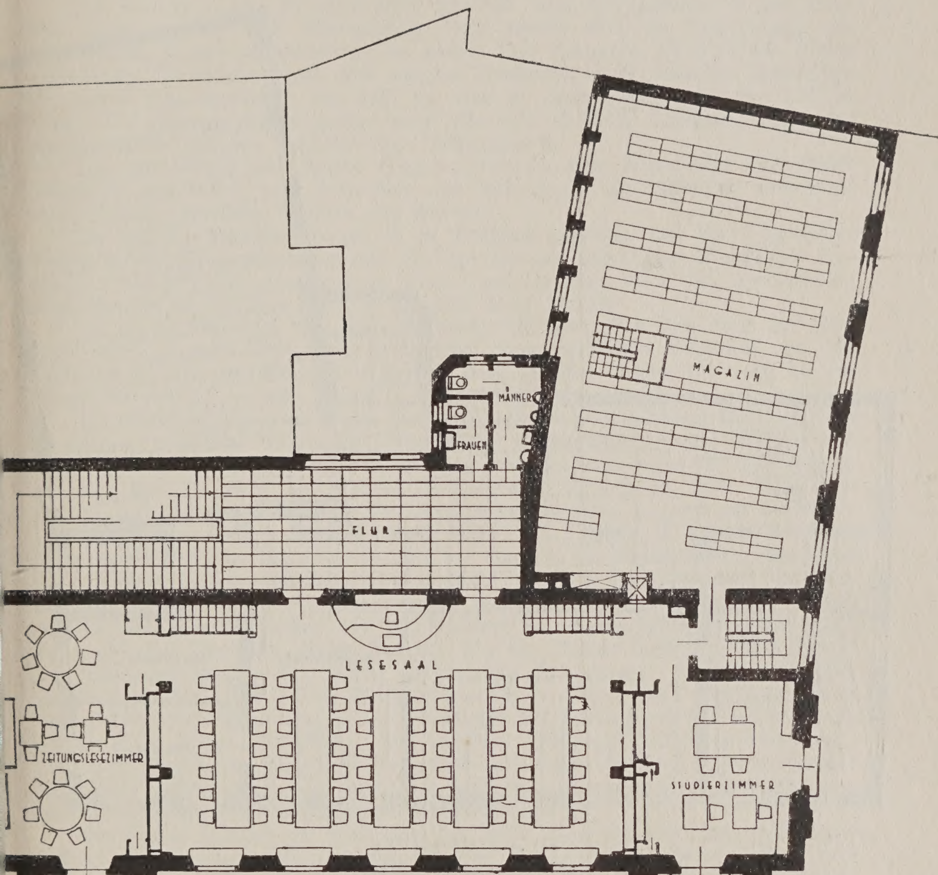
• ERDGESCHOSS •

abseits von lautem Verkehr liegt ein idyllischer Grünplatz: der „Neuburgsche Garten". Dort, die Breitfront der Gartenanlage zugekehrt, ist der Neubau der Stadtbücherei errichtet worden. Es galt einer Einheitsbibliothek von über 100 000 Bänden — nebst künftigem Zuwachs — Lebensraum und Arbeitsmöglichkeiten zu bieten, wie sie eine neuzeitliche Bildungspflege und der wissenschaftliche Ausbau der Anstalt erforderten. Obwohl die Rücksicht auf die städtebauliche Platzwirkung dem Neubau manche Beschränkung auferlegte, geben sich die Erbauer der Hoffnung hin, ein ebenso sachgemäßes wie würdiges Heim für die Bücherei geschaffen zu haben, das die Bedeutung der Bildungsstätte sichtbar zur Geltung bringt.

Dankenswerterweise war das Hochbauamt stets bemüht, den Wünschen der Büchereiverwaltung zur Durchführung zu verhelfen. Es wird daher für die Leser

unserer Zeitschrift genügen, an Hand von Grundrissen den Bau kurz zu beschreiben und zu erläutern. Die Fachgenossen werden daraus entnehmen, wie wir versucht haben, die bibliothekarischen Probleme zu lösen.

Klar ersichtlich ist aus den Plänen die beabsichtigte Gliederung der Räumlichkeiten: Im Hauptbau befinden sich vorwiegend Benutzer- und Verwaltungsräume, der Seitenflügel dagegen wird mit Ausnahme des obersten Geschosses von

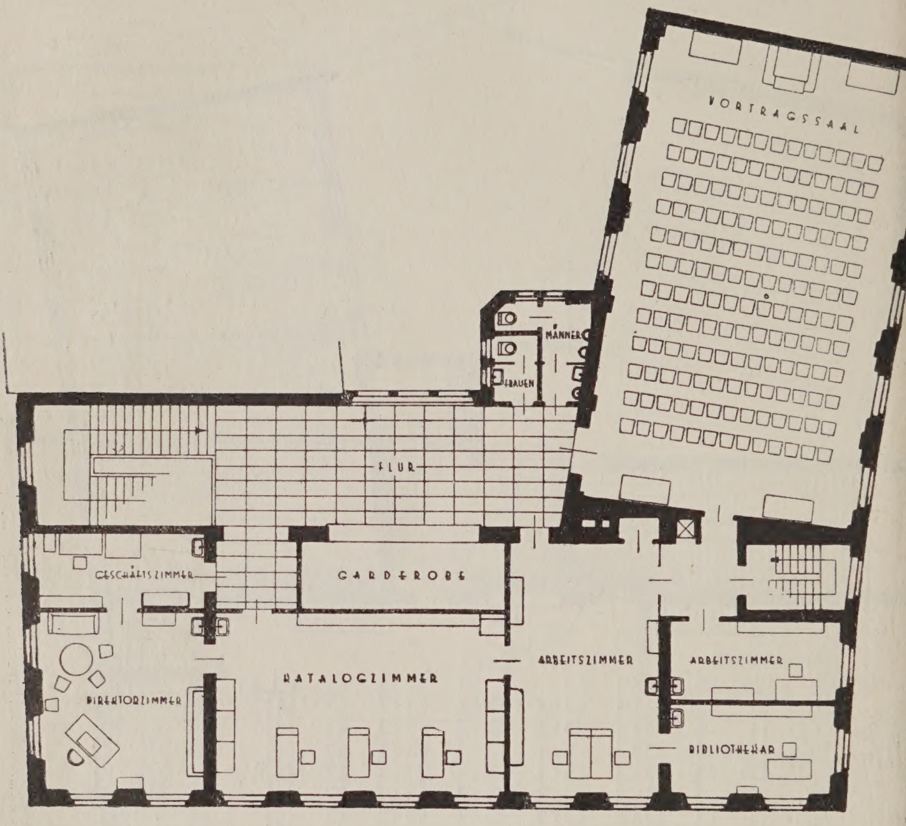


· I OBERGESCHOSS ·

den Magazinen eingenommen. Ausleihe und Lesesaal werden von den Bücherräumen berührt, außerdem sorgt ein kleiner Lastenaufzug im Schnittpunkt von Hauptbau- und Magazinflügel für die vertikale Verbindung aller Geschosse und Magazine mit der Verwaltung. Um die großen Flächen im Hauptbau nicht durch Flure zu durchschneiden, wurde der Haupteingang an die Schmalseite gelegt. Der Eintretende gelangt zuerst in eine stimmungsvolle Eingangshalle und von dort zum breiten Treppenhaus.

Im Untergeschoß (Grundriß nicht abgebildet!) befinden sich Magazine, Buchbinderei, Abstellkojen und ein Brausebad für die Angestellten. Im Heizkeller, der noch unter Tage gelegen ist, haben nur die Apparate für die Fernheizung Aufstellung gefunden, an die das Gebäude angeschlossen ist.

Im hohen Erdgeschoß liegt recht bequem für die Benutzer die geräumige Ausleihe (127 qm). Der Publikumsteil ist behaglich mit Bänken, Tischen und Pulten eingerichtet und die Wand mit Eichensperrholzplatten verkleidet. Eingebaute Katalogschränke enthalten Auswahlverzeichnisse für die Leser der volkstümlichen Abteilung. Auf dem Mittelstück der langen Theke, die ähnlich wie in Bankhäusern mit Glasaufsatz und offenen Sprechstellen versehen ist, haben die Buch-



· ERDGESCHOSS ·

kartenkästen ihren Platz. Eine gute Beleuchtung der Zettelkästen erfolgt durch Röhrenlampen, die oben an der Glaswand entlang laufen. Auf der linken Seite der Theke findet die Abgabe statt, in der Mitte die Beratung rechts (nahe dem Gebrauchsmagazin) die Ausgabe.

Im ersten Obergeschoß sind die Leseräume mit zusammen rund 120 Sitzplätzen untergebracht. Die Mitte nimmt der große Lesesaal (130 qm) ein, der mit Galerien zur Unterbringung der Handbücherei ausgestattet ist. Unter den Galerien sind rechts und links Zeitschriftenauslagen und volkstümliche Nachschlagewerke untergebracht. Für die Lesetische ist eine breite zweiseitige Pultform gewählt worden. Für die Raumbeleuchtung sorgen Kronen, für das Leselicht Tischlampen („Malmitz-Lampen"). Zur Linken schließt sich dann ein Zeitungslesezimmer (44 qm) und zur Rechten ein Studierzimmer für Handschriften- und Kartenbenutzer an. Die dunkle Eichentäfelung, von der sich die mattsilbernen Beleuchtungskörper abheben, verleiht diesen drei Räumen eine ruhige und würdevolle Haltung. Einen

seinen farbigen Klang bringt dazu ein Monumentalbild des heimischen Malers Otto F. R. Weber hinein, das die Längswand des Lesesaals schmückt.

Im zweiten Obergeschoß befinden sich die Räume der Verwaltung und ein Vortragssaal mit 180 Sitzplätzen. Im Katalogzimmer (60 qm), wo ein vollständiger Zettelkatalog aller Bücherbestände aufgestellt ist, wird den wissenschaftlichen Benutzern Auskunft und Beratung zuteil.

Im Seitenflügel entsprechen zweimal zwei Halbgeschosse in der Höhe dem vorderen Erd- und Obergeschoß, dazu kommt noch im Untergeschoß ein Bücherraum, so daß der Seitenbau im ganzen fünf Magazine für 200 000 Bände beherbergt. Die Büchergestelle sind neuester Konstruktion mit verdeckten Zahnleisten und haben eine Achsenweite von 1,55 m, was zu einer Gangbreite von 0,85 m führt. Die eisernen Stützen gehen durch alle fünf Geschosse hindurch, tragen die Zwischendecken und den Fußboden des Vortragssaals.

Auf den breiten und hellen Hauptfluren sind Schaukästen und Bänke aufgestellt und locken zum Verweilen und Betrachten. Porträtbüsten und wertvolle Bildnisse schmücken Nischen und Wände.

Die Fassade des Ziegelbaues ist in Edelputz gehalten, nur ein 3 m hoher Sockel, die Fenstereinrahmungen und Gesimse sind aus fränkischem Muschelkalk hergestellt. Als Abschluß eines intimen Platzes und gehoben durch den vorliegenden alten Garten repräsentiert sich das Gebäude recht stattlich.

Die Vorbedingungen für eine gedeihliche Büchereiarbeit sind alles in allem somit wohl gegeben. Möge der Hausspruch einer nordischen Bibliothek, der als Glückwunsch auch der Elberfelder Anstalt ausgesprochen wurde, sich recht oft erfüllen: Kommst du zu mir, kommst du zu dir!

Zur Eröffnungsfeier im neuen Vortragssaale der Stadtbücherei hatten sich am 3. Februar zahlreiche Ehrengäste eingefunden: Regierungsvertreter, Spitzen heimischer und benachbarter Behörden, Stadtverordnete und Freunde der Bücherei sowie eine stattliche Zahl von Leitern auswärtiger Bibliotheken. Die Feier, von musikalischen Darbietungen eines Streichquartetts umrahmt, begann mit der Übergabe des Hauses an das Oberhaupt der Stadt. Die Festrede — Aufbau und Aufgaben der Elberfelder Bücherei — hielt der Direktor der Stadtbücherei. Es folgte eine Reihe herzlicher Glückwunschansprachen. Für den Kultusminister und den Regierungspräsidenten in Düsseldorf sprach Regierungsrat Dr. Hecker. Die Glückwünsche der Staatsbibliothek und des Beirats für Bibliothekswesen überbrachte Generaldirektor Prof. Dr. Krüß (Berlin). Für den Verein Deutscher Bibliothekare war Bibliotheksdirektor Dr. Schulz (Dortmund) als Sprecher erschienen. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. Bömer (Münster) sprach im Namen des Verbandes rheinisch-westfälischer Bibliotheken und als Vertreter des Börsenvereins Deutscher Buchhändler Max Röder (Mülheim). Den Verband Deutscher Volksbibliothekare vertrat Hans Hofmann (Leipzig). Die Gratulantenreihe beschloß Büchereidirektor Dr. Winker (Düsseldorf) als Leiter der staatlichen Beratungsstelle und Sprecher der Arbeitsgemeinschaft westdeutscher Volksbibliothekare.

Ein kleines Festessen auf Einladung der Stadt Elberfeld vereinigte anschließend noch einmal die auswärtigen Gäste mit den Vertretern der Stadt, wobei noch Dr. Sulz (Essen), Direktor Dr. Uhlendahl (Leipzig) und Dr. Caspari (Leverkusen) launig zu Wort kamen.

Dankbar gedenken wir in Elberfeld dieser Stunden und der freundlichen Aufmerksamkeit, die unserer Bücherei aus den Kreisen der Fachwelt so herzlich entgegengebracht wurde.

Aus der Beratungspraxis.

Die Beratungsstellen kommen nicht selten in die Lage, nebenamtliche Büchereiverwalter in Kleinstädten über die Frage beraten zu müssen, was sie für ihre Arbeit von seiten der Gemeinde etwa als Vergütung beanspruchen könnten. Man wird sich dabei in der Regel darauf beschränken, mitzuteilen, was andere Stadtverwaltungen des betreffenden Beratungsbezirkes in den günstigsten Fällen bezahlen und wieviele Öffnungsstunden dabei vorausgesetzt werden.

Die folgenden Vorschläge, die der schwedisch-finnischen Büchereizeitschrift „Svensk Bygden" (1928 S. 161 f.) entnommen sind, werden daher manchem Beratungsstellenleiter und manchem nebenamtlichen Büchereiverwalter als Material willkommen sein. Es sei aber ausdrücklich bemerkt, daß die Heranziehung der Bandzahl der jährlichen Entleihungen nur dann unbedenklich erscheinen kann, wenn die Beratungsstelle in der Lage ist, zu beurteilen, ob wirkliche Qualitätsarbeit, auch im bildungspfleglichen Sinne, hinter den Zahlen steckt. A.

„Die Berechnung der Normalentlohnung nebenamtlicher Büchereitätigkeit ist natürlich komplizierter als die der hauptamtlichen. Man kann und darf ihr nicht, wie das des öfteren geschieht, einfach die Öffnungszeiten der Bücherei zu Grunde legen, da ja die Arbeit in einer Bücherei eine mannigfaltige Tätigkeit umfaßt, die nicht gleichzeitig mit der Ausleihe besorgt werden kann. Man hat deshalb die Höhe der Besoldung abhängig machen wollen von dem Umfang der verschiedenen Arbeiten. Für städtische Bibliothekare, die ihren Dienst nebenamtlich versehen, berechnet man also für je eine Stunde wöchentlicher Öffnungszeit 80 Mark*) jährlich, für je 25 neueingestellte und katalogisierte Bände 10 Mark, für persönliche Mühewaltung 30—80 Mark, ferner, sofern die Ausleiheziffer 2000 Bände übersteigt, für jedes angefangene 500 einen Zuschlag von 10 Mark und einen weiteren Zuschlag von 20 Mark für jede Leihstelle oder jede Zweigstelle. Das niedrigste Jahreseinkommen für städtische Bibliothekare (im Nebenamt) wäre demgemäß 350 Mark, unter der Voraussetzung, daß die betreffenden allein arbeiten. Hilfskräfte könnten mit 0,50—1,20 Mark für die Stunde entschädigt werden je nach ihrer Qualifikation. Ist eine Bücherei 20 Stunden in der Woche oder länger geöffnet, ist es unzweckmäßig, den Büchereiverwalter nebenamtlich tätig sein zu lassen.

Für Bibliotheksbeamte in ländlichen Gemeinden wird für den Fall einer hauptamtlichen Beschäftigung die Eingruppierung in die Gehaltsklasse der Volksschullehrer vorgeschlagen. Bei nebenamtlicher Büchereiarbeit wird das Gehalt nach ähnlichen Grundsätzen berechnet wie bei entsprechender Tätigkeit in den Städten, wobei folgendes Schema zur Verwendung für Stammbüchereien in Vorschlag gebracht wird: Bei zweimaliger Öffnung in der Woche 150 Mark jährlich, für jedes weitere Mal 75 Mark, für je 25 neueingestellte und katalogisierte Bände 7,50 Mark, ferner, wenn die Ausleiheziffer 2000 Bände übersteigt, für jedes angefangene 500 einen Zuschlag von 10 Mark, für persönliche Mühewaltung im Dienste des kommunalen Büchereiwesens 30—80 Mark, und als weiteren Zuschlag für jede Leihstelle 20 Mark und für jede Distriktbücherei, sofern ihre wirtschaftliche Verwaltung und Bücherbeschaffung von der Stammbücherei aus besorgt wird, 7,50 Mark. Für Distriktbüchereien werden etwas niedrigere Gehälter angesetzt: Bei zweimaliger Öffnung der Bücherei in der Woche 100 Mark jährlich, für jedes weitere Mal darüber hinaus 50 Mark, für je 25 neue Bände 7,50 Mark und, sofern die Ausleiheziffer 500 Bände übersteigt, als Zulage 10 Mark für jedes angefangene 500. Das niedrigste Jahresgehalt in Stammbüchereien betrüge gemäß diesem Zuschlag 180 Mark und für Distriktsbibliothekare 100 Mark, vorausgesetzt, daß der betreffende Bibliothekar qualifiziert ist, allein die Arbeiten ausführt und allein die Ausleihe besorgt. Für den Fall, daß Hilfskräfte in Anspruch genommen werden, könnte man an dem Gehalt des Bibliothekars entsprechende Abstriche vornehmen, sofern die Entlohnung der Hilfskräfte nicht dem Bibliothekar selbst überlassen bleibt. Für Hilfskräfte in ländlichen Büchereibezirken scheint ein Entgelt von 0,50—1 Mark für jedesmal zureichend.

Bei den angeführten Vorschlägen ist zu beachten, daß sie nicht auf Einführung einer „gleitenden" Lohnskala abzielen, eine Art Tantiemesystem, demzufolge die Höhe des Gehalts sich Jahr für Jahr verändern und die Aufstellung eines festen Etats unmöglich würde. Die Berechnungen wollen nur einen Grund legen für einen Vergleich zwischen dem Umfang der Büchereien und der Arbeit, die ihre Verwaltung erfordert, auf der einen, und den für die Arbeit zu zahlenden Entschädigungen auf der anderen Seite. Das Ergebnis dieses Vergleichs könnte als Maßstab dienen bei der Aufstellung des Etats einer Bücherei."

*) Gemeint sind Reichsmark. Die Angaben des Originalaufsatzes sind entsprechend umgerechnet.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Jakob Schaffner (geb. 1875).

Jakob Schaffner stammt nicht nur seiner Geburt nach aus dem Lande Gottfried Kellers, er kann auch den großen Schweizer Dichter zu seinen geistigen Ahnen zählen. Dennoch würde nur undankbare und engherzige Geringschätzung ihn deshalb abfällig zum „Keller-Epigonen“ stempeln, weil er bewußt oder unbewußt seine künstlerischen Fähigkeiten am Studium dieses unsterblichen Meisters der Erzählungskunst geschult hat. Überdies liegt sein bestes Können auf dem Gebiet des Romans; im Novellistischen bringt er es seltener und eigentlich nur da zum Gelingen, wo er seiner epischen Breite treu bleiben kann; in dem einzigen Bande Lyrik steht kein einziges Gedicht, das unvergeßlich sein dürfte.

Schaffners Werke sind von größter Bedeutung für die Gegenwart, da sie in anschaulicher, meist wohlgegliederter Form Stoffe und Probleme behandeln, die, mit geringen Abweichungen, den heutigen Menschen aller Volksschichten angehen, den Proletarier ebenso sehr wie den geistigen Arbeiter wie auch den Angehörigen eines mehr genießenden als schaffenden Standes; denn die von ihm dargestellten Konflikte machen vor keinem Menschenschicksal halt.

Er ist ein Sohn der näheren Umgebung Basels. Über seine harte, an kindlichen Freuden karge Jugend legt er selbst in dem zweibändigen Roman „Johannes“ beredtes Zeugnis ab. Wenn er dort auch im Vorwort seine Identität mit Johannes abstreitet, so verrät doch ein kurzer Lebensbericht, den ein Prospekt des Verlages Union veröffentlicht, die Übereinstimmung mit seinen eigenen äußeren Lebensumständen, zu denen sich dann die innere Übereinstimmung naturnotwendig gesellen mag. Sicherlich haben die tiefen Kümmernisse dieser Jugend, des Vaters früher Tod, die Auswanderung der wohl ziemlich verantwortungslosen Mutter nach Amerika, die langen niederdrückenden Jahre in der pietistischen Armen- und Waisenanstalt Beuggen, in dem nachdenklichen und geistig früh regsamen Knaben den Grund zu der tiefernsten Lebensauffassung und Weltanschauung des Dichters gelegt. Mit dem Eintritt in die Schuhmacherlehre erwarteten den Eltern- und Geschwisterlosen auch keine fröhlicheren oder ungebundenen Tage, und sein heftiger innerer Drang nach geistiger Betätigung wird der Aufgabe, ein braver und pflichtgetreuer Schusterlehrling zu sein, arg hinderlich gewesen sein. Der etwas gewaltsame und anscheinend verfrühte Aufbruch in eine jahrelange Wanderschaft ist weniger seiner Handwerkerlaufbahn als seiner seelischen und geistigen Entfaltung förderlich gewesen. Es dauerte dann auch nur drei Jahre, bis der Schustergeselle den Spannriemen für immer an den Nagel hing und — wer weiß durch welche Glücksumstände begünstigt — das Leben des freien Schriftstellers anfing, zuerst noch planmäßig lernend und aufnehmend, dann, nachdem 1905 sein erster Roman, der „Jonathan Bregger“, erschienen war, freudig und pausenlos schaffend.

Bereits in dem Novellenband „Die Laterne“, der z. T. schon früher einzeln veröffentlichte Erzählungen sammelt, verrät sich der große Menschenkenner und scharfe Beobachter, und mit dem Handwerksburschenroman „Konrad Pilater“, in dem wohl viel eigene schmerzhafte Jugendratlosigkeit und Zielunsicherheit ihren Ausdruck gefunden hat, schöpft er dann schon aus dem vollen Reichtum seiner künstlerischen Begabung. Von da ab bewegt sich die Entwicklungslinie seiner Erzählungskunst, ohne Konzessionen an den Zeitgeschmack zu machen, über die Romane „Der Bote Gottes“, „Der Dechant von Gottesbüren“, „Die Weisheit der Liebe“[1]), „Kinder des Schicksals“[2]) bis zum „Johannes“[3]), nur in dem novellistischen Erzeugnis „Die goldene Fratze“ etwas abirrend. „Das Wunderbare“[4]) begibt sich zum ersten Mal in den Bereich des Gesellschaftsromans und beginnt an Ursprünglichkeit und Unkonventionalität einzubüßen, die Schaffner dann nur in den zwei Erzählungen der „Brüder“ und in der prächtigen „Schürze der Anna Implond“[5]) rest-

[1]) Vgl. B. u. B. Jg. 1921, S. 292 f. [2]) Vgl. B. u. B. Jg. 1921, S. 293. [3]) Vgl. B. u. B. Jg. 1924, S. 56. [4]) Vgl. B. u. B. Jg. 1924, S. 56. [5]) Vgl. B. u. B. Jg. 1926, S. 235.

los wiedergewinnt und größtenteils auch in dem Roman „Die Glücksfiſcher“. Seit-dem bemächtigt ſich ſeiner eine auffallende Neigung zum „happy end“, die er viel-leicht ſeiner nunmehr gefeſtigten Stellung eines anerkannten und beliebt geworde-nen Schriftſtellers zuzuſchreiben hat. Erſt in dem vor kurzem erſchienenen Roman „Der Menſch Krone“ ſcheint Schaffner ſeine innere Abwehr gegen die Übermacht tragiſcher Schickſalseinflüſſe wieder aufzugeben. Doch iſt hier ſein Stil ſchon ſtellen-weiſe einer beſtimmten Manier verfallen.

Bei der eingehenden Betrachtung ſeiner Erzählungskunſt fallen einige immer wiederkehrende Problemſtellungen auf, die ſeine Lebens- und Weltanſchauung deutlich beleuchten. Da iſt zunächſt der ewige Kampf zwiſchen friedlicher geſicherter Bürgerbehaglichkeit und unaufhörlich drängender Fernſehnſucht, die unerbittliche Flucht der immer im Werden begriffenen Menſchenſeele vor aller lebensfeindlichen, entwicklunghemmenden Gewohnheit: Konrad Pilater und in den „Glücksfiſchern“ Fritz Kuhny ſind die beiden typiſchen Verkörperungen dieſes Gegenſatzes. Daneben findet ſich in vielen lebensechten, teils tragiſchen, teils heiteren Variationen die Verwicklung e i n e s Mannes in die Liebe zweier Frauen und umgekehrt. Seiner geſunden urwüchſigen Schweizernatur gemäß behandelt Schaffner erotiſche Dinge mit einer treuherzigen Offenheit, wo der Stoff und das Milieu es bedingen, auch mit echt volkstümlicher Derbheit. Niemals aber gleitet er in jene ſchwüle erotiſche Atmoſphäre ab, die ſo manchen an ſich guten modernen Roman beherrſcht.

Schaffners Lebenswerk verrät eine große Vertrautheit mit den Grundideen des Chriſtentums, und zwar ſowohl des katholiſchen wie des proteſtantiſchen Be-kenntniſſes. Doch geht ſeine religiöſe Innerlichkeit und gläubige Tiefe weit hin-aus über eine bloße Feſtlegung auf das eine oder andere Dogma. Charakteriſtiſch für ſein lebendiges religiöſes Empfinden iſt der rührende kleine Satz aus dem „Jo-hannes“: „In der Freude ſind wir alle mehr katholiſch“.

Ebenſo weitherzig und gänzlich frei von einſeitiger Parteinahme iſt ſeine Stel-lung zum politiſchen Leben. Wenn ſich auch an einigen ſeiner Werke eine gewiſſe ablehnende Haltung dem Sozialismus gegenüber ableſen läßt, ſo beweiſen dafür wieder andere, daß er die wirtſchaftliche und geiſtige Notlage der proletariſchen Volksſchichten deutlich erkannt hat (ſ. „Konrad Pilater“, „Die Eſcherſche“, „Der Steg“, „Der Menſch Krone“ u. a.). Andererſeits beſitzt er Ehrlichkeit und Gerech-tigkeit genug, gelegentlich auch die guten und fruchtbaren Seiten einer dem Unter-gang geweihten Lebensform, etwa des Patriarchalismus in der „Schürze der Anna Implond“, zu rühmen.

Schaffner hat ſprachlich viel von ſeinem großen Landsmann Gottfried Keller gelernt, ohne deshalb eines perſönlich ausgeprägten Stils zu entbehren. Wäh-rend es ihm gegeben iſt, einen Menſchen mit ſeinen inneren und äußeren Weſens-zügen durch wenige, ſehr wenige Striche Geſtalt werden zu laſſen, überläßt er ſich bei der Schilderung des Milieus, der Landſchaft, der äußeren Bedingtheiten eines Menſchenſchickſals mit Vorliebe einer behaglichen maleriſchen Breite. Seine ſtark entwickelte vorbildliche Menſchenliebe bewahrt ihn ſtets davor, aus einer charaktermäßig unſympathiſchen Geſtalt ein ſchablonenhaftes Schreckgeſpenſt zu machen. Seine Sprache iſt reich an kräftigen volkstümlichen Wendungen und in-folgedeſſen meiſt von blühender eindrucksvoller Bildhaftigkeit. Aber in den letzten Veröffentlichungen („Der Menſch Krone“, „Verhängniſſe“) bleibt er leider an einigen beſtimmten Wendungen hängen und büßt dadurch an Unmittelbarkeit ein. Es muß ſich zeigen, ob der jetzt Dreiundfünfzigjährige ſich in weiterem Schaffen noch von dieſer beginnenden Stilerſtarrung zu befreien vermag.

Alles in allem genommen iſt Schaffners Werk für die Ausleihe der Volks-bücherei von großem Wert. Er gehört zu denjenigen zeitgenöſſiſchen deutſchen Er-zählern, deren Bücher in erſter Linie geeignet ſind, guten Erſatz für die Produkte der Vielſchreiber Ganghofer, Herzog, Stratz uſw. zu bieten. (Vgl. Homann: Guter Erſatz für die Typen Ganghofer, Marlitt u. a.: B. u. B., Jg. 1923, S. 65 ff.) Dieſe Eignung leitet ſich einmal her aus dem äußeren und inneren Spannungs-reichtum ſeiner Bücher, weiter aus der Allgemeingültigkeit ſeiner einfachen Lebens-probleme und aus der ſchlichten volkstümlichen Darſtellungsweiſe. Daneben ſtehen als hoher Gewinn für den Leſer die Verkörperung einer tiefgründigen Weltanſchau-ung, einer ernſten ſittlichen Auffaſſung des menſchlichen Lebens mit all ſeinen Auf-gaben und Möglichkeiten, außerdem eine ſchwer zu übertreffende warmherzige

Kenntnis und großzügige Deutung der menschlichen Seele, verbunden mit inniger Freude am Fabulieren. Da außer der „Weisheit der Liebe" mundartliche Schwierigkeiten kaum vorkommen, ist die Verwendung seiner Werke landschaftlich nicht gebunden. Nur in katholischen Gegenden könnten einige seiner Romane Anstoß erregen (s. die Einzelbesprechungen). Freilich verlangen die meisten seiner Werke eine gewisse innere Reife vom Leser, so daß Jugendliche, nicht nur wegen der häufigen Erörterung erotischer Dinge, für sie in den seltensten Fällen in Betracht kommen.

Für alle Büchereien.

Konrad Pilater. Roman. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1910. 336 S. Lw. 6,—.

Auf wochenlanger mühsamer Wanderschaft genießt der Schweizer Schustergeselle Konrad Pilater die geistig fruchtbare Freundschaft eines hochbegabten entgleisten Studenten. In dem Städtchen Aberweiler bei Straßburg, wo Pilater bei einem Meister Arbeit nimmt, gerät er in Kürze in schweren Zwiespalt zwischen berechtigter jugendlicher Sehnsucht, seine seelischen Anlagen und geistigen Fähigkeiten wandernd und schauend weiter zu entfalten und reifen zu lassen, und der aus Liebe erwachsenen Pflicht, mit 21 Jahren ein ruhiger ehrbarer Bürger und Ehemann zu werden. Zuletzt sind Erlebnishunger und Freiheitsdurst stärker als Herzensneigung und Pflichtgefühl. Pilater entflieht kurz vor Anbruch des Hochzeitsmorgens der drohenden verfrühten Bindung. Aber diesen Durchbruch seiner Persönlichkeit bezahlt seine Braut, ein reines seelenstarkes Mädchen voll gebändigter Leidenschaft, mit dem Leben. — Die für Pilaters Entwicklung hochbedeutsame Freundschaft mit dem ehemaligen Studenten Reske, das spießige Einerlei im Milieu des kleinen Städtchens, gegen das des Schustergesellen lebendige Seele sich wehrt, andererseits die Rechtschaffenheit und Ordnung und Biederkeit ausströmende Atmosphäre des kleinen Bürgerhauses, Pilaters Kampf gegen die wechselnden geistigen Einflüsse Reskes und der satten Wohlgeborgenheit, endlich das verzweifelte Ringen der Barbara um ihre innere Zugehörigkeit zu dem Geliebten, alle diese entgegengesetzten Kräfte strömen mit so unerbittlicher, erschütternder Wirklichkeitstreue durch das in der Ichform geschriebene Buch, daß man es am Ende „vor Unglück, Mitleid und Ratlosigkeit" selbst fassungslos aus der Hand legt. Aber gerade die Ungeschminktheit des Lebens in dieser menschlichen Tragödie erhebt den Roman zu einem Kunstwerk von bleibendem Wert. Auf die reifen Leser aller Büchereien — freilich nicht auf die Oberflächlichen und die rosenbebrillten Optimisten, denen es grauenvoll in ihre bequeme Lebensauffassung hineinpoltern würde — muß das Buch als das voll dichterischer Kraft gestaltete Spiegelbild eines echten Stück Lebens unauslöschlichen Eindruck machen.

Der Bote Gottes. Roman. Berlin: Brandus. 342 S. Geb. 2,85.

Kurz nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges beginnt im Thüringischen ein wunderlicher Heiliger, der bis dahin Knabenerzieher auf einer Ritterburg war, sein Werk. Schweizer von Geburt, verbirgt er hinter einer „selbstdeklarierten Nichtsnutzigkeit" eine brave, gutherzige Seele, fühlt sich plötzlich zum Boten Gottes berufen und beginnt in dem verwüsteten Dorf Wullenhausen, von heftigem, ehrlichem Kulturwillen erfüllt, eine merkwürdige, aber gar nicht unersprießliche Wiederaufbauarbeit. Er bringt nach einigen bescheidenen Anfängen in der nächsten Stadt ein seltsames Häuflein sonderbarer Existenzen zusammen, die er unter vielen nicht einmal immer unwahren Versprechungen in das Dorf lockt, um dieses neu zu besiedeln. Es glückt ihm auch. Jedoch nach Beendigung dieser fröhlichen Kulturtat sieht er plötzlich seine Aufgabe erfüllt und verschwindet sang- und klanglos. — Neben dieser in aller Rechtschaffenheit urkomischen Gestalt stehen noch viele prächtige urwüchsige Menschen, besonders der einzige überlebende Bauer des Dorfes, ein wahrer Erzvater mit seinen vielen eigenen und angenommenen Kindern, ein Original an Herzensgüte und echter Menschenliebe, die brave, aber eigensinnige Magd Christine, des Bauern spätere Frau, in der Stadt der verrückte Sternseher und seine ebenso hübsche wie nichtsnutzige Frau, Dame Luna, die vier Galgenvögel, die nichts als Raub und Mordbrennerei auf dem Gewissen haben und nachher in der Gemeinde Wullenhausen die höchsten Ämter bekleiden. Trotz einiger Hinrichtungen und Totschläge steckt das ganze Buch voll blühender Schel-

merei und ist in einer so kernigen, drastischen und reichen Sprache geschrieben, daß alle reiferen Leser, die Sinn für derben gesunden Humor haben, sich daran freuen müssen. Die einzige Schwierigkeit liegt in der zeitweise unklaren Gegenüberstellung der vier Galgenvögel in ihren Gesprächen. — Für alle Büchereien in nichtkatholischen Gegenden.

Brüder. Zwei Erzählungen. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1925. 234 S. Lw. 4,50.

Trotz ihrer tragischen Zuspitzung münden beide Geschichten in einen glücklichen Ausgang. Die erste, der „Schulmeister von Gagern", behandelt die verzweifelte Stellung einer jungen kinderlosen Lehrersfrau zwischen ihrem unwirtschaftlichen bis zur Selbstvernichtung hilfsbereiten Mann und einem sie leidenschaftlich liebenden Dorfnachbarn und Maler. Der Brand des Lehrerhauses und die nachfolgenden Gerichtsverhandlungen, die gegen die der Brandstiftung unschuldig verdächtigten Eheleute geführt werden, bringen den ganzen Konflikt ans Licht. Seine befreiende Lösung ergibt sich aus den vernünftigen, ehrlichen Aussagen des Künstlers, der sich selbst nicht schont. — Freilich wird man bei der ganzen Behandlung des delikaten Themas den quälenden Gedanken an die vielen Augen und Ohren des Publikums im Gerichtssaal nicht los. Doch berührt Schaffner hiermit ja nur wahrheitsgemäß einen unerträglichen Übelstand im Rechtsleben. — In der andern Geschichte, dem „verkauften Seelenheil", hat ein junger lebensfremder Techniker törichterweise einem Anatomieprofessor, einem dunklen Ehrenmann und anormalen Menschen, für eine größere Summe Geldes zu einem bestimmten Termin das Recht auf seinen Körper verkauft. Nach vielen aus dieser Unbesonnenheit erwachsenden schweren seelischen Anfechtungen und Nöten kommt er als Bauer zu eigenem Haus und Hof und einer netten Frau und schließlich auch zur Erlösung von seinem heimlichen Fluch. — Die beiden schlichten Erzählungen offenbaren wieder Schaffners ganze Lebensweisheit, sein tiefes Ergriffensein von menschlichen Schicksalen, die letztere auch ein Körnchen Humor. Für alle Leser, aber nicht für Jugendliche.

Die Glücksfischer. Roman. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1925. 619 S. Lw. 8,50.

Glücksfischer sind sie alle, nicht nur die beiden jungen Baseler Fischer, die so verschiedene Brüder sind und beide das gleiche frische, tüchtige Mädchen lieben, sondern auch die schöne und elegante deutsche Dame Jse Ley mit ihrem schwerreichen, großindustriellen Gatten, von dem sie gegenwärtig innerlich, zeitweise auch äußerlich, durch mancherlei tragische Ursachen getrennt ist. Darum kann sie es nicht unterlassen, auch noch Fritz Kuhny, den jüngeren der Fischersbrüder und Vater eines ungeborenen Kindes des doppeltgeliebten Mädchens, vor ihren schon recht wohlbestellten Wagen zu spannen. Nach einer merkwürdigen Rheinruderfahrt macht sie den ihr in heftiger Verliebtheit folgenden Naturburschen zu ihrem Lakai und behandelt ihn, je nach den Launen ihres tatenlosen Wohllebens, bald als solchen, bald als den freiheitliebenden, intelligenten jungen Schweizer, der er ist. Natürlich dauert die Herrlichkeit nicht lange: Eine Dummheit, die er in Gestalt eines kleinen Bilderraubes in seiner grenzenlosen Ergebenheit für sie begeht, quittiert ihm den Dienst bei der schönen Frau. Unbewußt hat ihm aber Jse Ley eine große Wohltat erwiesen, indem sie ihn durch ihren Einfluß einer wohlgeordneten, bürgerlich-behaglichen Enge entriß, in der sich sein Temperament und seine 23 Jahre noch lange nicht zurecht gefunden hätten. Fritz Kuhny tritt nun in eine deutsche Ingenieurschule ein. Sein verlassenes Mädchen mit dem inzwischen geborenen Töchterchen heiratet seinen älteren besinnlichen, gütigen Bruder Jakob, dem er sie solange mißgönnte und dem zum Trotz er sie eines Tages verführt hatte. Frau Ley findet sich mit ihrem Gatten wieder zusammen, und so haben alle Beteiligten ihr Körnchen Glück gefischt. Die denkwürdigen und köstlich unbürgerlichen Erlebnisse des Jakob Kuhny und des Mädchens während der beiden verborgen gebliebenen Lakaienschaft Fritzens können hier nicht erzählt werden, beweisen aber in vollendeter Form Schaffners gründliche Menschenkenntnis. Hingegen wird seine Hervorhebung der zahlreichen Vorzüge Jse Leys angesichts ihrer unberechenbaren Haltung dem jungen Schweizer gegenüber manchen Leser mit einem leise empörten Widerspruch erfüllen. Das künstlerisch gelungene, größtenteils heitere Buch — nur

die Sprache der Frau Ley ist etwas manieriert — kann unter weitherzigen, lebenserfahrenen Lesern auf viele Freunde rechnen.

Grobschmiede. Novellen. Berlin: S. Fischer. 157 S. Geb. 1,50.

Der kleine Band vereinigt in ausgezeichneter Auswahl je zwei der besten Geschichten aus der „Laterne" und der „goldenen Fratze", nämlich die Titelnovelle, den „Kilometerstein", die „Geschichte vom Moschus" und den „Eisernen Götzen". Alle kleinen Büchereien können ihn als treffliche Probe Schaffnerscher Novellenkunst einstellen, und auch in großen Büchereien empfiehlt sich die uneingeschränkte Ausgabe dieses Bandes an alle die Leser, die für die „Laterne" und die „goldene Fratze" nicht in Betracht kommen.

Föhnwind. Novellen. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1927. 303 S. Lw. 6,50.

Von den beiden Novellen ist die erste schon 1925 in Engelhorns Romanbibliothek erschienen. — Die prächtige Kirchgangsschürze der Großbäuerin ist nur das äußere Symbol eines zähen geistigen Machtkampfes zwischen zwei ungleichen Frauen, der herrschsüchtigen und rauhbeinigen, aber zugleich außergewöhnlich tüchtigen und großherzigen Anna Implond und der ebenso selbstsüchtigen und verschlagenen wie faulen, schlampigen und larmoyanten Pfarrersschwester Elis Schäppi. Nachdem das Zünglein der Wage lange hin und her geschwankt, triumphiert die Frühhofbäuerin noch im Tode durch ihr Testament über die Ränke der habsüchtigen Intrigantin. — Schaffners Sprachkunst und sein warmer Humor bringen es fertig, in diesem kleinen charakterologischen und stilistischen Meisterwerk selbst die gewiß wenig liebenswerte Elis Schäppi in ein freundliches menschliches Licht zu rücken. — In der Dorfgeschichte „Die Gemsjagd" aus den Schweizer Alpen handelt es sich um eine ähnliche Klärung des Verhältnisses zwischen drei Menschen wie in dem „Schulmeister von Gagern" aus den „Brüdern". Nur sind es hier ein erprobter trotziger, schwerblütiger Bergsteiger, seine schöne, junge, leidenschaftliche Frau und als ehelicher Störenfried ein anderer tollkühner, leichtlebiger Bergsteiger, ein Freund des Mannes und zugleich ein unentwegter, etwas zudringlicher Anbeter der Frau. Wie in immer ernster werdendem Spiel die drei starken Temperamente ihre Kräfte aneinander messen, bis droben in den Bergen zwischen Leben und Tod schwebend der sich in seinen ehelichen Eigentumsrechten geschmälert fühlende Gatte den Freund zum endgültigen Rückzug zu zwingen glaubt, zu dem den Junggesellen dann doch erst die getreue, aber etwas mutwillige junge Frau bringt, das ist sehr anmutig und doch mit fühlbarem Ernst, aber stellenweise etwas zu breit erzählt. — In beiden Geschichten sind auf überzeugende Weise Mensch und Landschaft in engen Zusammenhang gebracht. Für alle besinnlichen reifen Leser.

Für große und mittlere Büchereien.

Die Irrfahrten das Jonathan Bregger. Roman. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1905. 179 S. Lw. 3,—.

Schauplatz der fast durchweg frisch und mit trockenem Humor erzählten Geschichte ist die Stadt Basel, etwa um 1890. Den teils in Tagebuchform, teils mündlich mitgeteilten wiedergegebenen ziemlich abenteuerlichen Lebenslauf des biederen, aber nicht immer sehr lebenstüchtigen Schuhmachers Bregger umgibt eine einfache heitere Liebesgeschichte zwischen des Meisters Pflegetochter Dorothea und einem jungen strebsamen Kaufmann, der sich schließlich als der verschollene Sohn des Schuhmachers entpuppt. Geübten Lesern wird die Verwicklung der Familienbeziehungen und die Enthüllung der geheimen Zusammenhänge etwas konstruiert erscheinen. Die Gestaltung des Stoffes bereitet Schaffner hier noch einige Mühe. Aber dieses Erstlingswerk mit seiner Fülle von psychologisch fein durchgearbeiteten Szenen verrät schon den großen, lebendigen, menschenkundigen Erzähler. Für Leser jedes Fassungsvermögens und Alters vom 18. Jahre an.

Der Dechant von Gottesbüren. Roman. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1917. 331 S. Lw. 7,—.

Eine reizvolle hessische Kleinstadt bildet den Rahmen dieser erschütternden Geschichte, in deren Mittelpunkt nicht eigentlich der in kunstgeschichtlichen Interessen

sich zersplitternde geistliche Führer der Stadt steht, sondern seine Nichte Linde, ein junges von natürlicher Frömmigkeit erfülltes liebliches Mädchen. Sie wird das Opfer ihrer auf Besuch weilenden, großstädtischen, eleganten Tante Malva, einer herzenskalten, einsamen Natur, die mit ihrer seelischen Bestialität das feinfühlige, selbstlose und in seiner Menschenliebe engelhafte Geschöpf körperlich und seelisch zu Grunde richtet. Die Ursache zu dieser Tragödie gibt Lindes in reiner Hingabe gipfelnde Liebe zu einem jungen verwandten zeitweise kriegsbeurlaubten Offizier, einem noch unreifen, ziemlich mittelmäßigen Charakter, auf den die unbeschäftigte und verantwortungslose Frau Malva selbst ein zwar nicht liebendes, aber begehrliches Auge geworfen hat. Für den Dechanten bringt der versteckte innere Aufruhr in seinem Hause, den die Liebesbeziehungen der beiden ungleichartigen Frauen zu dem jungen Soldaten verursachen, schwer lösbare Konflikte in seinem Gefühlsleben und in seinem bisher unerschütterten Glauben an die unantast- und unfehlbare Macht seiner Kirche. Das von Linde durch Beichte und heilige Sterbesakramente hindurch bis in ihren qualvollen Tod unverletzt gehütete Geheimnis ihrer Hingabe an den Geliebten, das dem Dechanten kurz nach ihrem letzten Stoßseufzer durch die alte Magd Brigitt offenbart wird, zerstört mit einem Schlage „das römische Gebäude seiner Gotteserkenntnis" und lehrt ihn, nach allem irrenden Suchen, „daß auch jene berühmte Erkenntnis weder das letzte Wort über Gottes Wesen ist, noch genug Raum enthält, um die Wesenhaftigkeit der menschlichen Seele zu fassen." — Ehe sich die Erzählung zu dem ungeheuren Ernst einer tragischen Schicksalsentfaltung verdunkelt, bringt am Anfang das heimliche Aufblühen der Liebe zwischen den beiden jungen Menschen zarte warme Farben in das Buch, denen ein leuchtender früchtereicher Herbst den schon leise Vergänglichkeit andeutenden Hintergrund gibt. Die tiefe Innerlichkeit der gläubig frommen Mädchenseele, des Dechanten wärmespendende Güte, die gar nicht schlechte, nur ungereifte und durch den Weltkrieg mißleitete Art des jungen Soldaten, der alten Magd Brigitte rauhe Treuherzigkeit und dagegen wie aus einer andern fremden Welt die unfruchtbare berechnende Natur der mondänen Frau Malva, all diese Kräfte messen sich in einem unerbittlichen Kampf, aus dem sowohl der Dechant wie der Soldat jeder auf seine Weise gereinigt und geläutert hervorgehen, freilich auf Kosten einer fast heilig erscheinenden Seele. — Es ist wohl kaum nötig zu sagen, daß dieses menschlich und künstlerisch reife Werk Schaffners in die Hände aller ernsten religiösen nichtkatholischen Leser gehört.

Johannes. Roman einer Jugend. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1922. 270, 285 S. Lw. 7,50.

Der breit angelegte Lebensbericht des Johannes Schattenhold, eines Kleinbaseler Gärtnerssohnes, beginnt etwa um 1880 mit seinen frühesten Kindheitserinnerungen und endet mit dem Auszug des eben Konfirmierten aus dem pietistisch geleiteten Waisen- und Brüderhaus Demutt in die Schusterlehre nach Basel. — Der sehr stille besinnliche Junge hat zu der katholischen unruhig temperamentvollen Mutter überhaupt kein inneres Verhältnis. Umso stärker sind seine gefühlsmäßigen Bindungen an den guten ernsten naturnahen Vater. Nach dem durch die Treulosigkeit der unstäten Frau beschleunigten Tod des Gärtners genießt der Achtjährige, von der amerikareifen Mutter gänzlich im Stich gelassen, einen kurzen kindlichfrohen Aufenthalt bei seinen katholischen Großeltern in einem benachbarten reichsdeutschen Dörfchen, bis sein Vormund, ein protestantischer Pfarrherr, ihn in der Anstalt Demutt unterbringt. Damit beginnt für den eigenwilligen, mit einem gewissen später selbst erkannten „geistlichen Hochmut" begabten Knaben eine lange Leidenszeit, deren seelische Einflüsse ihn stärker noch bedrücken als die körperlichen Entbehrungen. Der bei allen Zöglingen ungeliebte Leiter der Anstalt, ein gelähmter ältlicher Mann, sucht mit seiner Schar von muckerischen, oft gefühlsrohen Aufsehern, unter die sich nur selten eine jugendfreundliche Seele verirrt, in den Kindern einen Geist der demütigen bedingungslosen Unterwerfung vor Gott und übergeordneten Menschen heranzuziehen, um die seine unruhige, kämpferische, herrschsüchtige Seele selbst bis kurz vor seinem Ende vergeblich ringt. Eine der seltenen Lichtgestalten in dem Demutter Jammertal ist ein von allen Zöglingen ehrfurchtsvoll geliebter Bruder des „Herrn Vaters", Herr Johannes, dessen weise Menschlichkeit manchem in seiner Erbitterung zu weit gegangenen armen kleinen Sünder herzerleichternde Einsicht in die tragischen Hintergründe der drakonischen

Strafmaßnahmen seines körperlich hilflosen Bruders verschafft. Das Buch, dessen erster Teil die Ereignisse fast grau in grau malt, erhebt sich im zweiten Teil unter der wachsenden menschlichen und religiösen Reife des jungen Johannes zu einer freundlichen wehmütigen Klarheit, in welcher freilich der als Schattenholds geistiger Vater sich bewährende gute Geist der Anstalt, Herr Johannes, das Zeitliche segnet und auch die erste scheue Jugendliebe des Knaben, das lieblichste und tapferste Kind aus der Schar der Mädchen, bei der Lebensrettung einer Gefährtin den Tod findet, in der aber selbst des Herrn Vaters durch Leiden gemilderte und besänftigte Natur den aufgeregten jungen Herzen näherkommt. Bevor Schattenhold als Schusterlehrling die Fahrt ins Leben antritt, genießt er noch eine Zeitlang das frischere jugendgemäße Leben, das kurz vor dem Tode des Herrn Vaters der neue Leiter der Anstalt, ein noch jüngerer mutiger Mann, in Demutt einführt. — Wenn auch Schaffner in einem kurzen Vorwort seine Identität mit Johannes Schattenhold bestreitet, so bleibt doch unverborgen, daß ein großer Teil des Buches den wohlgegliederten Reichtum seiner eigenen Kindheitserinnerungen widerspiegelt. Seine ernste Auseinandersetzung mit der christlich-protestantischen Lehre wie seine leidenschaftlich intensive Stellungnahme zu allen Lebensvorgängen überhaupt heben den „Johannes" weit über den Rahmen eines „Romans" hinaus. Des Buches weltanschaulicher Gehalt wie seine an äußerer Handlung und Spannung arme, ausführliche Breite wird ihm immer nur einen beschränkten, aber glücklich bereicherten Kreis von Lesern gewinnen, unter denen Erzieher, Geistliche und religiös stark beschäftigte Menschen an erster Stelle stehen sollten.

Kinder des Schicksals. Roman. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1920. 237 S. Lw. 4,50.

Eine heiter und elegant geschriebene Berliner Geschichte aus der Zeit des Weltkrieges, nicht ohne tragische Momente. — Eine sehr junge Witwe gerät bald nach dem Tode ihres wesentlich älteren Mannes mit ihren beiden Kindern in schwere wirtschaftliche Not, die in einem mißlingenden Mord- und Selbstmordversuch der gepeinigten Frau gipfelt. Ihr Retter ist ein anderes nicht minder liebenswürdiges und edles Kind des Schicksals, ein junger Dichter, den die aufblühende Liebe zu der Frau plötzlich aus größter Unbekümmertheit seinen bedrängten Lebensumständen gegenüber reißt und ihn mit einer ganz neuen Kraft zu siegreicher Lebensgestaltung erfüllt. Der innere Wert der beiden schönen artstarken Menschenkinder wird siegreich erprobt an der dritten Gestalt, einem deutschamerikanischen Opernsänger, einem animalisch gesunden, ungebändigt triebhaften und charaktermäßig nicht immer sauberen jungen Mannskerl. — Der spannende und amüsante, psychologisch scharf durchgearbeitete Roman wird bei allen Lesergruppen Anklang finden. Junge Menschen vermögen indessen den verborgenen sittlichen Ernst unter der heiteren, zuweilen leichtfertig erscheinenden Oberfläche meist noch nicht zu erkennen.

Für größere Büchereien.

Die Laterne und andere Novellen. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1907. 257 S. Lw. 4,50.

In diesem Novellenband, der zwei Jahre nach dem „Jonathan Bregger" erschien, offenbart sich schon vielfach Schaffners große Kunst, mit ganz wenigen Worten die seelische Struktur eines Menschen vor dem Leser klar hinzustellen. Am meisten gilt dies hier für die „Grobschmiede", eine Liebesgeschichte voll derben Humors, und die erschütternde Tragik der „Agnes", das frühe Sterben eines lieblichen Mädchens. Überall leuchtet Schaffner beharrlich hinein in die Abgründe und Tiefen der menschlichen Seele, um im „Kilometerstein" viel menschliche Erbärmlichkeit, in der „Escherschen" die in Wahnsinn übergehende Verwirrung eines Fabrikarbeiters vor einem überstarken Eindruck, in der „Schrift" Ungeduld und Unverständnis gegenüber andersgeartetem Fühlen darzustellen. Bei aller Genialität, mit der Natur und menschliche Seelenstimmung ineinander verflochten sind, wirkt die „Begegnung", in der ein wunderlich gewordener Schulmeister aus einem plötzlichen unbegriffenen Antrieb heraus den durchreisenden Kaiser erschießen will, stilistisch verkrampft. Belanglos und eigentlich gesucht ist dagegen die letzte Geschichte, die dem Band den Namen gibt. — Für psychologisch geschulte Leser.

Die Weisheit der Liebe. Roman. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1919. 478 S. Lw. 6,—.

Die jahrelang glückliche Ehe des 35jährigen Berliner Werkmeisters Felgentreu mit seiner um einige Jahre älteren, aber mit ungeminderter Anziehungskraft und Lebensfrische begabten Frau geht in die Brüche durch die plötzlich erwachende und instinktive Erwiderung findende Liebe des kraft- und temperamentvollen, hochintelligenten Mannes zu der eben zur vollen Blüte herangereiften Nichte und Pflegetochter seiner Frau. Was ihm bei Meta mit ihrem reichen und warmen Herzen und ihrer natürlichen Seelengüte als einer bei aller inneren und äußeren Vollkommenheit etwas schwunglosen Frau fehlt, sucht er bei Alma, dem schönen 20jährigen von melancholischer Leidenschaft erfüllten Mädchen. Das Schuldgefühl der von ihr verehrten und angebeteten Frau gegenüber treibt Alma aus dem Hause Felgentreus, noch am selben Tag, an dem sie ganz die Seine geworden ist, einem ungewissen Schicksal entgegen. Ihre gesunde, unverdorbene Natur wehrt sich monatelang gegen die Abtreibungs- und Kuppeleiversuche eines alten Weibes, bei dem sie in ihrer Lebensunerfahrenheit Unterkunft gefunden hat. Schließlich holt Felgentreu die lange Gesuchte in ein gemeinsames Heim, wo sie beide der Scheidung Metas von Felgentreu und ihrer eigenen formellen Eheschließung entgegenwarten. Aber es kommt nicht so weit. Die verfrühte Geburt ihres Kindchens bezahlt Alma mit dem Tode, in den ihr Felgentreu noch am gleichen Tage folgt. — Mittelbaren Anteil an der Tragödie im Felgentreuschen Hause hat eine andere Berliner Familie, die des ehemaligen Eisenbahnbremsers und jetzigen Fabriknachtwächters Lippke, deren muffige, ungesunde Atmosphäre von Düsternis und Kümmerlichkeit in grauenvollem Gegensatz zu den schönen starken großzügigen Felgentreuschen Menschen steht. Wiederum greift das tragische Verhängnis dieser Drei schicksalhaft in den teilweisen Untergang jener Familie ein. — Dieser menschlich tiefste und nach seinem Lokalkolorit am besten gelungene von Schaffners vier Berliner Romanen ist zum großen Teil im Berliner Dialekt geschrieben, dessen vortreffliche fehlerlose Wiedergabe dem Verfasser von Schweizer Herkunft alle Ehre macht. Dieser Dialekt und die tiefernste Erschütterung, mit der Schaffner die Weisheit der Liebe predigt als die große schenkende und hingebende, für sich selbst nichts wollende verantwortungsbewußte Kraft, und die realistische Wiedergabe trüber und verkommener Lebensumstände, all diese Eigenheiten des hervorragenden Buches schränken seine Verwendbarkeit stark ein und lassen nur gereifte weitherzige menschenkundige Leser dafür in Frage kommen.

Das Wunderbare. Roman. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1923. 339 S. Lw. 6,—.

Mit diesem Roman hat Schaffner sich, nicht durchweg zu seinem Vorteil, in die Sphäre der Gesellschaftsromane begeben. — Der Erzähler der Geschichte, Klaus Tribius, ein Privatdozent der philosophischen und der theologischen Fakultät, liebt die außerordentlich schöne, geistreiche, auch herzenswarme Tochter einer gegesellschaftlich hochstehenden, reichen, hohlköpfigen Familie von Wangel. Zwischen ihn und seine Verbindung mit dem ihn wiederliebenden Mädchen tritt eine seltsame, für ihn geistig sehr fruchtbare Freundschaft mit einem etwas älteren genial veranlagten Adligen, der aber, juristisch gesehen, ein Hochstapler ist. Erich von Holsten sieht in der frühzeitigen Ehe des jungen Privatdozenten den Hemmschuh für die geistige Entwicklung seines Freundes, und es gelingt ihm auch, die beiden Verlobten auf Jahre hinaus zu trennen. Parallel zu dieser „unerfüllten Geschichte“ laufen die ebenso zarten wie ungewöhnlichen Liebesbeziehungen zwischen Holsten und der noch sehr jugendlichen, nach einer trostlosen Ehe früh verwitweten Mutter des Privatdozenten, die in einem tragischen Tod beider ein Ende finden. Die größte Tragik und Verwirrung bringt in die Geschehnisse die über den Tod des Geliebten hinaus eifersüchtige Liebe der spät zum Leben erwachten Frau, die noch einem Kinde Holstens das Leben gibt und dann auslöscht. — So resigniert dieser Lebensbericht auch stellenweise sich anhört, so klingt er doch in einen lebenbejahenden Ton aus, und es hat schließlich jeder auf seine Weise das Wunderbare gefunden, auch die Toten. — Freudsche Gedanken klingen deutlich an, die Landschaft — hier hauptsächlich die südliche Schweiz — ist sehr beseelt, die Charaktere scharf und deutlich. Aber in der ausführlichen Schilderung äußerlicher Dinge gleitet

Schaffner ins Konventionelle ab. Und die Liebe der Mutter von Klaus Tribius zu Holsten mit all ihren Konsequenzen erfordert schon viel liebendes Verständnis vom Leser. Für Ärzte, Psychologen und reife Leser, nicht von Interesse für Proletarier.

Das große Erlebnis. Roman. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1926. 478 S. Lw. 7,50.

Wieder ein Berliner Roman, teils in einem Gelehrtenhause, teils in einem Kreise russischer und deutscher bolschewistischer Studenten spielend. Zwei Probleme schneiden sich hier, einmal das der jungen kinderlosen lebensdurstigen Frau, die, ohne ernste geistige Interessen und ohne viel häusliche Inanspruchnahme, sich von ihrem klugen, gütigen, aber vielbeschäftigten Gatten, einem Chemieprofessor von Ruf und Bedeutung, vernachlässigt fühlt und durch die hartnäckige, stürmische Liebe eines Studenten in eine schwere Gemütskrise gestürzt wird; dann das Problem eben dieses jungen hochbegabten, ehrgeizigen Menschen, der rastlos auf der Suche nach dem „großen Erlebnis" ist und es in dieser sehr anziehenden Frau gefunden zu haben glaubt. Der Ausgang des spannenden, aber stellenweise mit Geistreichigkeiten gefüllten, überpsychologischen Romans bringt alles wieder ins Gleichgewicht, er gibt die verstörten Ehegatten einander zu neuem Bunde wieder, und läßt den jugendlichen Brausekopf, den Störenfried des Professorenhauses, innerlich gereift, den Schauplatz räumen. — Schaffners seelenergründende Begabung ist auch hier fast überall auf der Höhe. Der ganze Aufwand des bolschewistischen Studentenkreises scheint allerdings nur aufgeboten zu sein, um die menschlich ohnehin hervorragende Gestalt des Professors in noch helleres Licht zu rücken. In der Milieuschilderung ergibt sich ein bedauerliches Zuviel; man bedenke die vielen Tierepisoden, die hier nur als überflüssiger Zierat erscheinen. Stellenweise bricht noch der tiefe Ernst früherer Werke durch, so z. B. bei der drohenden Zuspitzung des Konfliktes. Aber im großen und ganzen schmeckt dieser Berliner Roman zu sehr nach Konvention und gewollter Aktualität. — Hauptsächlich für unterhaltungsbedürftige großstädtische Leser.

Das Schweizerkreuz. Novelle. Berlin: Paetel 1926. 192 S. Br. 3,50.

In der anfangs von köstlichem Mutterwitz sprühenden Erzählung, die sich um die unter recht erschwerenden Widerständen vor sich gehende neue Verwurzelung eines vielgereisten jungen Schweizers in seiner Heimatstadt dreht, verliert sich Schaffner bei der leicht satirischen und doch aus warmem Herzen kommenden Schilderung von schweizerischer selbstgefälliger Patriotensimpelei und wenig vorwärts gerichteter Bürgerlichkeit in eine behagliche Breite, verdirbt sich aber den Schluß durch einen an den Haaren herbeigezogenen glücklichen Ausgang der Handlung und einen bedenklichen Stilwechsel in dem Dialog der weiblichen Hauptpersonen. Die humorvolle Novelle gehört zu Schaffners schwächeren Werken, kann aber zur Ergänzung ohne Bedenken eingestellt werden.

Der Mensch Krone. Roman. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1928. 276 S. Lw. 6,50.

Der Mensch Krone, dessen Verhängnis es ist, zweimal in seinem düsteren Dasein um die zur Lebensgefährtin auserschene Frau gebracht zu werden, steht hier als symbolische Gestalt für jene schicksalgezeichneten, gegen ihre strömende seelische Hingabefähigkeit sehr unzureichend gewappneten Naturen, die von ihren inneren Anlagen und den Bedingtheiten ihrer Umwelt schon frühzeitig dem Untergang zugetrieben werden. Erich Krone, dessen Mutter in dem engen Wirkungskreis ihrer Schneiderinnentätigkeit, einem südostdeutschen Dörfchen, nur ein „Fräulein" ist, wird als Knabe durch die Tatsache seiner Vaterlosigkeit unter seinen Gefährten in eine leise bedrückende Sonderstellung gedrängt, aus der er sich später als tüchtiger geachteter junger Schmied freimacht. Aber die seit Kindertagen verehrungsvoll geliebte Lehrerstochter Emilie Rolland fällt doch seinem ebenfalls braven, aber hemmungsloseren und rascher zugreifenden Freunde Fritz Minnich zu. Als 15 Jahre später der unbeirrt Liebende sich der mit ihren drei Kindern in der Weltstadt verwitweten Emilie Minnich von neuem nähert, stößt er mit einem andern alten Bewerber und gemeinsamen Schulfreund, Hein Fiete, einem gutmütigen dreisten, etwas berechnenden Dutzendmenschen zusammen, und wird in der enttäuschten Verzweif-

lung seines Herzens ungewollt an ihm zum Totschläger. Damit erfüllt sich sein Schicksal. Nach kurzer schmerzlich-seliger Aussöhnung mit der Ewiggeliebten befreit ihn auf der Flucht über die Dächer der tödliche Sturz in die Tiefe von seinen polizeilichen Verfolgern. — Ueberall dort, wo Schaffner einfach Lebensvorgänge erzählt — sei es die Jugend Erich Krones und seiner Gefährten im Heimatdorf, sei es das wohlgeordnete Leben der Familie Minnich in ihrer großstädtischen Mietskaserne —, bleibt ihm seine glückliche Gabe, mit geringen äußeren Mitteln seelisch aufs Tiefste zu erschüttern, treu. Dort aber, wo er den Menschen Krone mit einem Gewirr von gesuchten Wortschwelgereien umgibt — und das ist nicht wenig in diesem Buch —, da verliert sich sein Talent in eine teils peinliche, teils nicht ganz ernst zu nehmende Verstiegenheit. Seine Absicht, Krone als symbolische Erscheinung für die vielen gotterwählten schuldlosen Opfergestalten der Menschheit darzustellen, ist ihm, aus einem Zuviel des Guten heraus, künstlerisch mißlungen. Wenn hier trotzdem großen Büchereien von der Anschaffung des Romans nicht unbedingt abgeraten wird, so geschieht es im Hinblick auf die verschiedenen seelisch fein und liebevoll ausgearbeiteten Kinder- und Jugendlichengestalten des Buches. Die Ausgabemöglichkeiten sind unbeschadet seiner Stilfehler gar nicht so beschränkt, da vorkünstlerische Leser, vom äußeren Spannungsreiz bezwungen, über die teilweise so gesuchte Formgebung ungestört hinweglesen werden. Nicht für Jugendliche.

Verhängnisse. Novellen. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1928. 283 S. Lw. 6,—.

Das beste und zugleich umfangreichste Stück dieses Bandes ist die Novelle „Die Mutter", in der ein junger rechtschaffener Kaufmann vor der freiwilligen Aufgabe seines ursprünglich hoffnungsvollen und nun zerstörten Lebens Rechenschaft ablegt über die inneren Beweggründe seines Mordes an der unmütterlichsten aller Mütter, zu der er dennoch seit seiner frühesten Kindheit eine heftige, verehrungsvolle Liebe gehegt hat. — Im „Schloß Kummerow" wird der letzte männliche Sproß eines alten Adelsgeschlechtes durch den in seiner Gewaltsamkeit erschütternden Tod seiner stolzen traditionstreuen Schwester vom Verhängnis eben dieser düsteren Tradition erlöst. — An dem unheimlichen „Steg" im düsteren Walde wird ein Mensch, der ursprünglich nur aus einer gewissen sensationellen Neugier auf ein wenig Erschrecken und Rauben ausgegangen ist, durch das unerwartete Benehmen seines auserkorenen Opfers, eines jungen Handlungsgehilfen, zum Mörder halb aus Lust, halb aus beleidigtem Ehrgefühl. Die übrigen Geschichten, mit Ausnahme der gemütvollen Erzählung von Gottfried Kellers Geburt, sind schwach, nicht in der psychologischen Behandlung, aber in der Gestaltung des Stoffes. Die Anschaffung des Bandes soll im Hinblick auf die reiche Anzahl künstlerisch viel wertvollerer Schaffnerwerke nur da empfohlen werden, wo auf Vollständigkeit Wert gelegt wird.

Der Kreislauf. Gedichte. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1927. 130 S. Lw. 4,80.

Der einzige Band Gedichte, den Schaffner bisher veröffentlicht hat, zeigt, daß seine große erzählerische Begabung ihm wenig Raum für Lyrisches läßt. Zwar finden sich unter der schmalen Fülle des Mittelmäßigen eine kleine Schar schöner tief empfundener Gedichte voll düsterer oder lichter Stimmung oder voll gedanklichen Reichtums, in wohlklingende Form gebracht. Doch hätten diese Gedichte Schaffner in Deutschland nie so bekannt und beliebt gemacht wie die vielen bedeutenden Werke seiner Erzählungskunst. — Zur Ergänzung für Schaffner-Liebhaber.

Der Kreiselspieler. Berliner Gestalten und Schicksale. Berlin: Propyläenverlag o. J. 187 S. Lw. 2,20.

In fünfzehn skizzenartigen Bildern stellt Schaffner eine Anzahl z. T. wirklich typisch berlinischer Menschen vor den Beschauer, hier leise spöttelnd, dort ein wenig sentimental, häufig in berechtigtem liebendem Mitfühlen, aber durchaus nicht immer so treffsicher wie etwa bei dem „Jahrhundertmenschen" (vgl. übrigens die „kommende Note" in Georg Hermanns Roman „Der kleine Gast"), dem „Abschied des Droschkenkutschers" oder dem „Dirndl", an dem nur der Titel irreführend ist; denn es handelt sich hier um eins der vielen leicht erkennbaren Wandervogelmädchen alten Schlages und „echt" deutscher Gesinnung. Die leicht journalistisch

abgefaßten, also nicht sehr tiefgründigen kleinen Darstellungen haben keinen großen literarischen Wert, sind aber für gründliche Kenner Berlins sehr vergnüglich zu lesen.

Entbehrlich für Büchereien.

Die Erlhöferin. Roman. Berlin: S. Fischer 1908. 182 S.

Sowohl die Verknüpfung der Handlung wie der Stil dieses Buches sind so konventionell geartet, daß man die unbedeutende Erzählung, ohne Kenntnis ihres Verfassers, wohl schwerlich Schaffner zuschreiben würde.

Die goldene Fratze. Novellen. Stuttgart: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1912. 316 S. Lw. 5,—.

Die Sammlung dieser ebenso verschiedenartigen wie ungleichwertigen Novellen gehört unter die schwächeren Werke Schaffners. Ganz echt, abgerundet und erfreulich erscheinen nur die knappe humorvolle Erzählung aus dem Kriege 1870 von den „zweimal gefangenen Franzosen", die psychologisch sehr scharfsinnig und menschlich sehr liebevoll gestaltete Geschichte einer Arbeiterehe „Der eiserne Götze" und die „Geschichte vom Moschus". Den sieben vorangehenden Novellen ist z. T. ein stark übersinnlicher, aber nicht sehr überzeugender Zug eigen, z. T. gipfeln sie in Schilderungen blutiger oder anderweitig quälender Vorgänge, z. B. zweier ausführlich beschriebener Hinrichtungen im „Scharfrichter" und in der „Frau Stüssy und ihr Sohn". Die letztere, die der Sammlung den Titel gibt, bietet grade in der Schaffotszene durch die Wiedergabe der Denkvorgänge im Gehirn des eben enthaupteten Verbrechers wichtige Angriffspunkte. — Bei der sonst gesunden Phantasie Schaffners und seiner wirklichkeitsfrohen und von schöner Menschlichkeit erfüllten Kunst hinterläßt dieses Buch einen peinlichen pathologischen Eindruck, und auf seine Anschaffung kann ohne Schaden verzichtet werden.

Von den nichtbelletristischen kleinen Schriften Schaffners sind mir nur zwei zugänglich geworden, deren letztere besonders zur Anschaffung empfohlen werden kann:

Die Erlösung vom Klassenkampf. Leipzig: Grethlein 1920. 103 S.

Von höherer politischer und menschlicher Warte, nicht vom Standpunkt des Parteipolitikers aus betrachtet Schaffner die geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Ursachen der Revolution und ihre Verwirklichung, um mit einem zukunftweisenden Fingerzeig auf die „Bodenreform als das nationale Programm der Gegenwart" hinzudeuten.

Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Stuttgart: Franckh 1915. Ill. 128 S. Br. 1,60. 4⁰.

In dieser volkstümlich abgefaßten Darstellung wird unter Heranziehung reichen und anschaulichen Bild- und Kartenmaterials, besonders herrlicher alter Städtebilder, eine Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft gegeben mit besonderer Berücksichtigung der Ursachen und Bedingungen, welche die Schweiz im Gegensatz zu allen umgebenden deutschen Stämmen sich von vornherein als republikanisches Staatsgebilde entwickeln ließen. Da das Büchlein nicht nur die geschichtlichen Ereignisse erzählt, sondern auch die kulturgeschichtlich bedeutenden Männer der Schweiz in Wort und Bild beschwört, so ist es ein sehr brauchbares Werk für die belehrende Abteilung von Jugend- und Volksbüchereien.

Diejenigen Werke Schaffners, die mir zur Besprechung nicht zugänglich waren, seien hier wenigstens aufgeführt:

Hans Himmelhoch. Briefe. 1909.
Passionswege eines Volkes. 1920.
Die letzte Synode. 1925.
Heimat. Erzählungen. 1927.

Der weitaus größte Teil der Schaffnerschen Bücher ist bei der Union Deutschen Verlagsgesellschaft in haltbaren, geschmackvollen und gut gedruckten Leinen- oder Halbleinenbänden erschienen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

1. Religion, Philosophie, Erziehung.

Wittig, Joseph: Herrgottswissen. Geschichten von Webern, Zimmerleuten und Dorfjüngern. Gotha: Klotz 1928. 278 S. Geb. 6,—.

Wittig ist durch seinen „Fall" jetzt an der Tagesordnung. Er erhält bereits eine „Gesamtausgabe". Vielleicht sein feinstes Werk ist dies: es vereint schlesische Besinnlichkeit (Angelus Silesius und Jakob Böhme) und nach aller Problematik der zerrissenen Gegenwart ein unmittelbares Schauen der religiösen Dinge. Das Büchlein steht jenseits der Konfessionen, aber es wurzelt im Katholischen. Wer noch Zeit und Ruhe hat und nicht fürchtet, der drängenden Gegenwart untreu zu werden, möge es lesen. Es will freilich oft heilen, ehe die Krankheit recht erkannt und in ihrer Raserei ganz ernst genommen ist. Es ist ein Buch für Beruhigte, die beunruhigt werden wollen und können, nicht ein Buch für schon Beunruhigte. Die sind meistens schon weiter als das Buch. Der Verlag hat das Werk besonders fein ausgestattet. H. Hartmann (Elberfeld).

Jung, C. G.: Die Frau in Europa. Zürich: Verlag der Neuen Schweizer Rundschau 1929. 45 S. Geb. Fr. 6,25.

Die kleine Schrift ist nur für den ganz verständlich, der die Jungschen Gedankengänge und seinen Sprachgebrauch kennt. Sie entwickelt in großen Zügen das durch die sozialen Verlagerungen geschaffene Frauenproblem von der psychologischen Seite her. Das neue Gleichgewicht der bewußten und unbewußten Seelenkräfte, des männlichen Geistes und des weiblichen Eros, kann auch nach Jung nur in einer neuen Form der Ehe gefunden werden, deren Bestimmung er der Entwicklung überläßt. — Für diejenigen Büchereien, die andere Schriften Jungs und die Leser dafür haben, trotz des geringen Umfanges wichtig. W. Schuster.

Kellner, Otto: Vom Ausdrucksgehalt der Handschrift. Mit zahlreichen Schriftbildern. Hamburg: Alster-Verlag 1925. 274 S.

Der Verfasser erklärt im Vorwort, er wolle sich streng an die von Klages endgültig formulierten Grundbegriffe halten, zugleich aber bestrebt sein, den schwierigen Stoff in tunlichst vereinfachter, für die Zwecke der Praxis besonders brauchbarer Weise und nach eigenen, durch Erfahrung gerechtfertigten Gesichtspunkten vortragen. Aus dieser Absicht ist ein Buch entstanden, daß zu einem großen Teile als eine leicht verwässerte Kopie des Werkes „Handschrift und Charakter" von Klages bezeichnet werden muß, zugleich aber gekennzeichnet wird durch einen oft kritiklosen Hang zur Zeichendeuterei. Von irgendwelcher wissenschaftlichen Bedeutung oder Erweiterung des bisherigen graphologischen Wissens kann keine Rede sein. Andererseits enthält das Buch viel interessantes Material und zeugt von praktisch-graphologischen Fähigkeiten des Verfassers. Insgesamt sicherlich nicht die schlechteste populär gehaltene Arbeit auf diesem Gebiet. Ein kritischer Leser, der durch Klages die nötigen Grundlagen hat, kann manche Anregung daraus empfangen; für andere aber möchten wir das Buch nicht empfehlen, sondern lieber zu einem Studium des Werkes von Klages raten — nicht etwa aus einseitiger Stellungnahme, sondern weil es in der Tat vorläufig kein anderes ernsthaftes graphologisches Lehrbuch gibt. S. Ranitzsch (Stettin).

Litt, Theodor: Wissenschaft, Bildung, Weltanschauung. Leipzig: Teubner 1928. 136 S. Geh. 4,20. Geb. 5,60.

Das schmale, inhaltreiche Bändchen untersucht zunächst das Verhältnis von Wissenschaft und Bildung und sucht die „wunderliche Mischung von Wahrheit und Irrtum aufzudecken, die sich hinter diesem wie so manchem Lieblingswort der Zeit verbirgt" (wovon wir gerade in der Büchereipädagogik unser Lied zu singen haben). Sie untersucht dann Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft in ihrem Verhältnis zur Bildung und anschließend das Verhältnis beider Wissenschafts-

gebiete zur Weltanschauung. Die hier erschlossene Zweiheit des wissenschaftlichen Denktypus fordert eine Zweiheit von charakteristisch verschiedenen Formen der philosophischen Horizonterweiterung, die natürlich in ihren letzten Absichten auf den gleichen Punkt zulaufen. Nach der Klarstellung dieses Verhältnisses wendet sich der zweite größere Teil der Untersuchung den Geisteswissenschaften und ihrem Verhältnis zu Weltanschauung, Metaphysik, Ethik und Religion zu. Positivismus und Historismus in den Geisteswissenschaften und ihre Überwindung, Geschichte und Mythos werden beleuchtet. Die für jede tiefer begründete Pädagogik grundlegende Untersuchung ist natürlich nur dem philosophisch geschulten Geiste zugänglich, sollte aber für solche Leser und nicht zuletzt für den mit diesen Fragen beschäftigten Sozialpädagogen überall bereitgestellt werden. W. Schuster.

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Das alte Germanien. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller. Hrsg. von Wilh. Capelle. Jena: Diederichs 1929. 523 S. Geh. 16,—. Lw. 19,50.

Die christliche Frühzeit Deutschlands in den Berichten über die Bekehrer. Erste Gruppe: Die irisch-fränkische Mission. Hrsg. von H. Timerding. Ebenda 1929. 276 S. Geh. 9,—. Lw. 12,—.

Die beiden Bände erscheinen als der erste und dritte Band des vom Verlage herausgegebenen „Frühgermanentums" (vgl. Jg. 1928 S. 362 dieser Zeitschrift), dessen 1. Band die geschichtlichen Nachrichten von der ersten großen Periode des germanischen Menschen bis zur Zeit der Völkerwanderung sammeln will. Der bereits besprochene 2. Band bringt die Nachrichten über die großen Helden der Völkerwanderungszeit (375—600 n. Chr.), der dritte die Einführung des irischen Christentums durch die irisch-fränkische Mission, während der vierte die angelsächsische Mission behandeln wird. Capelle führt in die gesammelten Quellen kürzer, Timerding etwas ausführlicher ein, was bei seinem Stoffe auch notwendig war. Sorgfältige Anmerkungen bringen die Quellennachweise, ausführliche Register erschließen das Ganze. Es ist ein sehr lebendiges Lesebuch zur ältesten deutschen Geschichte entstanden, das noch wesentlich reicher ist, als die ebenfalls sehr schöne Darstellung von Johannes Bühler: „Die Germanen in der Völkerwanderungszeit" (Inselverlag), welche kleinere Büchereien wohl zunächst anschaffen werden. Ausgezeichnete Abbildungen sind beigegeben. — Die ganze Sammlung kann nur warm empfohlen werden. W. Schuster.

London, Charmian: Jack London. Sein Leben und Werk. Mit einem Vorwort von Arthur Holitscher. Berlin: Universitas 1928. 297 S. Lw. 4,80.

Die Biographie zeigt den Dichter als Sohn einer Kleinbürgerfamilie, die durch unglückliche Zufälle mehr und mehr verarmt. Der überaus kräftige und von Tatendrang und Abenteuerlust durchglühte junge Mann führt, früh auf sich selbst angewiesen, das abenteuerliche Leben, das aus seinen Schriften bekannt ist, und schlägt sich zeitweise auch als Arbeiter in mancherlei Betrieben durch. Es ist sehr interessant und wertvoll, zu vergleichen, wie weit Selbsterlebtes zu Grunde liegt, wie weit eine lebhafte und reiche Phantasie in seinem Werke tätig ist. Das typisch Amerikanische der ganzen Existenz wird von neuem deutlich, ebenso die Quelle seines eigentümlichen Sozialismus in seinem starken, nach Unabhängigkeit drängenden Individualismus. Die klare Darstellung wird durch Briefe vervollständigt. — Die Biographie sollte überall eingestellt werden, wo der amerikanische Dichter stärker gelesen wird, und das dürfte heute in fast allen Büchereien der Fall sein. W. Schuster.

Schmidt-Pauli, Edgar von: Der Kaiser. Das wahre Gesicht Wilhelm II. Berlin: Verlag für Kulturpolitik 1928. 286 S. Lw. 8,50.

Die Grundabsicht dieses Buches, den letzten Hohenzollern gegen sensationssüchtige Spürnasen wie Emil Ludwig in Schutz zu nehmen, ist menschlich zu achten.

Sein Ziel, den Begriff der Schuld in der Beurteilung Wilhelms II. durch den des Schicksals zu ersetzen, birgt sicher manches Beherzigenswerte für die politischen Splitterrichter. Aber seine Methode ist höchst anfechtbar. Ludwig gab wenigstens ein — wenn auch durch schriftstellerische Effekthascherei entstelltes — so doch in sich geschlossenes, und darum sehr suggestives Bild, in dem Schuld und Schicksal sich ergänzten. Schmidt-Pauli hat überhaupt keine eigene lebendige Gesamtschau vom Wesen Wilhelms II., sondern lediglich den ritterlichen Ehrgeiz, den ehemaligen Kaiser von Fall zu Fall zu entlasten, koste es was es wolle. Es kostet die logische und historische Sauberkeit. Es wird fortgesetzt der Maßstab gewechselt, die Stellung geändert. Etwas kraß ausgedrückt, so: Sündigt Wilhelm II. gegen den Willen der Ratgeber, so sind diese verächtliche Schlappschwänze, begeht er aber mit ihrer Zustimmung einen Fehler, so strotzen wieder sie von Dummheit. Und sagt schließlich jemand mit Erfolg seine Meinung, wie der jüngere Moltke, als er Wilhelm II. über seine arrangierten Manöversiege ein Licht aufsteckt, so tut er es „doch wohl etwas übertrieben". Und daß dadurch „dem Kaiser der Glaube an seine militärische Befähigung geraubt wurde", das geschah nach Schmidt-Pauli „sehr zum Nachteil Deutschlands im Kriege". — Und die Benutzung der Quellen: Freilich kommt so manches günstige Urteil über Wilhelm II. zu Tage, das Ludwig unterschlägt, aber andererseits wird ein negatives beinahe grundsätzlich angezweifelt und manches positive erst durch verteufelte Interpretationskünste gewonnen. Etwa jenen Bismarckschen Satz: „Kaiser Wilhelm II. gegenüber habe ich mich des Eindrucks einseitiger Liebe nicht erwehren können", diese bittere Anklage, in der das Wort „Liebe" sicher jeden Gefühltons entbehrt, dahin auslegen zu wollen, daß hier des Großen „ursprüngliches und eigentliches Gefühl für Wilhelm II. ... einmal ... ergreifend aufklingt", das ist denn doch ein starkes Stück (S. 107). — Was wir brauchen, ist eine Darstellung, die frei von herzenskalter Schriftstellereitelkeit wie von persönlicher Empfindsamkeit, ohne aber auch von materieller Schuld oder Nichtschuld zu sprechen, Wilhelm II. als geistig-seelische Potenz ruhig abwägt und seiner wirklichen Bedeutung entsprechend in seine Epoche eingliedert. Solange wir diese Darstellung nicht haben, dürfen wir Schmidt-Paulis Buch als Gegengewicht gegen das von Ludwig benutzen, wie es denn um seiner anständigen Absicht und um mancher treffenden Berichtigung willen als solches, aber nur als solches Existenzberechtigung hat. Es mag noch gesagt sein, daß Schmidt-Pauli, hätte er Ludwigs raffiniertes schriftstellerisches Talent, vielleicht weit mehr zu Gunsten Wilhelms II. hätte herausstellen können, als es jetzt seiner aufreizend absichtsvollen und etwas täppischen Methode gelungen ist.

K. Kossow (Flensburg).

Stenbock-Fermor, Alexander Graf: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter. (Lebendige Welt. Hrsg. von Frank Thieß.) Stuttgart: Engelhorn 1928. 207 S. Geh. 3,50. Lw. 5,—.

Vom November 1922 bis Dezember 1923, also zur Zeit des Ruhreinfalls, arbeitete der junge baltische Graf als Bergmann auf einer Hamborner Zeche. Ungeschminkt schildert er die schwere Arbeit, die schlechten Lebensverhältnisse, die dumpfe Not seiner Kameraden, denn das sind trotz aller Gegensätze in der gemeinsamen Arbeit, im Leben in der Baracke, dem „Ledigenheim", in Streik und Arbeitslosigkeit die „Kumpels" ihm geworden. Er leugnet auch nicht seine ihrem politischen Radikalismus widersprechende Einstellung und sucht in vielen Diskussionen auch hier zu begreifen, wie aus diesem Dasein Haß und Verbitterung geboren werden. — Sein Bericht erschüttert, denn nicht nur starkes dichterisches Vermögen, sondern noch mehr von tiefem Erleben zeugende Verantwortung drückt sich unmittelbar aus. Ein menschlich und sozialpolitisch bedeutsames Werk, das allen, gerade auch ländlichen Büchereien, empfohlen sei.

M. Thilo (Stolp i. P.).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Dingeldey, Hugo, und Hans Josef Settegast: Rechtsbuch für Alle. T. 1. Leipzig: Voigtländer 1929. Geh. 5,—. Lw. 7,50.

Eine leicht verständliche Rechtsübersicht, die im vorliegenden ersten Teil das Wesen des Rechts, die Gerichtsverfassung und die wichtigsten Fragen des B.G.B.

kurz behandelt. Die einzelnen Einrichtungen und Bestimmungen sind nur in ganz großen Zügen dargelegt, wobei zur Erläuterung besonders wichtiger Fragen Beispiele usw. aus dem täglichen Leben angeführt werden, die so gewählt sind, daß die Einrichtungen auch jedem Laien verständlich werden müssen. Es ist ein ausgesprochenes Einführungswerk, das recht gute Informationen allgemeiner Art bieten kann. Ausführlicher behandelt ist dann vor allem das große Gebiet der Schuldverhältnisse mit den zahlreichen Einzelfragen, die gerade in der gegenwärtigen Zeit von entscheidender Bedeutung geworden sind. W. Fiedler (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Bieber, Hugo: Der Kampf um die Tradition. Die deutsche Dichtung im europäischen Geistesleben 1830—1880. Stuttgart: Metzler 1928. 646 S. Geh. 18,—. Geb. 20,—.

Es mangelte bisher an einer guten deutschen Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, oder besser der fünfzig Jahre von Goethes Tode bis zum Naturalismus, also der Spätzeit der deutschen bürgerlichen Kultur. Immer noch waren wir hier mehr oder weniger auf R. M. Meyers Darstellung angewiesen, die in manchem verdienstlich, doch sehr ungleichmäßig gearbeitet und in großen Stücken veraltet war. Diesem Mangel sucht das vorliegende Werk abzuhelfen. Es sei gleich gesagt, daß Bieber sich die Aufgabe sehr weit gestellt hat und daß er daran in gewissem Sinne gescheitert ist. Er spannt nicht nur den Rahmen sehr weit, er möchte auch dem Mangel entgehen, dem jede Darstellung notwendig verfällt, die etwa von der ideengeschichtlichen Seite, von der ästhetischen Betrachtung, von den Kräften der Stämme und den Bedingungen der Landschaft vornehmlich ausgeht und was dergleichen als Ausgangspunkt und Leitlinie noch möglich ist. Bieber will ein möglichst vielseitiges Gemälde aller der miteinander ringenden Kräfte, der politischen, sozialen, geistesgeschichtlichen, ästhetischen usw. geben, und er bringt dazu ein erstaunliches Maß von Wissen und Belesenheit mit. Das Mosaik, das er so sorglich zusammensetzt und in einem fließend dahingleitenden Stil ausbreitet, ist denn auch überreich an Farben und Tönen geworden, aber er begibt sich so des Vorteiles, die großen Linien stark und klar herausarbeiten zu können. Er besitzt ein feines ästhetisches Einfühlungsvermögen und ein sicheres Urteil, aber die einzelnen Dichtergestalten kommen nicht plastisch genug heraus, so zahlreich die feinen Einzelbemerkungen zu ihrem Werke sein mögen. Trotz dieser Einschränkungen ist das Buch eine gute Leistung und bedeutet einen erheblichen Schritt nach vorwärts. Es liest sich gut, wenn es seiner Breite wegen auch nicht leicht in einem Zuge bewältigt werden kann, und dürfte nun doch überall an die Stelle des Werkes von R. M. Meyer zu treten haben. Jede Bücherei wird es schon für ihre Handbücherei anschaffen müssen, kleinen ländlichen Büchereien sollte es wenigstens durch ihre Landeswanderbücherei erreichbar sein.

W. Schuster.

Kotas, Walther Hjalmar: Die skandinavische Literatur der Gegenwart seit 1870. Wiesbaden: Dioskuren-Verlag 1925. 187 S. Geb. 6,—.

Das mit guter Fachkenntnis und reifem Urteil geschriebene Buch bringt bei aller Knappheit der Darstellung das Wesentliche aus dem neueren Schrifttum der skandinavischen Literaturen, wobei wohl die isländische, aber auffälligerweise nicht die schwedisch-finnische berücksichtigt ist. Dafür wird am Schluß ein Überblick über die Haupterscheinungen der wissenschaftlichen Literatur gegeben. Eine eingehende Würdigung wird dem Leben und Schaffen der großen Persönlichkeiten zuteil, besonders der Lagerlöf und Strindberg, wogegen der Hamsun gewidmete Abschnitt unzureichend erscheint. Entschieden beeinträchtigt wird der Nutzen des sonst sehr brauchbaren Leitfadens dadurch, daß der Verfasser die Titel der aufgeführten Werke fast durchgehend in der Originalform zitiert; wie soll der der nordischen Sprachen Unkundige erraten, daß „Gengangerne“ Gespenster oder „Röda Rummet“ Das rote Zimmer bedeutet? Daneben werden in unverzeihlicher Inkonsequenz hier und da die Titel in deutscher Form gegeben. Trotz dieser und noch anderer kleinerer Mängel kann das Buch den Büchereien als ein zuverlässiger Führer empfohlen werden. G. Fritz.

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Banse, Ewald: Landschaft und Seele. Neue Wege der Untersuchung und Gestaltung. Mit 5 Textabb. und 1 Karte. München: Oldenbourg 1928. XII, 469 S. Lw. 12,—.

Seit dem Jahre 1912 bemüht sich Banse, dem kein akademischer Lehrstuhl „den schirmenden Hintergrund für seine wissenschaftliche Legitimität" bietet, um einen neuen Stil der Geographie, d. h. er stellt die Frage, ob die Mittel der zergliedernden und beschreibenden Wissenschaft genügen, um den Charakter eines Landes zu erfassen und zu schildern oder ob „das Rüstzeug der Kunst (Einfühlung, Zusammenschau, Gestaltung)" zu Hilfe genommen werden muß, um eine Landschaft in ihrem Wesen wirklich zu erfassen und sie vor dem inneren Auge des Lesers lebendig werden zu lassen. Von den Vertretern der von ihm sog. alten Geographie wird Banse z. T. heftig angegriffen mit dem Hinweis, daß ohne eine gründliche geographische Schulung und Anwendung einer gesicherten Methodik der subjektiven Willkür geographischer Auffassung und Darstellung Tür und Tor geöffnet werde und daß ferner jeder große Geograph stets über ein hohes Maß intuitiver Einfühlungsgabe und künstlerischer Darstellungsgabe verfügen müsse, um eine wirklich vollendete Schilderung eines Landes zu geben. — Das vorliegende Buch will Banse nun als eine grundsätzliche Arbeit über die Frage der von ihm geforderten und vertretenen gestaltenden Geographie angesehen wissen. Es enthält im ersten Teil eine knappe Darlegung der Entwicklung der geographischen Wissenschaft in ihren großen Etappen von der Entdeckung zur Erforschung, von der Beschreibung bis zur Gestaltung, sowie ferner eine Untersuchung des Wesens und der Bedeutung der Landschaft und ihrer Einwirkung auf unser Gefühl. Der zweite Teil gibt sodann eine praktische Anwendung seiner seelengeographischen Methode. Als Gegenstand hat er das germanische Europa gewählt, das er sowohl in seinem Gesamtcharakter als auch in seinen wesentlichen Bestandteilen betrachtet, wobei die Beziehungen zwischen Landschaft und Kultur in den Vordergrund gerückt sind. Der dritte Teil des Buches enthält schließlich Betrachtungen über die Literaturgeschichte der Geographie und ein Kapitel über Alexander von Humboldt als Vorläufer der gestaltenden Geographie. — Um den Streit der Gelehrten hat die Volksbücherei sich nicht zu kümmern. Sie begrüßt jedes Buch, das die Beziehungen des Menschen zur Umwelt in lebensvoller Darstellung aufzeigt, mag im objektiven Sinne hier und da auch ein anderer Forscher anderer Meinung sein. Die Volksbücherei wird es begrüßen, wenn mancher Geograph sein Werk lebensvoller abfassen würde. Das vorliegende Buch kann allen größeren Büchereien zur Anschaffung sehr empfohlen werden. H. Horstmann (Gleiwitz).

Haushofer, Karl, Erich Obst, Hermann Lautensach, Otto Maull: Bausteine zur Geopolitik. 20 Skizzen. Berlin-Grunewald: Vowinckel 1928. 350 S. Lw. 7,50.

Ein wirklich befriedigendes zusammenfassendes Werk über Geopolitik gibt es noch nicht, kann es wohl auch noch nicht geben, da dazu Geopolitik als Wissenschaft noch zu jung ist. Ist sie doch als solche erst recht eigentlich von dem vor wenigen Jahren (1922) verstorbenen Schweden Rudolf Kjellén begründet worden und erst der weltpolitische Druck des letzten Jahrzehnts hat den Blick weiterer Kreise auf geopolitische Fragen hingelenkt, geopolitische Schulung als unerläßliche Grundlage jeglicher politischen Bildung überhaupt erwiesen und der jungen Disziplin selbst die Anerkennung als neuen und wichtigen Zweig der Erdkunde verschafft. So ist es sehr begrüßenswert, daß die vier Herausgeber der vortrefflichen, seit 1924 erscheinenden „Zeitschrift für Geopolitik" den zur Zeit einzig möglichen Weg eingeschlagen haben, in einem Sammelband eine Einführung in den Problemkreis der Geopolitik zu geben, und damit zugleich die von ihnen vertretene Auffassung von Geopolitik gegen die nur allzu zahlreichen dilettantischen Modeerscheinungen der letzten Jahre klug und entschieden abzugrenzen. Der Band erfüllt seinen Zweck vorzüglich. Gerade durch seinen bewußt fragmentarischen Charakter, durch sein Herausgreifen wichtiger Einzelfragen regt er zu eigener Weiterarbeit, selbständiger Umschau an. Das Buch zerfällt in drei Teile: ein erster

programmatischer berichtet von Werden und Wesen der Geopolitik. Ein zweiter gibt beispielhafte geopolitische Einzeluntersuchungen (Obst über Rußland, Haushofer über den fernen Osten, Maull über Brasilien, Lautensach über die Mittelmeere), ein dritter erörtert die Bedeutung der Geopolitik für das praktische Leben: die Schule, die staatsbürgerliche Bildung, die Presse, den Kaufmann. Ein gut Teil der Aufsätze ist bereits früher gesondert an anderen Stellen erschienen. Doch wirkt das Ganze trotzdem durchaus einheitlich. Auch kleinere Büchereien sollten den Band nach Möglichkeit anschaffen. G. Franz (Göttingen).

Wenzler, J.: Leitfaden der politischen Geographie. Mit 22 Abb. M.-Gladbach: Volksvereins-Verlag 1928. 129 S.

Das kleine Buch gibt in nüchterner Darstellung einen Überblick über die grundlegenden Fragen und Erkenntnisse der politischen Geographie, um denen zu dienen, die sich um eine Vertiefung ihrer politischen und geschichtlichen Kenntnisse bemühen. Im Schlußteil behandelt der Verfasser die geographischen Ursachen des Weltkrieges und die Verlagerung des Schwerpunktes der Weltpolitik. Nur für großstädtische Büchereien geeignet. H. Horstmann (Gleiwitz).

Roß, Colin: Mit Kamara, Kind und Kegel durch Afrika. Mit 32 Abb. Leipzig: Brockhaus 1928. 175 S. Geh. 3,25. Lw. 4,—.

Mit Frau, Tochter und dreijährigem Sohn zieht Roß durch Afrika und empfindet trotz aller Mühen und Gefahren die Mitnahme der Familie nicht als Last, sondern als Gewinn, denn keine Sehnsucht treibt nach Hause; es ist kein gewöhnliches Reisen mehr, sondern die zeitweilige Verlegung des Wohnsitzes in ein anderes Land, so daß mit Ruhe und Sorgfalt gearbeitet werden kann. Die Schilderungen sind flüssig und anschaulich geschrieben, geben wertvolle Eindrücke in das Leben und Treiben der südafrikanischen Goldgräber, berichten von der Jagd auf Löwen in Nordtransvaal und auf Elefanten in Ostafrika und von den Sitten und Bräuchen der Kavirondos, einem der wenigen von der Zivilisation noch unberührten Bergvölker am Viktoriasee. Es fehlt ein gewisser Zusammenhang dieser Reiseberichte, die Bilder sind leider nicht immer gut und lassen häufig die nötige Schärfe vermissen. W. Klein (Essen).

Schebesta, Paul: Orang-Utan. Bei den Urwaldmenschen Malayas und Sumatras. Mit 125 Abb. und 2 Karten. Leipzig: Brockhaus 1928. 274 S., 64 Taf. Geh. 13,50. Lw. 16,—.

P. Schebesta, Priester der Missionsgesellschaft vom Göttlichen Wort, hat sich durch ethnographische und linguistische Arbeiten einen angesehenen Namen in der Wissenschaft erworben. In den letzten Jahren hat er seine Arbeitskraft auf der Halbinsel Malakka, heute meist Malaya genannt, der Erforschung der dortigen Ureinwohner gewidmet. Dort befinden sich zwei spät eingewanderte Volkselemente, Malayen und Chinesen, in dauerndem Vordringen gegenüber zwei älteren Gruppen. Einer davon, den unter dem Namen Semang zusammengefaßten Zwergstämmen, hat der Verfasser vor zwei Jahren ein schönes Buch („Bei den Urwaldzwergen". Brockhaus 1927) gewidmet. Die andere, körperlich und kulturell höher entwickelte Gruppe der unter dem Namen Sakai zusammengefaßten Waldstämme findet ihre eingehende und liebevolle Schilderung in vorliegendem Buche, dem Ergebnis mühevollster und entbehrungsreichster Wanderungen im regendurchfluteten Urwald und wochenlangen Zusammenlebens mit den einzelnen Stämmen. Der Standpunkt des Missionars tritt dabei stark und sympathisch nur insoweit hervor, als er diesen Waldmenschen (das ist die wörtliche Bedeutung von Orang-Utan) ihre eigene Lebensform gegenüber der Gleichmacherei sowohl der ihre Umgebung islamisierenden Malayen wie der proletarisierenden europäischen Zivilisation erhalten sehen möchte. Nicht zuletzt dieser Unterton warmer Teilnahme macht über das sachliche Interesse hinaus das Buch auch menschlich anziehend. Der Verlag hat das Buch vorbildlich gut ausgestattet und seine Benützung durch zwei Kärtchen und ein vorzügliches Register erleichtert. E. Gratzl (München).

Schmid, Hans: Urschweiz. Streifereien um den Vierwaldstättersee. Frauenfeld: Huber 1928. 235 S., 11 Bilder. Lw. 6,40.

Selten sind Geschichte und Landschaft so eng miteinander verwachsen wie in der Heimat der Schweizer Eidgenossenschaft, dem Lande um den Vierwaldstättersee. Auch dem flüchtigsten Reisenden begegnen hier auf Schritt und Tritt historische Denkmale. So könnte ich mir wohl denken, daß ein historischer Wanderer und Schilderer vom Range des alten Heinrich Wilhelm Riehl oder selbst des so viel einseitigeren Albert von Hofmann ein prächtiges Buch über diese Landschaft schreiben könnte, in dem die Geschichte dieser Gegend, ja der ganzen Schweiz lebendiger und verständlicher würde, als in manchem dickleibigen gelehrten Wälzer. Wenn man mit solchen Erwartungen an Schmids „Streifereien" geht, wird man sehr enttäuscht. Sie sind trotz alles Funkelns und Blitzens mit den neuesten historischen Forschungsergebnissen, so vor allem mit Karl Meyers noch sehr umstrittenen Thesen über die Entstehung der ersten Bünde, harmlose Plaudereien, die allzusehr an der Oberfläche haften bleiben. Dem Reisenden mag diese leichte Kost neben dem Bädeker immerhin manche Anregung geben, eigenen Bildungswert, der ihre Anschaffung für Volksbüchereien rechtfertigen könnte, besitzen sie nicht.

G. Franz (Göttingen).

Beebe, William: Das Arcturus-Abenteuer. Die erste Tiefsee-Expedition der New Yorker Zoologischen Gesellschaft. Übers. von C. Tobias. Mit 68 Abb., 2 Karten. Leipzig: Brockhaus 1928. 331 S. Geh. 11,—. Lw. 13,—.

„Ich verfolge mit dem vorliegenden Buche dieselbe Absicht wie mit dem Bericht über meine letzte Expedition „Galapagos, das Ende der Welt" — ich will eine wissenschaftlich genaue, volkstümliche Darstellung der hervorragendsten Errungenschaften und der vielseitigen Erlebnisse der Expedition geben." Das Buch kann nicht treffender als mit diesen Worten des Verfassers (Vorwort S. 9) gekennzeichnet werden. Es gibt nur sehr wenig Reiseschilderungen, deren wissenschaftliche Ergebnisse in solch vollendeter Form und Methode der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Ziel und Zweck der Expedition waren die Erforschung des Sargassomeeres im Atlantischen und die Untersuchung des Humboldtstromes im Stillen Ozean. Das tatsächlich Erreichte geht jedoch weit über dieses gesteckte Ziel hinaus. Die Beobachtung des Vulkanausbruches auf Albemarle, die wundervollen Schilderungen abenteuerlich gestalteter Fische, die Beebe in ihrem eigenen Element beobachten konnte, die Erzählung seiner Mitarbeiterin Ruth Rose von der Schatzinsel „Kokos" — alles dies und vieles andere, was die „Arcturus", die unter einem sehr glücklichen Stern stand, erlebte, machen dieses Buch in seiner seltsamen Mischung von wissenschaftlicher Gründlichkeit und spannender Abenteuerlichkeit zu einer der erfreulichsten Erscheinungen auf geographisch-naturwissenschaftlichem Gebiet. Keine Bücherei wird darauf verzichten dürfen.

O. Schnurre (Berlin).

Schneider, Manfred: Durch Dalmatien bis zu den Schwarzen Bergen. Mit 63 Bildern. Stuttgart: Hädecke 1928. 200 S.

Von Fiume bis Ulcinj an der dalmatischen Küste entlang, mit Besuchen in Cetinje, Skader-See, Mostar und Serajewo wird der Leser in ein schon orientalisch buntes Land neuer Reisesehnsucht geführt und die Lust in jedem Wanderfreudigen geweckt, selbst die Eigenart jenes Küstenlandes zu schauen, ehe sie durch Fremdenindustrie und Fremdenzustrom endgültig zerstört ist. Das Gewicht dieser Reiseschilderung, die nach der vornehmen, zurückhaltenden Art des Verfassers jeder heute so beliebten, groben Sensation journalistischer Originalität entbehrt, liegt auf der Wiedergabe des Eindruckes der Schönheit von Landschaft, Architektur und mit taktvoller Zurückhaltung beobachteten Volkslebens. Auch die 63 herrlichen, der Stimmung des ganzen Buches durchaus entsprechenden Reproduktionen photographischer Aufnahmen betonen den Charakter des ästhetischen Reisebuches. Dieses enthält wohl etwas notwendigste Geschichte und Kunsthistorie, berührt aber nur nebenbei oder gar nicht die Politik der Gegenwart und deren wirtschaftliche und soziale Interessen. Da das Buch jedoch einen starken Eindruck des Schönen Dal-

matiens vermittelt, diesen Begriff nicht oberflächlich genommen, kann es sehr wohl allen größeren und in Städten auch mittleren Büchereien zur Anschaffung empfohlen werden. O. Kratz (Stettin).

Visser, Ph. C.: Zwischen Kara-Korum und Hindukusch. Eine Reise nach dem unbekannten Herzen Asiens. Aus dem Holl. von H. Hoek. Mit zahlr. Abb. Leipzig: Brockhaus 1928. 288 S. Geh. 8,50. Lw. 10,—.

Das holländische Ehepaar Visser, das schon früher im Himalaya Hochtouren gemacht hatte, besuchte im Jahre 1925 die höchsten Gebirge der Erde zum zweiten Mal, diesmal mit der rein wissenschaftlichen Absicht, einige ungelöste topographische Probleme im Gebiet von Hunza, dort wo Karakorum und Hindukusch zusammenstoßen, aufzuklären. Die Reise, von der indischen Regierung gefördert, verlief erfolgreich. Der Bericht darüber, frisch und mit trockenem Humor erzählt, die Schwierigkeiten nicht übertreibend und nicht verschweigend, liegt jetzt in gut lesbarer und bis auf die allzukleinen Kärtchen gut ausgestatteter deutscher Übersetzung vor, eine erfreuliche Bereicherung der nicht umfangreichen deutschen Literatur über diese großartigen Gebiete. E. Gratzl (München).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Jahrbuch für Vogelschutz. Hrsg. vom Bund für Vogelschutz, Stuttgart, und von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen. Neudamm: Neumann 1929. 132 S. Geh. 2,50.

Das „Jahrbuch für Vogelschutz" ergänzt in mancher Beziehung die in diesem Heft besprochene „Vogelschutzwarte". Es enthält u. a. Aufsätze über Adler und Uhu, über den in Deutschland seit einigen 100 Jahren ausgestorbenen „Waldrapp" oder „Klausraben", von dem zwei alte Abbildungen aus dem 16. Jahrhundert wiedergegeben werden, über die Bedeutung lebender Hecken im Landschaftsbild, Naturschutz im Kleingarten, Vogelschutz durch die Jugend, sowie eine Bibliographie des Vogelschutzes für die Jahre 1927/28. Wenn auch im Einzelnen an diesen Arbeiten mancherlei Kritik zu üben wäre, so ist doch im Interesse des Naturschutzes, der im Begriff steht, Volksgut zu werden, zu wünschen, daß seine wichtigsten Veröffentlichungen in jeder Bücherei zu haben sind.

O. Schnurre (Berlin).

Die Vogelschutzwarte. Hrsg. von O. Heinroth und R. Wegner. Berlin-Lichterfelde: Bermühler 1929. 188 S. Geh. 3,50. Geb. 5,—.

Es handelt sich hier um ein Jahrbuch, das über die neuesten Ergebnisse auf dem Gebiet des Vogelschutzes berichten will. Unter den Mitarbeitern, die Beiträge zu dem vorliegenden Bande geliefert haben, finden sich bekannte Namen wie Heinroth, v. Lucanus, C. Schuster, A. Berger, Thienemann u. a. Gegenstand der Abhandlung sind: die neue Vogelschutzgesetzgebung, Ansiedlung wilder Schwäne und sonstiger Wasservögel auf Parkteichen, die Beizjagd mit dem Falken, Vogelschutz an der See, die Beziehungen desselben zu Jagd, Forst- und Landwirtschaft, überhaupt zur Kultur des Menschen u. a. m. Die Autoren widersprechen sich öfter, so empfiehlt der eine die Haltung von zahmen einheimischen Vögeln an Schulen, während der andere höchstens Kanarienvögel im Unterricht vorführen möchte — beide ohne die sehr bedenkliche Seite eines solchen Verfahrens zu erkennen, nämlich die Anregung, selber einheimische Vögel im Käfig zu halten, die bei der Jugend durchaus nicht wünschenswert ist. So mannigfaltig der Inhalt des Jahrbuches nach einer Richtung hin ist, so vermißt man doch etwas sehr Wichtiges, nämlich eine kurze Auslassung über den ethischen Grundgedanken des modernen Naturschutzes. Zu rügen ist auch, daß der Vogelschutz in diesem Buch zu grob und zu künstlich dargestellt wird. Der Leser wird sich in vielen Fällen des Eindrucks nicht entziehen können, daß Vogelschutz ein klägliches Surrogat und Menschenwerk in der lebendigen Natur ist. — Trotz dieser Mängel, die bei künftigen Jahrgängen leicht abgestellt werden könnten, ist die Anschaffung der „Vogelschutzwarte" für Büchereien jeder Größe zu empfehlen, da an zusammenfassenden Werken über Naturschutz ein fühlbarer Mangel besteht.

O. Schnurre (Berlin).

C. Schöne Literatur.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Asch, Nathan: Als die Firma verkrachte. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1929. 241 S. 3,50. Geb. 5,50.

Der Verfasser schildert in dreizehn Abschnitten die Wirkung des Bankrotts einer New Yorker Firma auf die Angestellten, und noch etwas darüber hinaus: Die Lebensschicksale von Stenotypistinnen, Volontären, Buchhaltern, Teilhabern, Kassierern, auch diejenigen der beiden Chefs laufen in diesem entscheidenden Moment zusammen oder vielmehr auseinander; und die meisten dieser Schicksale verlaufen so, daß der pessimistische Grundzug des Ganzen wohl berechtigt erscheint. Nathan Asch weiß damit, offenbar aus eigenem Erleben schöpfend, die hoffnungslose Unmenschlichkeit eines ausschließlich auf Daseinskampf gestellten Großstadtlebens außerordentlich überzeugend darzustellen. Psychologisch scharfe Beobachtung verbindet sich mit einem nüchternen Tatsachenstil, hinter dem sich eine starke Leidenschaft verbirgt. Doch fehlt dem Buch, trotz dieser Vorzüge, das eigentlich Lebendig-Dichterische, und so läßt es sich nur bedingterweise empfehlen. Für kleinere Büchereien dürfte sich die Anschaffung erübrigen. H. Stresau (Spandau).

Bartsch, Rudolf Hans: Der Satansgedanke. Leipzig: Staackmann. 215 S.

Dieses Buch von Bartsch erweist die Richtigkeit der in diesen Blättern einmal geäußerten Meinung, daß seine originelle dichterische Kraft im Schwinden sei. — Der Stoff ist dem alten Volksbuch vom Doktor Faust entlehnt. Faust repräsentiert den „Satansgedanken", die absolute Weltverneinung, die einem Ekel vor den Unzulänglichkeiten des Seins und seines Schöpfers entspringt. Diese Idee der Verneinung will Faust in die Tat umsetzen und die Welt durch ein Sprengmittel alchimistischer Herkunft vernichten. Der Plan mißlingt, und die von ihm so gehaßte „reine Materie" rächt sich durch die Hand eines vertierten Rüpels, der ihn umbringt. Um diesen Vorwurf ranken sich Einzelheiten, die der Sage entnommen und unter Verlust mancher Wundersamkeit zum Teil umgestaltet sind, ohne daß jedoch die dichterische Kraft weit genug reichte, um die alten und neuen Elemente zu einem originellen einheitlichen Ganzen zusammenzufügen. — In sprachlicher Neugestaltung hat uns u. a. der Verlag Diederichs das ohne Goethe vielleicht längst vergessene Volksbuch vermittelt. Durch Goethe selbst hat die Faustsage eine Vertiefung erfahren, neben der der alte Sagenstoff fast ganz verschwindet. Daneben können unsere Büchereien auf diesen wenig glücklichen Versuch Bartschs verzichten. J. Peters (Düsseldorf).

Bregendahl, Marie: Der Goldgräberpeter. Berecht. Übertr. aus dem Dän. von Else v. Hollander-Lossow. Braunschweig: Westermann o. J. 213 S. Lw. 5,80.

Marie Bregendahl erzählt, was sie als Leben um sich herum in nächster Nähe, in ihrer jütländischen Heimat spürt und liebt: von einfachen und geraden Dingen, Menschen und Schicksalen. Sie tut es mit der sicheren Art, die, weil sie auf den Grund geht, sich bei aller Herzlichkeit und Wärme nicht ins Sentimentale verliert. Und darum rührt uns die Geschichte vom „Goldgräber-Peter", von diesem gutmütigen Narren, der einmal in Amerika Gold gegraben haben soll, dennoch arm in sein Heimatdorf zurückkehrte, der allen gibt und für alle arbeitet und den doch alle verlachen, bis er in einer selbstlosen Tat sein Leben verliert. Da erkennen alle, daß er ihr Wohltäter war, und sie vermissen ihn nun. — Die Volksbüchereien werden das anspruchslose Buch gern an alle besinnlichen Leser ausleihen.
V. A. Schmitz (Breslau).

Dreißig neue Erzähler des neuen Rußland. Berlin: Malik-Verlag 1929. 775 S. Kart. 5,50. Geb. 8,—.

Die ungeheure Umwälzung, Schmerz und Abenteuer dieser Epoche haben in Rußland eine Literatur geschaffen, die nicht weniger bedeutend ist als der be-

kanntere Film und würdig der großen Tradition. Wenn sie bisher in Deutschland nicht den Platz einnahm, den sie verdient, so kann man doch hoffen, daß dieser vorliegende Querschnitt möglichst vielen eine erste Bekanntschaft und Orientierung ermöglichen wird. — Tendenziös sind diese Dichter keineswegs zu nennen. Das Bild, das sie vom neuen Rußland entwerfen, ist reich an Schatten. — Die große Fülle tatsächlichen äußeren und inneren Erlebens hat hier, gerade umgekehrt wie etwa bei Edschmid, eine äußerste Schlichtheit und Konzentration des Stils geschaffen. Die meisten von den 30 sind durch die bewußte Stilschulung des Kreises der „Serapionsbrüder" gegangen und Maxim Gorki nicht nur äußerlich zu Dank verpflichtet. Das Stoffgebiet der 30 ist zeitlich wie räumlich unbegrenzt, von New York bis Sibirien, von Zar Paul bis Lenin. Auffallend und ebenfalls ein Zeichen der Zeit ist auch die große Zahl von „Nichtrussen" (im engeren Sinn), Tataren, Juden, Deutschen, Sibiriern, die jetzt zur Oberfläche drängen. — Der Proletarier Gladkow, in Deutschland schon bekannt durch sein „Zement"[1]), der Bauer Newerow, der Verfasser der aufschlußreichen Geschichten „Antlitz des Lebens"[1]) und der ergreifenden Hungerepisode: „Taschkent, die brotreiche Stadt"[1]), der Sibirer Iwanow (Panzerzug D 1469, Farbige Winde[1])), die problemreiche Tatarin Seyfullina („Wirinea", „Der Ausreißer"[3])) bestätigen den starken Eindruck ihrer schon bekannten Werke. Weniger glücklich vertreten sind die als Mensch wie als Schriftstellerin gleich einzigartige Larissa Reißner (deutsch die Reportagen: Sammelband „Oktober", (Hamburg auf den Barrikaden, Die Front, Im Lande Hindenburgs[2])), der sehr vielseitige Ehrenburg, Fedin (vgl. 8. Jg. S. 210), Isaak Babel, dessen Novellensammlung „Budjonnys Reiterarmee"[2]) nicht nur von Gorki und Ehrenburg als vorbildliche Spitzenleistung der ganzen jungen russischen Literatur bezeichnet wird. Einem grausamen und resignierten Realismus verdanken wir die bedeutenden Stücke von Slominski, Jakowlew und des in Rußland sehr bekannten Pilniak. Mit die besten Sachen sind Erstlingsarbeiten: von Tynjanow „Sekondeleutnant Saber", eine sehr gekonnte Verhöhnung des ad absurdum getriebenen Absolutismus, und der „Pugatschew" des Aug. Jawitsch, in dem sich das Grauen der Tscheka und der ganzen unseligen russischen Vergangenheit vermischen. Mit Recht ist auch der russischen Satire genug Raum gewährt; darunter Katajew und der prächtige Sostschenko. — Unter den 30 Erzählungen ist eigentlich keine, die ohne Qualität ist; ja es ist sogar unmöglich, hier auch nur oberflächlich auf alles, was über dem Durchschnitt liegt, einzugehen. — Für mittlere und große Büchereien. E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Ehrenburg, Ilja: Die Gasse am Moskwafluß. Leipzig: List 1928. 280 S. Geh. 4,—. Lw. 6,—.

Die Gasse, die zum Moskwafluß führt, birgt ein buntes Gemengsel menschlicher Existenzen: an den Strand gespülte, vom Strom der Zeit zerbrochene, einst wertvolle Geschöpfe wie den weisen Lateinlehrer Oswald Sigismundowitsch, die „Baronin" Prachow, den Revolverjournalisten; daneben Wesen, deren Lebenselement der Schmutz der Abwässer ist, die „Nep"-Leute Pankratow und Sacharow, oder einfache Menschen wie den buckligen Kinogeiger Josik und das Tippfräulein Tanja, sowie die unumgänglichen verwahrlosten Kinder und einige gewöhnliche Verbrecher. Ihrer aller Schicksal verwirrt sich in Leid und Schuld bis hart an den Rand einer Katastrophe, um sich dann resigniert wieder aufzulösen. — Ohne, wie in Ehrenburgs „Michael Lykow" (vgl. 8. Jg. S. 369), den ganzen Sinn der Epoche erschöpfen zu wollen, bleibt das Buch durch seine tiefe Behandlung von Einzelfragen — auch die Liebe ist eine solche geworden —, durch seine treffende Zeichnung zeitgemäß im besten Sinne des Wortes und erreicht mit weniger oft mehr als die früheren Werke Ehrenburgs (von dem einzigartigen „Leben Babeufs" abgesehen). Der Stil bleibt romantisch. Aber wenn kleinere Büchereien für Raabe Leser finden, müßte das auch für dies Buch schon möglich sein.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

---

1) Wien-Berlin: Verlag für Literatur und Politik.
2) Berlin: Neuer Deutscher Verlag.
3) Berlin: Malik-Verlag.

Fedin, Konstantin: Die Brüder. Berlin: Neuer deutscher Verlag 1928. 436 S. Geb. 7,—.

Im Mittelpunkt des Buches steht der Musiker Nikita Karew. Seine leuchtende Jugend unter Uralkosaken, sein mühseliges Werden als Musiker, die grausigen Jugendeindrücke durch Progrome, seine Heimkehr im Bürgerkrieg sind mit wunderbarer Frische beschrieben. Dagegen wird schwächer die Darstellung seines weiteren Werdens als Musiker im neuen Rußland, von dem speziell man dann sehr wenig verspürt, und die seiner persönlichen Tragödie, nur in seinem Werk aufzugehen und keine Liebe empfinden zu können. Die andern Brüder Karew, darunter auch ein vorzüglich geschilderter Arzt, bleiben mehr an der Peripherie des vielfach belebten Romengeschehens. — Das Buch, das wieder wie der vorige Roman Fedins mit dem Schluß anfängt (vgl. 8. Jg. S. 210), bedeutet keinen Fortschritt im Schaffen des Dichters. Im einzelnen ist es wohl voll großer darstellerischer Schönheiten, Szenen wie der Tod des Kommissars Schering sind unvergeßlich, aber kompositorisch zerfließt es am Schluß; die Darstellung der Gegenwart ist farbloser und unwesentlicher als sonst bei Fedin. — Für größere Büchereien.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Griese, Friedrich: Tal der Armen. Lübeck: Quitzow 1929. 148 S. Lw. 5,—.

„Das Tal war wie ein Mensch, an sich selber alt und träge geworden, mit langsamen Gedanken und dickem Blut.“ In der stadtfremden Abgeschiedenheit dieses Tales quälen sich armselige Dörfler und Torfstecher mit dumpfer Ergebenheit durch die Not und Mühsal ihres Daseins. Die schicksaltragenden Gestalten der Erzählung lösen sich als Sinnbilder des Tales fast nur traumhaft schaubar aus der erdgebundenen Schwere des Geschehens. — Die stimmungsträchtige Dichtung erschließt sich nur solchen Lesern, die noch jenseits von Stoff und Spannungsreizen Sinn in einem Sprachwerk finden und auch das Sonderbare nicht scheuen.

E. Holtz (Allenstein).

Hauptmann, Gerhart: Wanda (Der Dämon). Roman. Berlin: Fischer 1928. 277 S.

Ein Bildhauer, der sich aus dem Arbeiterstande zum berühmten Künstler emporgearbeitet hat, verfällt einem 16jährigen Modell, einer Wedekindschen Figur, einer Lulu, freilich in erheblich abgeblaßter Auflage. Wanda geht ihm mit einem Zirkus durch, er reist hinterher, sinkt tiefer und tiefer, einiger Anläufe zur Rettung ungeachtet; endlich tötet er den Zirkusdirektor, mit dem Wanda, die inzwischen seine Frau wurde, ihn schamlos betrügt. Er selbst wird blödsinnig darüber. — Dieser Dämon, der hier verleiblicht werden sollte, stammt aus Hauptmanns eigenem Herzen. Schon im Quint zeigte sich deutlich diese wunde Stelle, ein Wahlverwandtes mit den Gescheiterten. Man könnte das ehrfürchtig registrieren, wenn in Hauptmann etwas lebte, was mit diesem Dämon auf Tod und Leben zu ringen vermöchte. Aber Hauptmann ist kein Strindberg und kein Wedekind. Er unterliegt, und deshalb fehlt dem ganzen Bilde die Kraft und die Tiefe. Die Farben bleiben blaß, die Sprache ist gelegentlich unerlaubt salopp. Der Mann, der den Ketzer von Soana schrieb, ist nicht mehr, auch die „Insel der großen Mutter“ steht hoch über diesem letzten Werk. Es ist schade, sehr schade, daß es geschrieben wurde, und die einzige Erschütterung, die es vermittelt, ist die des Mitleids über das hilflose Leiden der Schwäche eines verehrten und verehrungswürdigen Künstlers. Hoffentlich bleibt dieser trübe Klang nicht sein letztes Wort.

W. Schuster.

Jegerlehner, Johannes: Die Todesfahrt auf das Matterhorn. Berlin: Grote 1928. 120 S. Lw. 3,50.

In unstillbarer Gipfelsehnsucht reizt ein „feuriges“ Zermatter Mädchen, das ihr Herz scheinbar weder dem schwerfälligen Taugwalder noch dem kühnen Welschen Croz ganz zuwenden kann, ihre beiden Liebhaber zur Teilnahme an der 1865 durch den Engländer Whymper erfolgten Erstbesteigung des Matterhorns. Beim Abstieg stürzt durch Seilriß Croz mit drei anderen tödlich ab. Des Mädchens verhaltene Liebe für Croz bricht so hemmungslos durch, daß es nach zweijähriger

Umnachtung des Geistes stirbt. Taugwalder aber, der später die Schwester heiratet, bleibt den Bergen verfallen und wird ein berühmter Führer. — Die männlichen Personen und das Schicksal der Matterhornbesteiger sind historisch und durch die Alpenliteratur belegt, wodurch das Buch für Alpenfreunde einen gewissen Reiz erhält. Im übrigen wirkt die Liebesgeschichte nach Sprache und Darstellung etwas blaß und romanhaft, vermag aber die vielen anspruchslosen Leser und Jugendliche von 14 Jahren ab zu fesseln. E. Holtz (Allenstein).

Johansson, Adolf: Die Alrauntalsaga. Aus dem Schwed. von Ilse Meyer-Süne. Jena: Diederichs 1929. 178 S. Geh. 3,50. Lw. 5,80.

Der Dichter ist den Volksbüchereien mit seiner schönen und starken Erzählung „Die Rotköpfe" bekannt. Wenn schon jenes Werk mythischen Einschlag hatte, so ist das neue Buch eine richtige Sage oder eigentlich mehr ein Märchen. Ein Wanderer, der von einem bei einem Bärenkampfe erlittenen Sturz seine Erinnerung an frühere Tage verloren hat, wird von einem Mädchen gepflegt und gerettet, die einsam in der Wildnis in kleiner Hütte wohnt. Sie warnt den Mann vor dem Alrauntal, über dem der Fluch liegt, daß einer den andern um den vermeintlichen Besitz des glück- und goldbringenden Alrauns bekämpft und tötet. Dennoch ziehen ihn Abenteuerlust und Besitzgier in das Tal, wo er an dem rohen Leben in Schuld und Streit teilnimmt, bis ihn späte Erkenntnis zu der einsamen Hütte im Walde und zu reinem Dasein zurückführt. — Das ist mit starken Strichen und Farben hingesetzt, stellenweise von großer Schönheit. Aber gelegentlich schaut Allegorisches durch und um zum Mythos des Menschenlebens zu werden, dazu ist das Ganze zu eng und ermangelt der Tiefe. Wann und wo kann sich der Mensch in eine Waldeinsamkeit bergen, fern von anderen Menschen einer Arbeit leben, die sich selbst genug ist? Wo heute ein Einsamer ist, ist morgen ein Geschlecht, übermorgen eine Sippe: der Kreis beginnt von neuem. Das hat Hamsun im „Segen der Erde" tiefer begriffen. So bleibt das Buch letzthin unbefriedigend und ist trotz zahlreicher Einzelschönheiten auch nicht stilrein, da nicht alles Allegorische ins Mythische erhöht wurde. Man bedauert, das Buch nicht empfehlen zu können.

W. Schuster.

Kaergel, Hans Christoph: Zingel gibt ein Zeichen. Ein grotesker Roman. Bremen: Schünemann 1928. 339 S. Lw. 6,50.

Durch allzu große Breite hat Kaergel sich darum gebracht, einen selten guten humoristischen Kleinstadtroman zu schreiben. Der alte Hausierer Zingel stirbt und geht um. Schwärmerische Sektierer mischen sich ein: Er erscheint allenthalben und bringt schließlich das ganze Nest um den Verstand. Am Schluß löst sich alles in Wohlgefallen und das Leben geht wieder seinen alten, geschäftig-behäbigen Gang. — Kaergel meistert das Milieu, gibt köstliche Szenen und eine Fülle scharf gesehener Gestalten. Aber über 300 Seiten trägt der Vorwurf nicht, trotz des amüsanten, wimmelnden Kleinlebens. Geduldige Leser mit Sinn für Humor werden trotzdem an dem Buch ihre Freude haben, das man unbedenklich überall einstellen kann, wo man auf diesen Lesertyp rechnen darf. W. Schuster.

Keller, Paul: Titus und Thimotheus und der Esel Bileam. Roman. Breslau: Bergstadtverlag 1927. 295 S. Geb. 7,—.

Der Roman erzählt von zwei Narren, die ihre bisherigen Berufe aufgegeben haben und nun unbekümmert um ihre Mitwelt als zwei Sonderlinge ein Leben führen wollen, wie es ihrem innersten Empfinden entspricht. Hierbei gelangen sie auch nach Altenroda, siedeln sich hier in einem Häuschen an und bilden als sonderbare Käuze für ihre lieben Mitmenschen den Gegenstand manchen Spottes, manch ergötzlichen und derben Schabernacks. Als die ungleich veranlagten Gefährten sich in dem Städtchen nach einiger Zeit unmöglich machen, unternehmen sie eine Wallfahrt nach dem Orient, von der sie schließlich wieder in ihr ehemaliges Berufsleben zurückkehren. Trotzdem der Humor Paul Kellers in diesem Buche teilweise etwas abgeschmackt und mancher Witz recht billig ist, wird das Buch den unentwegten „Keller-Lesern" eine unterhaltsame Stunde bereiten.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Kipling, Rudyard: Kim. Leipzig: List. 1928. XLIII, 430 S. Lw. 7,50.

Der völkerkundliche und landschaftliche Reichtum dieses zweifellos bedeutendsten Romans von Kipling steht in einem sehr glücklichen Verhältnis zu der Tiefe und Wärme, mit der seine Hauptgestalten dargestellt sind. Als solche sind vor allem zu nennen der irische Waisenjunge Kim, der „Freund aller Welt" und geborene Liebhaber Indiens, und der alte tibetanische Lama, der aus seinem Felsenkloster herabgestiegen ist, um in der Ebene den Fluß des Heiles zu suchen, und dem sich Kim als sein „Schüler" zugesellt (vergleichbar dem „Schützen", der sich im Mittelalter dem fahrenden Studenten anschloß und ihn durchbetteln half). Es ist ebenso rührend wie humorvoll, dieses Paar auf seinen abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen zu begleiten und zu erleben, wie die kindliche Einfalt des alten Heiligen von der frühreifen Lebenssicherheit und dem fast märchenhaften und doch immer glaubhaften Scharfblick des Jungen umhegt wird und wie Kim doch nie in seiner Schutzengelrolle das Gefühl für die geniale Seelengröße seines Meisters verliert. Besonders bewundernswert ist, wie Kipling in ungemein spannender Weise durch alle Maschen der kunstreich geknüpften Handlung das „Große Spiel" des geheimen Polizeidienstes der englischen Regierung, des „ethnologischen Dienstes", hindurchschimmern läßt. — In keinem Werke von Kipling ist seine treffsichere Ironie, die in manchen seiner kleinen Geschichten überspitzt wirkt, so vorzüglich ausgewogen durch die fast schwärmerische Liebe zu der lebenstrotzenden und geheimnisvollen Vielgestaltigkeit Indiens; in keinem anderen seiner Werke ist auch der religiöse Kern des ostasiatischen Volkslebens so ernst genommen wie hier. — Schade ist nur, wenn man das im übrigen sehr gute „Vorwort zu deutschen Kipling-Ausgabe", das diesen Band eröffnet, zuerst liest. Es zerstört viel zu viel von den köstlichen Spannungsreizen der Erzählung. Man muß es als Nachwort lesen. — Schon für mittlere Büchereien. E. Ackerknecht.

London, Jack: Siwash. Berlin: Universitas 1929. 289 S. Geh. 3,—. Geb. 4,50.

Dieser Band enthält elf Kurzgeschichten aus dem Goldgräberleben des amerikanischen Nordens. Sie sind ohne Ausnahme sehr gut erzählt und voll der gesunden und männlichen Ethik, die dem phantasievollen Erzähler nicht zuletzt so viele Freunde verschafft hat. Gewiß ähneln sich die Helden alle sehr, und wenn man an die altnordischen Sagas erinnert wird, so muß man den alten Isländern zugestehen, daß sie es ganz anders verstanden haben, Menschen zu zeichnen. Aber die Erzählung der Vorgänge, ihre Bewegung und Steigerung sind prächtig, und so bekannt einem Milieu und Gestalten von vornherein sind, wenn man nur zwei andere Bände dieser Art gelesen hat, man freut sich doch darüber und der einfachere und unverbildetere Leser wird es erst recht tun. — Als einer der wertvolleren Bände aus dem Gesamtwerk kann das Buch allgemein empfohlen werden.

W. Schuster.

Müller-Partenkirchen, Fritz: Das verkaufte Dorf. Roman. Leipzig: Staackmann 1928. 287 S. Geh. 4,50. Lw. 6,50.

Das Buch ist Adolf Damaschke gewidmet. Es will nichts anderes sein als romanhaft gestaltetes tatsächliches Schicksal einer Dorfgemeinde. Dem Verfasser war in jungen Jahren als Leiter einer Bodengesellschaft die Aufgabe zugefallen, den Dörflern eines damals noch ganz unberührten oberbayrischen Tales „Ströme kulturellen Lebens" zu bringen. Er hat mitgeholfen, die Bauern aus ihrem angestammten Grund und Boden auszukaufen und die Stille des Tals und den bescheidenen Wohlstand seiner Bewohner der Einrichtung eines mondänen Kurbetriebes zu opfern. 20 Jahre nachher ist er den Geschicken jener ausgekauften Bauern nachgegangen und — „erschauerte vor Grauen" angesichts des Unglücks, das jene Spekulanten, denen er gedankenlos gedient, den Dörflern statt der Ströme kulturellen Segens gebracht hatten. Da hat er zu spät erkennen müssen, „daß Mutter Erde keine Ware sei wie jede andere", daß der Bauer mit seinem Lande auch den Rückhalt seines Lebens verliert, denn der Boden ist es, der die Menschen lenkt. Verkommen und verzweifelt findet er die Alten wieder, deren Kindern der Untergang im Großstadtproletariat droht, andere als hemmungslose Aktienspekulanten

und auf dem Trümmerfelde all dieser einst gesunden Existenzen die Sumpfpflanze modernen Badelebens. — Der Erzähler verzichtet auf eine Darstellung dieses tragischen Geschehens in episch-breiter Entwicklung; er gibt polemisch wirksamer vielmehr einen Querschnitt durch das Leben des aufgewühlten Dorfes, „dem Geld die Nabelschnur zur Mutter Erde abgeschnitten hat", in einer Folge kurzer, in sich geschlossener, greller Episoden. Die Polemik herrscht vor und macht ihr Recht oft auf Kosten feinerer Charakterisierung geltend. Den kinohaften Schluß, den Bergrutsch, welchem der Lehrer des Dorfes, der Wortführer der enterbten Bauern, ein wenig nachgeholfen hat, der der unseligen Kulturveredlung des Tales ein jähes Ende bereitet, würden wir aber gern vermissen, selbst wenn es der tatsächliche Abschluß des Erlebnisses des Erzählers gewesen sein sollte. Die Tragödie des Ganzen wäre ohne ihn wirksamer. — Trotz dieser und anderer Mängel wird das Buch namentlich ländlichen Büchereien willkommen sein.

W. Möhring (Königsberg i. Pr.).

Peuckert, Will-Erich: Zwei Lichte in der Welt. Geschichten aus dem Walde. Jena: Diederichs 1929. 271 S. Lw. 6,80.

In diesen Geschichten und Gedichten leben die Gestalten und Symbole des schlesischen Volksglaubens, wie sie noch heute bei diesem sinnierfreudigen Volksstamm lebendig sind: die schöne Frau Kehven, welche unstillbare Liebessehnsucht ins Herz des Wandergesellen senkt, die Puschmännel und Puschweibel, Wunschring und Liebessegen und der ganze Zauber Eichendorffscher Waldseligkeit, durchwirkt von allen geheimnisvollen Kräften eines zwiefachen Seelenlebens, eines doppelbödigen Zwischenreiches E. Th. A. Hoffmannscher Prägung, dessen Mystik zu magischer Wirklichkeit gestaltet wird. Peuckert, der tief im schlesischen Volkstum wurzelt, hat uns bereits eine kundige Sammlung schlesischer Sagen sowie wertvolle Arbeiten zur religiösen Zeitwende, über die Rosenkreuzer und über Jakob Böhme geschenkt. In diesen Erzählungen beweist er auch eigenschöpferische Dichterkraft von nicht gewöhnlichen Graden. Das Buch kann überall eingestellt werden, insbesondere aber dort, wo dem schlesischen Kulturkreis und seinem Schrifttum besondere Pflege zugewandt wird. K. Th. Bayer (Berlin).

Pontoppidan, Henrik: Hans Quast. Roman. Autor. Übers. aus dem Dän. von Heinrich Goebel. Tübingen: Fischer 1929. 187 S. Geh. 3,—. Lw. 5,—.

Dieser neue Roman Pontoppidans wiederholt in kleinerem Format das Thema, das seiner Erzählungskunst immer zugrunde lag: Kritik an der Verfälschung des Lebens durch Phrase und Verlogenheit. Dieses Mal ist ihm der Künstler verdächtig — er durchschaut und entlarvt sein Komödiantentum. Mit fast liebloser Ironie — ohne das feine Verstehen, das etwa Thomas Mann bei allem Mißtrauen gegen diesen zweideutigen Beruf hat —, zeigt er uns seinen „Helden", einen berühmten Musiker, in dessen eitler Schwäche, zeigt den, der das Leben zur Kunst mißbraucht und dem am Ruhme genug ist. Dieser Berühmte ist in seinem unbedeutenden Alltag ein kleiner Gernegroß, die Karikatur eines Volkes, des Dänen, wie sie Pontoppidan immer wieder zeichnet. Als solche gewinnt dieser „Hans Quast" Bedeutung, als neuer Typus der großen nationalen Satire Pontoppidans. An sich aber ist das Buch uns zu belanglos individualistisch. Wir können es entbehren, da uns andere Sorgen bewegen, und das Einzel-Menschliche darin nicht zur reinen dichterischen Gestaltung emporgehoben ist.

V. A. Schmitz (Breslau).

Schaefer, Walter Erich: Letzte Wandlung. Novellen. Stuttgart: Engelhorn 1928. 185 S. Lw. 5,—.

Obwohl man es dem Titel nach erwarten dürfte, wandeln sich die Menschen dieser fünf Novellen eigentlich nicht, sie gewinnen durch ein entscheidendes Ereignis lediglich die Erkenntnis, daß es sich um sie her gewandelt hat, daß die Zeit und des Leben Forderungen aufwerfen, denen sie sich nicht mehr gewachsen fühlen. Das Beste an diesen Menschen ist ihre Erkenntnis, daß sie zum alten Eisen geworfen werden, ihre Tragik jedoch bleibt die Tragik der Schwäche, der körperlichen oder geistigen Unzulänglichkeit. Nur im „Prozeß gegen Weiß" ein Auf-

begehren, in den übrigen Novellen dumpfes Abwärtstreiben oder Flucht. Im „Regimentsfest" und in „Wiedersehen und neue Trennung" hat das zeitgemäße Schicksal einer Gesellschaftsklasse Gestalt gewonnen, nämlich das Schicksal der allein zum Waffendienst Erzogenen, deren Leben mit der Ächtung des Kasernengeistes Sinn und Inhalt verloren hat. Schaefers klarer, leidenschaftsloser Stil vermag die dumpfe Welt dieser Menschen überzeugend zu gestalten, doch ihrem Schicksal Sympathie zu erwecken, gelingt ihm nicht. Kein Aufblick am Schlusse, keine Versöhnung! Nur reife Leser, denen es um Erkenntnis des Menschen und unserer Zeit zu tun ist, werden Gewinn von dem Buche haben.

E. W. Saltzwedel (Stralsund).

Schlump. Geschichten und Abenteuer aus dem Leben des unbekannten Musketiers Emil Schulz, genannt „Schlump". Von ihm selbst erzählt. München: Wolff 1928. 279 S. Geb. 3,50.

Grabenhorst, Georg: Fahnenjunker Volkenborn. Leipzig: Köhler & Amelang 1928. 256 S. Lw. 5,—.

Steiger, Willy: Soldat Jürgen bei den Türken. Die Geschichte einer Jugend. Dresden: Reißner 1928. 209 S.

Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues. Berlin: Propyläen-Verlag 1928. 287 S. Lw. 6,—.

Renn, Ludwig: Krieg. Frankfurt a. M.: Frankfurter Societäts-Druckerei 1929. 411 S. Geh. 4,50. Geb. 6,—.

Für Kriegsromane dürfte in erster Linie zuständig sein, wer selbst den Krieg an der Front mitgemacht hat. Es ist aber eine Schwierigkeit dabei: Ein solcher Beurteiler wird ungemein empfindlich gegen romanhafte Einschläge aller Art sein. Das reine Erlebnisbuch ist ihm das Liebste, ein Roman wäre ihm wohl nur erträglich, wenn er von ganz hohen Graden wäre, aber einen solchen gibt es bisher kaum. Er reagiert unheimlich scharf darauf, wenn der Autor — ungeachtet sonstiger guter Absichten — sich oder seinem Helden eine Tat zuschreibt, die der Kenner in dieser Form zu bezweifeln geneigt ist. Vielleicht ist er deshalb manchmal zu mißtrauisch und zuweilen ungerecht.

Das Kriegserlebnis seelisch zu erschöpfen, beansprucht — soweit es überhaupt möglich ist — nicht nur scharfe Beobachtung und große Gewandheit realistischer Schilderung (beides ist heute nicht selten zu finden), sondern eine ungewöhnliche Weite und Tiefe der eigenen Seele. Um schließlich ein Kunstwerk daraus zu formen, ist nicht nur Schilderung, sondern Gestaltung notwendig, Gestaltung auch der Nebenfiguren, nicht nur des Helden, der oft allein plastisch herauskommt.

Der erste der hier zu behandelnden Romane, der „Schlump", leidet an zu starken romanhaften Einschlägen. Schlump, der Sohn eines armen Handwerkers, kommt siebzehnjährig 1915 als Kriegsfreiwilliger zum Militär. Zunächst kommt er in die Etappe und erlebt mit der französischen Zivilbevölkerung als Kommandant eines Dorfes eine gute Zeit. Die Schilderung dieser Zeit ist voll eines oft köstlichen, gelegentlich ein wenig gemachten Humors, wie überhaupt die ganze Gestalt des Schlump einen Zug ins Humoristische hat. Und wenn auch die schöne Travestie: „Ins Heu ist die Soldatenliebe" durchaus ihre Berechtigung hat, so ist in diesem Buche reichlich viel davon. Seine nun folgenden Erlebnisse an der Westfront zeigen den Krieg in all seinem grauenhaften Schrecken, doch ist dies zum Teil in den folgenden Büchern eindrucksvoller herausgekommen. Das dritte Buch führt ins Lazarettleben in der Heimat, zeigt die Zersetzungserscheinungen hier und in der Etappe und schließt mit dem Zusammenbruch. Es ist manches Gute an dem Roman, aber er läßt als Ganzes unbefriedigt.

Romanhafte Einschläge sind auch in dem Roman von Grabenhorst: Fahnenjunker Volkenborn. Der Vorwurf ist an sich sehr glücklich: Der in hellster Begeisterung ausziehende junge Mensch, den der Krieg allmählich zerbricht, so sehr er sich dagegen stemmt, und ihm, wie so vielen, den Sinn alles Lebens verschüttet. Den auch hier nicht fehlenden guten Stellen steht so viel aus der Tradition und Technik

des minderen Unterhaltungsromans gegenüber, daß das Buch hierdurch unerträglich wird.

Der Held des Buches von Willy Steiger: „Soldat Jürgen bei den Türken", hat als älterer Gymnasiast die Revolution der Jugendbewegung an sich erfahren. Das gibt ihm die reine Menschlichkeit und die Verachtung der konventionellen Form. Gutgläubig zieht er trotzdem als Kriegsfreiwilliger hinaus an die Westfront, nachdem er alle Roheit des Kasernenlebens durchgekostet hat, ohne daß er dadurch in seinem starken Lebensmut erschüttert wurde. Auch durch die Hölle im Westen kämpft er sich tapfer durch und darf deshalb zu der Palästina-Armee kommen. Hier erlebt er das ganze unselige und unsinnige Unternehmen mit all seinen Schrecknissen. Die lebhafte Schilderung wird nur wenig dadurch beeinträchtigt, daß der Autor etwas unter den Nachwehen expressionistischer Sprachform leidet. Die entsetzlichen Erlebnisse und ihre Sinnlosigkeit bringen auch diese Seele zur Verzweiflung, so daß er nach englischer Gefangenschaft in Ägypten gebrochen in die Heimat zurückkehrt. Das Buch ist auch seines Stoffes wegen für die Volksbüchereien wertvoll.

Den größten Erfolg, der noch über Arnold Zweigs „Sergeanten Grischa" hinausreicht, hat das Buch von Remarque: „Im Westen nichts Neues" errungen. Und wirklich ist es ausgezeichnet in der Beobachtung, in zahlreichen Einzelszenen, in der Wiedergabe des Sprechens und Denkens der Soldaten. Wie fein ist die Beobachtung des Erlebnisses des Heimaturlaubs: Der Urlauber findet sich nicht mehr hinein in die alte Welt, er ist beinahe froh, als er wieder fortkommt. Und dann die Hölle der Westfront! Es ist schade, daß der Autor gelegentlich leitartikelt, daß er hin und wieder unkünstlerisch unterstreicht, wo seine Zeichnung an sich schon viel mehr sagt als seine nicht immer sehr tiefen Bemerkungen dazu. Dem als Primaner ausgezogenen Kriegsfreiwilligen, der den ganzen Krieg an der Westfront mitmacht und zum Schlusse noch fällt (es wäre künstlerisch besser gewesen, ihn nach Hause kommen zu lassen), dessen inneres Erleben so ausgezeichnet gegeben wird, werden leider auch manche Gedanken und Gefühle zugeschrieben, die sicher erst die des gereifteren Autors aus der Nachkriegszeit sind. Gelegentlich spürt man auch, teils in der Häufung, teils in der Ausmalung der Erlebnisse, daß hier komponiert und über das eigene Erlebnis hinausgegangen, auch effekthascherisch gearbeitet ist. Man hat das Buch mit Barbusses berühmtem Werk verglichen: mit Unrecht. Denn Barbusse ist der viel leidenschaftlichere und bedeutendere Mensch und größere Künstler. Aber trotz dieser Ausstellungen bleibt es ein erschütterndes und wertvolles Buch, vielleicht eines der besten Kriegsbücher, die wir bisher haben.*)

In Beobachtung und Gestaltung steht das Buch von Ludwig Renn: „Krieg", dem von Remarque nach; es hat aber den Vorzug vor allen Genannten, daß es das Kriegserlebnis mit großer Schlichtheit gibt und infolgedessen auch da, wo die Wiedergabe etwa des Dialogs der Soldaten weit von der Echtheit Remarques ist, immer wahrhaft wirkt. Er ist viel sparsamer in der psychologischen Zergliederung, er reflektiert nicht, was Remarque ständig tut, er ist härter, freilich auch einfacher und robuster. Dennoch wird das Grauenhafte dieses furchtbaren Krieges gerade aus diesem Buche auf manchen Leser am stärksten wirken, weil jede absichtsvolle Untermalung streng vermieden ist. Das Buch sollte deshalb überall neben dem von Remarque angeschafft werden. Es spielt nur im Westen und umfaßt den Krieg von der Schlacht an der Maas bis zum Waffenstillstand.

W. Schuster.

---

*) Es ist nützlich, hierzu die Besprechung des gleichen Buches in der sozialistischen „Bücherwarte" zu vergleichen. Sie hebt die weltanschaulichen Mängel des Buches sehr klar heraus. Ich will mich nicht so weit damit identifizieren, daß ich — wie es von diesem Standpunkt aus mit Recht geschieht, wenn es auch unausgesprochen bleibt — die Überwindung des Krieges in einer bestimmten (der sozialistischen) Form fordern wollte. Aber „zukunftsgestaltend" kann nur ein Kriegsbuch genannt werden, das mit dem Kriege fertig wird, ihn weltanschaulich von innen heraus überwindet. Wenn ich deshalb nicht, wie die „Bücherwarte", zu einer Ablehnung komme, so geschieht es, weil ich glaube, daß man solche erhoffte Überwindung nicht fördert, indem man Bücher wie den Remarque und den Renn einfach ausschließt.

Schröer, Gustav: Gottwert Ingram und sein Werk. Roman. Leipzig: Quelle & Meyer. 316 S. Lw. 6,—.

Dorfschulze Ingrams Lebenswerk gilt dem Bau einer Talsperre zur Bändigung des reißenden Gebirgsflusses, der bei Unwetter die Uferlandschaften seiner Heimat zerstört und schon sechs von Ingrams Vorfahren verschlungen hat. Uneigennützige Beweggründe leiten den Mann bei diesem Vorhaben, muß er doch seinen eigenen altererbten, vom Fluß gar nicht bedrohten Hof den Wassern preisgeben. Sein geschäftlicher Beistand wird ein Nationalökonom, ein Doktor, den er als einen für die Gesellschaft verlorenen Quartalstrinker von der Landstraße in sein Haus und in sein Vertrauen aufgenommen hat. Zu den Sorgen um die Durchführung des Unternehmens treten schwere Lebens- und Liebesschicksale innerhalb der Familie. Am Abend des Tages, der die behördliche und finanzielle Sicherung des Planes bringt, fällt dieser letzte Ingram bei Rettungsarbeiten den wieder einmal die Ufer überflutenden Wassern zum Opfer. — Die Gestalten des Buches sind zu schematisiert, daher wirken auch Handlung und Psychologie unwahrscheinlich. Schröers Wollen aber, das milde beurteilt weit reiner und besser ist als sein Können, bleibt für Freunde seiner Schreibart und für anspruchslose Leser wirksam. E. Holtz (Allenstein).

Seghers: Aufstand der Fischer von St. Barbara. Potsdam: Kiepenheuer 1928. 187 S. Lw. 4,—.

Die Novelle schildert den Aufstand der Fischerbevölkerung eines kleinen Küstenortes. Die Erhebung geschieht unter dem Druck des Hungers und der Verzweiflung, da die Reederei die Bevölkerung schamlos auspreßt. Führer der Bewegung ist ein Auswärtiger, namens Hull. Er überragt die andern durch seine Kraft und Willensstärke, ist aber wie diese ein Getriebener, der ganz aus dem Unbewußten heraus handelt. So kehrt er, nachdem er sich vor dem Zusammenbruch des Streiks bereits gerettet hatte, auch zu den Aufständischen und in seinen gewissen Tod zurück, wie das Leittier die Herde nicht vergessen und verlassen kann. — Der Absicht, dieses Geschehen als elementaren Ausbruch unbewußter Triebe zu schildern, entspricht die virtuos gehandhabte naturalistisch-impressionistische Stilgebung (ähnlich wie bei Lulu von Strauß und Torney: „Der jüngste Tag", nur herber und nicht so plastisch, die Einzelbilder weniger in sich gerundet). Über dem Ganzen liegt eine düstere Hoffnungslosigkeit. Das Buch ist ohne Zweifel eine starke Talentprobe, sein bildungspfleglicher Wert liegt in der aufrüttelnden Wirkung. Naturalistische Kraßheiten im Erotischen gebieten einige Vorsicht bei der Ausleihe. — Für alle Büchereien, bei Arbeiterbevölkerung besonders wichtig.

W. Schuster.

Sieroszewski, Waclaw: Dalai Lama. Leipzig: Hesse & Becker 1928. 399 S. Lw. 6,50.

Der Roman des polnischen Dichters, der laut dem Nachwort des Herausgebers für den Polen „den Dichterruhm eines Gerhart Hauptmann mit der Forscherberühmtheit eines Nansen oder Sven Hedin vereinigt", schildert die Abenteuer zweier Geschwister auf der Flucht vor den Bolschewiken bis nach Tibet hinein, wo sie von dem Grafen Ungern-Sternberg zur Verwirklichung seiner Pläne benutzt werden sollen. Endlich gelingt es ihnen, mit Hilfe eines polnischen Fliegers, nach Polen zu entkommen und dort ein friedlicheres Leben anzufangen. Die Darstellung ist eine Mischung von Mystik und Grausamkeit und in den geschichtlichen Teilen grotesk verzerrt. Für Volksbüchereien ist das Buch durchaus entbehrlich.

W. Eggebrecht (Stettin).

Söiberg, Harry: Das Land der Lebenden. Mit einem Vorwort von Martin Andersen Nexö. Berlin: Safari-Verlag 1929. 450 S. Lw. 7,50.

Niels Karre, der schwerblütige junge Hofbauer von der nordjütischen Westküste, führt die sonnige Kirsten von einer der dänischen Inseln heim. Mutig geht er gegen den Fluch an, der auf seinem Hause zu lasten scheint: daß die Ehefrauen seines Geschlechts nach kurzem Glück wegsterben müssen. Und zunächst sieht es auch so aus, als sei der Bann gebrochen. Selbst der verschlossene alte Vater Ole,

der alle seine Frauen hat begraben müssen, scheint wieder ein wenig aufzuleben. Doch gleich nach der Geburt eines Knaben trübt sich der Geist der jungen Mutter. Sie hat von dem Glauben der Dorfgenossen erfahren, daß auf dem Hof eine alte Schuld ruhe, weil in früheren Jahrhunderten einmal die Hofbewohner einen Schiffbrüchigen, der an ihren Strand gespült wurde, erschlagen und beraubt hätten, und sie fängt nun auch an zu glauben, daß diese alte Schuld durch den frühen Tod aller Frauen des Karre-Hofes gebüßt werden müsse. Als ihr Zustand so schlimm wird, daß sie auf den väterlichen Hof zurückgebracht werden muß, bricht auch Niels innerlich zusammen (der Vater hat sich in seiner wieder zunehmenden Verdüsterung das Leben genommen) und wirft sich in seiner Seelennot einer Sekte in die Arme, deren Prädikant ein gemeingefährlicher, hartherziger Fanatiker ist. Aber diese Zeit der Prüfung führt doch schließlich zu einem guten Ende, dank der unendlichen Güte und seelsorgerlichen Langmut des abgesetzten Dorfpastors, des „verrückten Pfarrers", der in einer verfallenen Kate das Leben eines Armenhäuslers lebt: Niels erkennt den lebensfeindlichen Geist, der von dem Prädikanten ausgeht, ringt sich zu frommer Ergebung in sein Schicksal durch und erhält seine Kirsten genesen zurück. Die Liebe hat den Schatten, der über dem Karre-Hof lag, in Licht verwandelt. — Dieses schöne und innige Buch steht ungefähr in der Mitte zwischen „Klaus Berg und Bodil" von Olesen Løkken (vgl. 7. Jg. dieser Zeitschrift S. 361) und dem „Held" von Kidde (8. Jg. S. 381). Mit jenem hat es den Schauplatz und die schlichte Klarheit und Straffheit der Komposition gemeinsam, mit diesem den hohen Wogengang des religiösen Lebens und den franziskanischen Reiz der religiösen Mittelpunktsgestalt, mit beiden aber die packende Eigenart zahlreicher Nebenfiguren. Martin Andersen Nexö hat wohl daran getan, dem ersten Buch seines Landsmannes und Dichterkollegen, das hier in deutscher Übersetzung erscheint, ein warmherziges Vorwort mit auf den Weg zu geben. — Für alle Büchereien. E. Ackerknecht.

Stoeßl, Otto: Menschendämmerung. Novellen. München: Langen 1929. 307 S. Geh. 6,—. Lw. 8,50.

Über ein Drittel des Bandes nimmt die erste Novelle „Die Erweckten" ein, die Geschichte einer schwärmerischen Sekte in Königsberg Anfang des 19. Jahrhunderts, die sich an historische Vorgänge anschließt. Die psychologische Zeichnung ist sehr fein, und es sind auch viele Anmerkungen reifer Weisheit darin (etwa „sind doch alle Verstandesmenschen die ärgsten Buchstabengläubigen des Unglaubens"), aber der tiefe Pessimismus, der hier wie in den anderen, kleineren Geschichten herrscht und den Titel „Menschendämmerung" Lügen zu strafen scheint (es sei denn abendliche Dämmerung), macht das Buch nur für wenige Leser geeignet. Die neun kleineren Geschichten sind verschieden an Gewicht, einiges ist humoristisch, meist aber tragikomisch. Kubin, der Zeichner des grotesken Grauens, ist dem Dichter wesensverwandt (ein Stück ist ihm gewidmet). Für reife Leser, die auch die Feinheit der Zeichnung zu genießen wissen, eine nachdenkliche Lektüre. W. Schuster.

Kleine Mitteilungen.

Tagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare. Die diesjährige Verbandstagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare findet voraussichtlich vom Sonntag, den 29. September, bis Mittwoch, den 2. Oktober in Frankfurt am Main statt.

Erster internationaler Bibliothekskongreß. Vom 15.—30. Juni findet in Rom und Venedig (s. Heft 2 S. 171) ein internationaler Bibliothekskongreß statt. Es liegt im Interesse des deutschen Büchereiwesens, daß zahlreiche Volksbibliothekare und -innen an ihm teilnehmen. Das Programm sieht neben den Generalversammlungen hauptsächlich Sektionssitzungen vor — es sind 16 Sektionen geschaffen worden —, in denen berufliche Einzelprobleme erörtert werden sollen. Außerdem

werden in Rom und verschiedenen anderen italienischen Städten Bibliotheksausstellungen stattfinden. Den Teilnehmern werden Ermäßigungen auf den italienischen Eisenbahnen, ermäßigte Preise für Hotels und Theater sowie freier Eintritt in die staatlichen Museen gewährt.

Von seiten des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare wird eine Ausstellung von Bücherverzeichnissen, Grundrissen und Photographien von Büchereien vorbereitet. Offiziell wird der Verband durch Herrn Dr. Ackerknecht (Stettin), Herrn Dr. Reuter (Köln), Herrn Dr. Schuster (Berlin) und Frl. Schwenke (Berlin-Charlottenburg) vertreten sein, die sämtlich gleichzeitig Referate zu übernehmen haben. Die Liste der weiteren Mitglieder, die ihre Teilnahme angemeldet haben und noch anmelden, soll im nächsten Heft veröffentlicht werden. Prospekte mit näheren Angaben über die Tagung versendet auf Verlangen die Geschäftsstelle des V.D.V., Berlin C. 2, Breitestr. 37 (Stadtbibliothek).

Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V. Im Hinblick auf die Verhandlungen für das neue Etatsjahr hat der Verband Deutscher Volksbibliothekare eine kleine Denkschrift über die „Besoldung der Büchereibeamten im städtischen Dienst" ausgearbeitet, die sich an die vom Verband herausgegebenen Besoldungsrichtlinien anschließt und sie insofern weiterführt, als auch Forderungen für die Eingruppierung leitender Büchereibeamten aufgestellt werden. Diese Denkschrift ist im März den Magistraten der deutschen Städte übersandt worden; außerdem ging sie auch allen Mitgliedern des Verbandes zu. Sie gelangt hier noch einmal zum Abdruck:

Besoldung der Büchereibeamten im städtischen Dienst.

Nach den Ermittlungen des V.D.V. hat das bibliothekarische Personal an den städtischen Büchereien bei der letzten Besoldungsregelung gegenüber den gleichzustellenden Beamten im Staatsdienst vielfach noch nicht die Besoldungseinstufung erlangt, die dem Charakter, der Bedeutung und der Verantwortung des volksbibliothekarischen Berufes entspricht. Im Anschluß an die vom Verbande aufgestellten Richtlinien wird besonders auf folgendes hingewiesen:

1. In den städtischen Büchereien hat das volksbibliothekarische Personal mit abgeschlossener Fachausbildung die Gleichstellung mit den staatlichen Bibliotheksobersekretären und der Lehrerschaft an Volks- und Berufsschulen zum Teil nicht erreicht. Es muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß zur Zeit ein Mangel an ausreichend vorgebildeten Kräften herrscht. Es besteht daher die Gefahr, daß wertvolle Kräfte in Zukunft für diejenigen städtischen Büchereien nicht zu erlangen sind, die ihre Mitarbeiter nicht ebenso besolden wie die entsprechend gebildeten Kräften in anderen Berufen, zumal manche Städte den Bibliothekaren bisweilen noch nicht einmal die Beamtenqualität zugestehen wie der Staat.

   Nach der geltenden preußischen Besoldungsordnung und den ihr entsprechenden Besoldungsordnungen der anderen Bundesstaaten sowie des Reiches muß grundsätzlich eine Besoldung der voll ausgebildeten bibliothekarischen Kräfte im städtischen Dienst nach der Gruppe 4 b der Preußischen Besoldungsordnung[1]) bzw. Gruppe 11 c der Sächsischen Besoldungsordnung erfolgen.
2. Im Anschluß an die Besoldung dieser bibliothekarischen Eingangsstellen ist für die gehobenen Stellen an größeren Büchereisystemen (verantwortliche Führung von Zweig- und Sonderbüchereien, Betriebsabteilungen u. a.) oder die leitenden Stellen an Büchereien in Kleinstädten und Kreisen (Kommunalverbänden) eine Besoldung nach Gruppe 3 b der Preußischen Besoldungsordnung[2]) bzw. Gruppe 10 der Sächsischen Besoldungsordnung anzusetzen. Ohne solche gehobenen Stellen ist es nicht möglich, Kräfte zu gewinnen, die den vielseitigen geistig-kulturellen und pädagogischen Anforderungen und Aufgaben, die eine neuzeitliche bildungspflegliche Büchereiarbeit mit sich bringt, gewachsen sind.
3. Die selbständigen hauptamtlichen Leiter von Büchereien in mittelgroßen Städten und die den Leitern großer Büchereien zur Unterstützung beigegebenen Bibliothekare haben eine büchereiwissenschaftliche und fachliche Berufsaufgabe zu erfüllen, die anders gelagert ist als die Aufgabe der Bibliotheksräte an staatlichen Bibliotheken, die aber in bezug auf Fachkenntnisse und Universalbildung

---

[1]) Grundgehalt 2800,— bis 5000,— RM.
[2]) Grundgehalt 4800,— bis 7000,— RM.

gleich hohe fachliche und in volkserzieherischer Hinsicht ganz besondere menschliche Qualitäten erfordert. Aus diesem Grunde muß auch für diese Büchereibeamten die gehaltliche Gleichstellung mit den Bibliotheks- und Studienräten gefordert werden, d. h. Besoldung nach Gruppe 2 b der Preußischen Besoldungsordnung[3]) bzw. Gruppe 7 b der Sächsischen Besoldungsordnung.

4. Die Leiter größerer städtischer Büchereisysteme mit mehreren Einheiten oder mit Nebenaufgaben im Volksbildungswesen, Archiv- und Museumsdienst oder in ähnlichen Dienstzweigen sind grundsätzlich den Bibliotheksdirektoren im Staatsdienst oder den Oberstudiendirektoren gleichzustellen. Das bedeutet eine Einstufung in Gruppe 2 a der Preußischen Besoldungsordnung[4]) bzw. Gruppe 7 a der Sächsischen Besoldungsordnung oder eine ruhegehaltsfähige Zulage von jährlich 1200 *RM* zum Grundgehalt der Gruppe 2 b. Dies wird ganz besonders zu gelten haben in den Städten, in welchen den übrigen technischen Beamten (Fachbeamten) in leitender Stellung dieses Gehalt (2 a bzw. 2 b mit einer Zulage von 1200 *RM* jährlich) gewährt worden ist. In Großstädten sind die Forderungen dem Umfang und Ausbau des Büchereiwesens folgend sinngemäß zu erhöhen.

Die von der Preußischen Besoldungsordnung unter § 40 a geforderte „Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse" kann auf keinen Fall dahin ausgelegt werden, daß die Gleichstellung mit den Staatsbeamten in entsprechender Stellung in Rücksicht auf die Finanzlage der Gemeinden unterbleiben darf; sondern hier kommt allein in Frage, ob Amtsinhalt, Charakter und Umfang der Dienstgeschäfte und persönliche Verantwortung den Verhältnissen der vergleichbaren Beamten im Staatsdienst entspricht.

Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V. Der von der Mitgliederversammlung 1928 gewählte neue Vorstand hat die Erledigung der Angelegenheiten Walter Hofmann/Löckle und Walter Hofmann/Naumann übernommen. Die Mitgliederversammlung 1928 hat beschlossen, daß derartige Angelegenheiten auf Antrag durch ein Ehrengericht geregelt werden sollen. Unter gleichzeitiger Bekanntgabe dieses Beschlusses hat der Gesamtvorstand den genannten Herren anheimgestellt, die Einsetzung eines Ehrengerichtes zu beantragen. Da nach Ablauf einer angemessenen Frist von keinem der Herren ein dahingehender Antrag gestellt worden ist, erklärt der Gesamtvorstand, daß jene Angelegenheiten für ihn damit erledigt sind, und daß der vor dem Streitfall bestehende Zustand wieder hergestellt ist.

Verband Deutscher Volksbibliothekare E. V.
Der Gesamtvorstand:
i. A. (gez.) Dr. Wilhelm Schuster, Erster Vorsitzender.

Preußische Diplomprüfung. In der Zeit vom 27. Februar bis 22. März 1929 wurde in den Räumen der Preußischen Staatsbibliothek die 47. und 48. Diplomprüfung abgehalten. Es traten 5 männliche und 56 weibliche Anwärter in die Prüfung ein. 8 Prüflinge traten während des Examens zurück, 4 weitere bestanden nicht.

Folgende 49 Herren und Damen haben die Prüfung bestanden, davon die 13 zuerst genannten mit der Note gut: Anneliese Aßmus, Rita Demme, Dr. Martin Günther, Hedda Guradze, Ilse Jurisch, Christa-Maria Korten, Käthe Küntzel, Gertrude Neumann, Eva Unglaube, Margarete Völks, Felicitas Wahnschaffe, Annemarie Winkler, Hildegard Wissel; Käthe Bader, Regina Clausen, Hildegard Deiters, Olga Dietrich, Marie Eisenträger, Liselotte Fehly, Ilse Foerster, Anni Gerhard, Margarete Giesen, Karl Haken, Lisa Havemann, Johanna L. Hochberg-Hiller, Eva Jamrowski, Dr Walter Juncker, Hertha v. Kathen, Irmgard Kemnitz, Fritz Kempkens, Olga Merck, Gertrud Mewes, Else Meyer, Hanna Otto, Maria Pfeifer, Erika Radde, Waldtraut v. Ruminski, Lotte Schaefer, Johanna Schlüter, Hans Schmidt, Dorothea Schröder, Elisabeth Schulze, Josefine Severing, Gerda Speck, Gertrud Spiegel, Hildegard Stansch, Margarete Stoick, Ruth Sulanke, Gertrud Tummeley.

[3]) Grundgehalt 4400,— bis 8400,— *RM*.
[4]) Grundgehalt 5400,— bis 9600,— *RM*.

Die nächste Prüfung findet voraussichtlich im Oktober statt.

Der Direktor der Städtischen Volksbüchereien in Frankfurt a. M. Dr. Waas ist neu in die Prüfungskommission berufen worden. Schn.

Die **Dr. Arthur Pfungst-Stiftung** zu Frankfurt a. M. hat von den im Neuen Frankfurter Verlag G. m. b. H. zu Frankfurt a. M., Mainlustſtr. 5, in vier Bänden erschienenen „Gesammelten Werken" Arthur Pfungsts eine Anzahl gebundener Exemplare erworben, um sie an Volksbüchereien kostenlos abzugeben. Bestellungen bittet man an den Neuen Frankfurter Verlag unter Beifügung der Portokosten mit 80 Pfg. in Briefmarken zu richten.

Personalveränderungen. Zum Nachfolger des verstorbenen Stadtbüchereidirektors Dr. Kemp ist Martin Schaefer, bisher Bibliothekar an der Stadtbücherei Elberfeld, in Solingen gewählt worden. — Als Bibliothekar an die Staatliche Beratungsstelle für die Provinz Ostpreußen in Allenstein ist Dr. E. Holtz berufen worden, bisher wissenschaftlicher Hilfsarbeiter der Stettiner Büchereien.

„Bücherei- und Bildungspflege." Einseitig bedruckte Bogen des Besprechungsteils. — Gesamtregister der bisherigen Jahrgänge. Der Verlag dieser Zeitschrift will mehrfach an ihn gerichteten Wünschen entsprechen und von ihrem Besprechungsteil Sonderabzüge in einseitig bedruckten Bogen herstellen lassen. Die Bogen werden in der gewünschten Anzahl mit dem jeweils fälligen Hefte zusammen gegen Erstattung eines Unkostenbeitrages dem Besteller geliefert. Voraussetzung für die Lieferung ist, daß der Besteller bereits Bezieher der Zeitschrift ist (weil die Bogen vom Hefte gesondert nicht abgegeben werden), und sie direkt vom Verlage erhält.

Außerdem beabsichtigt der Verlag ein ebenfalls häufig gewünschtes Namen- und Sachregister der bisher vorliegenden Jahrgänge der „Bücherei und Bildungspflege" erscheinen zu lassen. Die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse der früheren Jahre gestatteten es leider nicht, daß die Register der einzelnen Jahrgänge so eingehend und umfänglich gestaltet wurden, wie es zur schnellen und bequemen Orientierung des Lesers erwünscht gewesen wäre. Das soll nun nachgeholt werden, und außerdem glaubt der Verlag, daß ein ausführliches Gesamtregister vielen Lesern der Zeitschrift aus praktischen Gründen willkommen sein wird.

Um einen Überblick zu erhalten, in welchem Umfange die Sonderausgabe des Besprechungsteils und das geplante Register auf Abnehmer rechnen können, bittet der Verlag alle Interessenten die diesem Hefte beigegebene Postkarte ausgefüllt an ihn einzusenden.

Offene Stellen. Beuthen O.-S.: Bibliothekarin (siehe Anzeige).

Lesefrüchte.

Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften. Aus einem Vortrage des Leiters der ostpreußischen Beratungsstelle in Allenstein, Dr. Schröder, in einer Sitzung des Landesjugendamtes entnehmen wir die folgenden Ausführungen*) zum obigen Thema:

„Ich will gleich von vornherein sagen, daß wir Volksbibliothekare dem „Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften" sehr mißtrauisch gegenüberstehen. Trotz sehr starker gegensätzlicher Ansichten im heutigen Volksbüchereiwesen — Volksbüchereikunde und Volksbüchereiberuf sind noch jung, etwa zwei bis drei Jahrzehnte alt, und tragen demgemäß noch alle Spannungen junger Disziplinen und Berufe — dürfte diese skeptische Haltung dem neuen Gesetz gegenüber im großen und ganzen gemeinsame Überzeugung aller Volksbibliothekare oder mit der Bücherei eng verwachsener Volksbildner sein. Ich weise als Exponenten der verschiedenen Richtungen etwa auf einen Aufsatz von v. Erdberg in der „Freien Volksbildung" und auf Ackerknechts „Büchereifragen" und „Lichtspielfragen" hin.

*) aus: Die Wohlfahrt. Jg. 21 Heft 21/22.

Zumindest kommen beide darin überein, wenn man nur eine, und eine ganz allgemeine Seite hervorkehren will, das Gesetz als einen Versuch mit untauglichen Mitteln zu bezeichnen. Trotzdem die Volksbücherei noch eine ziemlich junge Disziplin ist, hat sie doch schon von allen freien Volksbildungsarten (Volkshochschule, Laienspiel usw.) die geschlossenste Berufskunde, Technik und Methodik entwickelt, die in manchen Punkten schon heute recht eindeutige und kaum noch umstrittene Resultate geliefert haben. Um so mehr mußte es wundernehmen, daß bei der Zustandebringung des Gesetzes die Volksbibliothekare so gut wie unbeteiligt waren, trotzdem auch der Verband Deutscher Volksbibliothekare unzweideutig in einer Erklärung, die dem Ministerium zugeleitet wurde, die Fragwürdigkeit des neu zu schaffenden Gesetzes, soweit es aus Pressenotizen bekannt wurde, betonte. Ich will nun nicht damit den Eindruck erwecken, als ob die Haltung der Volksbibliothekare dem Gesetz gegenüber aus einem gewissen Gefühl der Verärgerung heraus zu verstehen wäre. Ich will nur damit erhärten, daß es in Deutschland noch keine öffentliche Büchereimeinung gibt, was sehr wichtig für die Durchführung des Gesetzes ist. Keiner hat daran gedacht, den in allererster Linie dabei in Frage kommenden Beruf zu beteiligen. Das ist um so verwunderlicher, als es in fast allen Reichsländern und Grenzprovinzen staatliche oder staatlich anerkannte Beratungsstellen gibt. Das ist um so bedenklicher, als gerade über das „Problem des guten und des schlechten Buches", wie wir einmal etwas schablonenmäßig sagen wollen, wie auch über das der Führung und Erziehung des Lesers, besonders hier wieder des Jugendlichen, schon äußerst fruchtbare und allgemein anerkannte Ergebnisse erarbeitet sind. Es gibt gute programmatische Schriften über die Erziehung des Jugendlichen zum Buch, es gibt Jugendkataloge, es gibt gute Jugendbüchereien und Kinderlesehallen. Daß man sich diese Ergebnisse nicht zunutze gemacht hat, ist nach unserer Meinung einer der Hauptgründe der vielen Unklarheiten des Gesetzes, die nun aber nicht auf die Theorie beschränkt bleiben, sondern sich wieder in die Praxis umsetzen und eine fruchtbringende Anwendung des Gesetzes verhindern. Ich will gleich wieder betonen, daß ich nicht pro domo, nicht nur für die Volksbibliothekare spreche, sondern daß sich die Volksbibliothekare mit Jugendrichtern und Pädagogen von Rang in einer Meinung begegnen......

Auch wir Volksbibliothekare haben das stärkste Interesse an einem vernünftigen und klaren Gesetz, das ein wirksames Mittel zur Eindämmung von Schund und Schmutz ist. Wir wissen aber sehr wohl, daß es gedruckten Schund und Schmutz gegeben hat, solange die Druckerpresse existiert und daß es ihn immer geben wird. Es ist holde Romantik, wenn man meint, daß etwa das aufgeklärte 18. Jahrhundert und das idyllische Biedermeier Schund- und Schmutzschriften nicht gekannt haben. Die Literatur beider Zeiten, von anderen ganz zu schweigen, war bestimmt viel schlüpfriger und sickerte von den höchsten Gesellschaftsschichten durch tausend Kanäle in die breiten Massen des Publikums. Ob sie nicht nur absolut, sondern auch relativ geringer verbreitet war, ist heute nur noch schwer festzustellen. Jeder Kenner von Literatur- und Kulturgeschichte weiß, daß es zum Repertoir jedes zeitgenössischen Sittenpredigers gehört, gerade seine Epoche als die verworfenste hinzustellen. Insofern soll man nicht mit diesen Argumenten das Gesetz als notwendig begründen. Auch Übertreibungen in bezug auf die Wirkung der Schmutzschrift auf den Jugendlichen sind zu konstatieren. In Ackerknechts „Büchereifragen" steht ein sehr guter kleiner Aufsatz, betitelt „Zur Psychologie der Schundliteraturwirkung". Hier weist Ackerknecht auf einige sehr instruktive Beispiele aus berühmten Romanen, Cervantes „Don Quixote", Gottfried Kellers „Grünem Heinrich", Multatulis „Kleinem Walther" u. a. hin. So wird z. B., um nur den uns Deutschen bekanntesten Roman anzuführen, der schon erblich belastete Sohn der „Leserfamilie" im „Grünen Heinrich" durch das Lesen von Schundliteratur ein „arbeitsscheuer, genußsüchtiger Schwindler .... der im Zuchthaus endigt", während der grüne Heinrich durch diese Lese- und Schwindelorgien „schließlich vom Lügen geheilt wird". „Wir wollen uns übrigens", fährt Ackerknecht fort — Worte, die auch beim Schund- und Schmutzgesetz der Öffentlichkeit zuzurufen sind — „als Volkserzieher noch ganz besonders die menschenfreundlichen Worte gesagt sein lassen, mit denen Keller „dieses Elend armer Leute" der Sphäre einer billigen moralischen Entrüstung und einer bloßen Verbotspolitik ein für allemal entrückt, nämlich: daß es im Grunde „nur die Spuren derselben Herzensbedürfnisse (wie bei

der religiösen Sektiererei usw.) und das Suchen einer besseren Wirklichkeit gewesen sei". Gewiß wird kein Volksbibliothekar darum den Schund verteidigen und ihn zu Experimenten für solche Kuren, wie der grüne Heinrich sie durchmacht, verwenden. Wir nehmen nur als Volkserzieher für uns in Anspruch, vor Übertreibungen, die immer einer Sache schaden, zu warnen. Es sollte doch zu denken geben, daß, wie ich anfangs schon erwähnte, auch zwei unserer namhaften Jugendrichter und mehrere bedeutende Pädagogen davor warnen, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Der Leipziger Jugendrichter Walter Hofmann sagt in seinem Buche „Die Reifezeit", in dem er eine andere Kapazität, den Berliner Landgerichtsdirektor Hellwig zitiert: „Ich selbst habe noch nie beobachtet, daß Jugendliche bei ihren Straftaten sich eine Bucherzählung zum Vorbild genommen hatten, und Hellwig behauptet sogar, daß eine zuverlässige aktenmäßige Feststellung solcher Fälle noch nie gelungen sei, sondern derartige Berichte gründen sich in der Regel auf die einseitige Darstellung des Angeklagten". Ich selbst habe seit Jahren mir bekannte Juristen immer wieder ausgefragt. Nie konnten positive Angaben gemacht werden. Charlotte Bühler und Zollinger kommen zu demselben Resultat. Und Eduard Spranger in seinem bekannten Buche „Die Psychologie des Jugendalters" schreibt: „Karl Mays Geschichten und alle jene aufregende Literatur mit den vielversprechenden Titeln: „Der Mord an der Kirchhofsmauer", „Am Zuchthaus vorbei", „Aimée, die Abenteuer einer Tänzerin" sind nur deshalb gefährlich, weil sie einen so ganz anderen Lebensrhythmus zeigen als den, der in der umgebenden Wirklichkeit herrscht und geduldet wird. Mit Recht weist Hofmann darauf hin, daß in diesen Schriften gar nicht einmal eine falsche Moral verteidigt werde. Zuletzt siegt auch in ihnen die Tugend. Sie verführen also nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar dadurch, daß sie Phantasievorstellungen und Phantasiespannungen erzeugen, die im Moment der Schwäche zur kriminellen Entladung führen müssen. Psychologisch muß man wohl noch eine Stufe tiefer graben. Denn diese Literatur selbst würde ja nicht bestehen und in Menge gekauft werden, wenn sie nicht einer Sehnsucht entgegenkäme, die im Menschen lebt und besonders den Jugendlichen erfüllt, der Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, Packenden und Gefährlichen. Psychologisch kommt es zunächst nicht auf die Differenz zwischen dem Lebensrhythmus dieser Lichtspiel- und Lektüreneindrücke und dem ordentlichen Leben, sondern auf ihre starke Koinzidenz mit dem Lebensrhythmus der jugendlichen Altersstufe an. Das heißt aber: Der Jugendliche trägt diese Dämonen in sich selber; er würde vielleicht auch dann in die Macht geraten, wenn er wenig oder gar nicht läse. Die Lektüre und der Kinobesuch geben seiner Natur eine verhängnisvolle Nahrung; sie schaffen aber diese Natur nicht selbst.

Wie hat sich nun das Gesetz bisher praktisch ausgewirkt? Man kann ruhig sagen: Es ist bisher ein Schlag ins Wasser gewesen. Von all den hohen Erwartungen, die man daran geknüpft hat, hat sich so gut wie keine verwirklicht. Der Katzenjammer kommt jetzt schon in einem Artikel des Landesrats Dr. Stange in den „Pommerschen Wohlfahrtsblättern" zum Ausdruck. Er gibt zu, daß der bisherige Erfolg des Gesetzes kläglich war. Bis Mitte November 1928 wurden ganze 41 Schriften auf die Liste gesetzt. Eingelaufen waren noch nicht 200 Anträge. Das Verfahren erwies sich als viel zu schwerfällig. Die im Gesetze fehlende Begriffsbestimmung für Schund und Schmutz suchten die Prüfstellen mit vieler Mühe und juristischem Scharfsinn zu finden, versagten aber dabei. Eine Unsicherheit in der Rechtsprechung griff Platz. Sie müßten einige Gutachten lesen, um zu sehen, wie verworren oft die Urteile sind. Mit den Begründungen dieser Urteile können sie oft auch den Kitsch, ja zuweilen das gute Buch stark romantischer Färbung verbieten. Wenn Landesrat Dr. Stange trotzdem optimistisch genug ist, an eine allmähliche Wirksamkeit des Gesetzes zu glauben, so teilen wir die Hoffnung nicht. Es ist das eingetroffen, was Ackerknecht, Erdberg u. a. kommen sahen. Wie sollte es auch anders sein. Der Hauptgrund für das Versagen des Gesetzes ist nicht die Schwerfälligkeit des Apparates und Ähnliches, sondern die ungenügende Begründung, bei der sich keiner wohl fühlt und vor allem das Fehlen einer öffentlichen Büchereimeinung, die den einzelnen Gebildeten zum aktiven bildungspfleglich eingestellten Interessenten macht ......"

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin-Cöpenick, Will. Alexisstr. 10.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 9 1929 Heft 4

Die Kunst des Lesens.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

I.

Eine der ersten „Künste", die der Zivilisationsmensch unserer Zeit lernt, ist bekanntlich das Lesen, und es bietet sich ihm dann, nachdem er die Schule glücklich hinter sich hat, auch wenn sein Beruf ihn nicht an die Druckerschwärze fesselt, zeitlebens reichliche Gelegenheit, jene Kunst zu üben. Ist er doch im Normalfall zum mindesten Zeitungsleser. So bringt er es schließlich, namentlich wenn er Großstädter ist (wer die Fahrgäste der Berliner Stadt- und Untergrundbahn beobachtet hat, kennt den großstädtischen Leser in Reinkultur), zu einer geradezu märchenhaften Virtuosität im Lesen.

Verdient nun aber diese Virtuosität, als Kunst des Lesens bezeichnet zu werden? Ganz und gar nicht! Sie ist vielmehr eine bloße Fertigkeit, und zwar eine Fertigkeit, die wesentlich im Dienste des begrifflichen Erfassens steht (und die man höchstens eine „Kunst des Überlesens" nennen könnte). Der Leser will „sich orientieren", er will möglichst rasch und reibungslos feststellen, was in der Zeitung steht. Er liest fast buchstäblich „in der Diagonale", übrigens selbst wenn es sich um den Zeitungsroman handelt. Darum merkt er auch kaum, wenn Grammatik und Satzbau lässig behandelt sind, wenn die Bildersprache schablonenhaft, kitschig oder widerspruchsvoll ist (nur ganz grobe Widersprüche werden als „Stilblüten" bemerkt), wenn Banalitäten, die sich in wenigen Worten mitteilen ließen, zu ganzen Spalten breitgewalzt sind. Und wenn etwas „zwischen den Zeilen stünde", würde es ihm sicher nicht zum Bewußtsein kommen.

So steht die Lesefertigkeit unserer Zeit geradezu dem im Wege, was mit Recht als Kunst des Lesens bezeichnet werden kann, und was wir vorläufig einmal als ausschöpfendes, als hingebendes Lesen umschreiben wollen. Kein Wunder, nebenbei gesagt, daß unsere Voreltern an dieser Kunst leichter Anteil haben konnten; wobei ihnen noch besonders zugute kam, daß sie den Rhythmus und die Bildkraft der Luthersprache in Gestalt der vielen Bibelsprüche, die sie auswendig lernen mußten, stets im Ohre hatten und mehr oder weniger bewußt als stilistischen Maßstab anlegen konnten. Wenn wir noch über die sinnenstarke, eindringliche, unhastige Lesegepflogenheit unserer Ureltern verfügten, brauchten wir uns nicht mit theoretischen Erwägungen über die „Kunst des Lesens" zu plagen.

Es kann sich nun aber natürlich nicht darum handeln, die Lesefertigkeit unterbinden zu wollen. Diese ist ein notwendiger Ausdruck des durch unseren Selbsterhaltungstrieb diktierten Lebenstempos der Gegenwart und ihre künstliche Einschränkung wäre ein reaktionäres Unternehmen, das

uns volksbildnerisch nichts nützen würde. Der Weg der kulturellen Entwicklung geht stets vorwärts, nie rückwärts, und keine Zeit hat deutlicher gezeigt als die unsrige, daß die kulturelle Entwicklung eines Volkes entscheidend davon abhängt, ob es „Fortschritte“ der Zivilisation sich einverseelen — um ein Nietzsche-Wort zu gebrauchen — und so für die Kultur nutzbar machen kann. Über die Lesefertigkeit hinaus, trotz ihr, muß die Kunst des Lesens wieder Allgemeingut aller wirklich Gebildeten werden. Auch wir Kinder einer zergeistigten, zweckgehetzten Zeit müssen die Tiefe selbstbildnerischer Genußfähigkeit wiedergewinnen, die unseren instinktbegabteren und phantasiestärkeren Voreltern sozusagen noch unmittelbar zugänglich war. Aber wir müssen sie uns, entsprechend der bewußteren und mittelbareren Art unserer Selbstbildung, vorwiegend auf dem Umweg über die Urteilsfähigkeit, über das kritische Lesen wiedererobern.

Wir haben oben unser Ziel vorläufig als ausschöpfendes, als hingebendes Lesen formuliert und jetzt unsern Weg dahin als kritisches Lesen. Wie das gemeint ist, wird am besten veranschaulicht durch die Anwendung, die wir von der Kunst des Lesens im folgenden an drei Beispielen machen wollen. Ich habe diese aus der Erzählungskunst der Gegenwart genommen, obwohl sich aus der Lyrik zur Aufweisung der künstlerischen Werte noch dankbarere (freilich auch extremere) Beispiele bieten ließen. Ich habe das nicht nur deshalb getan, weil die Erzählungskunst für die volksbibliothekarische Praxis die entscheidende Rolle spielt, sondern auch weil sie viel ergiebiger ist für die Betrachtung der weltanschaulichen Werte (im weitesten Sinne des Wortes) als die Lyrik und weil es uns als Volksbildnern auf diese in erster Linie ankommen muß. Die Erzählungen „Des Elefanten Wiederkehr“ von Hans Grimm*), „Der Brief des Dichters und das Rezept des Landammanns“ von Wilhelm Schäfer**) und „Der Gast“ von Friedrich Huch***) habe ich gewählt, weil es sich hier um drei „schwere“ Stücke handelt, um Stücke, die so hohe Ansprüche an die Kunst des Lesens stellen, daß sie Dutzendlesern meist langweilig oder unverständlich erscheinen.

Wir führen unsere vorläufigen Formulierungen gleich weiter, indem wir über unseren Anschauungsunterricht die (scheinbar selbstverständliche) allgemeine Doppelforderung schreiben, daß ein guter Leser alles bemerken müsse, was dasteht, und daß er alles in der eigenen Phantasie nachbilden müsse. Mit anderen Worten: Die Voraussetzung für alle Kunst des Lesens ist, daß unser äußeres Auge alles „auflieſt“, was der Schriftsteller hingeschrieben hat, und daß auch unser inneres Auge das alles sieht (indem unser inneres Ohr jedes Wort hört).

Da wir es mit Erzählungen zu tun haben, wird sich die Berücksichtigung dieser Doppelforderung vor allem an dem Punkte zeigen müssen, der für die epische Wirkung entscheidend ist, nämlich an dem Verständnis für

*) Als Manuskriptdruck der Stettiner Volkshochschule erschienen; von ihr zum Druckpreis von 60 Pfg. (einschl. Porto) zu beziehen.

**) Als Manuskriptdruck der Stettiner Volkshochschule erschienen; von ihr zum Druckpreis von 15 Pfg. (einschl. Porto) zu beziehen.

***) Als Nr. 103 des „Schatzgräber“ erschienen; im Buchhandel für 20 Pfg. käuflich.

die Fügung der Handlung. Es liegt bei einem wirklichen Erzählungskunstwerk meist an der Flüchtigkeit des Lesers, wenn diesem eine Wendung der Geschichte nicht glaubhaft erscheinen will, wenn er einen bloßen Zufall am Werke glaubt, wo er sich beim ausschöpfenden Lesen nicht dem Eindruck innerer Notwendigkeit verschließen könnte. Ein Musterbeispiel dafür, wie selbst literarisch ernsthaft interessierte Leser den Schluß einer Erzählung geradezu mißverstehen können, weil sie einfach nicht alles bemerkt haben, was dasteht, liefern die Erfahrungen mit Grimms Elefanten-Novelle. Ich habe das Experiment mehr als einmal gemacht, daß ich einen größeren Leserkreis fragte, wie er den Schluß verstanden habe. Und es fand sich immer ein stattlicher Bruchteil, der glaubte, Sidney sei doch noch von Elefanten getötet worden. Von der äußeren Spannung fortgerissen, hatten diese Leser nicht bemerkt, daß der Dichter auf Seite 75 und 76 zwar sehr knapp, wie es seine Art ist, aber ganz deutlich feststellt, daß über den Jahrestag von Ted Elliotts Tod hinaus noch drei Tage vergehen, daß also der Zeitpunkt für die Erfüllung der abergläubischen Prophezeiung der Schwarzen längst vorüber ist. Jene Leser hatten deshalb auch nicht gemerkt, daß in diesen ganzen Tagen niemand von der Goorah nach Sidney sucht, daß Sidney sich nun nicht bloß um seine Hoffnung auf Rache an dem Mörder seines Pflegevaters und damit auf Rehabilitierung in den Augen der Pflegemutter betrogen fühlt, sondern daß er, aus der Selbstbetäubung seines Blutrachedurstes erwacht, auch vollends ganz klar erkennt, wie fremd und gleichgültig er denen auf der Goorah geworden ist (und wie erschütternd bestätigt das der Dichter durch die Worte: „Aber niemand hörte den Schuß!“) und daß er deshalb das für ihn völlig sinnlos gewordene Leben ruhig und gefaßt abstreift. Infolge der begreiflichen Beschleunigung des Lesetempos hatten jene Leser weder die Chronologie des Schlusses erfaßt noch die letzten Andeutungen über die äußere und innere Vereinsamung Sidneys beachtet, und so fehlten ihnen die Voraussetzungen für das Verständnis der inneren Notwendigkeit, ja überhaupt des tragischen Sinnes von Sidneys Tod. Wer dagegen dies alles bemerkt — und das geschieht oft wenigstens beim zweiten Lesen, nach Beseitigung des grobstofflichen Spannungsreizes — und mit der eigenen Einbildungskraft jedem Worte (und jedem Schweigen) des Dichters nachgeht, der empfindet sofort die ergreifende Geschlossenheit dieses Schicksals*).

Wenn wir als zweiten Punkt, an dem sich jene Doppelforderung bewähren muß, die Charakteristik der Personen erwähnen, so ist jedem Kenner, zumal der sogenannten realistischen Erzählungskunst, ohne weiteres klar, daß wir eigentlich wieder bis zu einem gewissen Grade von der Fügung der Handlung reden. Sie wird ja aufs stärkste mitberührt, wenn wir die innere Wahrheit der dichterischen Gestalten (in Taten und Worten) anerkennen oder bezweifeln. Wird doch heute die epische Gestaltungskraft vielfach geradezu daran gemessen, ob die Handlung aus dem Wesen der handelnden Personen heraus zwingend und lückenlos begründet erscheint. (Vgl. Novalis: „Schicksal und Gemüt sind Namen eines Begriffs.“)

*) Die tiefsinnige Ironie des Titels kann natürlich auch dann erst erfaßt werden.

So ist es, um zunächst wieder die Grimmsche Erzählung zu zitieren, wesentlich zum Verständnis des Ganzen, daß man alles bemerkt und erlebt, was der Dichter z. B. über Sidneys ungewöhnliche Gemütsart und über Nannas verdrängte Mütterlichkeit in meist unauffälliger Weise sagt. Da wird Seite 32 Sidney, gleich als er zum ersten Mal in den Gesichtskreis von Nanna und damit auch des Lesers tritt, dadurch besonders charakterisiert, daß so nebenbei von seinen „leicht verträumten Kinderaugen" gesprochen wird. Ein paar Zeilen weiter unten (Seite 33) geht aus den Worten des Heimleiters hervor, daß er Sidney unter die „sonderlichen, langsamen Kräfte" rechnet, deren „Rechtleitung und Erschließung" schwierig sei. Und als Nanna ihm tags darauf das Taschenmesser schenkt, glänzen „des Jungen Traumaugen". Seite 34 aber wird Sidney dann noch deutlicher als ein „schwieriges Kind" bezeichnet, dessen „verborgene Sonderheiten den Vorsteher besorgten". Und die Andeutungen über Nannas verdrängte Mütterlichkeit, der ja Sidney im Grunde zum Opfer fällt, beginnen schon auf Seite 10, wo „das Frauenkind" mit seinen beiden Puppen in seinem Baumnest „umherarbeitet". Seite 13 und 14, wo die besondere Teilnahme Nannas an der Geburt und an dem Heranwachsen der Brudersstochter beschrieben wird, heißt es, vorläufig abschließend, daß es ihr beim Abschied gewesen sei, als ob „eine Mutter von dem einzigen Kinde, das ihr geschenkt wurde, davon und weg soll". Als sie dann Sidney, auf den sie zunächst durch den Heimleiter aufmerksam gemacht wurde, ernstlich als Pflegekind ins Auge faßt und ihm das Taschenmesser schenkt, bemerkt der Dichter (Seite 33), daß, „während die Rechte das Messer gab, die tastende und zitternde Linke das blonde Knabenhaar zu berühren versuchte". Und auf dem Schiffe deutet die scharfsichtige Reisegenossin an (Seite 37), daß Nanna doch eigentlich „ein Hätschelkind", also ein Spielzeug für ihre ungestillte Mütterlichkeit, etwas zum Streicheln (vgl. ihre Puppen) brauche und unbewußt gesucht habe; und auch Ted Elliott sagt (Seite 50) zu ihr: „Wir hätten ein Mädchen mitbringen sollen" und schreibt an den Schwager, Nanna „brauche jemand, den sie liebhaben und hätscheln kann". Seite 52 wird aber dann in der starken und knappen Feststellung des Verhältnisses zwischen Nanna und Blanche geradezu gesagt, daß „Nanna bei diesem heranwachsenden Kinde jede Gelegenheit gefunden" habe.

Handelt es sich bei den bisher angeführten Stellen um solche, an denen der Dichter selbst etwas Charakterisierendes über seine Gestalten sagt oder eine von ihnen sagen läßt, so mögen die folgenden Hinweise auf die Art des Gebrauches von Sidneys Namen als Beispiele für die kleinen Züge der Erzählung genügen, durch welche die Träger der Handlung sich und ihr Verhältnis zueinander mittelbar charakterisieren. Gleich wie wir Ted Elliott in liebenswürdigem Egoismus von Sidney zum ersten Mal sprechen hören (Seite 37), nennt er ihn mit der vertraulichen Abkürzungsform seines Namens Sid. Und bei diesem Sprachgebrauch, der aus seinem Munde sehr kameradschaftlich kling, bleibt er (soweit er nicht, wie Seite 39, zu den Farbigen spricht). Nur einmal (Seite 56) nennt er ihn scherzhaft ehrerbietig, wie die Hottentotten, Master Sidney. Nanna aber nennt ihn immer Sidney (Seite 33, 54, 55, 70, 74). Nur einmal macht sie eine Ausnahme (Seite 74), nämlich als sie Mitleid mit ihm bekommt und von der

Ahnung beunruhigt wird, daß sie ihm Unrecht getan hat und daß er in Lebensgefahr ist. Dort heißt es geradezu: „Sid, so hatte sie ihn nur im ersten Jahre, im ersten und letzten Jahre seiner Kinderzeit auf der Goorah, angeredet.“ Blanche aber schwankt sehr bezeichnend in ihrem Sprachgebrauch, und man kann an diesem Schwanken den Grad des jeweiligen Nahe- oder Ferngefühls ablesen, das sie Sidney gegenüber erfüllt. So nennt sie ihn Sid nach dem Vorbild ihres vergötterten Dad, so lange dieser lebt (Seite 56). Als sie ihn dann unter dem Eindruck von Nannas Verzweiflung über sein scheinbares Versagen (Seite 65) fragt, ob er bei Gott die Wahrheit gesprochen habe, nennt sie ihn Sidney. Als sie wiederum später seine Herzensnot wegen der Heraufbeschwörung der Rache des Elefanten spürt, nennt sie ihn, sogar Nanna gegenüber, Sid (Seite 67). Später wechselt sie, unsicher in ihrem Gefühl, in einem und demselben kurzen Gespräch mit Nanna (Seite 70) die Namensform. Und als sie bei der Freude Sidneys über den Fund des Stückchens Stoßzahn tief befremdet ist, sagt sie wieder unwillkürlich Sidney (Seite 72). Es ist klar, daß ein Leser, der über diese symptomatischen „Kleinigkeiten“ wegliest, alle die feinen Gefühlshilfen entbehren muß, die ihm der Dichter geben wollte, um ihn mit seiner nachschaffenden Phantasie ganz einzuspinnen in das Schicksalsnetz, in dem sein Held schließlich erstickt.

Die in ganz anderem Stil geschriebene Huchsche Novelle gibt womöglich noch mehr dankbare Beispiele, um zu zeigen, wie wichtig das Bemerken und Nacherleben auch der feinsten und verstecktesten (hier, im Gegensatz zur Grimmschen Novelle, vor allem durch Ironie verdeckten) charakterisierenden Einzelzüge ist. Wie witzig — im tieferen, ursprünglichen Sinne des Wortes — ist gleich die (direkte) Charakteristik des Helden auf der ersten Seite. Da wird er im ersten Satze rund heraus „der alte Professor“ genannt. Und der gute Leser hält auch schon die Ingredienzien bereit, die in der Regel (nicht nur in den Witzblättern, sondern auch etwa bei Raabe) bei dieser Vorstellung unentbehrlich erscheinen. Etwas Gelehrt-Weltfremdes, Ideologisches, Gütig-Brummiges oder Bösartig-Ironisches, auf alle Fälle aber stark Bemoostes schwebt ihm als Urnebel vor, aus dem sich der neue Mikrokosmos formen soll. Da erfährt er gleich aus den nächsten Sätzen mit einiger Verblüffung, daß mit jenen Elementen in unserem Falle nichts anzufangen ist. Vielmehr ist da einer, der so wenig wie der alte Professor Faust wirklich alt und fertig ist mit seinem Leben. Und der Blick des aufmerksamen Lesers wird weiterhin sofort auf das wunderbare Wechselspiel zwischen Instinkt und energischem Planen in diesem Leben, zwischen Getriebenwerden und Steuern, hingelenkt. Wie tiefsinnig ist es, daß hier gleich von der nachgestaltenden Vorliebe des Helden für Segelschiffe und von der „tiefen, geheimen Verwandtschaft, die er für sie empfindet“, die Rede ist! Und nicht minder bezeichnend ist es, daß das Sinnbild, das in diesem Hinweis steckt, am Schluß der Erzählung (Seite 35) wiederkehrt, wo das instinktsichere, befreiende Sichtreibenlassen seiner Natur wundervoll symbolisiert wird durch die Worte: „In seinem Wesen war etwas von der frohen Erwartung eines Schiffes, das noch vor Anker liegt, während der Wind schon in die Segel blasen möchte und ungeduldig mit dem Wimpel spielt.“ Und wie wichtig ist es, daß der Leser nicht das zwei-

mälige „vorläufig“ in den ersten Sätzen überhört! Ist doch damit ebenso beiläufig wie zweifellos festgestellt, daß dieser Mensch sich völlig frei hält für jede Korrektur eines verfehlten Unternehmens, das heißt aber bei ihm nicht eines erfolglosen Unternehmens, sondern eines Unternehmens, das sich als nicht seinem innersten Wesen gemäß erweist. Auch wird weiterhin gleich dem Irrtum vorgebeugt, daß es sich hier um einen Mann handle, der gewissermaßen alle Länder der Erde als Genießer durchstreife; denn wir erfahren, daß er alles Weltenbummlerhafte ablehnt. (Die positive Ergänzung ist dann die schöne und tiefe Stelle auf Seite 17, wo der Professor sein ganzes Dasein überdenkt und es ihm erscheint „wie ein steter, noch jetzt fortdauernder Aufstieg zu einem unbekannten Gipfel, dessen Formen im Nebel lagen und sich nur selten visionär entschleierten“. Dort erfahren wir also, daß er sein ruheloses, stets schaffensbereites Leben als eine von einem geheimen Sinn erfüllte Reise, als eine wahre Pilgerfahrt empfindet.) Der Dichter schließt dann den ersten Abschnitt seiner Charakteristik des „alten Professors“ mit der besonders geistvollen, komplizierten und aufschlußreichen Beobachtung über den Grund, warum der Professor es nicht länger in Hamburg aushält: „Es erfaßte ihn eine wachsende, fast körperliche Unbehaglichkeit, über die er sich anfangs nicht klar war, bis er zu wissen glaubte, daß sie nur von jenem Bismarck-Roland ausgehen konnte, der dort hinten götzenhaft in die Luft ragte.“ Wie trefflich ist hier das typische Kräftespiel der Seele dieses Künstlers skizziert: Erst ist der deutliche Instinkteindruck da ohne analytische Erkenntnis. Aber der Professor ruht nicht, bis er Rechenschaft darüber gewonnen hat, was eigentlich die Ursache seiner „Stimmung“ sei*). Denn seinem tatkräftigen Geiste ist es selbstverständlich, daß er sich dann entscheiden muß, ob die Ursache zu beseitigen sei, oder ob er sich ihrer fatalen Wirkung durch Fortsetzung seiner Reise entziehe. Und da ergibt sich also dann, daß unseren Liebhaber des Vorläufigen, dem alles nur ein Übergang ist, unseren „Lobredner der Vergänglichkeit“, um mit Nietzsche zu reden, das Dogmatische, Kategorische, Endgültige des Ledererschen Bismarck stört, weil er es als unlebendig empfindet. Wie bezeichnend aber ist dabei noch insbesondere, daß er das S i n n b i l d l i c h e der Figur so unmittelbar („fast körperlich“) erlebt!

Ich muß im Hinblick auf den zur Verfügung stehenden Raum der Versuchung widerstehen, in derselben Weise jede Zeile dieser Meisternovelle daraufhin durchzugehen, welche Fülle von charakterisierenden Einzelheiten da mit einer unglaublichen erzählerischen Eleganz dargeboten wird. Nur auf einige Stellen darf ich noch stichprobenweise hindeuten: Wie immer wieder die Schaffensbereitschaft des Professors, die Selbstverständlichkeit, mit der er sich nie bloß genießend oder ablehnend zu seinen Eindrücken verhält, veranschaulicht wird; so gleich Seite 6, als er sich an seine Knabenausflüge in die Heide erinnert („mit den lebendigen und unlebendigen Dingen, die er zu Haus zu zeichnen gedachte“), so als er dem übel veränderten Bahnhofsplatz sofort innerlich die architektonische Lösung gegenüberstellt, die so „einfach und selbstverständlich gewesen wäre“ (Seite 8),

*) Vgl. auch die in ihrer seelischen Dynamik parallele Halbschlafszene Seite 21: „Dieser Esel! ... Darüber war er selbst erstaunt.“

so als er angesichts der ungeheuren abendlichen Heidelandschaft denkt: „Das werde ich malen!“ (Seite 18) und das am andern Morgen auch tut, so als er beim Klavierspiel der Baurätin das schön rhythmitisierte Tor (dieses Sinnbild des Überganges) entwirft. Ferner die Hinweise darauf, wie er, dem gleich Fontane „der Sinn für Feierlichkeit fehlt“, hinter seiner tapferen Nüchternheit ein Gemüt voll keuscher, tiefer und zarter Andacht und Ehrfurcht verbirgt (vgl. besonders sein Einschlafen unter der uralten deutschen Pappel, Seite 10/11). Und dann die entzückenden kleinen Züge, durch die der Dichter die Gegenspieler des Professors, das gutherzige, unfreie alte Bauratsehepaar, kennzeichnet. Wie treffend werden sie schon durch das Erinnerungsgemümmel Seite 22 als wirklich alte Leute charakterisiert! Wie unzart „intim“ wirkt vor allem auch der Vornamengebrauch des Baurats: Während der Professor seinen alten Freund nie beim Vornamen nennt, schwelgt dieser vom ersten Augenblick der Begrüßung an förmlich in der vertraulichen Anrede (Seite 11/12). Seiner Frau, die den Professor überhaupt zum ersten Mal sieht, ruft er zu „Jakob ist da, unser alter Freund Jakob!“ und sie spricht dem Professor gegenüber immer von ihrem Mann als Ferdinand. Und wie sehr als Weihe der Unkraft und der Unfreiheit erscheint die „Pietät“ in diesem Hause (Seite 28 ff.) im Vergleich zu der unsentimentalen Lebensbejahung (vgl. auch Seite 8 „und dann doch wieder zum Guten“), mit der der Professor von seiner „Familie“ spricht (Seite 13/14)! Wie bezeichnend für die kompromißlerische Schwäche des Baurats und seiner Frau, daß sie sich bei jeder Gelegenheit direkt oder indirekt entschuldigen (Seite 12, 14, 31), daß bald er, bald sie „nicht gleich das richtige Gesicht findet“ (Seite 14, 25), daß sie, die Gebundenen, unwillkürlich auch den andern gerne binden möchten (Seite 20 „eine Versicherung über den Tag hinaus“, Seite 26 „es war, als ob die Augen dieser beiden guten Leute seine Augen gleichsam festnagelten“), daß sie sich voll „Nächstensucht“ — wie hätte sich Nietzsche überhaupt an der unerbittlichen Psychologie der Geschichte erfreut — in die Gedanken des Gastes eindrängen (Seite 27: „Ich wette, ich weiß, woran du eben die ganze Zeit gedacht hast!“) und immer alles „verstehen“ (Seite 12 „ich könnte es begreifen“, Seite 16 „und taten dann gegeneinander so, als hätten sie an seiner Stelle ebenso gehandelt“, Seite 25 „Ich verstehe beides“, Seite 31 „Ich finde diesen Entwurf ja schön“ . . .)!

Und nun die in wieder anderem Stil geschriebene dritte Geschichte. Hier sind, wie etwa bei C. F. Meyer, für das Bemerken und das phantasiemäßige Nacherleben der charakterisierenden Einzelheiten, insbesondere für das Erfassen der Tragweite mancher Andeutungen, gewisse „Bildungsvoraussetzungen“ — ich meine damit den Inhalt des Schulsackes im weitesten Wortsinn — recht wichtig. Wer keine Ahnung vom Leben, den Werken und der Bedeutung Klopstocks für seine Zeit hat, der wird die geistvolle Ironie, die in den beiden ersten Zeilen der Schäferschen Anekdote steckt, nicht bemerken und daher den Hauptreiz dieses Auftaktes nicht spüren. (Und das ist umso bedauerlicher, als bei Schäfer, wie er selbst berichtet*), je-

*) In der viel zu wenig bekannten Broschüre „Wie meine Anekdoten entstanden“ Seite 217.

weils der erste Satz seiner Anekdoten von besonderer Bedeutung ist, weil er „das rhythmische Thema" gibt). Wer aber einigermaßen literaturkundig ist — von der Züricher Episode braucht er darum noch nichts Genaueres zu wissen —, der fühlt hier gleich, daß uns gewissermaßen nicht der Messias-Dichter, sondern der Sänger der Ode „An die Natur" vorgestellt werden soll. Und er kann ermessen, was es heißt, wenn (Seite 4) die Doktorsfrau seinen durch einen jungen Weltruhm verklärten Namen ganz unbefangen belächelt. Und wie glänzend erscheint ihm weiterhin der Geist Klopstockscher Dichtung charakterisiert durch das Wohlgefallen der Doktorsfrau an dem „Fremdling, der so schwärmerisch von ihrer Landschaft, vom Menschengeist, von Freundschaft und von der Seele zu sprechen wußte"! Und wiederum, der kleine Zug (auf derselben Seite 5), daß Klopstock, nachdem er „dem Geleucht der fernen Wetter wie dem Geflacker seiner erregten Jünglingsseele" zugesehen hatte, sich entkleidend „seinen Rock dankbar küßte", kann nur auf den seine ganze Erlebniskraft ausströmen, der etwas vom „Sturm und Drang" und von der Wertherzeit weiß. Ähnlich steht es mit den „strömenden Tränen" (Seite 6), die aus dem Lebensgefühl unserer Zeit heraus unmännlich erscheinen würden. Besonders aber kann die gewaltige Größe des Schlusses, die ganze Bedeutung des Sieges, den der Dichter aus dem Rezept des Landammannes und aus dessen schmerzlicher Anwendung auf seine tiefste „Gelegenheitsdichtung" gewinnt, nur der fassen, der wenigstens eine ungefähre Vorstellung von Klopstocks hinreißender Wirkung auf seine Zeitgenossen hat.

Wir haben hier also den besonderen Fall der Charakteristik einer historischen Persönlichkeit und wir erkennen, daß eine solche, selbst wenn der Erzähler (wie hier Schäfer) nicht die Kenntnis biographischer Einzelheiten voraussetzt, doch immer bis zu einem gewissen Grade — und je kürzer die Erzählung ist, umso mehr! — zehren muß von dem historischen Wissen des Lesers. Und wie sie von diesem Wissen zehrt, so vertieft sie es andererseits auch. Das eben ist schon aus den obigen Bemerkungen über die Charakterisierung Klopstocks durch die Schäfersche Anekdote zu ersehen.

Wir sind damit bereits bei der Frage angelangt, wie sich die Kunst des Lesens im Bemerken und phantasiemäßigen Nachschaffen kulturgeschichtlicher Werke bewähre. Bleiben wir bei unserem Beispiele, das noch besonders in seiner Eigenart hervortritt, wenn wir es vergleichen mit der Stormschen Novelle „Im Sonnenschein"*), die in derselben Zeit spielt. Wie unvergeßlich tritt hier das Lebensgefühl jener Epoche der „erregten Jünglingsseele" in die Erscheinung! Dafür ist z. B. auch sehr bezeichnend, wie Klopstock von dem Sinnbild (Seite 6 „in dem donnernden Aufruhr die lächelnde Frau und das ragende Kreuz unbewegt") in die höchste dichterische Ekstase versetzt wird. Und auch eine solche kleine

*) Einzelausgabe als Nr. 99 des „Schatzgräbers" erschienen und im Buchhandel für 15 Pfg. käuflich. — Bei Storm: bürgerliche Landschaft, ein gepflegter Garten, voll vom Arom einer strengen Gartenkultur, schluchzendes Wasser und sonnige Stille, städtische Konvention, patriarchalische Gebundenheit; bei Schäfer: heroische Landschaft, Rousseausche elementare Stimmung, ein wilder Gebirgsbach, grüne Wildnis, krachende Donner, nächtliche Leidenschaft, Freiheit des Individuums („menschliche Vollmacht").

Äußerlichkeit wie das Siegel (Seite 12) ist ein bezeichnendes Stück von der Formenwelt jener Urväterzeit, das dann im großartigen Pathos des Schlusses (Seite 13 „Sein Dichterwort ist das Siegel . . .") symbolisch ausgewertet wird.*)

Wir können übrigens diesen Punkt nicht verlassen, ohne daran zu erinnern, daß auch eine Gegenwartsgeschichte späteren Lesern kulturgeschichtliche Werte vermitteln wird. Als einziges Beispiel genüge hier aus Huchs Novelle die vernichtende Schilderung jenes „siamesischen Palastbaues, der sich zwischen den verkrümmten alten Häusern reckte und bis in die obersten Stockwerke vollgepfropft war mit Stühlen, Schürzen, Ansichtspostkarten, Kinderwagen und Haushaltungsgegenständen" (Seite 25).

Nah verwandt mit der Frage nach den kulturgeschichtlichen Werten ist die nach den gesellschaftskundlichen (soziologischen) und volkskundlichen Werten. Handelt es sich bei jenen im Grunde um das Lebensgefühl einer Zeit (aber natürlich auch um ihre äußeren Lebensbedingungen), so bei diesem im Grunde um das Lebensgefühl einzelner Volksschichten (aber natürlich auch um ihre äußeren Lebensbedingungen).

Wie offenbart sich in der Huchschen Novelle das spezifische Lebensgefühl des Beamten, des Menschen mit dem „gesicherten Lebebrot" (wie Grundtvig zu sagen pflegte)! Wie deutlich spüren wir die Honoratiorenluft, als sich die Tür des Gastzimmers auftut, in dem der unglückliche Professor von seinen ehemaligen Kameraden erwartet wird! Wie bezeichnend ist es, daß die Gekränkten „sich das feste Versprechen geben, ihn ostentativ zu ignorieren" (man beachte die erhebend schneidigen Fremdwörter!).

Die Grimmsche Novelle aber bietet dadurch besonders interessante Beispiele, daß ihr ausgesprochene Kolonialverhältnisse zugrunde liegen. Da tritt vor allem das Lebensgefühl des Siedlers in die Erscheinung, und zwar zunächst in seinen typisch erzväterlichen Ausdrucksformen: Es wird die neue Heimat getauft (Seite 7), ein sinnbildlicher Akt für die Besitzergreifung durch das schöpferische Wort (vgl. die Erzvätergeschichten des alten Testamentes), es werden die Eingeborenen, die selbstverständlich zu Knechtsdiensten bestimmt sind, und das Vieh versorgt, und es wird „das wilde Getier des Busches" nur soweit beeinträchtigt, als es die Sicherheit des eigenen Lebens erfordert. Als dann Frau Nanna auf der Farm waltet, ergeben sich mehr die Ausdrucksformen neuzeitlichen Siedlertums: Es kommen die Gäste aus der Stadt und die Siedler selbst lernen die Romantik ihres Lebens im Busche genießen (Seite 14 ff., 18 ff., 35, 38). Da ist aber auch bei Grimm die Episode mit den Barnardo-Heimen**), die ein so scharfes Licht auf das Londoner Kinderelend wirft (Seite 29 ff.), und da sind schließlich die farbigen Landarbeiter, deren Verhältnis zur Gutsherrschaft noch ganz in dem rassebegründeten Patriarchalismus befangen ist, der

*) In der Stormschen Novelle ist es in seiner doppelten sinnbildlichen Bedeutung als Verschluß und als feierliche Bestätigung, als Schutz und als Bekräftigung (Seite 13) womöglich noch eindrucksvoller.

**) Ich empfehle bei dieser Gelegenheit, sich aus der trefflichen Barnardo-Biographie von J. Friz („Dr. Barnardo, der Vater die Niemandskinder". 7. Auflage. Zürich: Orell Füßli 1925) über diesen verehrungswürdigen Menschenfreund näher zu unterrichten.

im günstigen Falle — wie hier — etwas Anheimelnd-Familiäres an sich hat (vgl. z. B. die Art, wie das farbige Gesinde Sidney aufnimmt, Seite 38 ff., oder wie es sich darüber unterhält, daß Sidney auf der Farm nichts mehr gelte, Seite 69).

Der Berufsschüler und das Buch.

Von Stellv. Gewerbeschuldirektor Conrad Barth (Stettin).

Es gibt wohl heutzutage kaum noch eine Berufsschule in größeren und mittleren Städten, die keine Schülerbücherei hätte. Im wesentlichen werden auch die Hauptzüge, die man in der Benutzung durch die Schüler, in der Behandlung der Bücher, in der Einstellung der verschiedenen Schülergattungen und dergleichen beobachten kann, überall ähnlich sein. Jedoch ein Unterschied fällt dem auf, der Gelegenheit hat, in Büchereien dieser Art hineinzusehen: Um einen Kern von Büchern, die fast überall die gleichen sind, weil sie als anerkannt gut gelten, sammeln sich andere derart, daß dadurch der Schwerpunkt der ganzen Bücherei auf diese oder jene Stoffgebietsseite verschoben wird. Und zwar immer so, daß die Bücherei ein äußeres Spiegelbild der inneren Neigungsausprägung dessen zu werden trachtet, der für ihre Ergänzung zu sorgen hat. Da gibt es Schülerbüchereien, die ihren inneren Beziehungspunkt im Geschichtlichen haben, solche, die vorwiegend technisch, sozialpolitisch oder schöngeistig eingestellt sind. Es wäre vollkommen verfehlt, wenn man daraus, abgesehen von eigentlichen Übertreibungen, dem Büchereiverwaltenden einen Vorwurf zurechtmachen wollte, denn es ist selbstverständlich, daß jeder auf seinem Sondergebiet den besten Überblick hat, und daß er ohne weiteres eine Reihe von Büchern daraus benennen und beschaffen kann, die wirklich auch dem Fernerstehenden Genuß und Bereicherung bringen. Umgekehrt wird von jenem ein ihm nicht liegender Zweig naturgemäß schwächer berücksichtigt werden, weil er dabei auf Empfehlungen anderer fußen muß. Dazu kommt noch, daß jeder einzelne von vornherein denkt, was ihn stark fessele, müsse doch eigentlich jedem Menschen eindrucksvoll sein, und daß er anderseits leicht meint, daß Leute, die sich mit ihm nicht liegenden Dingen beschäftigen, etwas sonderbare Käuze seien, die kaum als Durchschnitt zu werten wären. Diese allgemein menschliche Eigenschaft wird sich niemals ganz unterdrücken lassen, auch bei schärfster Einstellung auf innere Gerechtigkeit nicht. (Wer das anzweifelt, prüfe einmal, wie er selbst auf folgende Beschäftigungen anspricht: Urkunden studieren, Käfer bestimmen, ein Wörterbuch machen, Briefmarken sammeln, Börsenkurse auswerten, Lyrik lesen, höhere Mathematik treiben. Trotzdem unsere Einsicht uns sagt, daß keines davon etwa an sich minderwertig sei, werden wir nicht umhinkönnen, der eine gegen dies, der andere gegen jenes eine innere Abneigung zu spüren. Unser Handeln wird aber bekannterweise stärker von unserem gefühlsmäßigen Für und Wider als von unserer Einsicht bestimmt, weil diese nur in besonderen verstandesklaren Augenblicken ihr Recht behält, jene aber durch das Unbewußte immerwährend formend hindurchwirkt.)

Um die persönliche Umfärbung auszuschalten und die Schülerbücherei so einzurichten, daß sie eine Abspiegelung der Neigungen des Leserkreises wird, bleibt infolgedessen nur der Weg, die Schüler selbst darüber zu befragen. Ein solcher Versuch wurde früher an dieser Stelle behandelt*), dessen Ergebnisse noch einmal kurz zusammengefaßt seien. In einer gewerblichen Schule des Metallfaches wurde bei rund 1000 Schülern durch eine Umfrage ermittelt, wie sich die Lesewünsche auf die verschiedenen Sachgruppen der Bücherei verteilen, und wie im Laufe der Entwicklung sich dabei die Anteile verschieben. Es zeigte sich mit großer Deutlichkeit, daß der aus der Volksschule entlassene Jugendliche die Welt vorwiegend erscheinungsmäßig und sinnbetont erlebt, und daß die Auffassungsform des Erwachsenen, der in überwiegendem Maße ein zweckbedingtes Gefüge darin erblickt, ihm zunächst ganz wesensfremd ist. Diese Seelenlage zeichnete sich in der Auswahl des Lesestoffes deutlich ab: Erlebniskräftiges in den ersten Lehrjahren steht als Lesewunsch vornan, die logische Seite ist noch unentwickelt, Unmöglichkeit der Handlung stört daher nicht. In diesem Alter tritt die moralische Wertung noch stark zurück; wahrscheinlich wirkt das biogenetische Grundgesetz auch auf geistiger und seelischer Seite. Mit vorschreitendem Lebensalter und durch die Berufsschulerziehung ergibt sich eine allmähliche Ausdehnung des geistig-logischen Gebietes. Erst spät und nur bei Begabteren werden rein gedankliche Fragestellungen geschätzt. Im ganzen eine Entwicklung von der mitlebenden, einfühlenden Einstellung zur zergliedernden, begreifenden, beherrschen wollenden, deren Anfänge in der Schulzeit liegen, und die sich noch lange darüber hinaus fortsetzt. Zugleich zeigt sich aber auch, daß eine Vorbeugung gegen die Gefahr der Verfachlichung des Menschen nötig ist, die durch die lebenskundlichen Fächer im Lehrplan und durch die erziehliche Seite des Unterrichtes angestrebt werden muß; so wird versucht, aus dem Berufskern heraus den Menschen zu entwickeln. Die Schülerbücherei kann diesen beiden als drittes Hilfsmittel zur Seite treten und gleichzeitig den Schülern den Weg zu den Einrichtungen der allgemeinen Bildungspflege ebnen, wenn schon vorher Verbindungen zwischen Berufsschule und Volksbücherei geschaffen worden sind.

* *
*

Daß auch anderorts die Bedeutung der Schülerbücherei für die Bildungspflege des Berufsschülers durch besondere Erhebungen und Beobachtungen gewürdigt und geklärt wurde, geht aus den späterhin erschienenen Untersuchungen von H. Rohwedder, Kiel, hervor**). Zugrunde lag eine Berufsschule von rund 900 Schülern mit einem Bücherbestand von zuletzt etwa 400 Bänden. Die sehr reichhaltige und nach den verschiedensten Gesichtspunkten durchgeführte zahlenmäßige Auswertung zeigt besonders in den Lesewünschen der Schüler eine grundsätzliche Übereinstimmung mit den oben genannten Ergebnissen. Rohwedder betont sehr richtig die Fehler-

---

*) Barth, C.: Der berufstätige Jugendliche und das Buch. Jg. 7, S. 257.

**) Rohwedder, H.: Vom Lesebedürfnis der Kieler Berufsschüler. Deutsche Berufsschule, 36. Jg., Nr. 17, 1. 12. 27.

—: Über die literarischen Neigungen der Kieler Berufsschüler. Jugendschriftenwarte, 33. Jg., Nr. 8, August 1928.

quelle, die sich ergibt, wenn nach den tatsächlichen Entleihungen die Wertschätzung der Sachgebiete festgestellt wird, weil dabei nicht berücksichtigt ist, daß der Schüler manches entleiht, was nachher nicht seinen Beifall findet; er läßt sich oft genug nur von dem Titel und anderen Äußerlichkeiten leiten. Sehr empfehlenswert, allerdings mit einiger Mehrarbeit für den Büchereiverwalter verbunden, sind auch die hier angeführten Einzelurteile von Schülern über bestimmte Bücher, die laufend veranlaßt werden, und die ausgezeichneten Einblick in das Fühlen und Denken der Jugendlichen geben können.

* *
*

Den von mir seinerzeit angestellten Ermittlungen hafteten in der Hauptsache zwei Unvollkommenheiten an. Erstens betrafen sie eine Schule mit ausgeprägter Fachrichtung, und zweitens war die Zahl der Befragten zu gering, so daß sich zu große Zufallsverschiebungen möglicherweise einschleichen konnten. Es mußte also der Wunsch auftauchen, weitere Berufsgruppen und möglichst viele Schüler einzubeziehen, damit das Gesetz der großen Zahlen wirksam werden konnte und die Schwankungen sich heraushoben. Durch das Entgegenkommen und die Unterstützung des Herrn Direktor Fischborn von der Stettiner Gewerbeschule konnten die Erhebungen an zwei weiteren Fachschulen durchgeführt werden, so daß danach über sämtliche gewerblichen Berufe einschließlich der Mädchen ein Rohstoff von rund 5500 Einzelurteilen vorlag, die verarbeitet wurden. Nicht eingeschlossen sind demnach die Ungelernten und die Kaufleute, für die in Stettin Schulen mit eigener Verwaltung bestehen.

Die Ermittlungsart und die zur Auswahl gestellten Inhaltsgruppen waren dieselben wie bei der ersten Untersuchung, damit sich vergleichbare Werte ergaben. Um das Verfahren zu kennzeichnen, sei der Einfachheit halber der Text des Vordruckes wiedergegeben, der jeder Klasse zuging:

Vorderseite:

Eine Umfrage in allen Klassen soll uns Aufschluß über die am meisten begehrten Bucharten der Schülerbücherei geben.

Die Durchführung ist folgendermaßen gedacht:

1. Die umstehende Tabelle mit den Ziffern 1—9 wird an die Wandtafel geschrieben.
2. Den Schülern wird gesagt: Wenn Ihr Euch aus der Büchersammlung, die diese Gruppen enthält, ein Buch auswählen solltet, aus welcher Gruppe würdet Ihr dann wählen? — Jeder Schüler schreibt die Ziffer der gewählten Gruppe auf einen kleinen Zettel.
3. Wenn jedoch alle Bücher aus der gewählten Gruppe vergriffen wären, aus welcher Gruppe würdest Du dann wählen? — Die Ziffer dieser zweiten Gruppe wird unter die erste auf den Zettel geschrieben.
4. Desgleichen eine dritte Ziffer, wenn alle Bücher aus den beiden ersten Gruppen vergriffen wären.
5. Die Ergebnisse werden durch den Lehrer von den Zetteln in umstehendes Schema übertragen, indem für jede Ziffer ein Punkt in die entsprechende Spalte eingetragen wird.
6. Für die Spalte „Auswertung" wird die Zahl der Punkte unter 1. Wahl mit drei, diejenige unter 2. Wahl mit zwei multipliziert. Die Punkte unter

3. Wahl zählen einfach. — Dies wagerecht addiert, ergibt die Auswertungszahlen für Spalte 4.

7. Die Spalte „Auswertung" wird senkrecht addiert.

Die Auswahl durch die Schüler muß ganz unbeeinflußt vor sich gehen. Auch die unerläßliche Erläuterung der einzelnen Gruppen muß so erfolgen, daß nicht etwa eine bestimmte Rangordnung suggeriert wird.

Rückseite.

Klasse: Lehrer:

Lesegruppen:	Erste Wahl	Zweite Wahl	Dritte Wahl	Auswertung
1. Geschichtliches (Aus alten Zeiten) . .				
2. Reisebeschreibungen (Aus fernen Ländern				
3. Abenteuer-Erzählungen				
4. Von Tieren, Pflanzen, Sternen usw. (Aus der Natur)				
5. Technisches bezw. Berufliches bei den nichttechnischen Berufen				
6. Spiele, Bastel- und Beschäftigungsbücher, Radio u. dgl.				
7. Romane, Dichtungen				
8. Weltanschauung, Philosophie, Politik .				
9. Technische Romane (Der Tunnel, Auf zwei Planeten, Vernes Romane u. dgl.)				
			Sa.:	

Nach Ausfüllung und Ausrechnung an das Geschäftszimmer der Fachschule zurückzugeben.

Diese von den rund 200 Klassen vorbereiteten Formblätter wurden darauf in folgender Weise bearbeitet: Zuerst mußten die Zahlenwerte der letzten Spalte in Prozentanteile umgewandelt werden, damit die Ergebnisse in den einzelnen Klassen, die ja verschiedene Schülerstärken haben, untereinander vergleichbar wurden. In zweiter Linie war zu bedenken, daß die Gesamtschülerschaft aller drei Schulen zwar ein Durchschnittsergebnis liefern konnte, daß jedoch innerhalb dieses Durchschnittes noch grundsätzliche, nicht vom Zufall abhängende Unterschiede erwartet werden konnten, weil die verschiedene Berufseinstellung auch Verschiebungen in der Wertschätzung der Lesegruppen bedingen mußte. Es wäre allerdings zu weitgehend, wenn man nun Sonderzusammenfassungen für die Einzelberufe errechnet hätte, weil dann die zu kleinen Zahlen der Zufallsstreuung wieder zuviel Raum geboten hätten. Es empfahl sich daher, große Berufsgruppen zu trennen, innerhalb derer aber ein Wesensunterschied gegen die anderen vorhanden sein mußte. Eine brauchbare Einteilung ergab sich in zwei große Kreise, je nachdem die denkend-aufbauende oder die gefühlsmäßig-abwägende Einstellung im Berufe vorwaltete. Zu dem zweiten Kreis gehören fast alle Mädchenberufe, die aber aus ihm herausgenommen noch einmal unter sich zusammengefaßt werden mußten, weil die von den männlichen Schülern grundverschiedene seelische Eigenart der Schülerinnen nicht außer acht gelassen werden konnte.

So entstanden die drei Schichten der konstruierenden Berufe, der nichtkonstruierenden Berufe und der Mädchen. Da diese Einteilung sich mit der Belegung der drei Schulen nicht deckt, mußten die zugehörigen Werte durch eine Zwischenrechnung gefunden werden. So erklärt es sich auch, daß die Ergebnisse der früheren Untersuchung gegen die jetzt ermittelten der konstruierenden Berufe eine Verschiebung zeigen, weil im zweiten Falle noch mehr Klassen hinzutreten. Um wie bei der früheren Untersuchung auch die Änderungen im Entwicklungsalter zeigen zu können, war eine Querunterteilung nötig, zu der die Einrichtung der Berufsschulen in Unter-, Mittel- und Oberstufen bequem benutzt werden konnte. Jedes der so entstandenen Bedeutungsfelder stellte nun an sich wieder eine Einheit dar, welche die in Hundertsätzen ausgedrückten Wertschätzungsanteile der verschiedenen Lesegruppen aufzunehmen und zu einem Ganzen zu vereinigen hatte. Für die schaubildliche Übertragung bot sich dafür ohne weiteres die bekannte Art des in hundert Keile eingeteilten Kreises an, die in ihrer Summe stets die volle Einheit zeigen. Es wäre an sich am vorteilhaftesten, wenn die Lesegruppen durch verschiedene Farben hätten bezeichnet werden können; aus drucktechnischen Gründen mußte davon abgesehen werden, als Ersatz wurde die seinerzeit benutzte Schwarzmusterung wieder verwendet, wodurch sich außerdem das jetzige (S. 259) mit dem früher*) gegebenen Schaubilde leicht vergleichen läßt.

Es darf nicht vergessen werden, die bei einer solchen Umfrage möglichen Hauptfehlerquellen zu untersuchen. Zunächst könnte, trotzdem auf diese Gefahr besonders hingewiesen wurde, bei der Erklärung der einzelnen Gruppen durch die Klassenlehrer unterbewußt eingewirkt worden sein, weiterhin kann und wird auch der Unterricht, weil jeder Lehrer selbstverständlich seine eigenen Wertschätzungen auf die Schüler überträgt, umfärbend wirken, gleichfalls wird eine gewisse Massen- und Nachbarnbeeinflussung bei der Feststellung der geschätzten Lesegruppen mitwirken. Alles dieses fällt jedoch unter die natürliche Streuung und wird sich, da keine systematischen Fehler vorliegen, bei 200 Klassen wieder weitgehend herausheben. Daß die Angaben der Schüler selbst aus irgendwelchem Geltungsdrang heraus in bemerkbarem Grade anders ausgefallen seien, als der Wirklichkeit entspricht, scheint mir aus zwei Gründen ausgeschlossen zu sein. Erstens haben Berufsschüler eine Eigenschaft, die sonst mancher Art von Lesern anhaftet, nur in äußerst geringem Maße: den Antrieb, dies oder das gelesen haben zu müssen, um im Urteil anderer als zeitgemäß oder gebildet zu gelten; zweitens ließ sie die Fragestellung hoffen, die spätere Zusammensetzung der Bücherei ihren Wünschen gemäß mitzubestimmen. Von systematischen Fehlern könnten hineinspielen: der Umstand, daß Schüler sich unter den Lesegruppen anderes vorstellen, als damit gemeint war, und der Widerschein der augenblicklichen Zusammensetzung der Schülerbüchereien; denn wenn beispielsweise in irgendeiner ihrer Gruppen neuere, gute und fesselnde Werke selten sind, wird der Schüler sich von dieser ganzen Lesegruppe eine falsche Vorstellung machen, weil ihm jeder weitere Überblick in der Regel fehlt. Die erste dieser Fehlenquellen sollte durch

*) Barth, C.: Der berufstätige Jugendliche und das Buch. Jg. 7, S. 261.

den Hinweis des Vordruckes unterbunden werden, daß die einzelnen Lesegruppen unbedingt erläutert werden müßten; für die zweite wäre es, wie auch sonst, um die gefundenen Ergebnisse zu festigen, überaus erwünscht, wenn derartige Ermittlungen auch anderweitig durchgeführt würden.

Das Gesamtergebnis der Nachfrage ist zusammengestellt in dem beigefügten Schaubilde. Da es eigentlich eine Übersetzung eines dreidimensionalen Gebildes in die Fläche vorstellt, ist es ihm möglich, von jedem ins Auge gefaßten Einzelkeil nach drei Richtungen weiterzuschreiten, um auf diese Weise Vergleiche zu ziehen. So kann man erstens die betrachtete Lesegruppe mit den anderen desselben Feldes, weiterhin diese Gruppe mit den gleichen der anderen Berufsschichten und schließlich mit denselben der verschiedenen Altersstufen durch unmittelbaren Augenschein vergleichen.

Einige der am meisten hervortretenden Besonderheiten seien hier noch kurz betrachtet. Aus dem Wechsel der übrigen Lesegruppenanteile hebt sich mit merkwürdigem Gleichmaß der Keil D „Aus der Natur" heraus, lediglich ist bei den Mädchenunterstufen eine Verbreiterung auf rund das Doppelte zu bemerken. Im Gegensatz steht das Technisch-Berufliche, das bei der konstruierenden Schicht mit der Dauer der Lehrzeit ansteigt, bei den Nichtkonstruierenden etwa gleichbleibt und bei den Mädchen sogar zurückgeht und ganz auffallend geringe Werte aufweist. Als durchgehendes Gesetz zeigt sich, daß sich das Wohlgefallen an Abenteuererzählungen mit wachsendem Alter vermindert, bedingt durch die zunehmende kritische Einstellung den Dingen gegenüber. Dasselbe läßt sich von der Abteilung F „Spiel- und Beschäftigungsbücher" sagen. Einigermaßen verwunderlich dürfte die sehr geringe Beteiligung der weltanschaulichen Lesegruppe sein, die bei den Nichtkonstruierenden den stärksten Anstieg zeigt und bei den Mädchen wieder mit steigendem Alter rückläufig wird und schließlich nur ganz geringfügige Werte übrigläßt. Es scheint bei den Mädchen alle sonstige Anteilnahme aufgesogen zu werden von der Lesegruppe der Romane, die einen unverhältnismäßig großen Platz beansprucht.

Es ist, wie eingangs ausgeführt wurde, eine ganz natürliche Erscheinung, daß ein Lehrender unwillkürlich und unvermeidbar seine eigene Wesensart in seine Schüler hineinsieht. Eine Ermittlung, die sich auf die Aussagen der Schüler selbst stützt, wird immer, da sie mehr auf die eigentlichen Quellen zurückgeht, ein ungefärbteres Bild der wirklichen Zustände geben. Wenn man die schaubildliche Darstellung betrachtet und versucht, sich daraus das seelische Gepräge des Jugendlichen erstehen zu lassen, dann wird man finden, daß dessen ganze innere Haltung noch sehr der kindlichen gleicht, und ich glaube, hierauf gestützt, betonen zu können, daß sie kindlicher ist, als manchmal in Kreisen berufserzieherischen Wirkens angenommen wird. Es liegt ja an sich nur zu nahe, aus den unterrichtlichen Erfolgen und der regen Mitarbeit der Schüler in den bürgerkundlichen und lebenskundlichen Lehrstunden den Schluß auf eine höhere Reifestufe zu ziehen, als sie in der Tat vielleicht vorliegt. Den Aufschluß darüber kann jedoch nur die innere Selbsteinstellung des Schülers geben, wie sie in der Wahl seiner freien geistigen Beschäftigung zum Ausdruck kommt. Man macht seitens der Berufsschule manchmal der Gemeindeschule den Vor-

wurf, daß sie in ihrem Stoffplan der oberen Klassen Dinge behandele, die der Reifestufe ihrer Zöglinge noch unangemessen sind, und daß sie, solchergestalt ihren Schülern noch möglichst viele nützliche Sachen auf den Lebensweg mitgebend, handele, als ob hinter der Gemeindeschulzeit der luftleere Raum beginne. Mit Recht weist man dann darauf hin, daß die Gemeindeschüler erst in ihrer späteren berufsschulpflichtigen Zeit die richtige Reife für jene Stoffe hätten und deshalb diese Dinge dort verhandelt werden müßten. Ganz entschieden ist aber der 18- bis 19jährige junge Mensch, der die Berufsschule verläßt, noch mitten in seiner geistigen und seelischen Entwicklung, erlangt also nacheinander noch verschiedene Reifestufen, denen ein angemessenes Bildungsgut bereitgestellt werden könnte. Aber hier ist die Berufsschule in der Zwangslage, die bei der Gemeindeschule nur scheinbar vorhanden war: ihre Wirkungsmöglichkeit hört auf, und hernach kommt nichts mehr, was ihren Schützling mit der unbedingten Sicherheit einer Pflichtschule weiterbildend erfaßt. Auch hier bleibt nur der Ausweg, daß dem Acker, der noch nicht die volle Bodengare erreicht hat, das Saatgut anvertraut wird in der stillen Hoffnung, es werde, wenn die rechte Zeit gekommen ist, noch keimfähig sein. Ein schöner Zukunftstraum, der aber keiner zu bleiben braucht, wäre es, wenn hier eine allgemeine Volkshochschulbewegung, die genügend großen Wirkungsraum, Volkstümlichkeit und Einbürgerung hätte, um einer Pflichtbeschulung die Wage zu halten, die Arbeit der Berufsschule überall weiterführen könnte. Dann würden ihr wohl ohne Bedenken einige Bildungsstoffe überlassen werden können, bei denen befürchtet werden müßte, daß die Reifestufe des Berufsschülers, wie sie sich im Gesamtergebnis von Umfragen vorliegender Art spiegelt, ihnen noch keinen genügend fruchtbaren Boden bietet.

* * *

Daß die Schülerbücherei in der Berufsschule eine notwendige Einrichtung ist, kann heutzutage als allgemein anerkannt gelten. Immerhin pflegt sie, wie dies auch in den durchschnittlich nur recht bescheidenen Mitteln zu ihrer Erhaltung und Ergänzung zum Ausdruck kommt, mehr als eine Art Nebeneinrichtung angesehen zu werden, die vor allem dem Unterhaltungsbedürfnis zu dienen und es vor dem Abirren auf falsche Wege zu behüten hätte. Gestützt scheint eine solche Ansicht zu werden durch die Neigungsverteilung der Schüler, wie sie sich aus Ermittlungen der hier durchgeführten Art abhebt, und die ihren Schwerpunkt in den erlebniskräftigen und spannungshaltigen Stoffen findet, während solche, die sich an den Erkenntnistrieb über den Weg der Erfahrung, des Nachdenkens oder der Intuition wenden, zurücktreten. Daß ein solcher Anschein aber nur auf falscher Auslegung der Wirklichkeit beruht und im übrigen der Schülerbücherei eine hochwichtige Bedeutung für das Bildungsziel der Berufsschule zukommt, hoffe ich im Nachfolgenden darlegen zu können.

Die Berufsschule verfolgt das Hochziel der Persönlichkeitserziehung und muß darum gleicherweise der geistigen wie auch der seelischen Entwicklung ihrer Schutzbefohlenen gerecht werden. Es gibt in allen Ländern bestimmte engwirtschaftlich eingestellte Kreise, denen in allererster Linie daran liegt, daß die geistig-unterrichtliche Seite vorwiegend betrieben

wird. Das Wunschbild einer nurfachlichen Unterweisungsschule, die es natürlich in dieser reinen Ausprägung niemals gibt, müßten die auf Draht gezogenen Schablonenseelen sein, die am laufenden Band des genormten Lehrplanes zu gleichmäßig verbrauchbaren Facharbeitern hergerichtet würden. Dabei würde eine größtmögliche Zweckordnung in allen Hilfsmitteln und weitgehendste unterrichtliche Beeinflussung des Schülers den besten Wirkungsgrad ergeben. Wird dagegen der seelische Entwicklungsgang des Schülers betrachtet, dann zeigt sich, daß hierbei, gegen das Vorhergehende gehalten, ganz wesensverschiedene Verhältnisse vorliegen. Wenn man die zu einem Unterweisungsunterricht dienlichste Tätigkeit des Lehrenden gewissermaßen als ein Heranzüchten brauchbarer Fachleute bezeichnen kann, dann muß man im Gegensatz dazu für die Hilfeleistung bei der seelischen Entwicklung des Heranreifenden den Ausdruck „bilden" gebrauchen. Wie schon die Sprachverwandtschaft mit den Worten „Bild" und „Gebilde" andeutet, steckt in diesem Begriff der Hinweis auf ein Werden zu einem Ganzen; zu einer Ganzheit, die außer der Summe ihrer Teile noch ein Neues, aus ihnen nicht Ableitbares, umfaßt (Beispiel: Körperzelle und Mensch), während bei jeglicher reinen Wissensübermittlung am Schlusse nur die gesamte Menge des Gebotenen vorhanden sein kann. Ein äußeres Kennzeichen einer Ganzheit ist aber die Harmonie der Teile unter sich und zum Ganzen. In dem Geschehen, das wir als Bildung bezeichnen, tritt während des ganzen Verlaufes ein Eigenstreben hervor, das immer zu einem harmonischen Ausgleich hindrängt und zudem noch unbeschadet diesem zu einer besonderen arteigenen Entfaltung strebt. Das rechte Verhalten des Erziehers ist hierfür weniger ein Machen als ein Wachsenlassen und Pflegen. Wir legen zu leicht dem lebensmäßigen Wachsen, wie es auch in der Bildung vor sich geht, die Grundsätze unseres technisch-zweckhaften Denkens unter, indem wir auch hierbei die gerade Linie als die kürzeste und deshalb beste ansehen. Wir vergessen dabei, daß die wie ein Bachlauf gekrümmte Bahn des lebendigen Bildungswachsens wie dieser unter den gegebenen Umwelts- und Innenweltsbedingungen schon die Bahn des geringsten Widerstandes ist. Jugend will wachsen, nicht immer wie sie soll, sondern oft so, wie sie aus Lebensgründen nur kann. Wenn der lehrplanmäßige Unterricht in der Hauptsache den in Klassen zusammengeschlossenen Jugendlichen einen logisch aufgebauten Weg zu gehen vorschreibt, dann kann die Schülerbücherei, um im Gleichnis zu sprechen, die Nährlösung sein, in welcher der Kristall der Persönlichkeitsbildung des Einzelnen, nach den ihm innewohnenden Gesetzen sich ergänzend, wächst und dazu sich die geeigneten Stoffe aus der Umgebung auswählt. Einen guten Beleg hierfür bieten gewisse überraschende Erfahrungen, die wohl in jeder Berufsschulbücherei gemacht werden: Es wird vielfach vorkommen, daß bescheidene Mauerblümchen des Unterrichtes sich im Leihverkehr als Leute mit irgendeiner ausgesprochenen Neigung oder Begabung entpuppen, die man ihnen so nie zugetraut hätte. Ebenso finden wir immer wieder vereinzelte Schüler, welche aus der Lehrerbücherei Werke zu entleihen wünschen, die sie durch die Glasfenster des Schrankes gesehen haben; manchmal sind es auch hier Jungen mit Sondereinstellungen, die in der Klasse als teilnahmslos gelten.

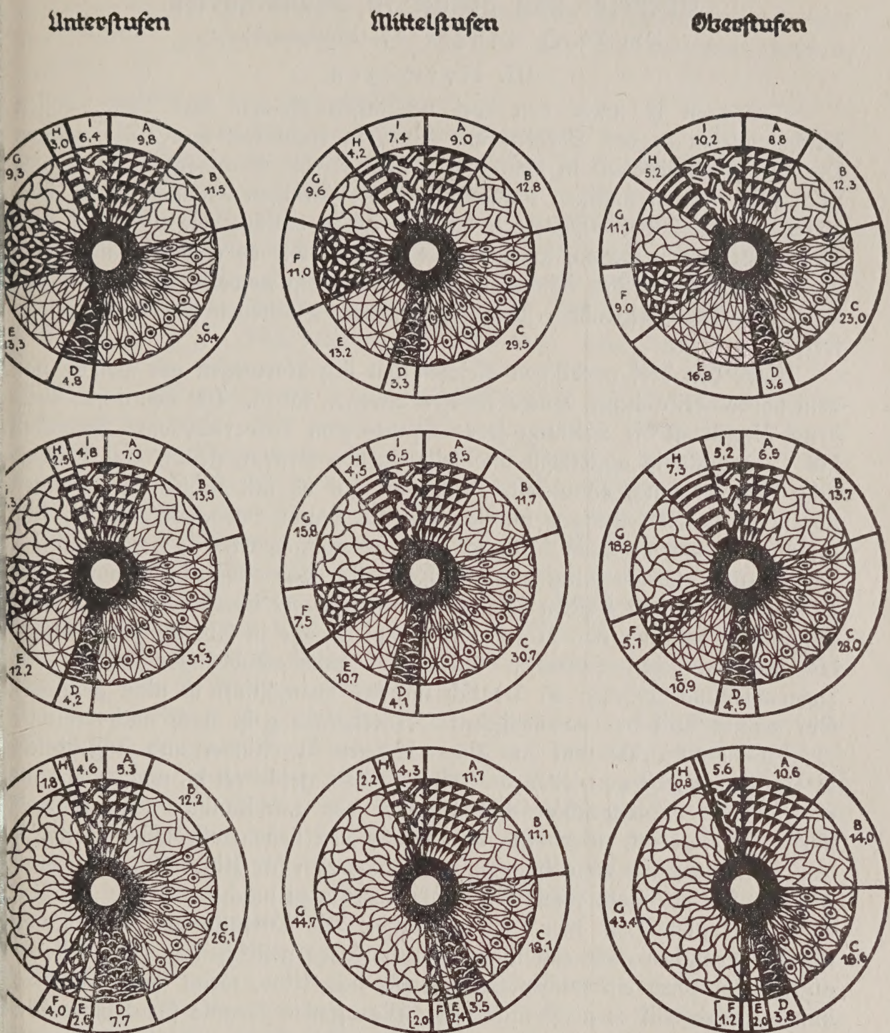
In manchen Fällen werden die jungen Leute durch eifrige Verwalter von Schülerbüchereien beeinflußt, sich möglichst Stoffen zuzuwenden, die von gebildeten Erwachsenen als geschmacklich besonders hochwertig anerkannt sind. So lobenswert die Triebfedern solchen Handelns auch sein mögen, so darf doch hierbei nicht vergessen werden, daß die Entwicklungsstufe des Jugendlichen ihm die Dinge in ganz anderm Lichte zeigt, und daß einer gewissen Augendienerei mancher Schüler leicht Vorschub geleistet wird, während anderseits eigenwillige Naturen, die ihren Weg und keinen andern gehen, ferngehalten werden*). Ebensowenig wie man sagen kann: der Gärtner wächst die Pflanze, sondern sagen muß: er pflegt sie und sorgt, daß es ihr an nichts fehle, was sie braucht und haben will, ebensowenig kann man auch sagen, daß der Erzieher den Zögling bilde. Wenn man von einer Reihe beliebig gemischter Samenkörner verlangen wollte, daß sie, in einem Stück Land ausgesät, alle gleichmäßig und gleichartig wachsen sollten, dann würde man das lächerlich finden. Der Arbeit jeglicher Schule mit gebundenem Lehrplan bleibt aber aus äußeren Gründen nur geringe Möglichkeit, von dieser an sich unnatürlichen Forderung abzuweichen. Um so mehr muß es deshalb geschätzt werden, wenn durch die Einrichtung der Schülerbüchereien sich hier ein Ausgleich bietet, der dem Einzelnen erlaubt, sich dort die Ergänzungsstoffe, die seinem arteigenen Bildungswachsen notwendig sind, zu holen, und um so vorsichtiger muß der die Leser Betreuende mit Beeinflussungen sein, die nach seiner Ansicht dem Schüler den Weg abkürzen. Sicher ist es besser, ihm bei seiner Selbstbildung Steine aus dem Wege zu räumen. Ist wirklich eine Selbstbildung im Wachsen, dann wird sie auch zu ihrer Zeit diesem Ziele sich nähern. Ein Mensch, der ein gutes Stück Bildungsweg hinter sich hat, wird auch geschmacklich nicht auf einer Vorstufe stehen bleiben, denn damit wäre der Harmoniegrundsatz verletzt. Man sollte darum nicht anfangen, bessernd zu verschlimmern, wenn der Weg nicht der Alltagsweg ist und nicht in unsere Schablone paßt. Es soll selbstverständlich hiermit in keiner Weise gegen eine beratende und anregende Tätigkeit des Büchereiverwaltenden gesprochen werden.

Man kann demnach das Geistige schulen, das Seelische aber nur in seiner Bildung unterstützen und pflegen. Obzwar die Berufsschule für das zweite auch im Rahmen des regelmäßigen Unterrichtes manche Mittel und Wege hat, auf die einzeln einzugehen hier nicht der Ort ist, wird der Hauptteil davon auf die Schülerbücherei und die weitere Jugendpflege entfallen. Während bei dieser sich die Leute mit anschmiegsamerer Sinnesart einzufinden pflegen, können bei jener auch die mehr eigenwilligen auf ihre Kosten kommen, da sie sich in keiner Weise geleitet und erzogen zu fühlen brauchen und ihre Sache selbst in die Hand nehmen können.

Für die Berufsschule stellt somit die Schülerbücherei einen nicht zu entbehrenden wesentlichen Teil dar, der im Verein mit dem lehrplanmäßigen Unterricht die Doppelaufgabe der Persönlichkeitsbildung zu erfüllen berufen ist.

---

*) Ackerknecht, E.: Lichtspielfragen. Berlin: Weidmann 1928.



1. Reihe: Konstruierende Berufe
2. Reihe: Nichtkonstruierende Berufe
3. Reihe: Mädchen

A. Geschichtliches. B. Reisebeschreibungen. C. Abenteuer-Erzählungen. D. Aus der Natur. E. Technisches und Berufliches. F. Spiele, Bastel- und Beschäftigungsbücher. G. Romane, Dichtungen. H. Weltanschauung, Philosophie, Politik. I. Technische Romane.

Bücherei und Schule in Skandinavien.

Von Dr. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

III. Norwegen.

Norwegen ist unter den drei nordischen Reichen das Land, dessen Büchereiwesen in den Städten am frühesten entwickelt war. Die großen Verkehrsschwierigkeiten in dem weitgestreckten und dünnbevölkerten Lande zusammen mit ungünstigen ökonomischen Verhältnissen besonders nach dem Kriege haben leider verhindert, daß die guten Ansätze, die auch auf dem Lande vorhanden waren, so entwickelt wurden, wie es eigentlich nach dem Entwicklungsstande des Büchereiwesens notwendig gewesen wäre, und das Land ist dadurch gegenüber seinen glücklicheren Nachbarn etwas ins Hintertreffen geraten.

Unter den drei nordischen Reichen hat sich Norwegen am meisten von dem nordamerikanischen Büchereiwesen anregen lassen. Der deutlichste Ausdruck hierfür ist die Stellung jedes Landes zum Dewey-System. Schweden hat es vollständig abgelehnt und sein eigenes System, gestützt auf heimatliche Überlieferung, entwickelt, Dänemark hat es mit kühnen Änderungen übernommen (Abteilung 4 und 8, Literatur- und Sprachwissenschaft, sind zusammengelegt, dafür ist 4 für Geographie ausgespart, das bekanntlich bei Dewey als Unterabteilung von Geschichte sich sehr einschränken muß), und Norwegen hat das System fast völlig unverändert übernommen, selbst die ungünstige Stellung von Norwegen (beispielsweise in Abteilung 4, wo sich die skandinavischen Sprachen unter 439 zusammendrängen müssen als Unterabteilung zwischen 43 Deutsch und 44 Französisch) ist nicht geändert. Ein großer Teil der norwegischen Bibliothekare geht noch nach Amerika zur Ausbildung. Da nun das Büchereiwesen für Kinder und Jugendliche in Norwegen sehr von seiten der Bibliothekare gefördert ist, wohl mehr als von seiten der Lehrerschaft, ist auch hier der amerikanische Einfluß recht stark. Er zeigt sich allerdings hier von seiner liebenswürdigsten Seite, in dem Bemühen, alle Einrichtungen der Büchereien für Kinder schon in ihrem Äußeren so kinderhaft, frisch und unbürokratisch zu machen wie nur möglich. Einige Beispiele seien hier kurz angeführt: Die Türfüllungen der Bücherschränke brauchen nicht eintönig mit einer Farbe gestrichen zu sein. Wieviel anziehender wird ein solcher Schrank für das Kind, wenn sie z. B. durch bunte Märchenbilder geschmückt sind. Die offenen Regale für Kinder können nicht allzu hoch sein. Damit man aber die Höhe ausnutze, kann man oben geschlossene Fächer anbringen, in denen man allerlei Material aufbewahrt. Auch die Türen dieser Fächer kann man durch einen fortlaufenden Bilderfries schmücken. Der Lesesaal der Kinder kann durch Plakate belebt werden, die auf besondere Gruppen von Büchern hinweisen. Am meisten Anklang finden solche, die den Humor durchschimmern lassen. Es ist notwendig, die Kinder auf Schonung der Bücher aufmerksam zu machen, aber man tue das dann in so liebenswürdiger Form wie in der Deichmanschen Bücherei in Oslo, wo in jedem Buch vorne in einem kleinen humoristischen Gedicht die Bitte des Buches an das Kind ausgesprochen ist usw.

Die nun folgende Darstellung einiger Seiten des norwegischen Schul- und Kinderbüchereiwesens beruht im wesentlichen auf dem Handbuch nor-

wegischer Kinderbüchereiarbeit*), das ähnlich wie in Schweden aus einer vorbildlichen Zusammenarbeit von Lehrern und Bibliothekaren hervorgegangen ist.

Es zerfällt in drei Hauptabschnitte:

1. Die Schulbüchereien auf dem Lande,
2. Kinder- und Jugendlichenbüchereien in der Stadt und
3. Schule und Bücherei.

Im ersten Teil gibt zunächst A. Arnesen, der Direktor der Deichmannschen Bibliothek, einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung des Schulbüchereiwesens. Aus seinem Mitarbeiterkreise sind auch eine größere Zahl der sonstigen Aufsätze hervorgegangen: „Buchauswahl", „Ausleihe und Beratung", „Büchereiunterricht" stammen von der Schriftleiterin R. Bjölgerud; „Der Raum" von G. Rasmussen; „Der Katalog" von J. Kobro; „Werbung" von J. Mowinckel-Wetlesen, die alle an der gleichen Bücherei tätig sind. Von andern Bibliothekaren sind „Bildersammlungen" von H. Wiig; „Klassenbüchereien" von M. Schaaning. Ein Aufsatz „Schulbüchereien auf dem Lande" ist von H. Giäver, Assistent im „Bibliotekkontor", ein kürzerer Aufsatz über die Auswahl der Bücher durch das „Bibliotekkontor" stammt von der bekannten Verfasserin vieler norwegischer Kinderbücher, R. Normann. Die weiteren Aufsätze sind dann von Lehrern, auch R. Normann gehört diesem Stande an: „Rat eines Schulleiters an Schülerbüchereien auf dem Lande" von A. Kjörvik; „Die Lesestube der Sagene-Schule" von A. Sethne und „Die Lesestube auf Nissens Mädchenschule" (beide in Oslo) von A. Lindbaek.

Das Handbuch ist nicht ganz so streng systematisch aufgebaut wie das schwedische, es sind kleine Wiederholungen da. Die Haupteinteilung dürfte nicht ganz aus wesentlichen Unterschieden in dem beigebrachten Material hervorgegangen sein, aber das sind nur kleine Mängel. Das Buch wird jedem Büchereileiter, der mit Kindern zu tun hat, eine ausgezeichnete Hilfe sein, es ist umfassend und wird ihn in keiner Frage im Stich lassen.

Im folgenden sei zunächst der geschichtlichen Entwicklung des Schul- und Kinderbüchereiwesens nachgegangen.

In den norwegischen Schulbüchereien regt sich ein frischerer Geist etwa seit den 90er Jahren. Nicolai Lima, ein Volksschullehrer und Abgeordneter war ihr Vorkämpfer und es gelang ihm 1891, eine Staatsunterstützung für sie zu erwirken: Es wurden 4000 Kr. bewilligt, die in Beträgen von 10 bis 50 Kr. an Schulbüchereien auf dem Lande verteilt werden sollten. Etwas später begann der „Zentralrat für Kinder- und Jugendbüchereien an norwegischen Volksschulen" seine Tätigkeit (1897), unter der Führung von Nordahl Rolfsen und unter der Kontrolle des „Kirchendepartements", das etwa unserm Ministerium für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung entspricht. Im selben Jahr noch gab dieser Zentralrat ein Verzeichnis empfehlenswerter Kinderliteratur heraus. Es gelang ihm durch Verhandlungen mit dem Buchhandel bei Einkäufen mindestens 25 Prozent Rabatt zu erhalten, im gleichen Jahre liefen daher durch seine Hand be-

*) Håndbok i norsk barnebibliotek-arbeide. Redaktör: Rikka Bjölgerud. Oslo: 1927 Arnesen. 161 S. (Norsk bibliotekforenings småskrifter 7.)

reits Buchbestellungen für über 8000 Kr., ein halbes Jahr später waren es bereits für 22000 Kr. Die Folge war, daß die Staatsunterstützung für das Jahr 1898—99 auf 25000 Kr. erhöht wurde. (Ein lehrreiches Kapitel für unsern Buchhandel, der ja noch vielfach in den Büchereien und in ihrem Rabattbegehren unlauteren Wettbewerb sehen möchte.) Im Jahre 1899 erhielten 286 Schulen vom Staate 26863 Kr. an Büchern überwiesen. Der Zentralrat übernahm noch andere Aufgaben, er verteilte Buchprämien an Schulen, die mindestens für 50 Kr. Bücher einkauften, er warb eifrig für die Einrichtung neuer Kinderbüchereien; ihre Zahl stieg von 661 im Jahre 1898 auf 2210 im Jahre 1907. Er gab selber Jugendliteratur heraus und manches gute norwegische Jugendbuch verdankt seine Entstehung der Tätigkeit des Zentralrats, der auch mit der Herausgabe von Auswahllisten fortfuhr. Obwohl aber die Zahl der Büchereien ständig zunahm, erhöhte sich doch nicht mehr die Ausgabe für Bücheranschaffungen der einzelnen Büchereien, ja sie ging zurück. Woher kam das? Der Grund muß darin gesucht werden, daß der einzelnen Bücherei nicht genügend Spielraum für Sonderwünsche hinsichtlich der Ausgestaltung ihres Bücherbestandes blieb. Die hohe Ausgabeziffer des Jahres 1898/9: 26863 Kr. wurde erst wieder 1920/1 erreicht.

Ehe wir die weitere Entwicklung des Schulbüchereiwesens betrachten, müssen wir hier einen Blick auf die Entwicklung der Büchereien überhaupt werfen. Die Entwicklung der modernen Volksbücherei rechnet man in Norwegen etwa von 1898 an, dem Jahr der Neuorganisation der Deichmanschen Bücherei in Oslo. Hier wurde bald darauf im Jahre 1900 eine besondere Jugendausleihe nach englischem Muster eingerichtet, der 1906 die erste moderne Jugendabteilung in Oslo-Ost folgte mit kombiniertem Lesesaal und Ausleihe, mit offenen Regalen und unter Leitung der ersten in Amerika ausgebildeten Bibliothekarin. In Bergen hatte man bereits seit 1897 einen kleinen Lesesaal für Kinder, doch erst nach 1917 (Neubau) konnte sich die Sache freier entwickeln, seit 1909 arbeitete man hier allerdings schon mit einer Art „Ortswanderbücherei" für Schulklassen. Trondhjem folgte Oslo als erste Stadt mit einer modernen Jugendabteilung im Jahre 1902. Jetzt ist an vielen Orten moderner Geist in den Kinderbüchereien wirksam: Man kennt fast überall Märchenstunden, Vorträge, Büchereiunterricht, Klassenwanderbüchereien, auch wohl Filmvorführungen, Schullesestuben, Arbeitsgemeinschaften u. ä. Diese Entwicklung des Kinderbüchereiwesens durch Bibliothekare wirkte auf die Gesamtentwicklung des Büchereiwesens an den Schulen zurück.

Im Jahre 1914 löste sich der „Zentralrat für die Kinder- und Jugend-Büchereien an norwegischen Volksschulen" auf, und die Leitung des Schulbüchereiwesens ging an das „Kirchendepartement" über, wo der „Bibliotekkonsulent", also ein bibliothekarischer Fachmann, mit einem ihm zur Seite stehenden Ausschuß diese Dinge betreute. Seit 1921 ist das „Bibliotekkontor" eine selbständige Abteilung des Kirchendepartements, bestehend aus einem sechsgliedrigen beratenden Ausschuß mit dem „Bibliotekkonsulenten" als Vorsitzenden. Außerordentliche Förderung hat die Entwicklung des Schulbüchereiwesens dadurch erfahren, daß in der Pädagogik die Ideen des Arbeitsunterrichts so sehr im Vordergrunde stehen. Wie energisch sich

die Lehrerschaft jetzt der Sache annimmt, ersieht man daraus, daß aus ihren Kreisen die Forderung gesetzlicher Schulbüchereien gestellt wurde. Zuerst wurde dieses Verlangen von dem Schulratskollegium ausgesprochen, dann wurde es vom Vorstand der norwegischen Lehrerschaft aufgenommen und im Jahre 1926 sprach sich das Gutachten der parlamentarischen Schulkommission dafür aus. Die Forderung wurde allerdings bisher noch nicht bewilligt wegen der schwierigen finanziellen Lage des Landes, aber man nähert sich diesem Ziel doch sehr stark. Das Gutachten sah einen Betrag von 240 000 Kr. für notwendig und hinreichend an, um das Ziel zu erreichen.

Augenblicklich steht es so, daß an 52 Prozent aller Schuldistrikte Büchereien sind, nach einer sorgfältigeren Statistik allerdings, die alle zweifelhaften Fälle ausläßt, sind es nur 39 Prozent. Die in den letzten Jahren sich regelmäßig beim „Bibliotekkontor" wegen Unterstützung meldenden Büchereien haben einen Gesamtbestand von 192 676 Bänden (insgesamt berechnet man den Bestand auf 250 000 Bände), die Ausleihe dieser Büchereien betrug 1924: 652 222 Bände, d. h. jedes Buch wurde durchschnittlich 3,4 mal gelesen. Das ist eine recht schöne Entwicklung, welche die Blutauffrischung in den Büchereien während der letzten Jahre deutlich zeigt: im Jahre 1918 wurde jeder Band erst 1,3 mal gelesen. Im Durchschnitt hat die Bücherei einen Bestand von 114 Bänden und eine Ausleihe von 392 Bänden. Die Zahl der an den meldenden Büchereien lesenden Kinder war 63 044. Man schätzt die Zahl der Kinder, die Zugang zu einer Schulbücherei haben, auf 80 000, während noch etwa 100 000 Kinder ohne eine Bücherei auskommen müssen.

Bei dieser schönen Entwicklung ist es zu bedauern, daß die Staatsbeiträge für Schulbüchereien zurückgegangen sind. Die Bestimmung für die Gewährung einer staatlichen Unterstützung ist buchstäblich so, daß jede Schule auf dem Lande und in kleineren Orten eine jährliche Unterstützung von 25 bis 200 Kr. bekommen könnte unter bestimmten Voraussetzungen, deren wesentliche die war, daß ein gleicher Betrag von anderer Seite gegeben werden mußte, er durfte aber nicht durch Erheben eines Lesegeldes einkommen. Seit 1922/3, wo der Staatszuschuß 62 000 Kr. betrug, ist er jedoch ständig zurückgegangen, in den letzten Jahren betrug er nur noch 10 000 Kr.; es werden kaum Beträge über 35 Kr. verteilt. Das geht auf die finanzielle Lage des Landes zurück; denn die Voraussetzung des Zuschusses, der örtliche Beitrag, hat sich trotzdem auf der gleichen Höhe gehalten, ein erfreuliches Zeichen, wie sehr sich die Orte der Bedeutung der Einrichtung bewußt sind; er hielt sich ständig zwischen 50- und 60 000 Kronen. Diese Ortsbeiträge gehen entweder ein durch kommunale Bewilligung oder auch durch Sammlungen, durch Veranstaltung von Schulfesten und auf andere Weise.

Daß die Entwicklung in den Orten nicht zurückgegangen ist, muß nicht zum mindesten dem „Bibliotekkontor" und seiner zielbewußten Arbeit zugeschrieben werden. Worin besteht diese Arbeit?

1. Sie ist zunächst beratender Art. Bei der Einrichtung oder Neu-

organisation einer Bücherei steht das „Büchereiamt" der örtlichen Arbeit mit Rat und Tat zur Seite.

Zur Beratung bei Bücherbeschaffungen hat es den norwegischen Grundkatalog (besprochen in dieser Zeitschrift Jg. 8, S. 99) geschaffen und ganz neuerdings den „Katalog für Schulbüchereien"*), einen ebenso trefflichen Katalog wie jenen, mit kurzen Besprechungen der ausgewählten Bücher.

2. Die Benutzung dieses Kataloges aber hat noch andere Vorteile für die ihn benutzenden Büchereien: Es sind nur solche Bücher in ihm aufgenommen, für die der Buchhandel bei Bezug von Büchereien durch Vermittlung des Bibliotekkontors einen Rabatt von 15—20 Prozent gewährt. Diese Bestellungen gehen in folgender Weise vor sich: Vom Bibliotekkontor erhält man hierfür ein vorgedrucktes Schema, man füllt es dreimal aus, eins behält man für sich, eins geht mit der Bestellung an einen Buchhändler, eins mit der Bestellung des Einbindens an die mit dem Bibliotekkontor verbundene Expedition, die alle Bücher in einen Ganzgranitoleinband bindet. Die Bücher gehen auf die Bestellung des Buchhändlers vom Verlag an die Expedition, die sie gebunden frachtfrei an die Bücherei sendet. Den Bestellzettel gibt sie an das Bibliotekkontor, das daher alle Büchereinkäufe kontrollieren kann und so einen klaren Überblick über die Anschaffungspolitik des einzelnen Büchereileiters hat. Auch alles sonstige Material, das der Büchereileiter brauchen kann, ist in der Expedition des Bibliotekkontors zu beziehen.

3. Die Kontrolle der Bücherbestellungen ist deswegen nötig, weil das Kontor alle Gesuche um Staatsunterstützung zu bearbeiten hat. So hat es schon durch die Bestellungen, die durch seine Hand gehen, ein gut begründetes Urteil über die Arbeit der einzelnen Büchereien und kann z. T. nach ihnen befinden.

Doch diese Kontrolle genügt nicht ganz. Büchereiarbeit ist ja nicht nur Bücheranschaffung, sondern auch Ausleihe. Das Kontor muß also auch Unterlagen für eine Beurteilung dieser Arbeit haben. Deshalb ist jede Bücherei verpflichtet, eine genaue Statistik nach vorgeschriebenen Formularen zu führen und diese regelmäßig an das Kontor einzuliefern. Der Statistik ist eine Abrechnung über die gesamten Einnahmen und Ausgaben beizulegen.

4. Natürlich benutzt das Bibliotekkontor diese statistischen Unterlagen nicht nur zur Beurteilung der einzelnen Bücherei und deren Gesuche, sondern auch, um zu allgemeinen statistischen Ergebnissen über das Schulbüchereiwesen, seinen Fortgang oder Stillstand zu gelangen. Es vertritt das Büchereiwesen als Gesamtheit nach außen und bindet auch das Schulbüchereiwesen und das volkstümliche Büchereiwesen überhaupt zusammen.

Ist so für die sachgemäße Entwicklung des Schulbüchereiwesens im Lande überhaupt durch die Einrichtung des Bibliotekkontors mit seinen geschulten Fachkräften gesorgt, so sieht es mit der Leitung der einzelnen Schul-

---

*) Katalog over böker skikket for skoleboksamlinger. Utgitt med Bistand av en komité av Kirkedepartementets Bibliotekkontor. Hovedkatalog. Oslo 1929. Vgl. dazu die Besprechung in der „Bücherschau" dieses Heftes.

bücherei noch nicht so gut aus. Um auch hierin vorwärts zu kommen, hat das Bibliotekkontor seit Februar 1929 eine Reihe von Forderungen aufgestellt, die wenigstens eine gewisse Gewähr für eine sachgemäße Führung der Bücherei bieten sollen. Diese Forderungen für die Gewährungen von Unterstützungen, die besondere Beachtung verdienen, sind im wesentlichen die folgenden:

Für die Schulbüchereien einer Kommune ist eine einheitliche Leitung zu wählen. Sie besteht aus dem Vorsitzenden des Schulausschusses, einem vom Schulausschuß bestimmten und einem von der Lehrerschaft gewählten Mitglied. Diese Leitung wird für die Dauer von drei Jahren gewählt (also ähnliche Bestrebungen, das Schulbüchereiwesen eines Ortes zu vereinheitlichen, wie in Schweden; leider ist jedoch die Bücherei des Ortes oder Distrikts nicht notwendig vertreten).

Dieser Ausschuß hat alles zu tun, damit die Schulbüchereien seines Bezirks regelmäßig ihre örtlichen und staatlichen Zuschüsse erhalten, er hat die Bibliothekare zu wählen, hat die Vorschriften für sie auszuarbeiten, die Büchereien zu inspizieren, er hat die Beiträge zu verteilen, die Bestellungen zu sammeln und zu erledigen, er hat die Statistiken einzuziehen, die jährlichen Abrechnungen zu machen und den Jahresbericht an das Bibliotekkontor zu senden. Es tritt also als Zwischeninstanz zwischen Einzelbücherei und staatliche Stelle.

Für die Arbeit des einzelnen Bibliothekars gelten ähnliche Vorschriften. Hiervon dürfte noch interessieren, daß er die Bücher, falls nicht eine eigene Lesestube mit offenen Regalen vorhanden ist, in verschließbaren Schränken aufbewahren muß. Besonders aber verpflichten sie den Lehrer, bei Versetzungen die Bücherei mit allem Drum und Dran aufs Sorgfältigste seinem Nachfolger zu übergeben. (Bekanntlich einer der wundesten Punkte bei der Verwaltung von kleinen Büchereien im Nebenamt!)

Von den Schulbüchereien ist sonst im einzelnen wenig Neues zu sagen, was nicht bereits in den ersten Teilen dieses Berichtes (Dänemark und Schweden) erörtert wurde. Zu erwähnen ist aber doch, daß die Lesestuben sich von den dänischen dadurch unterscheiden, daß man an den meisten Schulen mit ihnen eine Ausleihe verbunden hat, während ja in Dänemark von der Schule aus nur an wenigen Orten noch Bücher verliehen werden. Das besorgt dort fast nur die allgemeine Bücherei des Ortes. Schweden dagegen neigt wie Norwegen zur Ausleihe auch durch die Schule.

Es sei nun noch Einiges über die Arbeit der Volksbüchereien auf diesem Gebiete hervorgehoben. Die Zusammenarbeit mit den Schulen nimmt beständig zu. Unterricht in der Benutzung der Bücher und Büchereien wird an vielen Orten sowohl von den Büchereien wie von den Schulen gegeben. Der Arbeitsunterricht in den Schulen wird in enger Anlehnung an die Bestände der Ortsbücherei durchgeführt usw. Andererseits nimmt auch die Beratung in der Bücherei größeren Umfang an, die sich früher fast nur darauf beschränkte, den Kindern bei der Abfassung von Schulaufsätzen zu helfen. Daher legt man an den Büchereien immer größeren Wert auf die sorgfältige Ausführung eines Schlagwortkatalogs, einmal, weil es bibliographische Hilfsmittel für Kinder so gut wie gar-

nicht gibt, dann aber auch, weil man bei dem immerhin beschränkten Bücherbestand zu möglichst starker Ausnützung gezwungen ist. Für besondere Aufgaben, die sich ein Lehrer mit seiner Klasse stellt, ist eine Zusammenarbeit mit der Bücherei fast eine Selbstverständlichkeit geworden. Die Literaturzusammenstellung wird in solchen Fällen von der Bücherei gemacht.

Doch sei hier vor allem eine Einrichtung behandelt, die für Norwegen charakteristisch ist: die Ortswanderbücherei, welche die Bestände der Volksbücherei den einzelnen Schulen zugute kommen läßt. Maja Schaaning berichtet hierüber ausführlich unter der Überschrift „Klassenbüchereien". Als Einleitungssätze zu dem Bericht finden sich folgende beherzigenswerten Worte: „In einer Kommune mit einer nach modernen Grundsätzen geleiteten öffentlichen Bücherei ist es natürlich, daß sie von den Lehrern benutzt wird, um Literatur für die Schüler zu erhalten zur Ergänzung des Unterrichts. Ebenso selbstverständlich sollte es sein, daß die Bücherei, sobald die Nachfrage nach Büchern von seiten der Schulen steigt, versucht, das Ganze in ein System zu bringen und Klassenbüchereien einzurichten."

In Schweden sah man, wie wir ausgeführt haben, in den Klassenbüchereien nur die Vorläufer der festen und wohleingerichteten Schulbüchereien, in Norwegen dagegen hat man in Oslo und Bergen (die Anregung geht von Amerika aus)*) die bestehenden Schulbüchereien durch Klassenbüchereien, die von der öffentlichen Bücherei ausgesandt werden, zu stärken und aufzufrischen versucht. In andern Orten wieder sind die bestehenden Schulbüchereien alten Stils in Klassenbüchereien umgewandelt, deren Leitung in der Hand der Schule bleibt. Wieder anderswo hat man nur Klassenbüchereien, die von der Volksbücherei versandt werden und keine Schulbüchereien daneben. Hier ist der Stamm der versandten Büchereien oftmals aus den alten Schulbüchereien gebildet, deren Bestand in der Volksbücherei aufgegangen ist.

Eine Volksbücherei, die Klassenbüchereien an die Schulen aussenden will, muß hierzu ein eignes Zimmer haben. Zu verschiedenen Zeiten des Jahres, wenn die Klassenbüchereien durchgesehen und ausgetauscht werden, braucht man hierzu viel Platz. Faßt man den Entschluß zur Einrichtung von Klassenbüchereien unter Verwaltung der öffentlichen Bücherei, dann muß zunächst der alte Bestand gründlich gesichtet werden. Bei dem ersten Voranschlag darf man daher einen angemessenen Betrag für Reparatur und Umbinden von Büchern nicht vergessen. Für den Transport braucht man solide Buchkästen, die etwa 40 Bücher fassen. Das Bringen und Holen der Bücher muß die Schule übernehmen.

Man unterscheidet feste Klassenbüchereien, die ein für allemal möglichst unverändert von Klasse zu Klasse wechseln und solche, die nach dem Wunsche der Lehrer von Fall zu Fall zusammengestellt werden. Das System der festen Büchereien schließt natürlich eine wesentliche Arbeitserleichterung in sich, hat aber den Nachteil, daß der Lehrer Sammlungen bekommen kann,

---

*) Von M. Schaaning zitierte Literatur: Elmendorf, H.: Buffalos system of public school and public library cooperation. Buffalo: 1912, und Dana, J. C.: Modern American library economy as illustrated by the Newark N. J. free library. Newark: 1911. Newark und Buffalo haben ein vortreffliches Klassenbüchereisystem.

die ihm wenig gefallen. Im allgemeinen ist man in Norwegen zu einer Vereinigung beider Formen gekommen, man hat einen festen Grundbestand, zu dem der Lehrer dann Änderungen vorschlagen kann. Wollte man nämlich die Sammlung nur nach den Wünschen der Lehrer zusammenstellen, dann müßte man schon einen sehr großen und mannigfaltigen Bestand in der Zentrale haben. Die Volksbücherei sollte auf jeden Fall von jedem Buch, das sie verschickt, ein Doppelstück behalten, so daß die Lehrer sich die Bücher ansehen können, die sie haben möchten, da sie im allgemeinen nicht über die Bücherkenntnisse verfügen, daß sie eine Auswahl bloß nach einem Verzeichnis zusammenstellen können. Sie haben gewöhnlich, wie sich in der Praxis herausstellt, nur einzelne Bücher vorzuschlagen, deren Lektüre sie im Zusammenhang mit dem Lehrplan wünschen. Trotz alledem soll die erste Zusammenstellung der Klassenbüchereien nicht ohne Rücksprache mit der Lehrerschaft erfolgen. Die Vorschlagslisten sind zweckmäßig an die Schulen zu senden, der Lehrplan der betreffenden Klasse hat die Grundlage abzugeben. Die Zahl der Bücher übersteigt im allgemeinen die Zahl der Schüler der Klasse um einiges. Ein Drittel des Bestandes ist belehrender Art. Wünscht ein Lehrer ein Buch als Klassenlektüre, so muß er es in sovielen Exemplaren bekommen können, wie Schüler in der Klasse sind. Diese Serien werden nur angeschafft nach einer Konferenz mit den beteiligten Lehrern, die sich außerdem über die Art des Rundgangs einigen müssen (vgl. hierzu das bei Schweden Gesagte). Voraussetzung der Verleihung eines Bestandes an eine Klasse ist die Verpflichtung des Lehrers, über die Ausleihe gewissenhafte Statistik zu führen. Eine solche Statistik ist eine wertvolle Grundlage auch für die weiteren Anschaffungen.

Wir sind bei dieser Einrichtung der Klassenwanderbüchereien etwas verweilt, weil sie eine schöne Möglichkeit der Zusammenarbeit von Schule und Bücherei bietet, die doch so dringend erforderlich ist. Der Wert für die Bücherei besteht unter anderm auch noch darin, daß solche Klassenbüchereien die Kinder nachdrücklich auf die Bedeutung und Eigenart der öffentlichen Bücherei hinweisen.

Der amerikanische Einfluß auf das Kinder- und Schülerbüchereiwesen Norwegens zeigt sich auch an anderen Einrichtungen. Hier sollen nur einige kurz erwähnt werden. Man kennt sie alle auch bei uns und ebenso in Dänemark und Schweden, doch werden sie vielleicht nicht mit soviel Energie dort betrieben wie in Norwegen.

Da sind zunächst die Bildersammlungen, die dadurch zu entstehen pflegen, daß man aus zerlesenen Büchern und Zeitschriften die Abbildungen ausschneidet und sie sauber auf grauen Karton klebt, die dann systematisch immer mehr und mehr ausgebaut und nach dem Dewey-System geordnet werden. Auch Zeitungsartikel werden so geordnet aufbewahrt, wenn sie für Kinder von Wert sind. Zu den Bildern werden auch Ansichtskarten gerechnet. Besonderen Eifer verwendet man auf die Sammlung lokaler Bilder. Es gibt aber auch Büchereien, die Lichtbilder sammeln und sie für Unterrichtszwecke ausleihen, so besteht z. B. in Bergen an der Bücherei eine Sammlung von über 3500 Lichtbildern. Zu Anfang jedes Jahres geht ein Verzeichnis der zur Verfügung stehenden Lichtbilder an die Schulen und hiermit verbindet man dann den Hinweis auf solche Bücher, welche

für die verschiedenen Serien von Bedeutung sind. Die Bücherei in Bergen ist neuerdings dazu übergegangen, auch Filme anzuschaffen und ebenso auszuleihen wie die Lichtbilder.

Doch die Büchereien begnügen sich nicht damit, diese Bilderschätze nur auszuleihen. Sie veranstalten selber in den Kinderlesesälen Lichtbildervorführungen. Diese treten also an die Seite der Märchennachmittage, die selbstverständlich überall üblich sind.

Es ist nicht so einfach, solche Vortragsserien einen Winter lang durchzuführen: Man muß verschiedene Gegenstände wählen, damit für die verschiedenen Altersstufen etwas da ist, man muß das neuerwachende Interesse durch sie zufriedenstellen, die Literatur muß da sein, um das Gehörte durch das gedruckte Wort zu vertiefen, man muß vor allem die geeigneten Persönlichkeiten haben, die fesselnd für die Kinder berichten können. Die Vorarbeit wird schon im Frühjahr aufgenommen, indem man einen Plan ausarbeitet mit möglichst großer Abwechselung: Geographische, geschichtliche, biographische, naturwissenschaftliche Themen usw. Man beschafft dann die notwendigen Lichtbilder und nimmt mit den Vortragenden Fühlung. Vielleicht hilft dieser auch selber bei der Beschaffung der Bilder, bestimmt die Altersgrenze für die Hörer u. a. Der Vortrag wird im Lesesaal und in den Schulen bekannt gegeben, er darf nicht länger als dreiviertel Stunden dauern. Nach dem Vortrag werden die Kinder auf die Bücher aufmerksam gemacht, welche die Bücherei zu dem Thema hat. Diese werden gleichzeitig ausgestellt. Auch Filmvorstellungen werden an einzelnen Büchereien veranstaltet, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll.

Doch sei eine andere aus Amerika stammende Einrichtung noch kurz erwähnt, das ist die sogenannte Klubarbeit, die Arbeitsgemeinschaft. An einigen Orten hat man sie in Norwegen versucht, es dürfte aber fraglich sein, ob sie wirklich soviel Wert hat, daß sie die aufgewandte Mühe lohnt. Hier nähert sich die Arbeit des Bibliothekars doch so sehr der des Lehrers, daß es besser scheint, wenn man dieses Feld dem Lehrer selber überläßt. Die Erfahrungen, die man damit in Norwegen gemacht hat, scheinen mir das auch zu bestätigen.

Hält man nun in kurzem Rückblick die Arbeit in Dänemark, Schweden und Norwegen nebeneinander, so sieht man sofort, daß auf dem Gebiete der Schulbüchereien und der Zusammenarbeit von Schule und Bücherei die Bücherei im allgemeinen die Anregerin gewesen ist und daß sie in Norwegen noch heute fast allein die Arbeit leistet. Wir haben in Deutschland allen Grund, diese Mahnung zu beachten, besonders jetzt, wo es scheint, als sollte das Schulbüchereiwesen auch bei uns sich etwas schneller entwickeln. Es ist bedauerlich, daß auf dem Gebiete der Auswahl der Jugendschriften die Lehrerschaft bei uns fast alle Arbeit geleistet hat. Das ist sicher nicht immer nur zum Vorteil der Sache gewesen. Es wäre etwas Selbstverständliches, sollte man meinen, daß der Bibliothekar, dem doch ganz andere Bücherkenntnisse zur Seite stehen, hier mitgearbeitet hätte. Es ist höchste Zeit, daß wir uns viel stärker auf diese Aufgaben besinnen, denn wir haben eins vor dem Lehrer voraus, das ist unsere Kenntnis der freien Bildung, die etwas anderes ist als Erziehung und die durch das

Buch vermittelt wird. Auch aus anderm Grund sollten wir diese Dinge nicht aus den Augen lassen: Die Beschäftigung mit den Kindern von unserer Seite führt diese langsam und selbstverständlich zur Bücherei. Sie ist ein Teil der Hinführung des Volkes zur Bücherei, die wir erstreben, da wir glauben, daß das Buch ein notwendiges Glied im kulturellen Leben unserer Zeit ist. Nur wer bei den Kindern anfängt, wird Erfolg haben. Das zeigt uns vor allem das Vorbild Dänemarks, dessen Führer auf dem Gebiet des neuzeitlichen Büchereiwesens, Professor Steenberg, von allem Anfang an diese Zusammenhänge im Auge hatte.

Büchereitechnisches.
Zeitschriftenständer und Buchkartenkasten.

Von Dr. Franz Schriewer (Flensburg).

In dem Heft 1 der B. und B. dieses Jahrgangs sind erfreulicherweise verschiedene büchereitechnische Beiträge geboten. Es ist sicher notwendig, daß wir der Büchereitechnik mehr Aufmerksamkeit zuwenden als bisher. Es wäre eine ganz große Selbsttäuschung, wenn wir die Behauptung der Deutschen Zentralstelle in Leipzig hinnehmen wollten, daß das deutsche volkstümliche Büchereiwesen über eine „schulreife" Technik verfügt. Ich behaupte im Gegenteil, daß wir auch auf diesem Gebiet erst anfangen, Erfahrungen zu sammeln, auf Grund deren wir die besten und praktischsten Formen und Hilfsmittel herausgestalten können. Es wäre ein Leichtes, bei einer genauen kritischen Betrachtung nachzuweisen, daß die Leipziger büchereitechnischen Lösungen in vielen Stücken noch durchaus unvollkommen sind. Es ist daher eine große Gefahr für die deutsche Büchereitechnik, wenn die „Deutsche Zentralstelle" ihre monopolartige Stellung dazu benutzt, ihre Formen in Massen zu verbreiten. Die Entwicklung des deutschen Büchereiwesens ist noch lange nicht — nicht einmal in den technischen Fragen — soweit fortgeschritten, daß auf diesem Gebiet schon Normalformen eingeführt werden könnten. Es ist dringend zu wünschen, daß möglichst viele verschiedene Fachleute die technischen Hilfsmittel der Bücherei erarbeiten und bekannt geben. So wird sich im Laufe der Zeit die „letzte" Lösung herauskristallisieren lassen. Es ist also dankenswert, wenn — wie es nunmehr offenbar geschehen soll — die B. und B. büchereitechnischen Fragen einen weiteren Raum gewährt. Besonders ergiebig wäre es, wenn es nicht dabei bliebe, daß die eine oder andere Sache einmal beschrieben wird, sondern wenn über den betreffenden Gegenstand eine Aussprache einsetzte, so daß das Für und Wider einer Lösung deutlicher würde*).

So bedarf z. B. die Frage der Bücherstützen einer nochmaligen Erörterung, damit die Vorteile und Nachteile der verschiedenen Lösungen klargestellt werden. Dies darf ich mir vielleicht für später vorbehalten. Heute möchte ich zuerst zu dem in Heft 1 bekanntgegebenen Zeitschriftengestell eine Ergänzung geben und dann einen Buchkartenkasten beschreiben.

Zeitschriftenständer.

Auf Seite 73 dieses Jahrgangs ist die Zeitschriftenunterbringung der Sächsischen Landesbibliothek abgebildet und geschildert. Im Jahrgang 1926, S. 121, hatte ich bereits einmal eine Lösung vorgeschlagen, auf die der Verfasser sich auch bezieht. Dabei bemerkt er, daß der von mir vorgeschlagene Ständer nur für kleine Bibliotheken in Frage käme, weil auf einer Fläche von 200 × 34 nur 35 Zeitschriften untergebracht werden können. Als einen besonderen Vorteil seiner Lösung sieht er dann an, daß hier die Zeitschriften so eingesetzt werden können, daß die Köpfe sichtbar sind und die oberen Kanten alle in gleicher Linie liegen. In der Tat lassen sich wohl auf diese Weise auf 2 m Breite 130 bis 150 Zeitschriften unterbringen. Man muß aber, wenn man die Frage des Zeitschriftenständers lösen

*) Ich selbst bin der Meinung, daß der Verband hier eine Aufgabe sehen sollte.

will, von einer grundsätzlichen Erwägung ausgehen, die ich bei dem neuen Vorschlag vermisse. Die Frage ist nämlich: was soll mit dem Ständer erstrebt werden? Liegt die Sache für eine Bücherei so, daß sie Gewicht darauf legen muß, auf möglichst kleinem Raum möglichst viele Zeitschriften unterzubringen, dann ist die Lösung des Zeitschriftenständers eine rein technische Frage der Raumersparnis. Ist es aber für eine Bücherei so, daß sie Wert darauf legen muß, möglichst das Titelblatt und die ganze Zeitschrift dem Auge sichtbar darzubieten, damit der Leser angelockt wird, dann sieht das Aufstellungsproblem mit einem Male wesentlich anders aus. Hier liegt nun der grundsätzliche Unterschied der beiden Vorschläge.

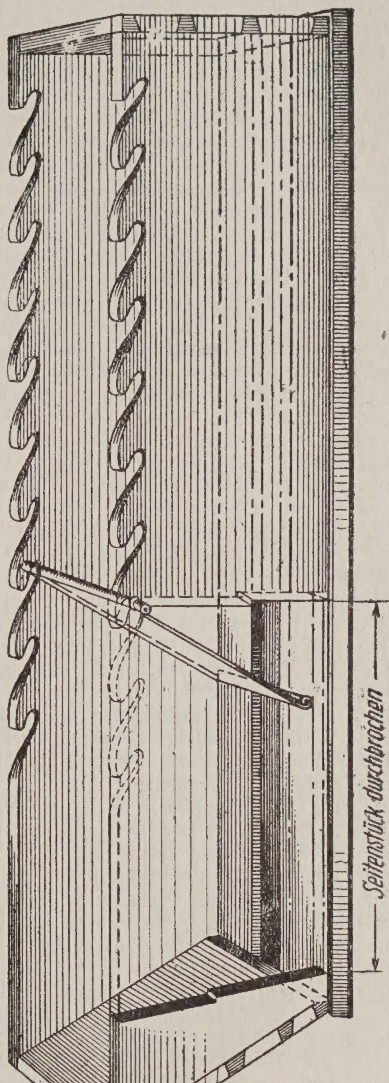
In der Volksbücherei kommt es uns ganz wesentlich auf die Werbung an. Wir brauchen daher das Bild der Zeitschrift, den Umschlag. Außerdem ist es ja nicht zutreffend, daß der Titel der Zeitschrift immer oben steht. Es wird also häufig genug bei der neuen Lösung der Titel der Zeitschrift verdeckt werden. Für die große Bücherei, besonders wenn sie wissenschaftlicher Art ist, haben diese psychologischen Gesichtspunkte aber nicht die Bedeutung wie für die Volksbücherei. Daher kann sie sich zweifellos damit begnügen, den Zeitschriftenständer vom organisatorisch-technischen Gesichtspunkt anzusehen, und darf es sich gestatten, unter starkem Verlust der Werbewirkung und der Übersichtlichkeit auf engerem Raum das Material „unterzubringen". Es ist, meine ich, gerade dieses Beispiel eine außerordentlich hübsche Illustration dafür, daß die große oder wissenschaftliche Bücherei und die volkstümliche Bücherei auf Grund ihrer Voraussetzung und ihres Wollens auch in kleinen Dingen zu technisch verschiedenen Lösungen kommen. Man darf also nicht sagen, die eine oder andere Lösung sei besser, sondern je nach den Momenten, die im Vordergrund stehen, wird die eine oder andere gewählt werden müssen.

Buchkartenkasten.

Es mag hier gleich im Anschluß an den Fall des Zeitschriftenständers noch gesagt sein, daß wir in allen technischen Vorschlägen und Erläuterungen die Dinge immer aus ihren inneren Voraussetzungen her darstellen müssen. Dabei ist dann weiter zu untersuchen, wie die konstruktive Ausführung sich zu den aus dem Wesen der Sache kommenden Forderungen verhält. Das gilt insbesondere auch für den Buchkartenkasten. Die Deutsche Zentralstelle hat ein Modell herausgebracht und verbreitet (es ist sogar gesetzlich geschützt), das den Anspruch erhebt, die Lösung zu sein. Ich habe nicht die Absicht, hier an einer Zeichnung des Leipziger Modells seine starken Fehler aufzuweisen. Für den, der büchereitechnischen Dingen Verständnis entgegenbringt, wird es, glaube ich, auf der Hand liegen, daß der hier abgebildete Kasten gegenüber dem Leipziger wesentliche Vorteile hat.

Die Grundforderung für den Buchkartenkasten ist, daß man gut in ihm blättern kann und daß dieser Apparat an der Stelle aufgeblättert stehen bleibt, wo man ihn sozusagen aufgeschlagen hat. Betrachten wir jetzt die untenstehende Zeichnung, so ergibt sich ohne weiteres, daß man das nur erreichen kann, wenn man hinten eine geneigte Auflage hat und wenn desgleichen die vordere Fläche des Kastens entsprechend schräg nach vorn gewinkelt ist. So bleibt, wenn ein Teil der Buchkarten nach vorn umgelegt ist, die Buchkartenreihe an der betreffenden Stelle geöffnet stehen. Man kann unbedenklich inzwischen ins Magazin gehen, wenn man muß, ohne daß man einen Bleistift zwischen die Buchkarten stecken muß, wie es vielfach nötig ist bei den Kästen mit senkrechten Wänden und Zwischenwänden nach Art des Leipziger Modells. Auch braucht man nicht immer beide Hände beim Arbeiten am Buchkartenapparat. Bei dem andern Modell muß man in der Regel die linke Hand benutzen, um das Zurückfallen der vorderen Karten zu verhindern. Vor allen Dingen braucht man aber auch nicht die Buchkarte erst herauszuziehen, um lesen zu können, was auf ihr geschrieben steht, denn sie liegt jetzt so geneigt vor dem Auge des Blätternden, daß ihre Fläche sich ungefähr im rechten Winkel zu seiner Blickrichtung befindet und ganz zu übersehen ist. Das sind die Hauptgesichtspunkte, andere sind dann lediglich technischer Art. Nämlich die Frage, wie man diese schräge Mittelwand am einfachsten einsetzt und so einrichtet, daß sie sich ganz bequem und schnell verschieben läßt. Wie unpraktisch sind hier die Leipziger Kästen, bei denen ein Stück Blech (angenehm für die Finger!) in Nuten senkrecht eingesetzt werden muß. Bei unserm Kasten genügt ein kleiner Druck von hinten mit der Hand, um die schrägliegende Messingplatte vorwärts zu verschieben.

Es gleiten dann nämlich die aufliegenden Seitenstützen der Platte sehr leicht über die abgerundeten Zacken hinweg. Ebenso einfach ist das Zurücksetzen der Platte. Unten liegt sie nur auf dem Boden auf, ohne daß sie irgendwie in Löcher oder sonstwie eingesetzt wird. Der Boden selbst ist in der Mitte etwa 2—3 cm geöffnet, damit der Kasten bequem gereinigt werden kann. Eine kleine, aber ganz belanglose Schwierigkeit gilt es noch zu erwähnen. Wenn nämlich die vordere Seite des Kastens schräg geneigt ist, drücken sich die ersten Karten leicht etwas hoch, so daß ihre unteren Kanten nicht mehr auf dem Boden, sondern auf der inneren Unterkante der schrägen Kastenseite stehen und die Neigung haben, nach oben zu rücken. Zu dem Zweck ist, wie aus der Zeichnung hervorgeht, hier eine kleine senkrechte Kante hergestellt, so daß dieser Übelstand, wenn auch nicht ganz aufgehoben, so doch sehr herabgemindert wird. Praktisch hat diese Sache nicht viel zu bedeuten. Die Neigung der schrägen Flächen beträgt ungefähr 30° bezw. 60°. Die Maße müssen jeweils nach den gebräuchlichen Buchkarten hergestellt werden. Die Länge der von uns verwendeten Kästen beträgt in der Bodenplatte 50 cm.



Bei dem hier vorgeführten Buchkartenkasten ist nur die vordere Schmalseite schräg gelegt, dagegen die Rückseite senkrecht hochgeführt. Es läßt sich die Frage aufwerfen, ob es nicht zweckmäßig sei, um jeglichen Verlust an Raum zu vermeiden, auch die hintere Schmalseite in einem entsprechenden Winkel zu neigen. Dies hängt davon ab, wo der Buchkartenkasten steht. Unsere Kästen stehen auf der Theke. Ich bin auch der Meinung, daß sie grundsätzlich dahin gehören. Ich möchte aber diese Frage hier nicht weiter anschneiden; sie müßte vielmehr in Zusammenhang mit der Gestaltung der Theke erörtert werden. Stellt man den Buchkartenkasten auf die Theke, so braucht man, damit die Kästen sich nicht über die vordere Kante schieben, eine Leiste an der vorderen Kante der Thekenplatte entlang, an der die Kästen einen Halt finden. Wäre nun die hintere Schmalseite des Buchkartenkastens auch schräg geneigt, so würde diese über die Vorderkante der Theke hinausragen, was natürlich vermieden werden muß, damit der Leser nicht dagegenstößt. Wenn man aber, um das Überstehen zu vermeiden, die Halteleiste so weit zurücksetzt, daß die Kante der Schrägung mit der Vorderkante der Theke abschneidet, geht wieder der Platz auf der Theke verloren, so daß im Endergebnis immer der gleiche Raumverlust eintritt. Anders liegen die Dinge natürlich, wenn man den Buchkartenapparat auf einen Tisch hinter der Theke aufbaut; dann kann man selbstverständlich auch die hintere Schmalseite des Kastens schräg winkeln.

Ein österreichischer Wegweiser für Lichtbildervorträge.*)

Als Heft 21 der von der Volksbildungsstelle im Bundesministerium für Unterricht herausgegebenen „Schriften für Volksbildner" (vgl. 5. Jg. dieser Zeitschrift S. 106—110) ist der vorliegende „Wegweiser" des um die Volksbildungsarbeit in Österreich — besonders auf dem Gebiet des Lichtbildes und Lichtspieles — hochverdienten Ministerialrates G. A. Witt erschienen. Er wird eröffnet durch eine kurze Übersicht über Ursprung, Entwicklung und Ziele des Österreichischen Lichtbilderdienstes. Es geht aus ihr klar hervor, daß dieser Lichtbilderdienst eine rein gemeinnützige, bildungspfleglich gerichtete, methodisch und organisatorisch fortschrittliche Einrichtung ist, wie sie uns vorerst im Reiche immer noch fehlt. Sein wichtigster Vorzug ist, daß er nicht nur eine gemeinnützige, von den besten Sachverständigen bediente Beratungsstelle für alle methodischen, technischen und geschäftlichen Fragen ist, die an den Lichtbild- und Laufbildpraktiker in Schule und Bildungspflege herantreten, sondern daß er auch einen Lichtbilderschatz von 43 000 Diapositiven (die Doppelstücke nicht mitgezählt) und von 35 000 Negativen besitzt und zu ganz niederen Gebühren ausleiht. Dieser Lichtbilderschatz ist unter Heranziehung erster Fachbearbeiter (vgl. das Verzeichnis der „Wissenschaftlichen Katalogisierungs-Kommission" S. 117 f.) ausgewählt, beschriftet und in etwa 670 Bildergruppen katalogisiert worden und wird planmäßig um mehrere tausend Stück im Jahre vermehrt. Dazu kommen „Vortragsbehelfe", die vorerst ungedruckt bleiben, damit die bildungspfleglichen Erfahrungen der nächsten Jahre bei der endgültigen Festlegung berücksichtigt werden können. Der Lichtbilderschatz soll nun durch sorgfältig gegliederte „Sonderverzeichnisse" über die verschiedenen Wissensgebiete auch jedem auswärtigen Interessenten erschlossen werden. (Einige dieser Sonderverzeichnisse sind bereits erschienen; es liegen mir vor die Abteilungen „Kunstgeschichte", bearbeitet von Helene Bryda, „Allgemeine und Kulturgeschichte", bearbeitet von Alphons Chotsky, und „Der Körperbau des Menschen" und „Aus dem Gebiete der Tierwelt", bearbeitet von Otto Wettstein.) Der Wegweiser gibt einen Überblick über die Bildergruppen. (Bei jeder Gruppe führt er zur Veranschaulichung eine knappe Auswahl von Bildern, unter Angabe des Bearbeiters, des Formates usw., auf.) Besonders erwähnenswert ist, daß auch eine offenbar recht gut ausgestattete Gruppe „Märchen und belehrende Unterhaltung" (Bilderreihen nach modernen Bilderbüchern, nach Münchener Bilderbogen, nach Buschs größeren Bildergeschichten) vorhanden ist, sowie anhangsweise besondere „Unterrichts-Reihen", die „zu einem die Selbstkosten kaum deckenden Betrag" an alle Schulen Österreichs käuflich abgegeben werden. Weiter soll der Erschließung des Bilderschatzes dienen eine „Fachbücherei für das Lichtbild-, Laufbild- und Bildwerferwesen", deren Verzeichnis im „Wegweiser" abgedruckt ist. (Es wird dort übrigens ausdrücklich gesagt: „Die Fachbücherei wird nach dem volksbildnerischen Leipziger System geführt". Es wäre interessant zu erfahren, worin in diesem Falle dessen Besonderheit besteht. Wahrscheinlich würde sich bei der Beantwortung herausstellen, daß jeder von uns Nicht-Leipzigern im Wesentlichen dieselben technischen Formen zur Katalogisierung und Verleihung der Bestände der Fachbücherei gewählt hätte.) Es ist dann auch noch die Rede von „biographischen und länderkundlichen Büchern und Schriften als Vorbereitungsbehelfen", aber es wird nirgends etwas Genaueres über die Zusammensetzung dieser Bestände mitgeteilt. Der „Wegweiser" enthält schließlich noch eine Anzahl kleinerer Aufsätze, z. B. „Warum entziehst Du Deine Negative der Allgemeinheit?", „Glasbildprojektion oder Episkop?" (in dem Witt auf die besonderen methodischen Anforderungen episkopischer Projektion hinweist), „Vor- und Nachteile der Bildbandprojektion", „Förderung des Schulkinowesens in Österreich". — Alles in allem eine Veröffentlichung, die zeigt, mit welchem Ernst und Eifer in Österreich an der planmäßigen bildungspfleglichen Hebung des Lichtbild- und Lichtspielwesens gearbeitet wird und die wir allen reichsdeutschen Bildungspflegern, die mit Lichtbildern und Filmen zu tun haben, zu gründlichem Studium empfehlen.

E. Ackerknecht.

---

*) Wegweiser des Lichtbilderdienstes. Samt Bildergruppen-Verzeichnissen, Leihordnungen und Angabe aller vom Bundesministerium für Unterricht vorgesehenen einschlägigen Hilfen für Bildungspflege, Unterricht und Vortragskultur. Wien: Österreicher-Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst 1928. 151 S.

Erster Weltkongress der Bibliotheken.

Niemand, der über den ersten Weltkongreß der Bibliotheken berichtet, wird anders beginnen können als mit einem uneingeschränkten Lob der italienischen Gastfreundschaft. Jeder, der in Rom, Neapel, Florenz und Venedig (um nur die wichtigsten Kongreßorte zu nennen) an den offiziellen Veranstaltungen teilgenommen hat, wird voll Dankbarkeit an alles zurückdenken, was staatliche und städtische Behörden getan haben, um den Gästen aus aller Welt zu ermöglichen, daß sie in der verhältnismäßig kurzen Zeit, die auf die einzelnen Städte entfiel, eine Fülle charakteristischer Bilder in sich aufnehmen konnten. Das gilt insbesondere auch von den Ausstellungen alter Drucke, Miniaturen, Einbände, Musikalien usw., die in Rom, Florenz und Venedig — von den anderen Städten zu schweigen — selbst solche Besucher überwältigten, die auf unvergleichliche Schätze gefaßt waren. Sehr wichtig war ferner, namentlich für uns Volksbibliothekare, die Ausstellung aus dem modernen Bibliotheks- und Volksbüchereiwesen, die in Rom in der Galerie für moderne Kunst (auf dem Monte Pincio) aufgebaut wurde. Sie hatte nur den einen Fehler, daß sie erst am letzten der römischen Kongreßtage eröffnet wurde. So konnte man weder das reiche Anschauungsmaterial, das die amerikanischen Büchereien darboten, noch die vielen interessanten Photographien, Grundrisse, graphischen Darstellungen, Fachschriften usw. der europäischen Länder richtig studieren und mit den Kollegen erörtern. Angesichts der Mühe und Kosten, die von den ausstellenden Verbänden und Kollegen aufgewandt worden sind, empfand man diese Verspätung doppelt schmerzlich.

Auch die Abwicklung des eigentlichen Vortragsprogrammes hatten sich die meisten Kongressisten wohl anders gedacht. Für uns Volksbibliothekare wäre freilich die Situation auch dann schwerlich befriedigend gewesen, wenn der Vortragsplan wirklich durchgeführt worden wäre. Denn es war von vornherein ein Unding, daß alle volksbibliothekarischen Vorträge in eine Sektion „Statistik der Bibliotheken — Tätigkeit der verschiedenen Kategorien von Bibliotheken" hineingestopft wurden. Es ist sehr zu wünschen, daß die Leitung späterer internationaler Bibliothekskongresse von den diesmaligen Erfahrungen profitiert. Es sollte z. B. selbstverständlich sein, daß die Sektionsvorsitzenden sich zuvor mit den Rednern ihrer Gruppe schriftlich und hernach mündlich in Fühlung setzen; schon damit sie wissen, ob, wo, wann und wie lange sie die Herren und Damen sprechen lassen wollen und können, die sich offiziell zu Vorträgen gemeldet haben. So war leider in verschiedenen Sektionen ein Teil der Vortragenden — ohne seine Schuld! — überhaupt nicht zur Stelle, als er drankommen sollte (und es war selbstverständlich auch nur eine Zufallsauswahl aus der für die betreffende Sektion interessierten Hörerschaft vorhanden), und die wenigen anwesenden Referenten wurden dann durch die Mitteilung überrascht, daß sie ihren Vortrag als paper überreichen und den erschienenen Hörern einige wenige Sätze dazu sagen dürften. Man kann sich denken — oder vielmehr man kann es sich eigentlich nicht denken, wenn man nicht dabei war —, was bei einem solchen Improvisationsverfahren herauskam. Wozu noch die belustigende Tatsache vermerkt sei, daß unser Sektionsvorsitzender, so oft er einen Redner aufrief und dieser sich als nicht anwesend erwies, in der Sprache seines Landes befriedigt bemerkte: „Umso besser!" und, als er wohl ein Dutzend Mal über nicht anwesende Vortragende zur Tagesordnung hatte übergehen können, zusammenfassend feststellte: „Das läuft ja vortrefflich!" Doch das wird gewiß das nächste Mal anders werden, zumal es schon diesmal an wirklich interessierten Vortragenden so wenig gefehlt hätte wie an wirklich interessierten Hörern.

Einen großen Gewinn bedeutete für viele von uns, sofern ich von eigenen Erfahrungen ausgehen darf, das Kennenlernen bezw. die Wiederbegegnung mit ausländischen Kollegen. Doch gerade auch hier hätte noch viel mehr herauskommen können, wenn wenigstens im Lauf der römischen Kongreßtage eine Teilnehmerliste (mit Angabe der Wohnungen) erschienen wäre. Namentlich für junge Kollegen und Kolleginnen, die noch keine Berufsfreunde im Ausland haben, war es schwer, mit den Persönlichkeiten in Berührung zu kommen, die sie gerne kennen lernen wollten.

Aber, nehmt alles nur in allem: Es war ein kollegiales Zusammensein, das allen Teilnehmern in glänzendster Erinnerung bleiben wird. Und wir dürfen hoffen und wünschen, daß nun der Bann gebrochen sei und in einigen Jahren ein neuer Fortschritt auf dem Wege des internationalen Meinungs- und Erfahrungsaustausches der Bibliothekare gemacht werde. Wir deutschen Bibliothekare dürfen insbesondere noch der Genugtuung darüber Ausdruck geben, daß wir durch Generaldirektor Dr. Krüß und Professor Dr. Fick so gut vertreten waren.

Der diesmalige Kongreß schloß übrigens mit der Annahme von 15 Resolutionen, deren keine von unmittelbarer Bedeutung für das volkstümliche Büchereiwesen ist, während das eigentliche „Schlußvotum" allerdings die Forderung aussprach, für deren Erfüllung auch wir, und ganz besonders wir Volksbibliothekare, uns von jeher mit aller Kraft eingesetzt haben. Es lautet:

> Vor dem Auseinandergehen erklären die Mitglieder des Ersten Weltkongresses der Bibliotheken und für Bibliographie in feierlicher Weise,
>
> daß im Bereich von Kultur und Wissenschaft wie im Bereich der Volkserziehung den Bibliotheken unter den diesen Zwecken dienenden Institutionen mit die erste Stelle gebührt, da es ohne die Bibliotheken nicht möglich wäre, die Grenzen der menschlichen Erkenntnis durch gelehrte Arbeit zu erweitern und dem Bildungsstreben des Volkes zu genügen,
>
> daß infolgedessen den Regierungen und sonstigen öffentlichen Gewalten jedes Landes die unbedingte Pflicht obliegt, die Bibliotheken in gleicher Weise zu fördern wie die Universitäten und Schulen, sowohl in ihren finanziellen Bedürfnissen wie in ihrer Ausgestaltung nach geistiger, technischer und sozialer Richtung,
>
> daß nur durch Erfüllung dieser Voraussetzung die Nationen sich das volle Rüstzeug schaffen können, das für den Fortschritt auf geistigem Gebiet, dem höchsten Ziel aller menschlichen Zivilisation, unbedingtes Erfordernis ist.

E. Ackerknecht.

Lehrgänge und Versammlungen.

1. und 2. Oberschlesischer Büchereitag in Gleiwitz

am 17. Mai 1928 und 5./6. April 1929.

Seit annähernd zehn Jahren richten sich die Blicke eingeweihter Kreise der deutschen bibliothekarischen Fachwelt mit Sorge nach Oberschlesien. Was sich hier in der Stille abspielt, sind weltanschauliche Auseinandersetzungen, die die Geschlossenheit der deutschen Kulturpflege im Grenzland Oberschlesien empfindlich beeinträchtigen und auch leicht für die Gesamtheit des deutschen Volksbücherei- und Bildungswesens von Bedeutung werden können. Worum es sich handelt, kann nur angedeutet werden. Die neuerdings beliebt gewordene Formel, daß wahre und echte Volksbildung nur auf weltanschaulicher Grundlage möglich sei — recht verstanden dem Volkspädagogen wahrhaftig nichts Neues —, ist hierzulande zum Kampfruf gegen jegliche überparteiliche, im Dienste der Volks- und Lebensgemeinschaft stehende öffentliche Bildungspflege, besonders gegen das im Verbande oberschlesischer Volksbüchereien zusammengefaßte öffentliche Volksbüchereiwesen geworden. Dieses ist, wie in Fachkreisen bekannt, Anfang dieses Jahrhunderts von der Oppelner Bezirksregierung mit verhältnismäßig erheblichen Mitteln*) ins Leben gerufen und im Verbande oberschlesischer Volksbüchereien zusammengefaßt und fortgeführt worden. Seit der Provinzwerdung Oberschlesiens 1919—1923 hat sich die Verbindung der Landesbehörde zum Verbande sehr gelockert; die staatlichen Beihilfen für die Geschäftsstelle sind ständig zurückgegangen und seit 1924 ganz ausgeblieben**).

---

*) Absolut betrachtet waren diese Mittel mit 11 Pfennig auf den Kopf der Bevölkerung recht bescheiden, wie zur Berichtigung des Aufsatzes von Ing. V. Kauder-Kattowitz (B. u. B. Jg. 8 S. 169) nebenher festgestellt sei.

**) Zur näheren Unterrichtung über die büchereipolitischen Verhältnisse sei auf die „Mitteilungen des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien" Heft 1—12 hingewiesen.

Unter diesen Umständen kommt den vom Verbande oberschlesischer Volksbüchereien veranstalteten Oberschlesischen Büchereitagen besondere Bedeutung zu. Die wegen des Ausfalls der Staatsbeihilfen Anfang 1924 erfolgte Rückbildung der hauptamtlichen Geschäftsführung des Verbandes in eine nebenamtliche hatte vielfach die Anschauung erweckt, daß das Ende des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien nahe sei. Als dann am 1. Oktober 1928 der Unterzeichnete aus Gesundheitsrücksichten auch die nebenamtliche Leitung der Verbandsgeschäfte aufgab, mußte sich dieser Eindruck noch verstärken. Umsomehr hatte der Verband Ursache, vor aller Welt den unzerstörbaren Lebenswillen des in ihm zusammengefaßten und von ihm seit 25 Jahren vertretenen und betreuten überparteilichen Volksbüchereiwesens in Oberschlesien zu bekunden.

Der 1. Oberschlesische Büchereitag fand unter starker Beteiligung am 17. Mai 1928 statt. Der Verband hatte sich mit der Stadtbücherei Gleiwitz verbunden, um den Besuchern möglichst viel zu bieten. Stadtbüchereidirektor Plage (Frankfurt a. O.) sprach vor über 150 Zuhörern über das Thema „Die lebendigen Wirkungen der Literatur". Der Gedankengang seines eindrucksvollen Vortrages deckt sich im wesentlichen mit seinem im Jahrgang 9 Seite 1 ff. der B. u. B. abgedruckten Aufsatz über „Literatur und Lebensgestaltung". Der Nachmittag war ausgefüllt durch eine Besichtigung der Gleiwitzer Stadtbücherei und einiger neueingerichteten Zweigbüchereien nebst einführendem Vortrag von Stadtbüchereidirektor Dr. Horstmann, wodurch die Teilnehmer eine anschauliche Vorstellung von der inneren und äußeren Einrichtung eines nach neuzeitlichen Grundsätzen aufgebauten kommunalen Büchereiwesens erhielten.

An die Erfahrungen des ersten Büchereitages wurde beim zweiten angeknüpft, nur daß der äußere Rahmen erweitert und glanzvoller gestaltet werden konnte. Auch dieser Büchereitag, der am 5. und 6. April 1929 stattfand, war von über 150 Personen, zum größten Teil im Volksbüchereiwesen tätigen Lehrern, besucht. Die Hauptvorträge fanden im Münzersaal des Hauses Oberschlesien Gleiwitz statt, das durch den Besuch des Reichspräsidenten im vorigen Herbst seine Weihe erhalten hat. Das von der Büchereiberatungsstelle des Verbandes aufgestellte Programm der zweitägigen Tagung war auf die Theorie und Praxis der Volksbüchereiarbeit eingestellt. Zwei führende Persönlichkeiten des deutschen Büchereiwesens, Stadtbüchereidirektor Dr. Ackerknecht (Stettin) und der derzeitige Vorsitzende des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare, Stadtbibliotheksrat Dr. Schuster (Berlin), hatten die Vorträge des ersten Tages übernommen. Dr. Ackerknecht sprach über das Thema „Büchereiwesen und Bildungspflege", Dr. Schuster über „Büchereiwesen und Weltanschauung". Letzterer führte aus, daß weltanschaulich gebundene und weltanschaulich freie Kulturformen nicht gegensätzlich sind und zu allerletzt im Grenzlande gegensätzlich sein dürfen, sondern recht verstanden einander zu ergänzen haben*) Nach einem gemeinsamen Mittagessen im Haus Oberschlesien folgten am Nachmittag eine Reihe praktischer Vorführungen und Übungen. Über die „Kataloge der Volksbücherei" sprach Margarete Cierlitza (Gleiwitz), über die „Ausleihe der Volksbücherei" Elisabeth Warlo (Gleiwitz). Am späten Nachmittag hielt Dr. Ackerknecht in der Aula der Mittelschule eine Vorlesestunde ab, in der er zu dem Thema „Begegnungen" Erzählungen von Ewald Banse, Arthur Heye und Alfons Paquet zu Gehör brachte. Der Abend vereinigte die Gäste zu einem zwanglosen Beisammensein.

Den zweiten Tag eröffnete Dr. Horstmann mit einem Vortrag über „Dorf- und Kleinstadtbüchereien", und zwar in ihrer Art als allgemeine öffentliche Büchereien im Dienste der Volks- und Lebensgemeinschaft. Nach einer Darlegung ihrer inneren und äußeren Gestaltung betonte er besonders die Notwendigkeit der Zusammenarbeit der Leiter von Dorf- und Kleinstadtbüchereien mit einer fachlichen Bücherei-Beratungsstelle. Im Anschluß an seine Ausführungen wurde auf Anregung aus der Mitte der Versammlung eine Eingabe an den neuen Oberpräsi-

---

*) Eine Veröffentlichung „Bücherei und Weltanschauung", die u. a. auch den oben genannten Vortrag Dr. Schusters enthalten wird, erscheint demnächst im Verlage dieser Zeitschrift.

denten Dr. Lukaschek beschlossen des Inhalts, daß der Oberpräsident den vom Vorstand des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien an den preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gerichteten Antrag auf Zuerkennung einer staatlichen paritätischen Beratungsstelle für das öffentliche Volksbüchereiwesen in Oberschlesien in Verbindung mit der Stadtbücherei Gleiwitz befürworten möge. Es folgten sodann Vorträge und Vorführungen über „Statistik" von Elisabeth Seiffert, Leiterin der städtischen Volksbücherei Beuthen, und über „Buchpflege" von Lily Kutzora (Gleiwitz). In der anschließenden Aussprache wurde von verschiedenen Büchereileitern darauf hingewiesen, daß auch für die oberschlesischen öffentlichen Büchereien seitens der Staatsbehörden Beihilfen gewährt werden müßten, ebenso wie sie den verschiedenen anderen oberschlesischen Büchereiverbänden, die auf weltanschaulicher Grundlage arbeiten, gewährt werden; und zwar sei es notwendig, daß derartige Beihilfen und Bücherzuwendungen zwecks sachgemäßer Verwendung durch Vermittlung der Beratungsstelle des Verbandes den einzelnen Büchereien zugeleitet würden, und nicht über die Kreisverwaltungen, um mancherlei Mißgriffe, z. B. Übersendung inhaltlich völlig unbrauchbarer Bücher, zu vermeiden.

In seinem Schlußwort dankte der Vorsitzende des Verbandes, Schulrat Dr. Rzesnitzek (Oppeln), zunächst allen Mitwirkenden, die zum Gelingen der Tagung beigetragen hatten, und betonte seinerseits die Notwendigkeit des allgemeinen öffentlichen Volksbüchereiwesens für die allgemeine Bildungspflege und Stärkung und Förderung des deutschen Kulturgedankens im oberschlesischen Grenzlande und seine Gleichberechtigung mit anderen oberschlesischen Büchereiverbänden, die erst nach dem Weltkriege in Oberschlesien Bedeutung erlangt hätten. Den Abschluß der Tagung bildete eine Aufführung von Schattenspielen durch Eva Rohleder (Stettin) und Toni Skerhut (Gleiwitz) im Lesesaal der Stadtbücherei. Die Aufführung zeichnete sich besonders durch entzückende, von Fräulein Rohleder angefertigte Scherenschnitte aus.

Das Gesamtergebnis der Tagung faßte die Ostdeutsche Morgenpost, die führende Zeitung Oberschlesiens, folgendermaßen zusammen: „Die wertvollen Anregungen, die durch das reichhaltige, abwechselungsreiche Arbeitsprogramm des 2. Oberschlesischen Büchereitages vermittelt wurden, haben den Volksbüchereigedanken in Oberschlesien wirksam gefördert und verdienen vor allem auch die Beachtung der Behörden." Durch die erfolgreiche Tagung hat zweifellos das vom Verband oberschlesischer Volksbüchereien im Laufe von 25 Jahren entwickelte öffentliche Volksbüchereiwesen in Oberschlesien, das durch die Stürme des Krieges, Abstimmungskämpfe, Fremdbesatzung, Polenaufstände, Währungsverfall äußerst schwer gelitten hat, neue Lebensimpulse empfangen. Mit ganz besonderer Freude und Dank ist es empfunden worden, daß zum 2. Büchereitag sowohl das Reichsministerium des Innern wie auch das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung erstmalig eine Beihilfe zur Durchführung der Tagung bewilligt haben und daß der Reichsminister des Innern durch den Direktor des „Grenzbüchereidienstes und Bildungspflege", W. Scheffen, seine Grüße und Wünsche zur Tagung überbringen ließ. Möge nun auch das Oberpräsidium der Provinz, dessen neuer Leiter in seiner groß angelegten Antrittsrede ausdrücklich versicherte, alle ehrlich arbeitenden Kräfte der Provinz ohne jede Voreingenommenheit fördern zu wollen, endlich wieder der Vertretung des öffentlichen Volksbüchereiwesens das Vertrauen und die Unterstützung zuteil werden lassen, die sie auf Grund ihrer im Dienste der deutschen Volksgemeinschaft und im Dienste der deutschen Kulturpflege stehenden Arbeit gerechterweise glaubt beanspruchen zu dürfen. Der neue Leiter der Büchereiberatungsstelle und Geschäftsführer des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien, Stadtbüchereidirektor Dr. Horstmann, hat es übernommen, die Arbeit des Unterzeichneten weiterzuführen. Dafür sei ihm Dank, denn die Aufgabe ist schwer und undankbar. Möge es durch den engen Rückhalt der Beratungsstelle des Verbandes an der Stadtbücherei Gleiwitz und durch das treue Festhalten aller alten und neugewonnenen Freunde gelingen, die Arbeit des Verbandes oberschlesischer Volksbüchereien neu zu verankern und so fruchtbar wie in der Vorkriegszeit zu gestalten, damit der in anderen preußischen Porvinzen im letzten Jahrzehnt erreichte Vorsprung allmählich eingeholt werden kann.

K. Kaisig (Gleiwitz).

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Das Beschäftigungsbuch.

In den folgenden Ausführungen über das Beschäftigungsbuch wird der Begriff Beschäftigung eingeengt insofern, als sich die nachfolgend besprochenen Bücher nur mit der Werktätigkeit, also der handlichen Betätigung befassen. Beschäftigungsspiel, Sammelsport u. dgl. werden nicht berücksichtigt.

Es ist leider Tatsache, daß die Werk- und Bastelbücher in vielen Büchereien nur geringe Berücksichtigung finden und oft nur eingestellt werden, „weil man sie verlangt". Das zeugt von einer ganz falschen Auffassung von der werklichen Beschäftigung, die in den Augen vieler nur bloßer Zeitvertreib ist. Die Folge ist, daß auch die Auswahl der Beschäftigungsbücher oft nicht mit genügender Sorgfalt oder zum mindesten nicht nach festen Grundsätzen getroffen wird, so daß die wenigen der in den Büchereien vorhandenen Werkbücher meistens auch noch nicht einmal brauchbar sind. Hier tut Wandel bitter not. Der Arbeitsgedanke in der Schule hat gezeigt, daß der Basteltrieb der Jugend bei der Erreichung hoher und höchster Bildungsziele nicht übergangen werden darf. Nicht ohne Grund ist daher der Arbeitsunterricht nicht nur als Arbeitsprinzip, sondern mit dem planmäßigen Werkunterricht auch als besonderes Lehrfach vielerorts eingeführt worden. So erklärt es sich auch, daß von berufener Seite seit dem Kriege viele Beschäftigungsbücher herausgegeben worden sind, die den modernen pädagogischen Bestrebungen gerecht werden, so daß es an brauchbarer Literatur auf diesem Gebiete nicht fehlt. Die nachfolgenden Ausführungen sollen zeigen, nach welchen Gesichtspunkten die Beurteilung guter Werkbücher erfolgen sollte und wie die Abteilung der Beschäftigungsbücher planmäßig aufgebaut werden kann.

Bei der Bewertung der werktätigen Arbeit denkt man meistens nur an die Schulung der Hand. Eine solche ist zweifellos an sich sehr wertvoll und dürfte allein schon ein Grund sein, die Handarbeit zu pflegen. Es ist aber eine irrige Meinung, daß die Übungen an der Werkbank rein technischer Art seien und nur handgeschickliche Fertigkeiten übermitteln. Das ist das Nebensächliche; die Hauptaufgaben sind bedeutungsvoller. Liegt schon in der mit der praktischen Handarbeit verbundenen Übung des Auges und des Tastgefühls eine Schärfung des Geistes, weil dieser mit den Sinnen gut Wahrgenommenes klar erfassen muß, so bedeuten vor allen Dingen die bei den praktischen Übungen erlangten Erfahrungen eine unersetzliche Vertiefung der geistigen Schulung. Daß daneben der Gestaltungstrieb und die Phantasie der Jugend angeregt und gefördert und der Wille gestählt werden, ist selbstverständlich. Eine wesentliche Aufgabe der Werkarbeit ist in erster Linie die Erziehung zum guten Geschmack. Die materialgerechte Verarbeitung des Werkstoffes, der Echtheitsgedanke, Bildung von Formen nach Zweck und Wesen der zu schaffenden Gegenstände bilden das Elementare der praktischen geschmackbildenden Arbeit, die hier zu dem hervorragendsten Bildungsmittel auf künstlerischem Gebiet wird. Die Bekämpfung aller Scheinsucht, die Erwerbung des Echtheitsgefühls, Schlichtheit, Wahrhaftigkeit bei aller Arbeit werden aber auch die innere Lebensgestaltung berühren; sie sind der Ausdruck vornehmer Denkungsart und wirken charakterbildend.

Die so gekennzeichneten Teilziele, Erwerbung technischer Fertigkeiten, Vertiefung geistigen Wissens und Bildung des guten Geschmacks, werden bei den verschiedenen Werkbüchern mehr oder weniger stark hervortreten und jedem Buch seinen besonderen Charakter verleihen. Auf dieser Grundlage ist unten die Aufstellung der Bücher in die folgenden drei Gruppen erfolgt:

A. Handwerksbücher für Bastler.
B. Naturwissenschaftliche Experimentier-, Werk- und Bastelbücher.
C. Geschmackbildende Werk- und Beschäftigungsbücher.

Die Handwerksbücher der Gruppe A bringen ohne irgendwelche künstlerische oder wissenschaftliche Absichten mehr oder weniger systematisch rein handwerklich prak-

tische Unterweisungen. Der Bastler, der sich für seine praktischen Arbeiten über das zu bearbeitende Material, das Handwerkszeug und seine richtige Handhabung usw. unterrichten will, muß für die dem Dilettanten angemessenen Arbeitsgebiete in dieser Gruppe die wichtigsten Anleitungen finden können.

Die unter B verzeichneten naturwissenschaftlichen Bücher dienen durch Anleiten zum Experimentieren, Pflege des Amateursportes u. dgl. vornehmlich der Vertiefung erworbenen Wissens, sei es auf dem Gebiet der Chemie oder der Physik, wozu dann auch die Theorie der Liebhaberphotographie gehört. Die Voraussetzung zum Bau der nötigen Apparate ist, sofern sie nicht in den Büchern selbst durch praktische Anleitungen gegeben wird, durch die Bücher der Gruppe A zu erlangen. Das ist bei dem Aufbau der Abteilung der Beschäftigungsbücher zu berücksichtigen.

Von besonderer Bedeutung sind die unter C aufgeführten geschmackbildenden Werk- und Beschäftigungsbücher. Wie verheerend falsch eingestellte Bücher dieser Gattung wirken können, zeigen die sattsam bekannten häßlichen, schnörkelhaften und verstaubten Laubsägearbeiten oder die mit Kerbschnitzereien falsch verzierten Gegenstände aller Art. Solche Arbeiten sind mitschuldig an der geschmacklichen Verbildung breiter Volksschichten, in denen jedes Empfinden für gediegene, echte und sinnvolle künstlerische Betätigung ertötet wird. Diese Beispiele mögen zugleich zeigen, wie bedeutungsvoll gerade auf diesem Gebiet gute Wegweiser sein können. Da das Material und seine stoffgerechte Verarbeitung sehr wesentlich für die künstlerische Gestaltung sind, wird in den guten kunsterziehlich eingestellten Werkbüchern die richtige praktische Arbeitsweise ausführlich beschrieben sein, so daß die Gruppe C unabhängig von den Büchern der ersten Gruppe ist, ja diese sogar ersetzen kann. Die künstlerischen Tendenzen kann man in diesem Falle außer acht lassen. Zu den geschmackbildenden Büchern kommen auch in Unterabteilungen Anleitungen zu verschiedenen Zeichen- und Maltechniken, sowie Bücher über künstlerische Photographie und einfache Druckverfahren, wie Linol- und Holzschnitt, Radierung und sonstige vom Laien leicht ausführbare Vervielfältigungsweisen.

Zur Beurteilung der Bücher für Büchereizwecke in methodischer Hinsicht seien noch einige Bemerkungen vorweggenommen. Selbstverständlich wird der methodische Charakter der Werkbücher, der Besonderheit eines jeden Buches entsprechend, verschieden sein; doch sind in den folgenden Ausführungen einige Grundsätze herausgestellt, die für alle Bücher gelten sollten. Einige typische Bücher mögen dabei gleich als Beispiel und Gegenbeispiel erwähnt werden.

1. Das Stoffgebiet eines jeden Buches muß scharf umrissen werden und möglichst im Titel zum Ausdruck kommen. Jeder Leser, der sich für seine werktätige Arbeit Rat aus Büchern holen will, hat ein bestimmtes Arbeitsgebiet, für das er Unterweisungen haben will, im Auge. Der Titel „Bastelbuch" besagt ihm nichts; dagegen geben Aufschriften wie „Gebrauchsformen aus Pappe und Papier" oder „Leichte Holzarbeiten" sofort Aufschluß über den Inhalt des betreffenden Buches.

2. Wo eine kurze, aber treffende Benennung des Buches nicht möglich ist, wie z. B. bei Sammelwerken, soll wenigstens eine scharfe Trennung der Arbeitsgebiete erfolgen und im Inhaltsverzeichnis vorhanden sein, wie bei dem „Knabenhandwerksbuch" von Pallat, das Holz-, Papp-, Metall- und andere Arbeiten gesondert behandelt. Bücher, die alle Arbeitsgebiete wahllos durcheinanderwerfen, wie z. B. die „Bastelbücher" des Franckhschen Verlages, erschweren zunächst schon dem Büchereileiter die Ausgabearbeit, verfehlen dann aber auch die erziehlichen Aufgaben des guten Werkbuches, indem sie eine systematische Arbeitsweise verhindern, den jugendlichen Bastler hin- und herziehen und ihn unstetig machen.

3. Neben der scharfen Trennung der Stoffgebiete muß der Text übersichtlich gegliedert sein, so daß z. B. Besprechungen über das Material, die Werkzeuge und den Arbeitsvorgang leicht zu finden sind. Das ist bei einem guten Werkbuch, in dem während der Arbeit oft hin- und hergeblättert wird, unbedingt erforderlich.

4. Da das praktische Arbeiten nach schriftlichen Anweisungen ohnehin nicht leicht ist, muß die Sprache des Buches deutlich und unzweideutig sein. Unverständlicher Text führt oft zu falschen Arbeitsergebnissen, die entmutigend wirken.

5. Die Abbildungen müssen übersichtlich und deutlich sein und klare Vorstellungen vermitteln. Saubere, ästhetisch einwandfreie Zeichnungen und Abbildungen sind unerläßliche Forderungen an ein Werkbuch. Flüchtige, von nicht Sachkundigen

gezeichnete Textbilder erziehen zur Unordnung und Unsauberkeit. Das gute Vorbild ist auch hier erster Erziehungsgrundsatz.

6. Die praktischen Anleitungen sollen den Fähigkeiten des Jugendlichen und Laien angemessen sein. Dinge, die der Dilettant nicht auf dem Wege richtiger Materialbehandlung erreichen kann, dürfen nicht von ihm verlangt werden. Das Arbeitsziel muß also in den Grenzen seiner praktischen Fähigkeiten bleiben, wenn nicht unbrauchbare Pfuscherarbeiten, mit denen nichts gewonnen ist, entstehen sollen. Ein Fehler, der vielen Werkbüchern anhaftet, liegt in der zu hohen Anforderung der Bücher, die oft rein Handwerkliches, ja gelegentlich sogar Arbeitsstücke, die nur der Fachmann ausführen kann, bringen. Als abschreckendes Beispiel sei das im Verlag Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart erschienene, von Schnetzler verfaßte Buch „Hausschreinerei" erwähnt, das der Jugend zeigen will, wie selbst Großmöbel, wie Schreibtisch und Büffet usw. aus Dachlatten und anderem minderwertigen Holz, das mit Nägeln zusammengehauen wird, gebaut werden. Solche Beschreibungen genügen selbst dann nicht, wenn es sich um Puppenmöbel handelt, da auf das Werkzeug und seinen richtigen Gebrauch und auf die Eigenart des Materials gar nicht oder nur in unzulänglicher Weise hingewiesen wird. Nicht viel besser ist das große „Werkbuch fürs Haus" von demselben Verfasser, das eine theoretische Behandlung des Wesens fast aller häuslichen Einrichtungen, wie Heizung, Beleuchtung, Ventilation usw. zum Zwecke der eigenen Ausbesserung gibt. Dazu gehören Kenntnisse aus vielen Handwerkszweigen, mit denen der Laie im Rahmen eines Buches nicht vertraut gemacht werden kann, ganz davon abgesehen, daß das auch gar nicht der Sinn des richtig verstandenen Bastelns ist.

Auch das Buchbinden, für das es unendlich viele Anleitungen gibt, ist für den Dilettanten eine gefährliche Technik und sollte nur für den Hausgebrauch an weniger wertvollen Büchern geübt werden. Jedenfalls ist es unbedingt anfechtbar, das Buchbinden bis zum Ledereinband mit Bünden, Goldpressung u. dgl. zu treiben, wie es neben anderen in dem sonst sehr schönen Buch von Morf „Der Bucheinband", Verlag Otto Maier, Ravensburg, geschieht. Und was für die praktische Arbeit in handwerklichem Sinne gilt, sollte auch in künstlerischer Beziehung berücksichtigt werden. Es gibt so viele Betätigungsfelder für die Anfertigung häuslicher Gebrauchs- und Schmuckgegenstände, daß der Laie gerne auf Porzellanmalerei, Kunsttöpferarbeiten u. dgl., wofür auch Anleitungen gedruckt wurden, verzichten kann.

Alle Werkbücher sollten sich daher in handwerklicher und künstlerischer Beziehung frei wissen von jenem blutigen Dilettantismus, der die häusliche Unkultur nur vergrößert.

A. Handwerksbücher für Bastler.

Honold, Ernst: Leichte Schreinerarbeiten für Knaben. Zum Selbstunterricht und zum Gebrauch in Schülerwerkstätten. Ravensburg: Maier 1921. VIII, 108 S., XXXII S. Abb. 3,—. Geb. 3,50.

Das Buch befaßt sich mit leichten Holzarbeiten und ist eine systematische Einführung in die gesamte Technik einfacher Schreinerarbeiten. Der Bastler lernt die Schreinergeräte, die wichtigsten Holzverbindungen und die Behandlung der Oberfläche des Materials kennen. Im Text sind viele sehr gute Zeichnungen, im Anhange 32 Tafeln mit Konstruktionszeichnungen. Das gut gegliederte Buch erzieht jeden werktätigen Jungen und Erwachsenen zu solidem handwerklichen Schaffen und gibt die unerläßliche Grundlage, die jeder bei der praktischen Arbeit benötigt.

Pralle, Heinrich: Blecharbeiten. Mit 21 Vorlagetaf. (Handarbeit f. Knaben u. Mädchen H. 13.) Leipzig: Teubner 1927. 26 S. 2,20.

Das kleine Buch aus der Reihe „Handarbeit für Knaben und Mädchen" bringt sehr übersichtlich geordnet das Wichtigste über die Technik der Blecharbeit. Die verschiedenen Werkstoffe, das Arbeitsverfahren und die Herstellung einiger wichtiger Gegenstände werden gut beschrieben. Werktafeln erleichtern die praktische Arbeit sehr. Ein großer Vorzug des sehr empfehlenswerten Buches ist, daß es die Grenzen zwischen Werkunterricht und Handwerkslehre richtig zu ziehen weiß und nur das bringt, was von Kindern wirklich geleistet werden kann.

Hoch, Julius: Schlosserarbeit für den Hausgebrauch. T. 1 u. 2. T. 1: Das Eisen und seine Bearbeitung. T. 2: Die Schlösser. Mit 113 Abb. (Lehrmeister-Bücherei Nr. 71/72.) Leipzig: Hachmeister & Thal 1922. 76 S. 0,70.

Wer sich der Metallarbeit als Bastler widmet, findet in dem ersten Teile des Buches das Wichtigste über verschiedene Materialien und Werkzeuge des Schlossers, sowie eine Anleitung zur Bearbeitung der Metalle. Der zweite Teil zeigt, wie man die Schlösser im Hause selbst reparieren kann. Das kleine, bescheidene Buch ist sehr brauchbar.

Hecht, Alfred: Der Selbstinstallateur elektrischer Hausanlagen. Mit 93 Abb., Schaltplänen und Voranschlägen bearb. von Karl Wernicke. (Lehrmeister-Bücherei Nr. 12/14.) Leipzig: Hachmeister & Thal 1923. 84 S. 0,90.

Die Herstellung von elektrischen Kleinanlagen kommt gelegentlich fast in jedem Hause vor und wird mit besonderer Vorliebe von Laien ausgeführt. Das vorliegende Buch gibt die erforderlichen theoretischen Erklärungen zu Klingelanlagen, Haustelephon und Kleinbeleuchtung und zeigt, wie jedermann dieselben ohne Mühe anlegen kann. Das Buch ist für jüngere und ältere Bastler zu empfehlen.

Meyer, Emil: Die Papparbeit. Nebst einem Anhang: Zur Technik des Werkunterrichts. Mit 56 Abb. Leipzig: Dürr 1926. VII, 65 S. Geh. 2,60.

In sehr gründlicher Weise wird für Lehrer eine rein praktische Anleitung zur Papparbeit gegeben. Das Buch ermöglicht jedem Laien, sich die technischen Fertigkeiten in der Pappbearbeitung gut anzueignen. Ein dem Buche angefügter Anhang hat mit der systematischen Anleitung des ersten Teiles gar nichts zu tun und gehört einem ganz anderen Gebiete des Arbeitsunterrichts an. Er müßte, wenn das Buch für Büchereien beschafft werden soll, entfernt werden.

Frenkel, Reinhold: Werkzeugkunde. Ein Lehr- und Hilfsbuch für den Werkunterricht und für Fachschulen. Leipzig: Quelle & Meyer 1925. 229 S. Lw. 8,—.

Der vorteilhafte, technisch richtige Gebrauch der Werkzeuge setzt deren genaue Kenntnis voraus. Solche verschafft das vorliegende reich illustrierte Werk. Das sehr wertvolle Buch müßte jedem Bastler, der gleichzeitig auf gutes Instandhalten seiner Geräte Gewicht legt, unbedingt zugänglich gemacht werden.

B. Naturwissenschaftliche Experimentier-, Werk- und Amateurbücher.

Günther, Hanns: Experimentierbuch für Jungen. (Franckhs Jugend-Bücher.) Stuttgart: Franckh 1922. 220 S. Hlw. 4,80.

Das in sehr ermunterndem Tone, zum Teil in Gesprächsform geschriebene Buch bringt schon für jüngere Knaben allerhand nette Experimente aus der Mechanik, Versuche mit Reibungselektrizität, sowie Zauberkünste und Taschenspielereien. Die sehr leicht, meistens mit häuslichen Gegenständen auszuführenden Experimente finden immer ihre gesetzmäßige Erklärung und können auch im frohen Kreise zur Belustigung dienen. Das Buch ist gegenüber anderen ähnlichen Büchern frei von „ergötzlichen Geschmacklosigkeiten".

Günther, Hanns: Kleine Elektrotechnik für Jungen. (Franckhs Jugend-Bücher.) Stuttgart: Franckh 1922. 256 S. Hlw. 4,80.

Eine Anleitung zum Bau elektrischer Apparate und Instrumente, sowie zum Verständnis ihrer Wirkungsweise. Das Buch führt von den elementarsten Kenntnissen der Elektrizität stufenweise sehr geschickt zum Bau schwierigerer Apparate. Die praktischen Anleitungen sind ganz für die Jugend zugeschnitten, die technischen Lösungen sehr einfach und einwandfrei. Das Werk gehört zu den erfreulichsten Erscheinungen dieser Art und sollte unbedingt in die Büchereien eingestellt werden.

Günther, Hanns: Elektrotechnisches Bastelbuch. 2 Bde. Stuttgart: Franckh 1924. 230 u. 264 S. Hlw. je 4,80.

Das doppelbändige Werk ist eine große Ausgabe der „kleinen Elektrotechnik für Jungen und unterscheidet sich von diesem darin, daß es in den meisten Kapiteln

mehr Apparate und Instrumente beschreibt, außerdem aber auch einige Abschnitte über elektrochemische Versuche, Tesla-Apparate u. dgl. enthält, die in der kleinen Ausgabe fehlen.

Günther, Hanns, und Hirsch, Paul: Der praktische Modellflieger. Das Bastelbuch für Modeflugzeugbau. Mit 360 Bildern im Text. Stuttgart: Franckh 1927. 80 S. 2,50.

Das Buch sucht alle Fragen des Modellflugsportes zu erfassen und ganz allgemeinverständlich für jugendliche und erwachsene Bastler zu behandeln. Es ist ein Beschäftigungsbuch im besten Sinne und wendet sich ausschließlich an geistig regsame Leser, die nicht nur damit zufrieden sind zu sehen, daß etwas geschieht, sondern wissen wollen, warum es geschieht, die die Ursache hinter den Wirkungen suchen. Diesen Aufgaben wird das Buch in jeder Weise gerecht. Die klare Gliederung ermöglicht die richtige und erfolgreiche Arbeitsweise. Selbst schwierige Probleme werden so einfach und verständlich, technische Lösungen ganz sachgerecht und doch gut ausführbar dargestellt, daß das mit vielen sehr guten Abbildungen versehene Buch kaum übertroffen werden dürfte. Der praktische Modellflieger ist ein Musterbeispiel für Beschäftigungsbücher dieser Gruppe.

Storch, Karl: Die Modelljacht. Eine Anleitung zum Selbstbauen von Boot- und Jachtmodellen und Kanoes. Mit 40 Abb. u. 12 Taf. Berlin: Albrecht-Dürer-Haus 1910. 30 S.

Nach dem mit großen Plänen und Tafeln ausgestatteten Buche kann schon der handgeschickte und für den Wassersport interessierte Schuljunge kleine Modelljachten bauen. Er wird von ganz einfachen Modellen zur Anfertigung komplizierterer Jachten geführt. Am Schluß ist sogar eine Anleitung zur Herstellung eines brauchbaren Kanus gegeben. Das erfordert allerdings viele Werkzeuge und gute Vorübungen.

Tiller, Arthur: Kanubau und Segeln. Mit 6 Taf. u. 411 Abb. (Yacht-Bibliothek Bd 12.) Berlin: Klasing & Co. 1926. XI, 361 S. Lw. 12,—.

Hier gibt ein Fachmann des Schiffbaus sehr ausführliche Anleitungen zur Anfertigung von Kanus und Segelbooten. Da es sich beim Bau von brauchbaren Wasserfahrzeugen um Präzisionsarbeit handelt, kommt das Buch nur für reifere und sehr geschickte Bastler in Frage. Für solche ist es ein unübertroffener Ratgeber, der gleichzeitig in die ganze Materie des Segel- und Kanubaus einführt. Eine recht vollkommene Werkzeugeinrichtung und eine gute Werkbank müssen für derartige Arbeiten vorausgesetzt werden.

Basteln und Bauen. Monatsschrift für Handfertigkeit, Spiel und Arbeit. Stuttgart: Franckh. Viertelj. 0,90; Einzelheft 0,35. Einzelne Jahrgänge unter dem Titel „Das Bastelbuch" und das „Basteljahrbuch". Der Bd Hlw. 4,—.

Der Wegweiser für Handfertigkeit, Spiel und Arbeit bringt für Bastler bunt durcheinander eine Fülle von praktischen Anregungen, technischer und handwerklicher Ratschläge und Rezepte, sowie viele, oft sehr gute Anweisungen zur Anfertigung von Apparaten und Gegenständen aller Art. Eine systematische Anleitung für die werktätige Arbeit kann bei einem solchen Sammelwerk natürlich nicht verlangt werden. Die Anleitungen sind oft reichlich ausführlich und erschöpfend, so daß für die eigene Findigkeit des Schülers oder des Bastlers nicht Raum genug bleibt. Auch ist die Ästhetik oft nicht genug berücksichtigt worden, wenn es sich um kleine häusliche Einrichtungsgegenstände handelt. Die vielen guten Ratschläge aus allen möglichen Arbeitsgebieten, die man im Sachregister nachschlagen kann, bieten aber diesem und jenem Bastler gelegentlich sehr wertvolle und nützliche Fingerzeige, weswegen die Einstellung der Jahrbücher empfohlen wird.

David, Ludwig: Ratgeber im Photographieren. Mit 102 Textabb., 31 Bildertaf. 196.—205. neubearb. Aufl. Halle: Knapp 1926. VII, 266 S. 2,40.

Eine leicht faßliche Anleitung für Liebhaberphotographen. Der erste Teil bringt kurz und bündig in der Form das Elementarste über Theorie und Praxis für den Amateurphotographen. Die gute Übersicht wird durch Hervorhebung des unbedingt Wichtigen durch Randlinien noch verstärkt. Der reichhaltige Bilder-

anhang, der auch Gegenüberstellungen von guten und fehlerhaften Bildern und Negativen enthält, trägt wesentlich zum guten Verständnis bei. Der zweite Teil für Fortgeschrittene vervollständigt den guten Ratgeber sehr.

Günther, Hanns: Chemie für Jungen. Ein Experimentier- und Lesebuch. Autor. freie Bearb. nach J. H. Fabre. 2 Bde. Stuttgart: Franckh 1921. Hlw. je 4,80.

Das in erster Linie durchaus als „Lesebuch" gedachte Werk will an möglichst vielen Beispielen die zahlreichen Zusammenhänge klarlegen. Wo es angängig war, ist dabei zur Erläuterung auf einfache, mit geringen Mitteln anstellbare Versuche zurückgegriffen worden. Insofern kann es also auch als „Experimentierbuch" dienen.

Neuburger, Albert: Ergötzliches Experimentierbuch. 2 T. Berlin: Ullstein 1920—23. T. 1. Mit etwa 500 Abb. 495 S. T. 2. Heitere Wissenschaft. Mit etwa 300 Abb. 477 S. Hlw. 6,—.

Das Buch bringt für jung und alt unterhaltsame und zum Teil lehrreiche Versuche, für die teilweise selbstanzufertigende Einrichtungen erforderlich sind. Die Experimente sind nach physikalischen Gesichtspunkten geordnet. Bei sorgsamerer Auswahl hätten sich kleine Geschmacksverirrungen vermeiden lassen. Die Fülle der oft sehr lehrreichen Spielereien wäre noch immer groß genug gewesen. Manche Versuche mit elektrischen Apparaten gehören eigentlich nicht in ein „ergötzliches Experimentierbuch". Alles in allem eine nette Fundgrube für spielerische Naturen.

C. Geschmackbildende Werk- und Beschäftigungsbücher.

a) Werkbücher.

Handwerksbuch der deutschen Jugend. Hrsg. von Ludwig Pallat. Leipzig: Teubner. 2 Bde. 1: 4. Aufl. Mit 117 Abb. 1925. 162 S. Lw. 5,—. 2: 3. Aufl. Mit 136 Abb. 1923. 288 S. Kart. 6,—. Geb. 7,—.

Das Buch wird den neuen pädagogischen und handwerklichen Ansprüchen der Gegenwart gerecht und ist in modernem Sinne ein neues Arbeitsbuch für die männliche Schuljugend. Verschiedene Arbeitspädagogen unserer Zeit haben an dem reich illustrierten Buche gearbeitet, das in verschiedenen Abteilungen gesondert Papier-, Papp-, Holz- und Metallarbeiten, Anfertigung von Buntpapieren, Spielgeräten, Festschmuck u. dgl. behandelt. Das doppelbändige Werk umfaßt also ein großes Gebiet der Handarbeit für Knaben verschiedenen Alters, so daß es mit in erster Linie für jede Bücherei beschafft werden sollte.

Ehlotzky, Fritz: Leichte Holzarbeit. Eine Anleitung zur Selbstherstellung von kleinen Zier- und Gebrauchsgegenständen. Ravensburg: Maier 1926. 64 S., 7 Taf. 2,—.

Hier wird gezeigt, wie die Laubsäge, das Werkzeug der deutschen Jugend, im Gegensatz zu ihrer bisherigen Verwendung bei der Herstellung der sattsam bekannten häßlichen, schnörkelhaften und staubfängerischen Hausgreuel auch zur Anfertigung einfacher, schöner, ja künstlerischer Gebrauchsgegenstände verwandt wird. Das Buch behandelt, übersichtlich geordnet und mit schönen photographischen Abbildungen und guten Zeichnungen im Text, ein allerdings nur kleines Gebiet aus der Holzbehandlung: die Bearbeitung des Holzes mit Laubsäge, Sandpapier und gegebenenfalls auch Hobel. Es ist zwar die Frage, ob es zweckmäßig ist, geradlinige Formen mit der Laubsäge auszuschneiden und ob man von der Jugend die Oberflächenbehandlung des Holzes mit Schleiflack — eine Technik, die nicht einmal jeder Malermeister richtig versteht — verlangen darf. Die Vorzüge des Buches in künstlerischer Hinsicht überwiegen aber so sehr, daß es gerne eingestellt werden kann.

Dell'Antonio, Cyrillo: Die Kunst des Holzschnitzens. Mit 22 Abb. und 16 Taf. Ravensburg: Maier 1921. 72 S. 2,50.

Das Buch macht den Laien, der sich mit dem Holzschnitzen befassen will, vertraut mit den wichtigsten Werkzeugen zum Schnitzen, dem Material und seinem richtigen bildhaften Gestalten. Das Wesentliche der Ornamentschnitzerei, des figür-

lichen Reliefs und der figürlichen Vollplastik wird in seiner elementaren Gesetzlichkeit leicht und gut behandelt, so daß das Buch mehr als die bloße Technik beschreibt.

Ehlotzky, Fritz: Gebrauchsformen aus Papier und Pappe. Anregungen zu eigener Arbeit. Ravensburg: Maier 1926. 63 S., 8 Taf. 2,—.

Es wird gezeigt, wie man aus dem oft wenig geschätzten Material Pappe saubere und schöne Gebrauchsgegenstände, wie Mappen, kleine Kästen, Kassetten, Dosen u. dgl. herstellen kann. Das Buch entspricht den Anforderungen der geschmackbildenden Erziehung und ist methodisch gut angelegt. Da die Pappe ein billiges und leicht zu gestaltendes Material ist, sollte diese Anleitung der Jugend beiderlei Geschlechts warm empfohlen werden.

Finckh-Haelsig, Marianne: Die Herstellung von Buntpapier. Mit 16 Abb., 16 farb. aufgekl. Mustern. Ravensburg: Maier 1926. 53 S. 2,—.

Das mit vielen Originalproben ausgestattete Buch führt in die Herstellungstechnik der bekannten Kleister-, Spritz-, Tusch- und Tunkpapiere ein. Da außer dem praktischen Zweck der Verwertung solcher Papiere zum Überziehen von Papparbeiten auch die Herstellungsarbeit an sich sehr wertvoll und geschmackbildend ist und von jedermann gern ausgeführt wird, kann dieses Buch sehr empfohlen werden.

Nicklaß, Elsa: Weihnachtsarbeiten. (Handarbeit für Knaben und Mädchen. H. 10.) Mit 47 Abb. Leipzig: Teubner 1927. 58 S. 2,60.

Wer nicht planlos schenken will, sondern aus dem innigsten Verstehen heraus schenkt und das Geben im tiefsten Sinne als ein stilles Glück empfindet, wird in dem kleinen Buch aus der Reihe „Handarbeit für Knaben und Mädchen" viele Anregungen zur Anfertigung geschmackvoller und vor allen Dingen auch brauchbare Geschenke finden. Die Verfasserin zeigt in feinsinniger Weise, wie man mit einfachen Arbeitsverfahren aus Papier, Pappe, Holz, Bast und sonstigen Materialien hübsche Gegenstände anfertigt. Die geschmackbildende Einstellung des anschaulich geschriebenen Buches erhöht den Wert desselben. Die schönen Abbildungen sind vorzügliche Vorbilder.

Pralle, Heinrich: Web-Buch für Haus und Schule. Leipzig: Beyer 1925. 24 S. Kart. 2,50.

Die in diesem Heft besprochenen volkstümlichen Webarbeiten greifen über den Rahmen der üblichen Frauenhandarbeit hinaus und dürften gelegentlich auch männliche Liebhaber finden. Es handelt sich um ganz einfache Webarbeiten mit den primitivsten Geräten, die sich jeder selbst herstellen kann. Das gut gegliederte Buch mit den 22 losen Tafeln im Anhang (für Büchereizwecke müßten diese wohl fest mit dem Buche verbunden werden) sollte gern in jedes Haus kommen, in dem noch Sinn für gediegene volkstümliche Handarbeiten vorhanden ist.

Pralle, Heinrich: Anleitung im Bastarbeiten für Jung und Alt. (Zwei Arbeiten in Basttechnik für Jedermann, besonders für Frauen und Mädchen.) Ravensburg: Maier 1926. 1. Bastflechten und Bastweben. 6 Taf. 68 S. 2,—. 2. Bastnähen und Baststicken. 6 Taf. 54 S. 2,—.

Pralle ist einer der wenigen trefflichen Volkslehrer, die ihr Wissen und Können vom alten Meister selbst schöpften, die volkstümliche Kunst neu beleben und mit pädagogischem Takt und guter Methode die werktätige Jugend und alle volkskünstlerisch Interessierten dafür begeistern. Solchen Geist atmen auch die vorliegenden Bücher, die mit schönen Zeichnungen und Photographien ausgestattet sind. Sie sind für Führer, Berater und Leiter der Jugend gedacht, kommen aber auch für die reifere Jugend selbst in Frage.

Pralle, Heinrich: Flechtarbeiten. (Handbücher für Knaben und Mädchen. H. 12.) Mit 102 Textabb. und 16 Taf. 3. Aufl. Leipzig: Teubner 1927. 56 S. 2,60.

Das Flechten mit Papier, Peddigrohr und Bast ist ein Betätigungsfeld für Dilettanten. Pralle macht seine langjährigen Erfahrungen auf diesem Gebiet in

diesem Buche für Frauen und junge Mädchen nutzbar. Die kleine Anleitung mit ihrem reichen Material, dem vorzüglichen methodischen Aufbau und den deutlichen Darstellungen in Bildern ermöglicht es jedem, sich in die Technik des Fechtens einzuarbeiten.

Huber, Johanna: Einfache Ausschneidearbeiten für Kinder. (Neue Arbeitsbücher.) Ravensburg: Maier 1926. 35 S. 2,—.

— Ein lustiges Faltbüchlein mit allerhand Drum und Dran für Mütter und Kinder. (Neue Arbeitsbücher.) Ravensburg: Maier 1927. 55 S., 7 Taf. 2,—.

Die für Kinder gedachten Bücher nehmen diesen zuviel vorweg, so daß der Gestaltungstrieb sich nicht entfalten kann. Dagegen bringt es für Mütter und Erzieher kleinerer Kinder manch schöne Anregung und gute Vorbilder.

Nicklaß, Elsa: Modellieren. Mit 18 Taf. (Handarbeit für Knaben und Mädchen. H. 6.) Leipzig: Teubner 1927. 18 S. 2,50.

Dies kleine Buch will nicht allein Richtlinien über die Technik des Modellierens geben, sondern auch gleichzeitig zeigen, wie eine plastische Form künstlerisch zu erfassen ist. Die knappen Anweisungen lassen dem eigenen Schaffen genug Raum. Da das Modellieren für die Erweckung des Formsinnes so ungemein wichtig ist, sollte es für die Büchereien beschafft werden. Es ist ebenso wertvoll wie eine Anleitung zum Zeichnen. Wenn die kleine Schrift aus der Reihe „Handarbeit für Knaben und Mädchen" sich unmittelbar an die Kinder wenden würde, wäre sie noch geeigneter.

Jugendbücherei, Technische. Hrsg. C. M. K. Capeller. Nr. 1—32. Mühldorf: Geiger. Je 0,90.

Die ministeriell empfohlenen Hefte geben in einfacher, klarer Sprache, verdeutlicht durch viele Abbildungen, genaue Anleitungen zur Ausübung verschiedener einfacher und schöner Kunsttechniken, wie Linolschnitt, Pinseldruck, Radierung u. dgl. Der frisch-fröhliche Ton der Hefte wirkt ermunternd auf die Jugend, die eine Fülle von Anregungen aus der Sammlung schöpfen kann. Da die Bücher nur geringen Umfang haben, empfiehlt es sich für den Büchereibetrieb, Bücher verwandten Inhalts zusammenzubinden.

Schreibers Beschäftigungsbücher für Elternhaus und Arbeitsschule. Hrsg. von M. Brethfeld. Nr. 1—64. Eßlingen: Schreiber. Je 0,90 bis 2,—.

Die schönen Hefte, an denen die ersten Arbeitspädagogen unserer Zeit mitarbeiten, gehören zu dem besten, was auf diesem Gebiet für Elternhaus und Schule herausgegeben worden ist. Hier kommt das schöpferische und phantasiebegabte Kind zu seinem Recht. In oft sinnvoller, feiner Weise wird die Jugend zu kindlicher, aber gediegener Arbeit angeregt. Die Anweisungen, die für das eigene Nachdenken der Kinder genügend Raum lassen, bleiben im Rahmen dessen, was der richtig verstandene Werkunterricht bezweckt: Vertiefung nach der geist- und geschmackbildenden Seite hin. Auch diese Hefte sind für Büchereien vortrefflich geeignet, namentlich wenn verwandte Hefte zusammengestellt werden.

b) Bücher über einfache Druckverfahren.

Schürmeyer, Walter: Der Holzschnitt und der Linoleumschnitt. Eine Einführung in seine Technik für Künstler und Laien. Mit 64 Abb. Ravensburg: Maier 1926. 112 S. 2,50.

Das Buch ist eine Einführung in die Technik des Holz- und Linolschnittes für Künstler und Laien. Es bringt in sehr gutem Aufbau das für die praktische Arbeit Wissenswerte über Material, Werkzeug, Zeichnung, Schnitt und Druck dieser Technik der Schwarz-Weißkunst. Ein Abschnitt handelt dann auch vom Farbenholzschnitt. Sehr instruktive Textzeichnungen, einige Tafeln mit Holzschnitten hervorragender Künstler, dienen zum besseren handwerklichen und künstlerischen Verständnis. Da eingangs in einer Einleitung einiges über die Entwicklung des Holzschnittes von seinen Anfängen bis zur Gegenwart gesagt wird und am Schluß Ratschläge zum Sammeln und Aufbewahren von Holzschnitten gegeben werden, ist das Buch auch für Sammler sehr geeignet.

Miethe, Adolf: Künstlerische Landschaftsphotographie. 12 Kapitel zur Ästhetik photographischer Freilichtaufnahmen. 4.—5. Aufl. Halle: Knapp 1921. VII, 144 S. 8,—. Geb. 9,30.

Das leicht verständliche, treffliche Buch setzt die einfachsten Kenntnisse der photographischen Technik voraus und berührt nur die ästhetische Seite der Landschaftsphotographie. Die in Frage kommenden Probleme, wie Perspektive, Beleuchtung, Komposition, Stimmung usw., werden anhand zahlreicher schöner Abbildungen und Reproduktionen nach Schöpfungen hervorragender Lichtbildner so eingehend und gut verständlich behandelt, daß jeder Laie, der mit technischen Schwierigkeiten nicht mehr zu kämpfen hat, kein besseres Buch als das vorliegende finden wird.

Loescher, Fritz: Leitfaden der Landschafts-Photographie. 6. Aufl. umgearb. und ergänzt von Karl Weiß. Mit 82 Abb. und 10 Text-Fig. Berlin: Union Zweigniederlassung 1920. 152 S. und 48 S. Abb.

Der gut verständliche Leitfaden ist stofflich umfangreicher als das auf das rein Künstlerische eingestellte Buch von Miethe. Es behandelt neben der ästhetischen Seite der Landschaftsphotographie auch das Technische. Wer die elementarsten Kenntnisse vom Photographieren besitzt, wird nach diesem schönen Buche, das in seiner Gliederung des Stoffes dem praktischen Arbeitsgange folgt, gut und gerne arbeiten.

c) Zeichenbücher.

Rinneberg, Anna: Skizzieren auf Wanderungen. Eine Anleitung zum Verständnis und zur Freude an Natur und Kunst, gefördert durch Skizzieren und Zeichnen. Mit 50 Tab. und 16 lithogr. Taf. Ravensburg: Maier 1923. 88 S. 1,75.

Es ist leider eine bedauerliche Tatsache, daß in unserer sehr auf das Technische eingestellten Zeit das Zeichnen und Skizzieren in der freien Natur zugunsten des Photographierens immer mehr zurücktritt. Selbst Zeichenbegabte verzichten oft darauf, ihre ganz subjektiven Eindrücke und Erlebnisse mit dem Stift zeichnerisch festzuhalten. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß solche instruktiven Bücher, wie das von Rinneberg, wieder eine große Schar von Freunden finden würde. Das schlicht geschriebene, mit vielen sehr guten Zeichnungen versehene Buch zeigt, daß jeder bis zu einem gewissen Grade das Skizzieren erlernen kann, und ist jedem Zeichenfreunde nicht nur in technischer, sondern auch in künstlerischer Hinsicht ein guter Ratgeber.

Gruber, Arthur: Zeichnen für alle. Ein Wegweiser zur Zeichenkunst nach neuen Richtlinien. Mit 147 Abb. und 7 Taf. 3. Aufl. Ravensburg: Maier 1923. VIII, 143 S. 3,—.

Jeder Anfänger und Dilettant, der sich der Zeichenkunst widmen will, findet in diesem Buche einen sehr geeigneten Wegweiser. Das Stoffgebiet ist trotz des geringen Umfanges des kleinen Leitfadens sehr umfassend und bringt in vielen Kapiteln das Wissenswerte über die wichtigsten Gesetze des Zeichnens, die Behandlung der verschiedenartigen Motive, das Ornamentieren und die bekanntesten Zeichentechniken und Darstellungsarten. Die Anleitung gibt nicht nur Theorie, kein ermüdendes Einerlei, sondern geleitet den Laien mit frischem Wort, das durch mustergiltige Zeichnungen und Skizzen begleitet wird, auf den rechten Weg. Nicht nur dem Kunstfreund, der aus Liebhaberei zeichnet, kann dieses Buch empfohlen werden, auch für das praktische Leben ist es manchem ein wertvoller Berater.

Gruber, Arthur: Federzeichnen. Eine Anleitung für Anfänger und Freunde des Zeichnens mit der Feder. Völlig neubearb. Aufl. Ravensburg: Maier 1927. 103 S. 2,50.

Das Buch gibt eine kurzgefaßte, aber gute Übersicht über das Wesen und die Technik des gerade in unserer Zeit beliebten Federzeichnens. Da die Feder den Lernenden zwingt, mit großer Aufmerksamkeit scharf und klar zu zeichnen, ist diese Technik auch für den Anfänger methodisch sehr wertvoll. Sie lehrt, wie man mit wenigem viel Schönes schaffen kann. Da die Abbildungen von verschiedenen Künst-

lern gezeichnet sind, werden gleichzeitig verschiedene Techniken und Darstellungsweisen gezeigt.

Beckert, Fritz: Das Zeichnen von Architektur und Landschaft. Mit 75 Abb. und 1 Taf. Strelitz: Polytechnische Verlagsgesellschaft M. Hittenkofer 1924. 96 S. Hlw. 6,—.

Das in erster Linie für Architekturstudierende geschriebene Buch ist auch für Dilettanten ein guter Wegweiser beim Zeichnen von Architektur und Landschaft. Das Buch führt über das rein Technische weit hinaus zur künstlerischen Auffassung der Bildmotive, wobei die vielen Skizzen namhafter Künstler gleichzeitig zum Verständnis der Schwarz-Weißkunst beitragen.

Taund, Eduard v.: Die Farbstiftmalerei. Kurzgefaßte Anleitung für das Malen mit Buntstiften und Ölkreidestiften, insbesondere für landschaftliche Darstellung. Neue Aufl. Ravensburg: Maier 1922. 84 S., 4 Taf. 1,75.

Für die für Laien schwerige Arbeit mit Pinsel und Palette bieten die Ölfarbenstifte, die in neuerer Zeit sehr verbessert worden sind, einen vollen und zugleich bequemen Ersatz. Das vorliegende Buch zeigt, wie man mit Farbstiften arbeiten kann. Wer sich auf dem hier gezeigten Wege die ersten Fertigkeiten erworben hat, besitzt eine Grundlage, auf der die freiere Gestaltung mit dem Ölstift möglich ist.

Krause, Wilhelm: Mit Quellstift und Feder. T. 1: Erklärungen. T. 2: Beispiele für Schrift und Zeichnung. Berlin: Heintze & Blanckertz 1921. 35 S. 3,—.

Hier wird gezeigt, wie man mit breitem Federstrich außerordentlich wirkungsvoll Plakate, Etiketten, Schriftzüge u. dgl. herstellen kann. Das Buch erzieht den ängstlichen Zeichner zu mutigem Arbeiten und wird nicht nur in der Schule, sondern auch im praktischen Leben gern gebraucht werden.

Warning, Ludwig: Alphabete und Schriftvorlagen nebst Anwendungsbeispielen. 8. Aufl. Strelitz: Polytechnische Verlagsgesellschaft M. Hittenkofer 1923. 4 S., 28 Taf. 1,50.

Kaufleute, Gewerbebetreibende und Kunstfreunde finden auf den vielen Tafeln des Buches, denen einige Erläuterungen und Fingerzeige vorangehen, für die Ausübung des Kunstschreibens gute Vorlagen. Solche Bücher, die gleichzeitig der Ästhetik und der praktischen Arbeit dienen, sollten unbedingt in die Bücherei eingestellt werden.

Larisch, Rudolf: Unterricht in ornamentaler Schrift. 8. veränd. Aufl. Wien: Staatsdruckerei 1922. 137 S. 5,— öst. Sch.

Der Verfasser will durch die praktische Kunstschrift zur künstlerischen Flächenaufteilung erziehen. Das Buch führt über den rein praktischen Gebrauch der Zierschrift zur ästhetischen Anwendung derselben. Das für den Zeichenlehrer bestimmte Buch wird auch dem gebildeten Laien manch wertvolle Bereicherung verschaffen. F. Walter (Niebüll).

Schnetzler, E.: Der junge Maschinenbauer. Mit 370 Abb. 36. Aufl. Berlin: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1913. 328 S. 7,50.

Das Buch will eine Einführung in die Elemente des Maschinenbaus geben und weiterhin zur Herstellung kleiner Modelle anleiten. Den Anfang bildet eine allgemeine Übersicht über die hauptsächlichsten Werkzeuge und Maschinenteile, über die Grundfragen der Mechanik und über die verschiedenen Maschinenklassen. Im Hauptteil wird dann gezeigt, wie sich der Bastler zunächst einfache Werkzeugmaschinen bauen kann, mit deren Hilfe er sich dann auch an schwierigere Aufgaben heranwagen darf. Ein Anhang bringt eine Reihe von Tabellen, die für die Berechnungen während der Arbeit Erleichterung bieten.

Schnetzler, E.: Elektrotechnisches Experimentierbuch. Mit 278 Abb. 63. Aufl. Berlin: Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1920. 395 S. 5,50.

Eine ganze Reihe von elektrotechnischen Versuchen wird erläutert und in ihrer Durchführung genau beschrieben. Die dazu notwendigen Vorrichtungen sollen von

dem Bastler selbst gebaut werden, auch hierfür sind sehr ausführliche Anweisungen gegeben. Das Ganze ist in der Form dargeboten, als ob ein jugendlicher Physiker seinem Familien- und Freundeskreis einen Einblick in die Elektrotechnik durch eine Reihe von Experimentalvorträgen verschaffen will. Es werden so ziemlich alle Hauptgebiete der Elektrizitätsanwendung behandelt.

Dominik, H.: Amüsante Wissenschaft. Mit 213 Abb. 21. Aufl. Berlin: Union Deutsche Verlagsgesellschaft o. J. 288 S. 5,—.

Die Unterhaltung steht zwar im Mittelpunkt bei den vielerlei Versuchen, die in diesem Buch beschrieben werden, jedoch steckt in all den Schnurrpfeifereien, um die es sich hier handelt, jeweils eine Fragestellung, die zu weiterem Nachdenken anregt. Da diese Fragen in der Regel durch eine schnell hingezauberte Bastelei gelöst werden, muß sich der Ausführende dabei mit der körperlichen Welt der Dinge und ihren Eigenheiten auseinandersetzen, so daß die Vorbedingungen eines Beschäftigungsbuches erfüllt sind. Der Verfasser zeigt, wie man die mitunter so trocken anmutenden Dinge der Raumlehre und der Physik in überaus unterhaltende und lustige Vorführungen umwandeln kann. Um das Ganze nicht in Einzelheiten auseinanderfallen zu lassen und um jeden lehrhaften Einschlag zu vermeiden, ist die Form von geselligen Abendunterhaltungen einer Familie gewählt worden.

Günther, H., und Vatter, H.: Der Kristallempfänger. Mit 219 Bildern und 20 Bauanleitungen. Stuttgart: Franckh 1925. 213 S.

Eine ganze Reihe von Detektorgeräten ohne und mit Hoch- und Niederfrequenzverstärkung wird in den Bauanleitungen, aus denen sich das Buch zusammensetzt, behandelt. In steigender Schwierigkeit wird von ganz einfachen Bauarten beginnend zu immer zusammengesetzteren und sorgfältigeren vorgeschritten, die auch schon weitergehenden Ansprüchen genügen. Sogar die Selbstherstellung der Kristalle, der Detektoren und selbst einfacher Kopfhörer wird beschrieben. Sehr zahlreiche Abbildungen veranschaulichen klar und leicht verständlich den Werdegang und die einzelnen Handgriffe.

C. Barth (Stettin).

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung.

Schjelderup, Kristian: Die Askese. Eine religionspsychologische Untersuchung. Berlin: de Gruyter 1928. 249 S. Lw. 12,80.

Der Verfasser wendet die Methoden der psychoanalytischen Forschung hier auf ein Gebiet der Religionswissenschaft an, das für diese Betrachtungsweise sich als besonders fruchtbar erweist. Er kommt zu dem Ergebnis, daß die Religionspsychologie nur im Zusammenhange mit der Sexualpsychologie denkbar sei. Die drei Fragen, deren Lösung er erstrebt, lauten: Was treibt den Menschen zur Askese? Welche Wirkungen hat die Askese? Welchen Wert hat die Askese? Nachdem er den Begriff und die psychologische Problemstellung einleitend geklärt hat, erörtert er in Verfolgung seiner Fragestellung die Motive der Askese, die Wirkungen der Askese, das Verhältnis von Askese und Mystik und die religiös-ethische Wertung der Askese. Überall ist ein reiches Material vornehmlich aus der Geschichte der christlichen und indischen Religionsübung beigebracht. Seine vorsichtigen Erörterungen geben tiefen Einblick in die Fragen der Religionspsychologie, der Entstehung der Religion und nicht zuletzt auch Aufschluß über allgemeinere kulturpsychologische Fragen, die sich von den religionspsychologischen nicht trennen lassen. Auf die Ergebnisse seiner Untersuchung kann hier nicht eingegangen werden. Das Buch dürfte bei dem weit verbreiteten Interesse für kulturpsychologische und im spezielleren Sinne psychoanalytische Fragen einem weiteren Leserkreis wertvolle Anregungen zu geben vermögen. Es setzt die psychoanalytische Terminologie und Methode nicht einfach voraus, sondern stellt sie dar, so weit sie hier in Frage kommt, um klarzustellen, was man für den gegebenen Zweck davon erwarten darf.

Deshalb kann ein gebildeter und für diese Dinge interessierter Leser sich ohne Zuhilfenahme anderer Schriften in das Buch hineinarbeiten. — Es ist selbstverständlich, daß solche Dinge ihre ganze Fruchtbarkeit erst dann entfalten, wenn sie nicht beziehungslos hingestellt, sondern in ein allgemeineres Weltbild eingebaut werden können. Ein Ausblick nach dieser Richtung ist am Schlusse des Buches gegeben. Er muß im Leserkatalog durch solche philosophische Werke weitergeführt werden, welche die Stellung des Trieblebens im seelischen und im kulturellen Haushalt der Menschheit erläutern. W. Schuster.

Bäumler, A.: Bachofen und Nietzsche. Zürich: Verlag der Neuen Schweizer Rundschau 1929. 51 S. Geb. Fr. 6,25.

Wenn Bachofen in mythologischer Schau die Vorgeschichte der Menschheit durchdringt, so wurzelt Nietzsche im Lichte der Geschichte und seine tiefste Erkenntnis aus dem Bereiche der Antike ist die Deutung des Wettkampfes, des Agons, in seiner Bedeutung für den griechischen Menschen. Während Bachofen aus der Feste des christlichen Bürgers zum Weisen wurde und so das Bürgertum kontemplierend überwand, drängte Nietzsches gewaltige Unruhe zur Tat, aber es war sein tragisches Schicksal, daß diese Tat zum guten Teile eine psychologische war, die dem Geiste des Jahrhunderts verhaftet blieb, dem er als Handelnder Trotz bot. — Der Aufsatz, der sich so um die Deutung der beiden Denker bemüht, kann natürlich nicht mehr als eine wichtige Anregung bieten, wird aber dem philosophisch interessierten Leser willkommen sein. W. Schuster.

Mendelssohn, Anja und Georg: Der Mensch in der Handschrift. Mit zahlreichen Schriftproben und 11 Tafeln. Leipzig: Seemann 1929. 100 S.

Dieses von einem Geschwisterpaar gemeinsam verfaßte Buch will kein Leitfaden sein für die graphologische Praxis, sondern Klarheit bringen über das Problem der Graphologie überhaupt und die verschiedenen Möglichkeiten der Schriftbeurteilung. Einige wesentliche Schriftmerkmale, z. B. die sogenannte Bindungsform, sind ausführlicher dargestellt, gewissermaßen als Musterbeispiele. Besonderen Wert legen die Verfasser auf die Nutzbarmachung psychoanalytischer Gedankengänge für die Graphologie. Sie haben hierin grundsätzlich zweifellos recht; nur scheint uns, daß sie etwas reichlich weit darin gehen. Auch wir sind der Meinung, daß die Auswertung mancher Schriftmerkmale allzu einseitig erfolgt; obwohl in einer Anmerkung ausdrücklich vor der Überbewertung einzelner Zeichen gewarnt wird, muß man den Verfassern doch eine gewisse Neigung zur Zeichendeuterei vorwerfen. Einige Stichproben, die wir in bezug auf den „Ausdruck des Sexuallebens in den Unterlängen" gemacht haben (wobei betont sei, daß wir selber hauptberuflich graphologisch tätig sind), zeigten falsche Ergebnisse. — Hierüber soll aber der Wert dieses klug geschriebenen Buches nicht verkannt werden. Es ist von einer weitaus höheren Warte geschrieben als die meisten graphologischen Neuerscheinungen. Es zeigt, welche Entwicklungsmöglichkeiten die Graphologie hat, es sagt wesentliches über Intuition und Methode und gibt darüber hinaus dem Fachmann zahlreiche Anregungen. S. Ranitzsch (Stettin).

Saudek, Robert: Experimentelle Graphologie. Mit umfangreicher Bildbeilage. Berlin: Pan-Verlag 1929. 347 S. Geb. 20,—.

Der Verfasser ist sehr rührig; nachdem seine vor einigen Jahren im Drei-Masken-Verlag erschienene „Wissenschaftliche Graphologie" zum mindesten in deutschen Fachkreisen nicht den gewünschten Erfolg gehabt und insbesondere der kritiklose Vorstoß gegen Klages dem Verfasser nur geschadet hat, bringt er jetzt eine „Experimentelle Graphologie", und sicher wird das Schlagwort „Experiment" auf viele jene überzeugende Wirkung ausüben, die der Verfasser erwartet. In Wirklichkeit handelt es sich allerdings nur um einige Experimente betreffend den Schnelligkeitsgrad des Schreibens und sehr wenige andere graphologische Fragen; was dabei experimentell bewiesen wird, war zum großen Teil schon lange bekannt und hat insgesamt nicht entfernt die Wichtigkeit, die Saudek ihm zumißt. Als eine

Irreführung muß man es aber bezeichnen, wenn er im Vorwort ausdrücklich schreibt, er habe sich die Aufgabe gestellt, von den bisher gültigen graphologischen Lehrsätzen grundsätzlich nichts anzuerkennen, was nicht entweder durch planmäßige Experimente oder durch statistische Untersuchungen auf breitester Grundlage bewiesen werden könne; wenn man sich nämlich durch sein Buch durchgearbeitet hat, stellt man fest, daß er sich in zahlreichen und wesentlichen Fragen an die Ergebnisse der „bisher gültigen" Graphologie hält, ohne daß von einem Experiment oder statistischen Untersuchungen die Rede wäre, ja er verfällt sogar in eine längst überlebte Art graphologischer Zeichendeuterei und Rezeptgebung. Es ist eine außerordentliche Überhebung, wenn er ankündigt, er sei „zu neuen grundlegenden Erkenntnissen über das Wesen der Schrift überhaupt, über die psychologisch symptomatische Bedeutung der meisten Schriftmerkmale und über den relativen Wert der einzelnen Merkmale als Indizien im gerichtlichen Identitätsbeweis" gelangt. Es mutet sehr merkwürdig an, wenn er es als einen wesentlichen Teil seiner Lebensaufgabe bezeichnet, die gerichtliche Schriftuntersuchung zu reformieren, nachdem Georg Meyer, Schneikkert und zumal Klages längst das Nötige getan haben. Die Ernstzunehmenden unter den deutschen Schriftsachverständigen benötigen eine solche Saudeksche Reform nicht und haben im übrigen von sich aus Schritte unternommen, den Dilettantismus ihrer weniger unterrichteten Berufsgenossen zu bekämpfen.

Wertvoll sind an dem Saudekschen Buche außer dem internationalen Schriftprobenmaterial einige Bemerkungen über mechanische und physiologische Ursachen handschriftlicher Merkmale und einige Ergebnisse seiner schon erwähnten Experimente; fragwürdig sind viele Einzelheiten und besonders seine Ausführungen über die Bedeutung der schnellen und langsamen Schrift, überhaupt die höchst einseitige und willkürliche Art, in der er viele Schriftmerkmale zur Schnelligkeit des Schreibens in Beziehung setzt. Nicht von Belang seine unsachlichen Angriffe gegen Klages, den er in geringschätzigem Ton als „Metaphysiker" zu bezeichnen beliebt; es wäre zu wünschen, Saudek hätte etwas von der ausdruckswissenschaftlichen Seelenkunde eines Klages, — dann könnten seine Experimente fruchtbarer werden für die Wissenschaft von Handschrift und Charakter. S. Ranitzsch (Stettin).

Moog, Willy: Geschichte der Pädagogik. II. Die Pädagogik der Neuzeit von der Renaissance bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 7. völlig neugestaltete Aufl. von Hemanns „Geschichte der neueren Pädagogik". Osterwieck: Zickfeldt 1928. VIII, 338 S. Kart. 11,—. Geb. 13,—.

Moogs neue Ausgabe der Hemannschen „Geschichte der neueren Pädagogik" soll eine Darstellung der Gesamtgeschichte der Pädagogik werden und in drei Bänden erscheinen. Der erste (Altertum und Mittelalter) und der dritte (vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart) stehen noch aus. Der vorliegende zweite behandelt die Neuzeit vom Anbruch der Renaissance bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Das sehr gründliche immer den kulturgeschichtlichen Zusammenhängen nachspürende Werk berührt auch in kurzen Darlegungen die Entwicklung der Schulorganisation, aber in erster Linie verfolgt es die pädagogischen Ideen der einzelnen Pädagogen: die Humanisten, die Männer der Reformation und Gegenreformation, und schließlich die großen Pädagogen des 17. Jahrhunderts: Montaigne, Bacon, Hobbes, Ratke, Comenius, Fénélon, Locke. So ist das Buch, auch dank den ausführlichen Literaturangaben zu jedem Kapitel, als Lehrbuch und Nachschlagewerk sehr zu begrüßen. Jede große Bücherei sollte es einstellen und jede Zentralbücherei.

R. Joerden (Göttingen).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Bühler, Johannes: Fürsten und Ritter. Nach zeitgenössischen Quellen. Mit 16 Bildertafeln. (Deutsche Vergangenheit.) Leipzig: Insel 1928. 449 S. Hlw. 9,—.

Dieser neue Band der schätzenswerten Sammlung „Deutsche Vergangenheit" gehört der kulturhistorischen Reihe an. Die Einleitung bringt, immer in großen Zügen, vorsichtig deutend die Entstehungsgeschichte des alten Dynastenadels und

des jüngeren niederen Beamtenadels, der Ministerialen, behandelt dann das Fürstenregiment in Deutschland und das Verhältnis von Adel und Kultur im Mittelalter. Die reiche Auswahl des nun folgenden Quellenmaterials geschah unter dem Gesichtspunkt: „das Typische vom Leben und Tun des Adels und der Fürsten nach dem unmittelbaren Eindrucke und der Auffassung ihrer Zeitgenossen" herauszustellen. Auszüge aus Chroniken und Dichtungen, Briefe, Erlasse, Urkunden und sonstige Dokumente legen beredtes Zeugnis ab auch von den Jämmerlichkeiten und ewigen Händeln jener Zeit, an der unser rückschauender Blick nur das Große und nicht den Bodensatz zu sehen nur zu leicht geneigt ist. Neben vielem Interessanten steht manches Ergötzliche und menschlich Anziehende wie etwa in den Stücken aus der allerdings recht legendären Chronik der Freiherren von Zimmern. Eine Fülle von Anmerkungen weist die Quellen der Texte und Literatur zum Weiterforschen auf. Ein Personen-, Orts- und Sachverzeichnis erleichtert rasches Nachschlagen. Als wertvoll zu begrüßen sind auch die Erläuterungen zu den Bildtafeln nach zeitgenössischen Originalen, deren erzählender Charakter dem Ungeübten oft Schwierigkeiten in der Deutung macht. — Schon mittlere Büchereien, die historisch stärker interessierte Laien zu ihrer Leserschaft zählen, können das Buch einstellen. E. Holtz (Allenstein).

Scharff, Alexander: Der Gedanke der preußischen Vorherrschaft in den Anfängen der deutschen Einheitsbewegung. Bonn: Schröder 1929. 135 S. 5,—.

Wir besitzen gute Geschichten der deutschen Reichsgründung (vor allem Brandenburg), eine Geschichte der deutschen Einheitsbewegung des nationalpolitischen Denkens in Deutschland im 19. Jahrhundert fehlt uns noch immer trotz Meineckes schönem Buch. Eine reiches archivalisches Material und viel entlegene Literatur heranziehende Vorarbeit dazu bietet Scharffs Buch, in dem er den Gedanken der Männer nachgeht, die bereits in der Frühzeit der Einheitsbewegung (vor 1819), den Jahren der Erhebung und der Anfänge der Burschenschaft, die deutsche Einigung auf dem Wege der preußischen Hegemonie erstrebten. Schleiermacher, Arndt, Jahn, Niebuhr und manche andere führende Köpfe der Zeit begegnen uns hier neben einer großen Zahl heute längst vergessener und doch ihrer Zeit weit vorauseilender Männer wie dem jungen Weimaraner Ottokar Thon. Die sorgsame Untersuchung, die vor allem auch auf die damals schon enge Verknüpfung des Einheits- mit dem Freiheitsgedanken achtet, ist wissenschaftlich sehr förderlich, für Volksbüchereien aber doch zu speziell, um zur Anschaffung ernstlich in Frage zu kommen. Diese seien hingegen nachdrücklich auf Wilhelm Mommsens ausgezeichnete Quellensammlung „Die deutsche Einheitsbewegung. Eine Auswahl zeitgenössischer Äußerungen" hingewiesen, die sich auch kleine Büchereien nach Möglichkeit anschaffen sollten, obgleich sie nicht im Buchhandel erschienen ist (Bd 204 der Auswahlreihe der Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin). G. Franz (Göttingen).

Blos, Anna: Frauen der deutschen Revolution 1848. Zehn Lebensbilder und ein Vorwort. Ill. Dresden: Kaden 1928. 93 S.

Die Verfasserin hat in dieser Sammlung mit großem Fleiß und liebevollem Eingehen auf die verschiedenartigen Charaktere einem unausgeführt gebliebenen Gedanken ihres verstorbenen Mannes, des Geschichtsschreibers der Revolution von 1848, Gestalt verliehen. Zehn Lebensbilder werden gegeben von Frauen, die in Deutschland zuerst dem Freiheitsgedanken in mehr oder minder tatkräftiger Weise gelebt haben. Darunter sind Malvida von Meysenbug, die „Idealistin", Johanna Kinkel, die unerschrockene heldenmütige Gattin des Dichters Gottfried Kinkel, Karl Marx' aufopfernde, leidgeprüfte Gattin Jenny von Westphalen, die ebenso berühmte wie vom Volk geliebte Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient, deren schönste Eigenschaft ihre unübertroffene Hilfsbereitschaft den Armen und Schwachen gegenüber war, und schließlich auch die bis ins hohe Alter lebendige und kämpferische Mutter von Isolde Kurz, Marie Kurz, die Gattin des schwäbischen Dichters. In leicht verständlicher Weise und mit echt fraulicher leiser Sentimentalität hat Anna Blos unter Heranziehung gelegentlicher Gedichtproben und unter Beigabe trefflicher Bilder das meist harte und kummerbelastete Schicksal dieser verschieden-

gearteten Kämpferinnen erzählt. Entbehrt das Buch auch die frische Unmittelbarkeit der Sammlung von Elga Kern, in der die „Führenden Frauen Europas" selbst zu uns sprechen, so ist doch auch dieses kleine Werk eine eindringliche Mahnung an unsere weibliche Jugend, über dem persönlichen Leben die großen Ziele der Menschheit nicht zu vergessen. Es sollte deshalb in alle Jugendbüchereien und alle mittleren und großen Volksbüchereien eingestellt werden.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Briefe von Annette v. Droste-Hülshoff und Levin Schücking. Hrsg. von R. C. Muschler. 3. verm. Aufl. Leipzig: Grunow 1928. 327 S. Geh. 7,—. Lw. 10,—.

Briefe von Levin Schücking und Louise von Gall. Hrsg. von R. C. Muschler mit einer biogr. Einleitung von L. L. Schücking. Ebenda 1928. 347 S. Geh. 7,—. Lw. 10,—.

Das Vorwort Muschlers zu den Briefen der Droste und Schückings kämpft unnötig und in nicht sehr glücklicher Form für eine richtige Betrachtung des Freundschaftsverhältnisses der beiden Dichter. Überflüssig zu sagen, wie sehr die Briefe der Droste an Unmittelbarkeit die ihres Freundes überragen. Muschler überschätzt Schücking. Größere Büchereien werden die Briefsammlung einstellen müssen, kleinere können sich mit dem begnügen, was der bei Langewiesche erschienene Auswahlband der Schriften der Droste bringt. — Der Briefwechsel Schückings mit seiner späteren Gattin Louise von Gall ist hier der Öffentlichkeit zum ersten Male mitgeteilt. Er enthält die ungewöhnliche Liebesgeschichte der Beiden, die sich brieflich kennen lernten und verlobten, ohne einander jemals zuvor gesehen zu haben. Louise von Gall war eine geistreiche und hochgebildete Frau und der Briefwechsel gibt ein hübsches Zeitbild, in das auch andere interessante Personen hineinspielen, wie Freiligrath und Herwegh. Dennoch wird er nur solche Leser recht zu fesseln vermögen, die an der ganzen Zeit ein literarhistorisches Interesse haben, wonach sich seine Anschaffung auf größere Stadtbüchereien beschränken wird.

W. Schuster.

Fritsch, Oskar: Friedrich der Große, unser Held und Führer. 2. Aufl. Mit 31 Tiefdruckbildern auf Tafeln, 23 Textabb., 5 Pläne und Karten. München: Lehmann 1928. 128 S. Geh. 5,—. Geb. 6,—.

„Wo die Lebenden versagen, beschwören wir als Führer die Geister unserer großen Toten und lauschen, was sie uns zu sagen haben . . . Ihren Geist, den Sinn und die Kraft ihres Lebens wollen wir ergründen. Verkörperte Ideale wollen wir der trostlosen Nüchternheit unseres Zeitalters, der zerfahrenen Armut unseres Volkes, dem verworrenen Suchen unserer Jugend vor Augen stellen." Diese Sätze des Vorwortes zeigen zugleich mit dem Titel die Absicht des Buches an. Die bildungspflegliche Wertung des Buches hängt von der Stellung zu dieser Tendenz ab, die sich zuweilen auch zu politischen Gegenwartsbetrachtungen auswächst. Im übrigen eine flottgeschriebene, warmherzige, im Tatsächlichen bis auf geringfügige Einzelheiten zuverlässige Schilderung des Lebens Friedrichs des Großen, in der neben dem Feldherrn vor allem auch der Landesvater und Mensch, der „alte Fritz", voll zu seinem Rechte kommt. Menzels Zeichnungen ordnen sich dem Text gut ein. Die zahlreichen, selten gut gedruckten Tafeln sind ein besonderer Schmuck des Buches.

G. Franz (Göttingen).

Lewinsohn, Richard (Morus): Der Mann im Dunkel. Die Lebensgeschichte Sir Basil Zacharoffs. Berlin: Fischer 1929. 230 S.

Durch Morus erfahren wir endlich Authentisches über das Leben des „mystery man of Europe", Sir Basil Zacharoff. Dieser 80jährige griechische Abenteurer gilt heute als der reichste Mann der Welt. Er hat die Grundlagen seines Reichtumes in der Rüstungsindustrie gesammelt. Unsichtbar oder nur als Patrioten an die Oberfläche tretend haben er und seine Kollegen Vickers, Schneider, Krupp usw.

vorurteilslos alle Mächte der Welt mit Waffen versorgt und dann freigebig und unablässig mit ihren großen Geldern gewirkt für den Ausbruch von Kriegen, die für sie nur Reichtum, Blüte und Erfolg bedeuteten. Besonders klar tritt das im Leben Zacharoffs anläßlich seines „Privatkrieges", des griechisch-türkischen von 1922, hervor. Hier enthüllt sich der unglückliche Balkan sehr eindeutig als das Schachbrett der Trustkönige und ihrer Großmächte. Im übrigen erfahren wir, daß es Zacharoff ebensogut verstanden hat, mit Öl, Eisenbahnen, Spielhöllen und Banken zu operieren wie mit Kanonen und Bauernleben. In der Liebe aber ist dieser geschäftstüchtige Mann natürlich Romantiker. — Das ebenso gewissenhaft wie unterhaltend gearbeitete Buch, dessen abenteuerlicher Inhalt den traurigen Vorzug hat, wahr zu sein, ist in jeder Bücherei am Platze.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Lamb, Harold: Dschingis Khan, Beherrscher der Erde. Deutsch von Dagobert v. Mikusch. Leipzig: List 1928. VIII, 300 S. Geh. 7,—. Lw. 10,—.

Als vor ein paar Jahren Hans Muchs Buch über den Kaiser Akbar den Großen erschien, brachte es auch manchem Geschichtskundigen eine Überraschung. Maßstäbe, die man auf Grund abendländischer Verhältnisse an seine Persönlichkeit und an seine Herrschererfolge hätte legen können, waren kaum vorhanden, so sehr hatte dort im Orient alles die Dimensionen des Übergroßen angenommen. Dschingis Khan übertrifft nun aber durch seine Erfolge als Welteroberer noch bei weitem den mächtigen Kaiser von Indien und auch als kluger Gesetzgeber verdient er wohl neben dem weisen Akbar seinen Platz. Sein Aufstieg von kleinsten Anfängen an ist unvergleichlich. Als Häuptling einer mongolischen Nomadenhorde, der eigentlich nichts als einige Viehherden sein eigen nennt und der als kaum Erwachsener das nackte Leben gegen seine Widersacher verteidigen muß, beginnt er seine Herrscherlaufbahn. Als er im Jahre 1227 stirbt, hinterläßt er ein Reich, das das weite Gebiet vom Chinesischen Meer bis ins Innere Rußlands und von Sibirien bis Indien umfaßt. Eroberer wie Alexander, Cäsar, Napoleon verblassen, am Erfolg gemessen, gegen den mongolischen Heerführer. Leider reichen nun die alten Quellenschriften nicht aus, das geschichtliche Rätsel dieses einzigartigen Mannes in allen Teilen zu lösen. Man hat aber den Eindruck, daß Lamb das schwer zugängliche und schwer deutbare Material gewissenhaft benutzt hat, und daß es ihm gelungen ist, von Dschingis Khan ein Bild zu zeichnen, das wohl in den Hauptzügen der Wirklichkeit entsprechen könnte. Er hat damit dem Geschichtsfreund nicht bloß ein wichtiges Stück der Weltgeschichte erschlossen, er hat damit noch eine Einstellung zu den kleinen und großen geschichtlichen Vorgängen im ganzen vertieft und erweitert. G. Kohfeldt (Rostock).

Nobel, Dynamit, Petroleum, Pazifismus. Autorisierte Ausgabe der Nobel-Stiftung. Hrsg. von H. Schück und R. Sohlmann. Übers. von W. H. von der Mülbe. Mit zahlr. Bildern. Leipzig: List. 334 S. Geh. 7,—. Lw. 10,—.

Lebhaft und anregend geschriebene Biographie der bekanntesten Mitglieder der Familie Nobel, die als Erfinder und Organisatoren sich hervortaten. Sie zeigt in den markantesten Zügen, mit welchem unermüdlichen Eifer sowohl der Vater Immanuel wie auch seine drei Söhne Alfred, Robert und Ludwig trotz vielfacher Wechselfälle an der Entwicklung und Nutzbarmachung von Erfindungen arbeiten, bis ihnen schließlich die Erfolge nicht versagt blieben. Sie zeigt weiter, welche überragende Stellung unter den vier Alfred Nobel zukommt, der es nicht nur verstand, der ehemaligen Zeit das radikalste Kriegsmittel zugänglich zu machen, sondern auf der andern Seite seine allgemein bekannte Hilfsbereitschaft und Menschenliebe in die Tat umzusetzen und sich zum ersten Vorkämpfer des allgemeinen Weltfriedens emporzuschwingen. Man sieht ihn als genialen Erfinder mit den originellsten Ideen, als Philosoph und Träumer mit glühender Menschenliebe und reinstem Idealismus. W. Fiedler (Berlin).

Rühle, Otto: Karl Marx. Leben und Werk. Hellerau: Avalun 1928. 476 S. Lw. 12,—.

Vorländer, Karl: Karl Marx. Sein Leben und sein Werk. Mit 15 Bildtaf. Leipzig: Meiner 1929. VIII, 332 S. Lw. 12,—.

Die beiden neuen Marx-Biographien — vorher gab es eigentlich nur die 1918 erschienene Biographie von Mehring, die aber heute nach Bloßlegung so umfangreichen neuen Materials nicht mehr genügen kann — bringen naturgemäß sachlich viel Übereinstimmendes, sind aber ihrem ganzen Charakter nach völlig verschieden. Das Buch von Rühle ist schwungvoll geschrieben, ist immer bemüht, über den Kleinkram des Biographischen hinaus weite Perspektiven aufzumachen, mit seiner Freude am Bonmot wirklich kurzweilig. Allerdings kann einem dann doch manchmal diese Worte-Bauerei auf die Nerven fallen, vor allem wenn Wiederholungen durchaus nicht gescheut werden (daß Marx seine jüdische Abstammung als „schlechten Lebensstart" empfunden habe, wird ein paar Mal gesagt). Und schiefe Bilder (mehr mot als bon wie „Ein junger, mit Löwentatzen ausgestatteter, um die Erhöhung seines Selbstgefühls fieberhaft ringender Riese" oder: „er stopfte sich mit philosophischen und literarischen Mixed Pickles den geistigen Magen voll" ließen sich zu Dutzenden zitieren. Wirklich peinlich, weil völlig unzulänglich, erscheint dann der Versuch, den Charakter von Marx mit Hilfe der Individualpsychologie Alfred Adlers (den Rühle, soweit ich sehe, nirgends nennt) verständlich zu machen. Drei Befunde dienen ihm da als Stützpunkte seiner Analyse: ein biologischer — Marx war leberleidend und litt unter Stoffwechselstörungen; ein sozialer — die jüdische Abstammung; die familiäre Position — Marx war Erstgeborener. Rühle stellt fest, daß diese Befunde zu einer eingehenden Analyse nicht ausreichen, aber da weiteres Material nicht zu beschaffen sei, müsse man sich hiermit begnügen: „Die Konstruktion muß oft die Lücken der Beobachtung ausfüllen; das Schema hilft den Mangel an Material ausgleichen und tritt an die Stelle der Empirie". Diese „schematische" Behandlungsweise führt dann zu dem Schluß (S. 451): „Oft, während die Familie darbend auf Honorar wartete, schob er die fälligen Artikel dem ewig hilfsbereiten Engels zu; er selbst aber schwelgte in antiken Klassikern, stöberte in den kostbarsten Schätzen der Bibliotheken, schlürfte den Kaviar köstlicher Literaturen oder trieb mit snobistischer Lust Mathematik. ... Aber die geregelte Tagesarbeit verdroß ihn, die Einordnung in die Konvention machte ihn obstinat; er hatte keinen Penny in der Tasche und das Hemd auf dem Leihhause, trug aber mit der Geste eines Lords sein Monokel". Vorländer hat Rühle in einer ausführlichen Besprechung (Die Gesellschaft 1928, II, 179 ff.) eine ganze Reihe von Unrichtigkeiten nachgewiesen. Und außerdem enthält das Buch doch zu viel ausgesprochenen Klatsch aus der Geschichte der Internationale, den heute kein Mensch mehr wissen will; wenn es auch wichtig ist, daß Rühle mehr wie Vorländer die „realistischen" Seiten Marxens (seine Unwirtschaftlichkeit, seine Unduldsamkeit gegen andere Meinungen, besonders sein gehässiges Verhalten gegen Bakunin, wie es schon Brupbacher dargestellt hat in seinem Buch „Marx und Bakunin") heraushebt. Das Buch hat eben neben den großen Vorzügen auch die großen Nachteile der „historischen Belletristik" (vgl. die unter diesem Titel zusammengefaßt herausgegebenen Besprechungen der Bücher von Ludwig, Hegemann u. a. aus der „Historischen Zeitschrift" 1928) für sich, während das Buch des kürzlich gestorbenen Gelehrten Vorländer alle Vorteile und Nachteile eines wissenschaftlichen historischen Werkes für sich hat. (Es kann aber kein Zweifel darüber bestehen, daß für eine Biographie von Marx die wissenschaftliche Genauigkeit das Richtige ist, denn wenn man der „historischen Belletristik" ein Recht geben will, so ist es doch vor allem dies, eine Erscheinung der Gegenwart zu erfassen, die mit den Mitteln der Wissenschaft nicht erfaßt werden kann, oder von einem neuen Stand aus die von der Wissenschaft übersehenen oder zu Unrecht zu schwach belichteten Seiten einer historischen Erscheinung deutlich zu zeigen, wenn diese Erscheinung auf Grund der anderen geschichtlichen Situation ein neues Interesse gewonnen hat. Marx als Mensch gehört der Geschichte an und sein Leben ist ohne aktuelles Interesse.) — Vorländer verweilt mit liebender Treue bei kleinen und kleinsten Zügen aus dem Leben Marxens, mit historischer Akribie hebt er sozusagen jeden Zettel auf, den Marx mit ein paar Federstrichen beschrieben hat.

Das Buch ist deshalb etwas trocken. Aber was es um so viel wertvoller macht als das von Rühle, ist einmal die ruhige vornehme Sachlichkeit, die ohne jedes Pathos der Überredungskunst den Leser zu einem eigenen Urteil kommen lassen will. Und diese freie Haltung ist um so wichtiger, als Vorländer viel mehr als Rühle das Gedankengebäude des Marxismus zur Darstellung bringt und in einem gründlichen Schlußkapitel die vielseitigen Wirkungen von Marxens Leben auf die verschiedenen Kulturgebiete und Marx' Bedeutung für die Gegenwart zeigt. Vorländer verheimlicht dabei die Problematik des Marxismus durchaus nicht, läßt die gegensätzlichen Meinungen jedesmal zu Wort kommen und nimmt selbst in ganz unverbindlicher Weise Stellung. — Die Abbildungen sind in beiden Werken teilweise gleich; berühmt sind sie in keinem. — Für die Volksbücherei kommt in erster Linie das Buch von Vorländer in Betracht. Es werden ja immer nur Wenige sein, die sich ernsthaft mit Marx beschäftigen wollen. Aber die es tun, werden sich dann auch durch die Schwierigkeiten des Buches durchbeißen müssen mit dem Vorteil, durch das Buch direkt in die ganze marxistische Problematik eingeführt zu werden und sich nach allen Richtungen weiterarbeiten zu können. Das Buch von Rühle, nichts anderes als ein überlebensgroßer Essai, ist — so fesselnd es geschrieben ist — wegen der vielen ungewöhnlichen Fremdworte durchaus nicht leicht. Zur Ergänzung werden es große Büchereien einstellen, und vielleicht wird es heute in großstädtischen Büchereien in noch weiterem Umfang nötig sein.

R. Joerden (Göttingen).

Schirokauer, Arno: Lassalle. Die Macht der Illusion, die Illusion der Macht. Leipzig: List 1928. 370 S. Lw. 10,—.

Das Buch stellt eine Biographie Lassalles in belletristischem Gewand dar. Die deutschen Volksbüchereien würden es zweifellos begrüßen, wenn sie ihren proletarischen Lesern ein Buch in die Hände geben könnten, das ihnen den Träger eines vertrauten Namens menschlich lebendig macht, das sie den Schöpfer der deutschen Arbeiterbewegung in der Problematik seiner Persönlichkeit verstehen ließe. Leider erfüllt die vorliegende Biographie diese Erwartungen in keiner Weise. Es ist außerordentlich leicht, die menschlich-allzumenschlichen Züge in dem Bilde Lassalles, die er selbst nie zu verdecken gesucht hat, herauszufinden und ins Licht zu stellen. Es ist fast unmöglich, den großen, hinreißenden Schwung, der trotzdem das stürmende Leben dieses geborenen Revolutionärs trug, zu übersehen. Die Aufgabe einer volkstümlichen Biographie wäre gewesen, aus den widerstreitenden Elementen ein rundes Bild, gemischt aus Licht und Schatten, zu formen. Schirokauer hat es fertig gebracht, fast nur die Schattenseiten dieser Gestalt zu sehen. Nach ihm ist alles an Lassalle Pose, alle seine Handlungen entspringen allein dem Drang zu glänzen, zu herrschen, im Mittelpunkt zu stehen. Man begreift nicht, nach dieser Darstellung, wie ein solcher Mann die Wirkung ausüben konnte, die doch nun einmal historisch feststeht. Man müßte denn glauben, daß eine geschichtliche Tat, die in ihren Wirkungen heute noch lebendig ist, möglich wäre als das Werk einer eitlen Laune, ohne das — wenn auch zeitweise verdunkelte — Bewußtsein der verpflichtenden Sendung, ohne die große schöpferische Leidenschaft. In Schirokauers Buch ist davon nichts zu spüren. Mit unangenehmer Überheblichkeit kritisiert er ständig Lassalles „Arroganz", und wenn er den Bericht über eine Leistung nicht umgehen kann und sich dabei zu ein paar Worten der Bewunderung aufschwingt, so wirken sie förmlich deplaciert. Den gleichen Mangel an geschichtlichem Gefühl wie die Zeichnung der Gestalten — die flüchtige Skizzierung etwa von Marx steht auf gleichem Niveau — verrät der Stil des Buches. In einem geistreich sei sollenden, saloppen Ton ist die Darstellung hingeworfen, Satz für Satz schillernd in Antithesen, die zuweilen wohl einmal ins Schwarze treffen, meist aber gesucht, oft geradezu läppisch wirken und auf die Dauer die Lektüre unerträglich machen. „Er spielt die Liebe, aber er liebt das Spiel. Er dichtet Gefühle, aber er fühlt ihre Dichte . . . Er hatte die Sphinx für eine Dame und die Damen für Sphinxe gehalten." Dies ist die durchgehende Form der Erzählung. — Vor Anschaffung des Buches kann nur gewarnt werden. Dem Leser, der sich über Lassalles Persönlichkeit gründlicher orientieren will, gebe man am besten die ausgezeichnete Biographie Hermann Onckens, das Musterbeispiel einer wissenschaftlich begründeten und zu-

gleich fesselnden und lebendigen historischen Darstellung. Die große Bücherei kann ihm darüber hinaus den von Gustav Mayer veröffentlichten Briefwechsel Lassalles zugänglich machen. Meta Corssen (Lübeck).

Schönaich, Freiherr von: Mein Damaskus. Erlebnisse und Bekenntnisse. Hamburg-Bergedorf: Fackelreiter-Verlag 1929. 192 S.

Die Selbstbiographie des ehemaligen kaiserlichen Generals und heutigen Prominenten unter den deutschen Pazifisten und Kriegsdienstgegnern ist ein Buch, das unbedingt zu der Entwicklungsgeschichte des jungen republikanischen Deutschlands gehört. Man mag weltanschaulich anderer Meinung sein, man mag eine solche Metamorphose der Persönlichkeit nicht verstehen oder verstehen wollen, auf jeden Fall zählt dieser Mann zu den Denkenden unserer Zeit, der, gerade als früherer Militarist und aus der Erfahrung des Weltkrieges heraus, die furchtbaren, sinnlos zerstörenden Gefahren des immer unritterlicher werdenden Krieges begreift und sie im Glauben an kulturwürdigere Lebensformen der Menschheit für die Zukunft fernhalten will von seinem Volk und der Welt. Daß er zur Erreichung seines Ideals radikalste Wege geht, auf welche ihm viele soweit Gleichgesinnte nicht werden folgen können, gehört vielleicht zu den inneren Notwendigkeiten jedes geistigen Renegatentums. Mit diesem Mann und seinen Freunden in der ganzen Welt lebt und wirkt eine moderne Menschheitsidee, mit der unsere Zeit politisch und ethisch rechnen muß. Die vornehme Art, mit welcher der Verfasser als Pazifist in dankbarem Stolz auf seine erfolgreiche Soldatenlaufbahn zurückblickt, und die sachliche Kritik, welche er an den Fehlern der Vergangenheit und schonungslos auch an sich selbst übt, wirkt mit der fließenden, ungekünstelten Sprache des Buches sympathisch. Man kann diesem Mann die Bewunderung seines Mutes nicht versagen, als Fünfzigjähriger noch mit dem ganzen Sinn seines bisherigen Lebens zu brechen und sich wegen seiner Erkenntnis dem leidenschaftlichen Haß der „Ewiggestrigen" auszusetzen, welche auch in diesem Falle wieder einmal nicht begreifen, daß Geist nur mit Geist, nicht aber mit lächerlicher Brutalität wie Standesboykott und ähnlichem zu bekämpfen ist. Ein Buch, das für den Menschen jeder Weltanschauung interessant sein kann, wenn ihm die Achtung vor der anderen Meinung eigen ist. Natürlich ist bei der Ausleihe eine gewisse Vorsicht geboten. Für mittlere und größere Büchereien. W. Salewski (Stettin).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Boyens, W.: Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reiches und des Preußischen Staates. In Frage und Antwort dargestellt. 9. verm. und verb. Aufl. Berlin: Kameradschaft 1928. 172 S. 2,50.

Wie im Vorwort richtig gesagt wird, handelt es sich bei diesem kleinen Büchlein keineswegs um eine wissenschaftliche Abhandlung über Staats- und Verwaltungsrecht, vielmehr will der Verfasser lediglich dem Außenstehenden die elementarsten Kenntnisse rechtswissenschaftlicher Grundbegriffe vermitteln und ihm Wesen, Aufbau und Aufgaben staats- und verwaltungsrechtlicher Einrichtungen in knappen Umrissen darlegen. Die hier angewendete Frage- und Antwortform wird zwar in ihrem Wert heute ziemlich zurückgesetzt, doch hat sie hier zweifellos dazu beigetragen, den Umfang stark zu vermindern. Für die erste allgemein informierende Unterrichtung sowohl wie für Wiederholungszwecke für einfachere Verwaltungsprüfungen von Beamtenanwärtern kann das Büchlein ganz gute Dienste leisten. Wenn auch einzelne Begriffsdefinitionen des ersten Abschnittes teilweise etwas unklar wirken können, so geben die folgenden Abschnitte über den Aufbau des Reiches und Preußens trotz der Kürze der Darstellung den oben bezeichneten Leserkreisen ein recht anschauliches Bild, das sie sich je nach Bedarf durch weiteres Eindringen in die Materie leicht vertiefen können. Zur Erleichterung der Übersicht könnte dem Verfasser bei einer eventuellen Neuauflage u. A. die Anfügung einer kurzen schematischen Darstellung im Anhang empfohlen werden.

W. Fiedler (Berlin).

Neues Handbuch des Deutschen Rechts. Hrsg. von Willy Gaffrey, Erich Gisbert, Georg Lewinsohn. Ein Handbuch für Kaufleute und Gewerbetreibende, Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Behörden und Publikum nebst praktischem Formularanhang. Berlin: Neufeld & Henius 1929. 2 Bde. Lw. 36,—.

Dieses neue Handbuch vervollständigt die Reihe der in letzter Zeit immer zahlreicher werdenden populär-wissenschaftlichen Rechtsdarstellungen, die in erster Linie nach ihrer pädagogischen Tauglichkeit zu beurteilen sind. Nach dieser Richtung verdient die Leistung dieses Werkes Anerkennung. Die Darstellung ist anschaulich und verständlich besonders durch einzelne gut gewählte Beispiele. Dem Gewerbetreibenden und Kaufmann kann es als Handbuch dienlich sein, da es alle wichtigen Eventualitäten des Handelsstandes und Gewerbebetriebes verhältnismäßig eingehend behandelt. Das öffentliche Recht dagegen tritt in den Hintergrund. Dies gilt vor allem hinsichtlich des Staats- und Verwaltungsrechts, deren nähere Behandlung man eigentlich nach der Fassung des Titels erwarten könnte. Es ist aber in erster Linie berechnet für den kleineren Kaufmann und selbständigen Gewerbetreibenden, und für diese bietet es etwa alles, was sie zur Durchführung der rechtlichen Seite ihres Betriebes nötig haben. W. Fiedler (Berlin).

Hensel, Albert: Kommunalrecht und Kommunalpolitik in Deutschland. Breslau: Hirt 1928. 144 S. Hlw. 3,50. (Jedermanns Bücherei.)

Eine klar und leicht verständlich gehaltene Übersicht über die wichtigsten rechtlichen und politischen Fragen des Gemeindewesens, die stets bemüht ist, niemals den wissenschaftlichen Charakter zu verlieren. Einleitend schildert der Verfasser, der als Autorität auf dem Gebiete des Steuerrechts bekannt ist, die Krise der Selbstverwaltung, die durch die Übertragung der politischen Macht auf die Parteien herbeigeführt wurde, weil sie diese hierfür nach der Revolution völlig unvorbereitet traf. Durch die eintretende Verschiebung des Kräfteverhältnisses hat sich dann diese Krise im Laufe der Zeit weiter verschärft. Nach eingehender Erläuterung des Wesens der Selbstverwaltung werden dann im Hauptteil die Einzelheiten des Selbstverwaltungsrechts genau dargelegt, wobei den aktuellsten Fragen wie der Finanzaufsicht, dem staatsrechtlichen Verhältnis der Gemeinde zum Staat und der Eingemeindungsfrage besondere Beachtung geschenkt wird. Mit einem kurzen Rückblick über die gesamte Gemeindearbeit und einem gut ausgewählten Literaturverzeichnis schließt das kleine Werk ab. W. Fiedler (Berlin).

Ostwald, Paul: Ostasien und die Weltpolitik. Bonn: Schröder 1928. 186 S. Lw. 7,—.

Kein sonderlich tiefes Buch, vielmehr eine meist im Tatsächlichen steckenbleibende Schilderung der Rolle, die China und Japan seit ihrer Erschließung in der Mitte des vorigen Jahrhunderts als Objekt der Weltpolitik gespielt haben. Es fehlen die großen ordnenden Gesichtspunkte, unter denen die Entwicklung zusammenzufassen wäre. Es fehlt vor allem ganz die Schilderung des — sagen wir — soziologischen Hintergrundes, die tiefere Erfassung von Land und Leuten, ohne die die Darstellung seltsam unverbunden in der Luft schwebt. Doch da die Tatsachen im ganzen zuverlässig und objektiv zusammengetragen sind, ist diese Schrift immerhin zur ersten Einführung und zum Nachschlagen recht gut geeignet und so mögen sie größere Büchereien bei der Aktualität des Themas wohl einstellen. G. Franz (Göttingen).

Saß: Die deutschen Weißbücher zur Auswärtigen Politik 1870—1914. Berlin: de Gruyter 1928. 224 S. Geb. 10,—.

Eine erste zusammenfassende Übersicht über die Entwicklung der deutschen Weißbücher, allgemein Unterrichtendes und Darstellung der einzelnen Veröffentlichungen im besonderen mit ihrer Entstehungsgeschichte. Die langen Kämpfe um die Weißbuchfrage im Reichstage werden hierbei eingehend geschildert und die Person Bismarcks, der der Frage völlig ablehnend gegenüberstand, scharf beleuchtet.

Damit wird der weit größere und wichtigere Fragenkomplex der Beteiligung der Volksvertretung an der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten in den Vordergrund gerückt, der heute wieder in den verschiedenen Staaten eine entscheidende Rolle spielt. Gestützt auf die Akten des politischen Archivs des Auswärtigen Amtes versucht der Verfasser in lebendiger und anregender Sprache dem Leser die Zusammenhänge näher zu bringen. Das Werk bietet dabei gleichzeitig einen vorzüglichen Überblick über die früheren Veröffentlichungen der deutschen Regierung und bildet eine wichtige Informationsquelle. W. Fiedler (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Cysarz, Herbert: Von Schiller zu Nietzsche. Hauptfragen der Dichtungs- und Bildungsgeschichte des jüngsten Jahrhunderts. Halle: Niemeyer 1928. 405 S. Geh. 12,—. Geb. 14,50.

In der Gegenwart lebt eine neue Liebe zur großen und heldischen Gestalt auf, nachdem Milieutheorie und Psychologismus das Monumentale hoffnungslos zersetzt zu haben schienen. Der letzte deutsche Geistesheld war Schiller: Auf dem höchsten Gipfel der bürgerlichen Kultur stehend umleuchtet ihn schon das Abendrot einer langsam ihrem Ende sich zuneigenden Epoche. Unter den ihm Folgenden sind manche, die heldische Züge tragen, aber sie sind innerlich zwiespältig und zerrissen und so gehen sie im Kampfe unter, ohne die Palme des Sieges davonzutragen. Alle ausgeglicheneren Künstler des neunzehnten Jahrhunderts aber leben irgendwie in der idyllischen Hügellandschaft des Kleinbürgertums, bis Nietzsche, Untergang und Aufgang zugleich, zum ersten Male wieder weltweite Spannungen in einem Geiste zu hegen und zum Ausgleich zu bringen weiß. — Diese Dynamik des Zeitalters ist hier mit einem ungeheuren Temperament und mit einer barocken Sprachkraft von seltenem Ausmaß gezeichnet. Ein anregendes Buch, wie kaum ein zweites, aber ein gefährliches Buch zugleich, daß man nur dem reifen Leser in die Hand geben darf, wenn man ihn nicht hoffnungslos verwirren und übler Halbbildung ausliefern will. Eine der interessantesten Erscheinungen der jüngsten Literaturwissenschaft, ein Bekenntnisbuch, mit dem sich auch der Bibliothekar auseinandersetzen sollte. W. Schuster.

Ermatinger, Emil: Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung. 2. Aufl. Leipzig: Teubner 1928. 196 S. Kart. 7,20. Geb. 9,—.

Die neue Auflage ist überarbeitet, indem besonders für das Zeitalter des Barocks versucht wurde, die Zusammenhänge zwischen den religiösen Strömungen der Zeit und der Dichtung noch feiner herauszuarbeiten. — Der hohe Wert des Buches für unseer Bildungsarbeit beruht darauf, daß hier in mustergültiger Weise ein großer, an bedeutenden Dichtungen armer, aber für die Erkenntnis der geistesgeschichtlichen Entwicklung der neueren Zeit höchst bedeutungsvoller Zeitraum großlinig und zugleich tiefgehend in seiner geistigen Struktur aufgewiesen wird. Ein ähnliches Buch von etwa gleichem Umfange für das Mittelalter und eines für Humanismus und Reformation und wir hätten für unsere Volksbüchereien das, was wir bis zur Klassik brauchten. Alles andere darüber hinaus wäre dann Erweiterung für besondere Interessen. — Das Buch ist ferner ein Beispiel dafür, daß man für große Gebiete sogenannte Popularisierungen überhaupt entbehren kann. — Für alle Büchereien. W. Schuster.

Forst-Battaglia, Otto: Die französische Literatur der Gegenwart. 1870—1927. Neue wesentlich verm. Aufl. Wiesbaden: Dioskuren-Verlag 1928. VII, 600 S. Geb. 18,—.

Das mit erstaunlicher Sachkenntnis und Geist geschriebene Buch gibt in klarer Gliederung nicht nur einen vorzüglichen Überblick über das Drama, den Roman und die Lyrik im neuen Frankreich, sondern führt daneben in gehaltvollen einleitenden Abschnitten in die Grundprobleme des französischen Geisteslebens ein. Dazu treten noch bibliographische Übersichten, welche sich auf die Literatur-

geschichtsschreibung des von Forst-Battaglia behandelten Zeitalters beziehen. Neben Belesenheit und der Gruppierung des umfangreichen Stoffs sind besonders die guten Charakteristiken der wichtigeren Autoren und die ausgezeichneten Analysen einzelner Werke hervorzuheben. Auch wo diese fehlen, versteht der Verfasser, mit Geschick nüchterne Aufzählungen zu vermeiden. Nur selten wird man Veranlassung nehmen, dem stets wohlbegründeten Urteil einer ästhetisch-literarisch so durchgebildeten Persönlichkeit entgegenzutreten, wozu beispielsweise die zu starke Herabsetzung Zolas auf der einen, die Überbewertung Bourgets auf der anderen Seite Veranlassung gibt. — Das rund 700 Autoren berücksichtigende Buch darf als ein unentbehrliches Hilfsmittel für jeden Bibliothekar sowie für den für die neue französische Literatur interessierten Teil der Leserschaft gelten. G. Fritz.

Kommerell, Max: Der Dichter als Führer in der deutschen Klassik. Klopstock, Herder, Goethe, Schiller, Hölderlin. Berlin: Bondi 1928. 483 S. Lw. 16,—.

Gegen die verflachenden Tendenzen des literarischen Getriebes stellt dieses glühende Werk das Führeramt des Dichters, das zur Verpflichtung für unsere gesamte geistige und menschliche Haltung wird, so daß die Dichter nicht nur flüchtige Anregung, sondern formendes Beispiel sind. Durchdrungen von der Sendung Stefan Georges, dessen vorjähriges Werk: „Das neue Reich" wieder den unbedingten heroischen Ernst des volkbildenden Führers enthüllt, weckt Kommerell in der Klassik nicht den vergangenen ehrwürdigen Traum, sondern die heute noch wirksamen Kräfte. So entzaubert er dem erblassenden Bild Strahlen, die auch heute noch wärmen. Er macht das Vergangene zum Gleichnis, indem er das Täterhafte, das Schöpferische und Heldische dieser geistigen Blütezeit hervorhebt als das uns jetzt Lebendigste und Notwendigste. Klopstock als „Lehrling der Griechen" im Bund der Freunde, Herder als Erwecker Goethes, Goethe selbst als Gesetzgeber, Schiller als der noch viel zu geheime Erzieher zur deutschen Bildung, Jean Paul als Fürsprecher des deutschen Traums, Hölderlin endlich als der Seher seines Volkes — sie alle erfüllen den höchsten dichterischen Beruf: geistiges Führertum, daraus der Mensch sich wandeln mag. — Allen, denen Dichtung noch solche Wirklichkeit bedeutet, ist dies Buch eine verpflichtende Freude. Doch ist es in unseren Büchereien nur dort einzustellen, wo die geistigen Voraussetzungen dafür gegeben sind. Der volksbildnerischen Arbeit ist es, ob in seiner Liebe der Klassik anerkannt, ob abgelehnt, ein wesentlicher Prüfstein. V. A. Schmitz (Breslau).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Haushofer, Karl: Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung. Berlin-Grunewald: Vowinckel 1927. XV, 351 S., 32 Skizzen. Lw. 18,—.

Auch in diesem Buch des Münchener Geopolitikers vereinigen sich wissenschaftliche Gründlichkeit, umfassende Belesenheit mit der lebendigen Anschaulichkeit, scharfen Beobachtungsgabe des weitgereisten früheren Offiziers. Von Ratzelschen Gedankengängen aus untersucht Haushofer in weitgespannten Perspektiven — vor allem die ihm besonders vertrauten ostasiatischen Verhältnisse immer wieder zum Vergleich heranziehend — dies für uns als das Land mit den meisten Grenznachbarn und den ungünstigsten natürlichen Grenzen besonders wichtige Problem. Ich stehe nicht an, das Buch zu den besten politischen Bildungsbüchern der letzten Jahre zu rechnen. Bedauerlich nur, daß ein nicht sehr durchsichtiger Stil, ein nicht sonderlich straffer Aufbau, mancherlei Weitschweifigkeiten und Wiederholungen den Zugang zu dem Werk unnötig erschweren. Auch die zahlreichen guten Kartenskizzen sind nur lose dem Text angegliedert und lassen häufig notwendige Erläuterungen vermissen. Reife und nachdenkliche Leser werden trotzdem das Buch mit viel Gewinn durchlesen. Größere Büchereien sollten es unbedingt besitzen. Bei kleineren wird schon der Preis einer Anschaffung hindernd im Weg stehen.

G. Franz (Göttingen).

Malone, C.: Das neue China und seine sozialen Kämpfe. Übers. und historisch-politische Einl. von Franz Jos. Furtwängler. Ill. Berlin: Verlagsgesellschaft des Allgem. Deutschen Gewerkschaftsbundes. 158 S. Lw. 5,60.

„Die Gewerkschaftsführer und Arbeiter Europas sehen mit jedem Tage deutlicher, wie die Probleme, denen sie gegenüberstehen, und die Lebenslage und Beschäftigungsmöglichkeiten des Arbeiters in Europa bestimmt werden durch die politische, wirtschaftliche und soziale Umgestaltung in der außereuropäischen Welt." Daher die Amerika- und Indienfahrt deutscher Gewerkschaftsführer, daher diese Chinareise des Abgeordneten der englischen Arbeiterpartei. Das Buch bringt eine sehr klare und eindringliche Darstellung der sozialen Verhältnisse Chinas in sehr maßvoller Form, schildert das Leben des Bauern, des Handwerkers, doch vor allem des Fabrikarbeiters in der Baumwollindustrie, der Seidenspinnerei, des Hafenarbeiters, des Rickschahkulis; es untersucht die Lebenshaltung, die Wohnverhältnisse; gibt eine Darstellung der Arbeiterorganisationen und vieles andere. Alles ist frisch geschrieben, obwohl nie obenhin und allgemein gehalten, genaue Zahlenangaben belegen die Einzelheiten. Diesem überaus wertvollen Teil geht die etwas schärfer gehaltene historische Einleitung von 50 Seiten voraus, deren Fehler beileibe nicht die Schärfe ist, sondern nur die zu ausführliche Darstellung der jüngsten Ereignisse, die jetzt z. T. schon veraltet ist. — Das Buch ist schon kleineren Büchereien warm zu empfehlen, wo eine etwas größere Arbeiterschaft unter den Lesern vertreten ist. J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Paquet, Alfons: Der Neckar. Ein Lebensbild. Zu 40 Zeichn. in Kupfertiefdruck und 15 Textbildern von Joachim Lutz. Heidelberg: Hörning 1928. 27 S. und 40 Tafeln. 8,40.

Die Kunst Paquets, einen Strom und seine Landschaft und die Kulturdenkmäler dieser Landschaft als ein großes, organisch gegliedertes Lebensgebilde zu sehen und darzustellen, kennen und schätzen wir schon aus seinem Rheinbüchlein (vgl. 4. Jg. dieser Zeitschrift S. 39f.). Sie steht in diesem neuen Buche nicht minder hoch. Nur haben wir es hier nicht mit einem heroischen Lebensbilde zu tun wie beim Rhein, sondern mit dem „liebenswürdigsten aller Ströme", dem „wandernden Idyll der Hügellandschaft". Dabei ist Paquet nicht in Gefahr, den Neckar im Lichte einer falschen Romantik darzustellen. Gerade ein so der Zukunft und ihren technischen und sozialen Forderungen offener Geist wie Paquet weiß sehr wohl, daß es auch noch „eine zweite Ausdrucksform desselben Flusses" gibt, den Neckar der Industrie, dessen „Zuchtmeisterin die Eisenbahn ist". Aber diese Ausdrucksform ist einbezogen in „die wundervolle Einheit von Heimat und Welt", die sich in der Neckarlandschaft offenbart. (Besonders schön ist, was Paquet über den Neckar bei Tübingen sagt.) Wie fein sein Verständnis für die Neckarlandschaft auch dort ist, wo sie von den meisten dichterischen Betrachtern nicht ganz verstanden zu werden pflegt, zeigt der Satz: „Die Kleinheit, die Gleichmäßigkeit der Feldereinteilung mit den schmalen Vierecken an den Hängen und den Dreiecken zwischen den Landstraßen, dieses Flickenhafte, Parzellenmäßige wirkt sehr deutsch, es wirkt keineswegs kraftlos, eher wie die saubere Rechenschaft in einem aufgeschlagenen Buch." Man erinnert sich unwillkürlich, daß es die Landschaft ist, aus der des Dichters Mutter stammte. — An Schillers Weg von Marbach nach Mannheim sinnbildhaft anknüpfend, schließt Paquet mit einem prachtvollen Bekenntnis zur Zukunftsbedeutung des Neckar. — Die Textbilder sind unbefriedigend wiedergegeben und könnten daher ruhig fehlen. Dagegen sind die zahlreichen Tafelbilder, deren reizvolle perspektivische Auffassung an die Radierungen und Temperabilder von Reinhold Nägele erinnert, meist recht gut herausgekommen und werden das Verlangen des Lesers, der den Neckar und seine Städtlein noch nicht aus eigener Anschauung kennt, nach einer Neckarwanderung mächtig verstärken. — Für mittlere und große Büchereien, besonders auch für die Reisebüchereiabteilung von Lesesälen.

E. Ackerknecht.

Der Rhein. Sein Lebensraum, sein Schicksal. Bd 1: Erdraum und Erdkräfte. Hrsg. von Karl Haushofer. Buch 1: Physik des Erdraumes. T. 1. Berlin-Grunewald: Vowinckel 1928. 244 S.

Mit der Untersuchung der physikalischen und geographischen Grundlagen wird das auf drei Bände mit Unterabteilungen berechnete Standardwerk über den Rhein eröffnet. In einem Vorwort hat Karl Haushofer mit scharfen Strichen die Grundidee des Gesamtwerkes umrissen, ausgehend von der Frage, „wie wir unser Recht auf einen wichtigsten Lebensraum vor unserm, an sich selbst unsicher gewordenen Volk erweisen können, wenn wir diesen rheindurchströmten Lebensraum nicht in allen seinen erdgegebenen und im Verlauf der geschichtlichen Bewegung erwiesenen Antrieben genau kennen". Er fordert, daß „auf breitem und zugleich tief gesichertem Baugrund sich die Gegenwerke erheben müssen, die wir dem Riesenapparat unserer Gegner, den Angreifern in diesem Lebensraum entgegenstellen können". Das auf geopolitischem Unterbau angelegte wissenschaftliche Rheinwerk soll daher auch eine Aufrüttelung von ganz Mitteleuropa anstreben und es dazu anregen, seine Daseinsbedingungen in Lage und Raum an der wichtigsten, einheitlich erfaßbaren, durch den Rhein verbundenen Herz- und Kernlandschaft aus einem großen Weltbilde heraus zu durchdenken und zu überprüfen. — Für den ersten Teil des ersten Buches haben vier Wissenschaftler grundlegende Beiträge geliefert, die trotz ihrer Beigaben von ausführlichem statistischen, kartographischen und bibliographischen Material dennoch gut lesbar sind. Doch mit Rücksicht auf den Umfang des Gesamtwerkes werden nur großstädtische Büchereien, die auch über den entsprechenden Leserkreis verfügen, sich zur Anschaffung des Werkes entschließen können. H. Horstmann (Gleiwitz).

Simmer, H.: Grundzüge der Geopolitik, in Anwendung auf Deutschland. Mit 42 Abb., Karten und Skizzen. München: Oldenbourg 1928. VIII, 259 S.

Zweck des Buches „ist die Vermittlung grundlegender geopolitischer Erkenntnisse und deren stete Anwendung auf Deutschland, sowie die Darbietung einer zusammenfassenden systematischen Darstellung der geopolitischen Geschehnisse auf deutschem Boden, im deutschen Volke und in der deutschen Geschichte in ihrem Zusammenhang". In den abschließenden Kapiteln behandelt der Verfasser das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich und Frankreichs weltpolitisches Machtstreben, von dem das Schicksal Deutschlands aufs stärkste berührt wird. In straff und klar gefaßter und lebendiger Darstellung, die durch einprägsame Skizzen und Diagramme vorteilhaft ergänzt wird, bringt der Verfasser jedem Leser auch ohne besondere Vorkenntnisse die für Deutschland schwerwiegende Bedeutung der Beziehung zwischen Lebensraum und politischer Kraft und politischem Schicksal nachdrücklich zum Bewußtsein. Die sachliche, auf unverrückbaren Tatsachen sich gründende Schilderung der geopolitischen Verhältnisse Deutschlands ermöglicht es jedem denkenden Staatsbürger, sich selbständig ein Urteil zu bilden über die aus den räumlichen Grundlagen sich ergebenden Notwendigkeiten deutscher Politik. — Schon für kleinstädtische Büchereien verwendbar. H. Horstmann (Gleiwitz).

Heye, Arthur: Meine Brüder. Bilderbuch einer langen Fahrt durch befremdliche Länder und Zeiten. Berlin: Safari-Verlag 1928. 263 S. Lw. 5,80.

Unseren Abenteuerlesern, denen es vor allem um den Reiz der Spannung zu tun ist, wird diese Erzählung Heyes vielleicht nicht so viel bedeuten wie andere seiner Bücher. Der Verfasser erzählt hier von seiner Streife durch das Wildreservat Britisch-Ostafrikas. Ihn treibt seine Jagdleidenschaft, aber nicht der Reiz einer Jagd mit der Büchse, sondern jene edlere, mehr Mut erfordernde Form der Jagd mit der Kamera. Er betrachtet es als eine Lebensaufgabe, alle jene Tiere der tropischen Wildnis, die einst zahllos die weiten Steppen des schwarzen Erdteils belebten, die nicht Notwehr, sondern grausamer Sportehrgeiz der Weißen in wenigen Jahrzehnten fast ausgerottet hat, in ihren letzten Schlupfwinkeln aufzuspüren und auf die Platte zu bannen. Kaum bewaffnet zieht er mit einem Trupp schwarzer

Träger los, um all die Schrecken und Qualen eines Lebens in den Tropen fern von menschlichen Ansiedlungen, aber auch die ganze Großartigkeit unberührter Wildnis zu durchleben. Und in diese Erlebnisse und Stimmungen, in die stumme Sprache der afrikanischen Steppe und ihres ganz auf Kampf gestellten Lebens weiß uns Heye wie wenige einzuführen. Er besitzt das feine Organ, diese Sprache zu verstehen, den Tieren die Eigenart ihres Wesens abzulauschen, und eine warme, mitfühlende Menschlichkeit kennzeichnet sein Verhältnis zu den schwarzen Dienern, jenen geduldigen, gutmütigen und treuen Lastenträgern, die ihn begleiten, und denen er in dem Buche ein schönes Denkmal setzt. Das Leben mit ihnen und das Erleben der großartigen Einsamkeit der Steppenweiten mit ihrer Mannigfaltigkeit allen Getiers, mit den bunten Schmetterlingen und Vögeln angefangen bis zu den wilden Elefanten und dem Könige dieser Wildnis, dem Löwen, dessen Schrei die aller Kreatur bis ins Mark dringende Fanfare der Tropennacht ist, führt den Erzähler zu jener innigen Naturverbundenheit, welche ihn nicht nur die unter den Schrecken der Wildnis bebenden schwarzen Naturkinder, sondern auch die Tiere, die alle gleichermaßen Jäger und Gejagte des Lebens sind, als seine Brüder empfinden läßt. Diese Naturverbundenheit des Erzählers gibt dem Buche ein ganz eigenes Gepräge und einen eigenen Stimmungsreiz, welcher die abenteuerliche Spannung, die anderen Erzählungen dieser Art eigen ist, die aber auch hier in einzelnen Momenten keineswegs gänzlich fehlt, reichlich wett macht. Mehrere Bilder prägen sich dem Gedächtnis tief ein, namentlich das Bild von einem todwunden Löwen, dessen Blutspur in eine dichte Dornenhecke führte, in die er sich geflüchtet hatte, um sich dort zum Sterben niederzulegen, indes ein großer Geier schon in der Nähe auf das Verenden des Simba wartete. „Die linke Pranke des toten Löwen hing vom letzten Schlage, den sie geführt, noch immer über die Baumwurzel herab, auf der ausgestreckten rechten war der Kopf niedergesunken, und ergreifend war die bewahrte Würde, die auf diesem Löwengesichte lag. Es hatte, ich kann nicht sagen wie, etwas Menschenähnliches." — In solchen Schilderungen erhebt sich die Sprache Heyes zu dichterischem Schwunge. Noch wirksamer aber träten diese prächtigen Stimmungsbilder heraus, wenn das Buch nicht mit der etwas zu langatmigen Erzählung der Vorbereitung der Safari belastet wäre; sie könnte ein gut Teil kürzer sein. Bei einer Neuauflage wäre zu wünschen, daß durch solche Kürzung des Ganzen Raum gewonnen würde für eine Beigabe der Bilder der Kamera-Jagdbeute, auf die wir mit Recht neugierig sind. Und wenn der Verlag ein übriges tun wollte, sollte er das Buch etwas solider ausstatten, namentlich in der Wahl haltbareren Papiers. — Für alle Büchereien.

W. Möhring (Königsberg i. Pr.).

Ponten, Josef: Europäisches Reisebuch. Bremen: Schünemann 1928. 212 S. 6,—.

Die einzelnen durch eine Reihe von typischen Bildbeilagen illustrierten Berichte dieses Reisebuches stammen aus verschiedenen Jahren der letzten zwei Jahrzehnte und ermangeln dem Gehalt nach der inneren, der Form und dem Umfange nach der äußeren Homogenität. Es sind zum Teil begrenzte Ausschnitte, die vorwiegend Selbsterlebtes bringen. Daneben steht hier und da eine originelle Zusammenschau der gegenseitigen Bedingtheit von Raum, Boden, Menschenschicksal und Geschichte. Daran reihen sich Tagebuchnotizen, ein Abschnitt aus einem dichterischen Werk über das antike Italien, ein Kapitel stark autobiographischen Charakters über das leider an Belgien verlorene Eupener Land, die Heimat des Dichters u. a. m. Aber trotzdem tragen alle Partien den Stempel zeitloser, zum mindesten typischer Bedeutung und Gültigkeit, die sich gründet in der Verbindung von erlebnishafter künstlerischer Schau und sachlicher Zuverlässigkeit, die gemeinsam auf tiefere, bleibende Zusammenhänge abzielen. Es bemüht sich hier jene sachlich streng gebundene Auffassung in der künstlerischen Gestaltung von Landschaft, Raum und Menschen, wie sie aus sonstigen Werken, zumal aus dem Buche „Griechische Landschaften" des Dichter-Geographen Ponten bekannt ist. Expressionistisch möchte man diese Art der Gestaltung nennen, die mit einfachen, kräftigen, breiten Strichen, in markantem Umriß Bild und Szene zeichnet, bewahrt nicht immer der Sachverstand des Fachmannes den Künstler davor, seinem Formwillen einseitig nachzugeben. — Das Buch birgt sachliche, künstlerische und bil-

dungspflegliche Werte, lehrt vor allem Raum und Landschaft sehen, verlangt aber einen eindringlichen Leser, der nicht nur sachliches Interesse mitbringt, sondern außerdem in der Lage ist, die Schau des Künstlers Ponten mitzuvollziehen. Es eignet sich in erster Linie für größere Büchereien. J. Peters (Düsseldorf).

Schomburgk, Hans: Mein Afrika. Erlebtes und Erlauschtes aus dem Innern Afrikas. Mit 56 Originalaufn. d. Verf., sowie einer Anzahl Strichzeichn. von Walter Böckelmann. Leipzig: Deutsche Buchwerkstätten 1928. 280 S. Lw. 9,—.

Das Hauptstück des Buches (70 S.) bildet die Schilderung einer Filmexpedition nach Liberia. Daran schließen sich zusammenhanglos eine Anzahl Skizzen aus dem Jagdleben in Ost- und Südafrika. Auch die an und für sich guten Aufnahmen stehen mit dem Text nur teilweise in Zusammenhang. Der Verfasser hat gut getan, den Leser gleich auf dem zweiten Blatt durch folgendes Motto zu entwaffnen: „Da ich nicht jedem alles geben kann, versuche ich für jeden etwas zu bringen". E. Gratzl (München).

Strong, Anna Louise: China-Reise. Mit Borodin durch China und die Mongolei. Mit 32 Abb. Aus dem Amerikan. von Lucie Hecht. Berlin: Neuer Deutscher Verlag 1928. 215 S. Geh. 4,—. Lw. 6,—.

Nach der Vorrede ist die Verfasserin „eine bürgerliche und mit der chinesischen Revolution sympathisierende Journalistin". Diese Charakteristik ist nicht richtig. Denn die chinesische Revolution als nationale Bewegung ist ihr ziemlich gleichgiltig; was sie interessiert, ist nur die kommunistische Strömung in ihr. So sieht sie auch alles durch die russisch-kommunistische Brille und schildert das Gesehene mit den Kunstausdrücken des kommunistischen Jargons, wodurch die Mannigfaltigkeit menschlicher Verhältnisse über Gebühr vereinfacht wird. — Den Gegenstand des Buches bildet die Rückreise Borodins, des russischen Vertreters bei der Kuomintang, in der zweiten Hälfte des Jahres 1927, nach dem Zusammenbruch der russischen Hoffnungen in China. Die Fahrt ging von Hankau nach Norden zur großen Mauer, dann durch die Mongolei nach Urga, erst mit der Bahn, dann mühselig mit Automobilen. Viel war dabei nicht zu sehen. Am lehrreichsten sind die eingestreuten Interviews mit chinesischen Generälen und mongolischen Revolutionären, die zwar nicht zeigen, wie die Dinge sind, aber doch wie einzelne führende Männer sie gesehen wissen wollen. Die Bilder bieten allzuwenig Neues; ein Kärtchen auf dem Umschlag ist völlig unzureichend. — Das Ganze ist ein bescheidener Beitrag zur chinesischen Zeitgeschichte, dessen Anschaffung nur zur Abrundung großer einschlägiger Bestände in Betracht kommen kann. E. Gratzl (München).

Der Weltwanderer. Dichtung und Erlebnis. In Einzelbänden hrsg. von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin. Berlin: Scherl. Jeder Bd 2,50.

1. Vom heiligen Nil. Im Lande der Pharaonen. Ausgew. u. zusammengest. von Joseph Galle. 115 S.
2. New York. Die atlantische Stadt. Ausgew. u. zusammengest. von Otto Winter. 111 S.
3. Island. Das Wunderland des Nordens. Ausgew. u. zusammengest. von Gerhard Krügel. 112 S.
4. Das Himalajagebirge. Die Throne der Götter. Ausgew. u. zusammen- von Otto Winter. 116 S.
5. Australien. In Busch und Sand. Ausgew. u. zusammengest. von Alexander Troll. 107 S.
6. Die Südsee. Zwischen Palmen und Korallen. Ausgew. u. zusammengest. von Paul Schneider. 110 S.

Die neue Buchreihe „Der Weltwanderer" soll uns über die ganze Erde führen. In den einzelnen Bänden steht jeweils eine Gegend der Erde im Mittel-

punkt einer Anzahl sorgfältig ausgewählter Berichte und Erzählungen, die neben der Beschreibung von Land und Leuten auch das Persönlich-Abenteuerliche zu Wort kommen lassen. Daß die schmalen Bändchen kein erschöpfendes Bild des ihnen zugewiesenen Gebietes geben wollen, versteht sich von selbst, doch gerade die Vielfalt der Betrachtungs- und Darstellungsweise ist reizvoll. Mancher Leser wird einem solchen Buche leichter zugänglich sein als einem langatmigen Forschungsberichte, der Wissensdurstige aber wird mit einer Reihe ernsthafter Schriftsteller bekannt gemacht — ich nenne: Dauthendey, Paquet, Keyserling, W. Seidel, Hedin, London, Stevenson, auch Erwin Rosen fehlt nicht — und mag sich für ein tieferes Eindringen je nach Geschmack Einzelne von ihnen zu Führern erwählen. — Für alle Büchereien. E. W. Saltzwedel (Stralsund).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Heesen, Wilhelm: Planktonkunde. Mit 23 Abb. Berlin: Salle 1928. 88 S. Hlw. 2,80.

Ein Bändchen aus der mathematisch-naturwissenschaftlich-technischen Bücherei, das eine kurze Einführung in die Welt der vernachlässigten Größen der Schwebetierchen und -pflanzen gibt, die in Binnengewässern und in den Meeren das Wasser in ungeahnten Mengen bevölkern. Es werden die äußeren Bedingungen, unter denen das Plankton vorkommt, besprochen, die Besonderheiten der Lebensweise und Fortpflanzung beleuchtet und die große Bedeutung des Planktons für die Lebensgemeinschaft des Wassers gewürdigt. — Aufbau und Darstellungsform sind klar und sachlich; das Bändchen wird für mittlere und größere Büchereien in Frage kommen. C. Barth (Stettin).

Der Naturforscher. Ill. Zeitschrift für das gesamte Gebiet der Naturwissenschaften. Hrsg. von W. Schoenichen. Viertelj. 3 Hefte. 2,50.
Der Erdball. Ill. Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Viertelj. 3 Hefte. 3,—.
Mikroskopie für Naturfreunde. Viertelj. 3 Hefte. 2,—.
Berlin-Lichterfelde: Bermühler.

Es handelt sich hier um drei Zeitschriften, die einer verständlichen Naturwissenschaft das Wort reden und die schon aus diesem Grunde den meisten Volksbüchereien bekannt sein werden. Der „Naturforscher" ist die umfassendste von ihnen. Wenn er auch in erster Linie den Interessen des Naturschutzes dient, so sind seine Beiträge, die aus Referaten und guten Originalarbeiten bestehen, doch derart vielseitig, daß jeder naturwissenschaftlich Interessierte dabei auf seine Kosten kommt. Dieser Zeitschrift ist schon allein wegen der hohen ethischen Bedeutung, die der Naturschutz in der Gegenwart hat, weite Verbreitung zu wünschen. Jedenfalls steht sie weit über der den gleichen Interessen dienenden Zeitschrift „Naturschutz", die als naturwissenschaftlicher Kitsch bezeichnet werden muß. — Die sehr gut illustrierte Monatsschrift „Der Erdball" ist das Gegenstück zum „Naturforscher" auf den Gebieten der Länder- und Völkerkunde. Bei dem großen Interesse, das der Leser fremden Zonen und fremden Menschen entgegenzubringen pflegt, empfiehlt sich das Auslegen dieser Zeitschrift in Lesehallen jeder Art von selbst. — Die „Mikroskopie für Naturfreunde" fällt gegen die beiden erstgenannten etwas ab. Sie wendet sich von vornherein an einen beschränkten Kreis von Lesern, dient in erster Linie den Interessen mikrobiologischer Vereine und kommt infolgedessen nicht über das Niveau eines „Vereinsorgans" hinaus. Immerhin werden großstädtische Volksbüchereien die „Mikroskopie für Naturfreunde" nicht gut entbehren können.
O. Schnurre (Berlin).

8. Verschiedenes.

Hofstaetter, W., F. Panzer und F. Schnabel: Grundzüge der Deutschkunde. 2 Bde. Leipzig: Teubner 1925/29.

Das Werk will in erster Linie Studierenden und Lehrern der Deutschkunde ein

zuverlässiger Führer sein, es liegt nahe, hier auch einen Gewinn für die Volksbücherei zu suchen. Der 1. Band behandelt die Sprache (Bojunga), die Schrift (Brandi), den Prosastil (E. A. Boucke), die Verskunst (Heusler), die Musik und die bildende Kunst, letztere leider ohne Abbildungen. Boucke kommt in seinem Abriß der Geschichte des deutschen Prosastils nicht über das Beschreibende hinaus, was die großen Linien anlangt, während er dem Stil des einzelnen Schriftstellers als Ausdruck seiner Individualität besser gerecht wird. Leider behandelt er die neueste Entwicklung nicht mehr. Das gilt auch für den Beitrag von Albert über die Musik: Gerade hier hätte die neue Bewegung zu volkstümlicher Gemeinschaftsmusik gewürdigt werden müssen. — Der zweite Band mit seinen historischen Beiträgen über die politische Entwicklung, das Kriegswesen, Staat, Recht und Wirtschaft werden den sozialen Bewegungen trotz offensichtlichen Bestrebens zur Objektivität nicht immer ganz gerecht. Katholische und evangelische Konfession werden nebeneinander behandelt. Dazu tritt ein Aufsatz über das deutsche Land, über Mythologie und Volkskunde. — Im ganzen bietet das Werk sehr viel Wissenswertes und wird besonders schon kleineren Büchereien, die nicht über alle die hier zusammengefaßten Gebiete Spezialwerke anschaffen können, wertvoll sein.

W. Schuster.

Jugendschriften. Ein Auswahlverzeichnis. Bearb. von G. A. Narciß. (Erstes Ergänzungsheft zu den Blättern der Städt. Volksbüchereien.) Breslau 1928. 36 S.

Seit der gründlichen Auseinandersetzung Erwin Ackerknechts mit der „Neuen Literatur zur Jugendschriftenfrage" („Bücherei und Bildungspflege" Jg. 7, H. 7) hat der Kampf um das Buch für die Jugend nicht nachgelassen. Schärfer noch als im Richtungsstreit der freien Volksbildung überhaupt stehen auf diesem Gebiete die Meinungen gegeneinander. Die in dem genannten Aufsatze Ackerknechts besonders scharf und klar heraustretenden Gedanken vom „vorliterarischen Stadium" des jugendlichen Lesers, von der begrenzten Eignung der Erwachsenenliteratur und vor allem der dichterisch geformten für eine gewisse Altersstufe haben sich bei den unentwegten Anhängern Wolgasts immer noch nicht durchgesetzt, und der Erlaß des Ministeriums für Schule, Kunst und Wissenschaft zum Aus- und Aufbau von Schülerbüchereien trifft eher auf einen kritischen Augenblick als auf tatsächliche Bereitschaft. Dem — offenbar zu allen Zeiten herrschenden — Mangel an Jugendliteratur, die überhaupt im Bereiche des Verwendbaren liegt, mag es zuzuschreiben sein, daß heute der Bestand einer *kleinen* Jugendbücherei — so seltsam es klingen mag — leichter und problemloser zusammenzustellen ist, als der einer großen Bücherei, wobei noch hinzuzufügen wäre, daß bei der Mädchenliteratur die Auswahl an brauchbaren Schriften noch geringer ist als bei den Knabenbüchern. — Der kleine Breslauer Jugendschriftenkatalog mit seinen etwa 400 bis 500 verschiedenen Büchern entspricht dem Bestande einer mittleren Bücherei, und das macht zum großen Teil sein Glück aus. Lassen sich doch bei einer solch „zufälligen" — natürlich nur scheinbar zufälligen — Auswahl viele Bücher einfach vermeiden, die im Für und Wider der Meinungen strittig werden könnten. Immerhin bekennt sich der Herausgeber seinen eigenen Worten nach zu der Theorie vom „vorliterarischen Stadium". — „Was soll nun die Jugend lesen? Sie verlangt von ihrer Lektüre Handlung, viel Handlung. Es muß etwas geschehen, das sie in Bann schlägt. Das Verhältnis des jugendlichen Lesers zu seiner Lektüre ist kein ästhetisches oder rationales. Es ist triebhaft, ganz auf den Stoff, nicht auf die Form gerichtet. Und das mit Recht." — Die Stadt Breslau besitzt bis heute noch keine Jugendbücherei, auch keine Kinderlesehalle, und die Ausleihe von Jugendbüchern geht durch die Hand oder wenigstens über die Leihkarte der Erwachsenen. Dieser Tatsache trägt das Verzeichnis Rechnung. Es ist durchaus für die Hand des Erziehers — gleichviel ob Eltern, Lehrer, Bibliothekar — gedacht, und ist deswegen in Form einer m. E. gelungenen Verknüpfung von Theorie und Praxis der Jugendschrift abgefaßt. Eine temperamentvolle und anregende Einleitung über die Frage der echten Kindertümlichkeit von Büchereidirektor Lic. E. Moering steht am Anfange des Heftchens. Die Form des Kataloges stellt jene durchaus glückliche Verbindung von Besprechungskatalog und Titelverzeichnis dar,

wie ihn die Breslauer Büchereien bereits in ihrem Biographienkatalog „Charaktere und Schicksale" versucht hatten. Den einzelnen Abteilungen der belehrenden und unterhaltenden Literatur — beide in weitgefaßte Stoffgruppen gegliedert — geht jeweils eine Einleitung voraus, die in freier Weise teils andeutende Besprechungen der einzelnen Bücher gibt, teils pädagogische Fragen berührt. Die innerhalb dieser Abteilungen alphabetisch nach Verfassern geordneten Buchtitel sind auf Verlags- und Preisangaben ergänzt, so daß sie Büchereileitern und einzelnen Lesern oder Jugenderziehern wertvolle Unterlagen für Anschaffungen bieten. Innerhalb der Abteilungen der belehrenden Literatur ist den Interessen unserer heutigen jungen Generation in weitem Maße Rechnung getragen. Da sind vor allem Abteilungen wie „Bastelbücher", „Sport, Wandern", „Lied, Tanz, Jugendbühne" hervorzuheben. In der „Technik" wird man sicher noch einige Rundfunkbücher, etwa die hübschen Arbeiten von Hanns Günther (alle im Kosmos-Verlag, Stuttgart), einstellen können. Auf einige andere kleine Mängel des Kataloges möchte ich noch hinweisen, die bei einer künftigen Neubearbeitung vielleicht ausgemerzt werden könnten, ohne daß sie heute das günstige Gesamtbild des Büchleins beeinträchtigen. Jürgensens „Lokongo der Häuptlingssohn" ist wohl kaum als „kleine Novelle" zu bezeichnen (S. 16). Eberleins „Kapitän Wulff" und der „Seebär" sind ihrem Inhalt nach zusammengehörig, jedoch in zwei Bänden erschienen (ebenda). Von Stefansson und Irwin erschien zuerst „Kek der Eskimo" und als Fortsetzung dazu „Des Zauberers Rache" (S. 17). Von Mukerdschi könnte noch der zweite Teil zum „Kari", „Jugendjahre im Dschungel", hinzugenommen werden (S. 21). — Das Breslauer Jugendschriftenverzeichnis sei allen Büchereileitern, Lehrern, Jugenderziehern nachdrücklich zum Studium empfohlen. Insbesondere wird es beim Aufbau der Schülerbüchereien als Handbüchlein gute Dienste leisten können. E. Guttmann (Stettin).

Katalog over böker skikket for skoleboksamlinger. Utgitt med bistand av en komité av Kirkedepartementets Bibliotekkontor. Hovedkatalog 1929. Oslo. 1929 Arnesen. 125 S.

Der Katalog ist auf der Grundlage früherer gleicher Arbeiten vom Beirat für Schulbüchereien beim Kirchendepartement neu herausgegeben und völlig umgearbeitet. Dieser Beirat setzt sich zusammen aus zwei Bibliothekaren, sechs Lehrern und dem „Bibliotekkonsulenten" als Vorsitzendem. Nach einer kurzen Einleitung über Einrichtung und Verwaltung von Schulbüchereien enthält er die ausgewählten Bücher mit kurzen Inhaltsangaben und z. T. mit werbenden Worten in systematischer Folge (nach dem Deweysystem); außerdem eine Zusammenstellung von historischen Erzählungen, nach Zeiten geordnet, und von Erzählungen, die geeignet sind, länderkundliche Anschauungen zu vermitteln, nach Ländern zusammengestellt. Ferner findet sich in ihm eine Zusammenstellung von Bilderbüchern, von Nachschlagewerken, von Kinderzeitschriften, von dänischen und schwedischen, sowie von vergriffenen Büchern. Bei der Eignung für die verschiedenen Alter ist nur unterschieden: geeignet für alle Kinder, für jüngere und für ältere von 12 Jahren an. Die den Schulbüchereien besonders empfohlenen Titel sind mit Sternen versehen. — An deutschen Büchern (in norwegischer Übersetzung) finden wir angeführt: Auerbach (Barfüßele und Ivo, der Hajrle, beide besternt), Bechstein, Bonsels (Biene Maja, besternt), Diersen (Hamburger Hafen), Ganghofer (Klosterjäger), Gerstäcker (Schiffszimmermann und Wrak), A. L. Grimm (griechische und römische Sagen, besternt), Gebr. Grimm (acht Märchenausgaben, davon zwei besternt), Hauff (Märchen), G. Keller (Kleider machen Leute), Kopisch (Blaue Grotte), Münchhausen (besternt), M. Müller (Ramakrishna), Reuter (Stromtid, in zwei Ausgaben, besternt), E. v. Rhoden (Wildkatze mit Fortsetzung von Wildhagen, einmal besternt), Rosegger (Höllbart), Sapper (Lieschens Streiche), Seippel (Adele Kamm), Spyri (Heidi, zwei Ausgaben, beide besternt), Storm (Brüder, besternt), Clara Viebig (Wacht am Rhein), Wyß (Schweizer Robinson), Zahn (Herrgottsfäden). In der Geographie ist Deutschland nur mit dem Büchlein von Diersen genannt, in der Geschichte gar nicht; auch finden sich dort keine Hinweise auf Biographien, wie bei England, obwohl sich unter den Biographien Darstellungen finden von Martin und Katharina Luther und von Bismarck. — Der Katalog ist eine treffliche Hilfe bei der Auswahl von Kinderbüchern, nur vermißt man vielleicht

eine Kennzeichnung der besonders für Mädchen geeigneten Literatur, deren Auswahl doch wohl auch in Norwegen zu einer der schwersten Aufgaben gehört. Die Auswahl der deutschen Literatur aber zeigt wieder, daß eine engere Zusammenarbeit der Bibliothekare der verschiedenen Länder untereinander und mit dem Buchhandel ihres Landes nötig ist, damit die wirklich wertvolle Literatur auch übersetzt wird und nicht vor halbwertigem zurückstehen muß.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Deutsche Erzähler. Erstes Auswahlverzeichnis der städtischen Volksbüchereien. Breslau 1928. 144 S.

Der vorliegende Katalog beschränkt sich, wie sein Titel andeutet, auf deutsche Erzähler und wählt unter ihnen zunächst die „repräsentativsten Dichter unserer Zeit“ aus, dann Schlesier und endlich „eine Anzahl von Schriftstellern, deren Werke unsern Lesern wenig oder gar nicht bekannt sind“, um auf sie aufmerksam zu machen. Etwa 400 Werke werden aufgeführt und besprochen und nach dem Alphabet der Verfasser angeordnet. Zunächst wird die Gedankenwelt, „die Atmosphäre“, eines jeden Dichters in durchschnittlich 15—20zeiligen Skizzierungen dargelegt unter reichlicher und geschickter Verwendung eigener Aussprüche des betreffenden Autors oder gut geprägter Charakteristiken ihrer Biographen. Dann folgt in sinngemäßer Anordnung die Besprechung der einzelnen Werke, deren Titel am Rande ausgeworfen werden. Da drucktechnisch wohl absichtlich die einzelnen Besprechungen nicht sonderlich von einander abgehoben werden, macht das Verzeichnis auch äußerlich mehr den Eindruck einer Sammlung monographischer Skizzen als den eines Katalogs. Die Fassung jeder einzelnen Skizze ist bewußt so gehalten, daß der Leser erst nach der Lektüre des ganzen Abschnitts, der einen Dichter und eine Auswahl aus seinen Werken behandelt, einen „Einblick in die Form und den Geist der einzelnen Erzählung“ gewinnen kann. Zum Schluß gibt der Katalog dann eine Zusammenfassung der besprochenen Werke nach vier großen „Stoffgruppen“: „Aus der Geschichte“, „Lebensläufe, Bildungs- und Entwicklungsromane“, „Aus der Gesellschaft“ und „Humor“. Eine literarhistorische und die betreffende Gattung charakterisierende Einleitung geht der Aufführung der einer Stoffgruppe zugewiesenen Romane voraus, und auch hier werden die einzelnen Werke nicht nur genannt, sondern auch kurz pointiert, ästhetisch gewertet und an einander gemessen. Zugleich verweisen die beigegebenen Seitenzahlen auf die ausführlichere Besprechung der betreffenden Erzählung im ersten Teil. — Wenige Kataloge sind so sorgfältig gearbeitet und fein durchdacht wie dieser. Das Verzeichnis liest sich interessant wie eine Sammlung von Essays und viel Kluges und fein Charakterisierendes steht darin. Aber ein besprechender Katalog hat noch immer seine ungelöste Problematik. Das Breslauer Verzeichnis sucht frisch und mutig einen neuen Weg und hat das Moment der Führung des Lesers noch entschlossener, als es sonst geschieht, in den Vordergrund gestellt. Es läßt bildungspflegliche Gesichtspunkte ganz deutlich und dem Leser unverhüllt heraustreten. Führung des Lesers ist der Sinn und die Aufgabe besprechender Kataloge. Aber, und das ist die Frage, bis zu welchem Grade darf sich in einem Bücherverzeichnis der pädagogische Wille des Bibliothekars direkt und dem Leser augenfällig geltend machen? Die pädagogische Methodik der Katalogbesprechung muß, das wissen wir, eine andere sein als die der Ausleihe; die bildungspflegliche Absicht muß sich im Katalog mehr im Hintergrunde halten. Selbst kurze Bemerkungen wie: „Wir können das Buch weniger empfehlen“ u. ä. scheinen in einer Katalogbesprechung bedenklich, während sie in der Ausleihe voll berechtigt sind. Auch in stimmungsmäßigen Wertungen und Urteilen scheint eine strenge persönliche Zurückhaltung des Katalogbearbeiters Gebot. Da sind schon Charakterisierungen wie „langatmig“ gewagt. Persönliche Eindrücke dieser Art sind so relativ und stimmungsgebunden, daß sie keineswegs von vielen Lesern geteilt werden müssen. Der eine oder andere Leser, der unvoreingenommen diese Empfindung nie gewonnen hätte, läßt sie sich leicht suggerieren, wenn er sich nicht gar vornherein zu seinem und unserm Schaden durch das Lesen eines solchen Urteils von der Wahl des sonst wertvollen Buches abschrecken läßt. — Die Führung des Lesers mit Hilfe des Katalogs wird im wesentlichen sich mehr indirekt äußern müssen durch Auswahl des Gebotenen und Abstufung der Differenziertheit der Besprechungen ge-

mäß dem Schwierigkeitsgrade der zu charakterisierenden Werke. Aber inwieweit im Sinne solcher indirekten Führung das Breslauer Verzeichnis „Deutsche Erzähler" dem Leser die Wahl des rechten Buches ermöglicht, ist nicht ganz leicht zu sagen. Die Auswahl der im Katalog besprochenen Werke scheint, abgesehen von den oben angeführten mehr äußerlichen und lokalen Gesichtspunkten, eine fast zufällige zu sein, und jene Abstufung der Charakteristiken der einzelnen Werke nach dem Schwierigkeitsgrade, die den unbefangenen Leser unmittelbar empfinden läßt, was seiner Aufnahmefähigkeit angemessen ist, fehlt fast ganz. Die Besprechungen leichterer und schwerer Werke sind gleichermaßen schwierig gehalten und im allgemeinen dazu angetan, den einfachen Leser auch da abzuschrecken, wo er sonst gut den Versuch einer Lektüre wagen könnte. Nur literarisch schon ziemlich gut geschulten Lesern kann meiner Schätzung nach das vorliegende Verzeichnis ein Führer sein. Sie allein werden auch für die ästhetisch formalen Wertungen und charakteristischen Anknüpfungen in den einzelnen Besprechungen Verständnis haben. — Aber in Unkenntnis der örtlichen Verhältnisse, für die der Katalog zugeschnitten ist, ist es schwer zu sagen, ob nicht für Breslau diese Art der Buchbesprechungen eine angemessene ist. Die Breslauer „Blätter der städtischen Volksbüchereien" legen uns Außenstehenden ja immer wieder die Vermutung nahe, daß die Breslauer Leserschaft wohl auf einem weit höheren literarischen Niveau stehe als die Durchschnittsleser der meisten anderen Landschaften. Der Katalog „Deutsche Erzähler" will uns in dieser Vermutung wieder bestärken, und wir begrüßen ihn deshalb als einen Versuch eigener Prägung, der uns ein gutes Stück weiterbringt in unseren Überlegungen, und können viel aus ihm lernen.

W. Möhring (Königsberg i. Pr.).

C. Schöne Literatur.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Callias, Suzanne de: Erbfeindschaft. Versuch einer Annäherung. Novelle. Übers. von Hans Rothe. Leipzig: List 1928. 119 S. Geh. 3,—. Lw. 4,80.

Ein gut und edel gemeintes Buch, das das aktuelle Problem einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich zum Vorwurf hat. In der Form von Tagebuchnotizen aus der Feder einer durch den Krieg verwitweten französischen Aristokratin und eines deutschen Adligen, eines ehemaligen Kriegsteilnehmers, sucht die Erzählerin diesen Gedanken der deutsch-französischen Annäherung an dem Schicksal einer Liebe zwischen diesen beiden zu gestalten, die sich in einem französischen Winterkurort rasch und brennend entzündet. Leicht überspringen die Liebenden die Schranken der Konvenienz, leicht gelingt es ihnen auch, Stein um Stein der künstlich errichteten Mauer nationalistischer Voreingenommenheit abzutragen, aber zu einer offenen Verbindung vermögen sie doch noch nicht genügend Bekennermut aufzubringen. — Sehr gerecht und ehrlich verteilt die Erzählerin auf beiden Seiten Licht und Schatten. Aber Charakteristik und Darstellung bleiben völlig schablonenhaft, und die Menschen, an deren Schicksal wir teilnehmen sollen, gehören einem Typus an, den man hüben und wohl auch drüben nicht mehr ernst zu nehmen braucht, über den die Entwicklung bereits hinweggegangen ist. Der beabsichtigte Versuch einer Annäherung stellt sich somit leider als ein Versuch am untauglichen Objekt dar. — Das Schönste an dem Büchlein bleibt die Perspektive in die Zukunft, jene Hoffnung auf das Kind, das dem heimlichen kurzen Liebesbund der beiden entsprießen soll, und dem ein alter französischer General vor der Außenwelt noch seinen Namen leihen muß. — Trotz aller Achtung für die Erzählerin und aller Freude über die Ehrlichkeit ihres Willens wird man die Novelle kaum einer Bücherei zur Anschaffung empfehlen können; höchstens großen Büchereien als ein allerdings unebenbürtiges Gegenstück zu Bruno Franks „Politischer Novelle".

W. Möhring (Königsberg i. Pr.).

Carr, Robert S.: Wildblühende Jugend. Roman. Aus dem Amerikan. mit einem Vorwort von W. E. Süskind. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1929. 405 S. Lw. 7,—.

In diesem Erstlingsroman eines 18jährigen Amerikaners wird mit starker An-

schauung und Wirklichkeitsnähe das Leben eines Mittelschülers gezeichnet: Schule und Elternhaus, Zechgelage, egoistische Kameradschaften, als Sport betriebene Flirts. Etappen seiner Entwicklung vom Kleinstadt-Pennäler zum kerngesunden, brutalen Weltstadt-Snob, Auto- und Mädchenhelden werden vorgeführt, einer Entwicklung, die dadurch einen vorläufigen Abschluß findet, daß der Held in sich geht und durch eine wertvolle Frau ein nützliches Gesellschaftsmitglied zu werden verspricht. Der Schluß ist eine psychologische Unmöglichkeit und rückt das Vorhergehende, das mit einem gewissen Mut zum Bekenntnis des So-sein-wollens geschrieben schien, in das trübe Licht der Resignation. Der Übersetzer hält in seiner klugen und vorsichtigen Einleitung diese bedauernde Verbeugung vor der puritanischen Moral für ein unverbindliches Scheinmanöver des Autors und zieht aus dem vorher gegebenen Material, das sich teilweise mit dem der Lindsayschen Bücher deckt, Folgerungen von kultureller Tragweite auch für Europa: Er findet in dem Buch die Jugendform der „neuen Seelenspezies", des modernen (von Europa gesehen: amerikanisierten) Menschen verwirklicht, der hier wie drüben in ähnlichen Bedingungen und Lebensäußerungen heranwächst. Er ist primitiv, ungeistig, kollektiv, von humanistischen Idealen wie überkommenen Moralbegriffen gleich frei. (Daß diese Kennzeichen zunächst negativer Art sind ohne positives Ethos, dürfte darin begründet sein, daß Süskind in seiner Konstruktion sich auf die Belange der bürgerlichen Jugend beschränkt.) Das Werk selbst gibt nur die robuste, sensationelle Außenseite der Dinge wieder, ironisiert sie sogar durch haargenaue Nachzeichnung der Denkweise und des Jargons (hierin ist auch die Übersetzung vortrefflich) dieser bramarbasierenden, lebenshungrigen Jungen, die mit allen modernen Nuancen eine auffallende Verwandtschaft mit einem bei uns untergehenden Studententyp aufweisen. — Die im ganzen außerordentlich charakteristische Studie sei als amerikanisches Gegenstück den Büchereien, die die „Jüngsten Deutschen" pflegen, empfohlen. R. Keller (Berlin).

Deloney, Thomas: Tage des alten England. Zwei kurzweilig-abenteuerliche Geschichten vom ehrsamen Handwerk, von habgierigen Kaufleuten und edlen Herren sambt strengen und günstigen Frauen. Jena: Diederichs 1928. 222 S. Geh. 4,—. Lw. 6,50.

Der Seidenweber und Novellist Deloney war ein Zeitgenosse Shakespeares und seine wirklich kurzweiligen Geschichten geben ein ganz ausgezeichnetes Bild von dem englischen Frühkapitalismus am Ausgange des 16. Jahrhunderts. Es ist sehr schade, daß der Herausgeber in seinem Vorwort unterlassen hat, diese sozialen Hintergründe der Erzählungen herauszuarbeiten und zu erläutern. Die Lebenskraft und Lebensfülle der Zeit, die einen Shakespeare hervorbrachte, lebt ganz und gar auch in diesen derben, mit Schwankmotiven durchsetzten Geschichten. Für kulturgeschichtlich und sozialgeschichtlich interessierte Leser von hohem Werte.

W. Schuster.

Grimm, Hans: Das deutsche Südwester-Buch. München: Langen 1929. 429 S. Lw. 10,50.

Für einen Erzähler vom Range Hans Grimms bedeutet es keine geringe Entsagung, ein so umfangreiches Buch zu schreiben, in welchem er auf jene „Produktivität höchster Art" (Goethe) verzichtet, die sich beim Erzähler vor allem in der freien Empfängnis von Gestalten und Schicksalen auswirkt, und in welchem er seine Erzählungskunst nur als Handwerk, als „Reportage" betätigt. Aber wir haben allen Grund, Grimm für dieses Opfer dankbar zu sein. Selbst wer seine Meinung über „die besondere Bedeutung Südwests für uns und eine zukünftige und vielleicht bessere Weltordnung" nicht teilt, wird zugeben müssen, daß die zwölf Südwester Lebensläufe, die hier aufgezeichnet sind, einen einzigartigen Beitrag liefern zur europäischen Kolonialgeschichte der letzten fünfzig Jahre und insbesondere zur Selbstcharakterisierung überseeischen deutschen Siedlertums. Und wir können, abgesehen von allen politischen Folgen im engeren Sinne, nur wünschen, daß sich recht viele mit diesen kolonialen Dokumenten ernsthaft auseinandersetzen. Die einzelnen Lebensläufe sind an Länge, Tonart, Breite des Blickfeldes, sozialer Sonderart usw. ziemlich verschieden. Da steht gleich am Anfang das fast achtzig Seiten umfassende Stück „Aus Gustav Voigts' Leben", in dem Grimm, in Form

eines fingierten Selbstberichtes von Voigts, den Werdegang dieses braunschweigischen Bauernsohnes und erfolgreichsten Südwester Händlers und Farmers erzählt, wobei ein gestaltenreicher Längsschnitt durch die Entwicklung von Südwest zum Vorschein kommt, und es steht in der Mitte des Buches als zweitlängstes Stück ein Kranz von Geschichten aus dem Leben des westfälischen Bauernsohnes und Missionars Dr. Heinrich Vedder, die meist nach einer eigenhändigen Niederschrift Vedders wiedergegeben sind. (Hier finden sich auch besonders zahlreiche und interessante Mitteilungen über die Eigenart der Herero, Hottentotten, Klippkaffern und namentlich der Buschmänner, deren tragisches Schicksal als ein umso bezeichnenderes Beispiel für die mörderische Wirkung europäischer Kolonisation erscheint, als Vedder das Verhältnis der Siedler zu den Eingeborenen ohne falsche Romantik und streng sachlich betrachtet.) Da gibt es dann aber auch Stücke von nicht viel mehr als einem Dutzend Seiten in dem Buche, von denen mir „Tierarzt in Südwest" das prägnanteste zu sein scheint. Besonderes Interesse verdient das letzte Stück des Buches, die (von Grimm redigierte) Niederschrift eines jetzt einunddreißigjährigen Deutschen, der schon als sechsjähriger Junge nach Südwest kam und sich trotzdem der alten Heimat aufs innigste verbunden fühlt. Obwohl er offenbar geistig in der alldeutschen Periode unseres Kolonisierens wurzelt, ist er durchaus nicht blind gegen unheilvolle Fehler und Vorurteile, die dem kolonialen Leben auch in Südwest anhafteten und zum Teil noch anhaften. — In einer mehr als vierzig Seiten umfassende Einleitung gibt Grimm einen Überblick über die Geschichte von Südwest, den auch solche Leser als wertvolle Orientierung begrüßen werden, die sich nicht entschließen können, an die unbeschränkte Existenzberechtigung der weißen Rasse auf Kosten der farbigen Rassen zu glauben. — Schon für mittlere Büchereien. E. Ackerknecht.

Hofer, Klara: Der Büßer. Roman. Tübingen: Rainer Wunderlich 1928. 274 S. Geh. 5,—. Lw. 7,—.

Man mußte sich eigentlich fast wundern, daß aus dem so romanhaften Leben August Strindbergs noch kein Leseroman oder wenigstens ein Kinodrama zusammengehauen und zu weiterer Kenntnis gelangt war. Wenn man sich an andere Lebensnachdichtungen, auch gerade von Frauenhand, erinnert, tritt man somit nicht sehr hoffnungsvoll heran an die Lektüre des „Büßers", dessen Titel auch nicht gerade Kitschahnungen niederschlägt. Die ersten Seiten aber mit ihrer Natursymbolik und Lebensverdichtung im besten Sinne zerstreuen sofort alle Zweifel, und man legt das Buch nicht gern wieder hin, bis man die letzte Seite gelesen hat. Die mehrfachen Überschneidungen im Wesen des großen Kämpfers sind aufs einleuchtendste aus der genauen Kenntnis aller seiner Selbstbekenntnisse auf ihre Grundlinien zurückgeführt, die nordisch-heidnische und die rational-zivilisatorische, die weibsüchtige und die männische; so entsteht ein strukturpsychologisches Gemälde von an sich hohem Rang, das auch denjenigen fesselt, der nichts weiß von dem historischen August Strindberg, sondern seine Geschichte als die des xbeliebigen Sjöberg liest. Daß eine Frau Gestalterin dieses Lebens ist — im Buch wie im wirklichen Leben Strindbergs —, bemerkt man und begrüßt man. So wird der Roman eine Anklage gegen auch heute noch bestehende Auffassungen vom Verhältnis der Geschlechter — Strindberg zerbrach an ihnen anscheinend vergebens! — und eine Verkündigung neuer matriarchalischer Hoffnungen. Eine gewisse Verzweiflung über die jetzigen Gesellschaftszustände, besonders auf dem Sexualgebiet, ehrt die Verfasserin als Mensch und als Frau. Und soll ein Roman nicht auch für den Fortschritt werben dürfen? Die Gestalt der Siri von Essen wird nun endlich durch die Geschlechtsgenossin von ihrer Gespaltenheit erlöst, die ihr Strindberg als Mann und Weibeshöriger wedekindisch angedichtet hatte, um sich zu entlasten. (Daß neben ihr die anderen Frauen um Strindberg verblassen, halte ich vom Standpunkt der Romankomposition aus für einen Vorteil, lebensdeuterisch wenigstens für keinen erheblichen Verlust.) Auch Siri wird von Klara Hofer dynamisch verstanden, strukturell aus ihrer Herkunft abgeleitet. Wie flach erscheinen die mit der üblichen männlichen Methode gestalteten Frauengestalten, selbst die Ibsens nicht ausgenommen, neben ihr! Für die Einfügung der Strindbergschen Werke verwendet die Verfasserin den hier besonders einleuchtenden Weg über die frühkindliche oder sonst während des Lebens aufgegriffene Lebenssituation, die den Künstler nicht eher ruhen läßt, als

bis er sie aus sich herausgeschleudert hat. Manche Szene aus dem Damaskus-Werk ist mir so erst recht verständlich geworden, denn die treffliche Nachzeichnerin der Lebenslinien erlaubt sich mit Recht gelegentlich nicht nur Verstärkungen der zarten Grundstriche, sondern auch Verbindungslinien über leere Stellen. Zu beanstanden hätte ich nur die nicht ganz seltene Vertauschung der Ebene der Erzählung mit der der Reflexion, weil sie den Leser kopfscheu macht und zu Irrtümern geradezu verleitet; so wenn, wieder vom Frauenstandort aus mit Recht, der negativen Leistung Strindbergs die wissenschaftlichen Ergebnisse der Madame Curie entgegengestellt werden, oder gegen die Psychoanalyse — sachlich durchaus richtig — polemisiert wird. — Daß man den Roman geradezu als eine volkstümliche Einführung in das Werk Strandbergs in jede Volksbücherei einstellen kann, glaube ich nicht. Nur Leser, die über einen Roman bereits nachsinnen können und ihn als Paraphrase des Lebens ansehen, werden das Buch verarbeiten; diese aber mit größtem Nutzen für ihre Menschwerdung wie für ihre literarische Weiterentwicklung. O. Tacke (Stettin).

Istrati, Panait: Die Haiduken. Aus den Geschichten des Adrian Zograffi. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1929. 383 S. Geh. 6,—. Lw. 8,—.

Die Haiduken sind Räuber, die sich aus Freiheitsdrang oder unter dem furchtbaren sozialen Druck im alten Rumänien in die Waldberge zurückgezogen haben, ihr Handwerk aber wird geadelt durch den doppelten Kampf gegen die Bojaren und Tschokoi (Neureiche), die das Volk aussaugen, wie gegen die Fremdherrschaft, denn das Ganze spielt Mitte des vorigen Jahrhunderts unter türkischer Oberherrschaft. Die furchtbaren Leiden des Volkes sind z. T. mit einer Kraßheit gegeben, die bei der Ausleihe einige Vorsicht gebieten (sexuelle Perversitäten der Ausbeuter werden berührt). Im Mittelpunkt des Buches steht der weibliche Haidukenhauptmann Floarea Codrilor, deren Vorgeschichte der Band „Onkel Angiel" brachte. Sie kämpft nicht nur als Räuber, sondern auch mit den feineren Waffen der Politik und ist ihren grobschlächtigen männlichen Partnern weit überlegen. Trotzdem sich alles um sie dreht, bleibt sie etwas blasse Idealgestalt. Überhaupt liegt die Stärke Istratis nicht in der Menschengestaltung, sondern in dem Handlungsreichtum seiner Geschichten, die durch die ihm eigene lyrische Begabung gleichsam von einer Melodie durchweht und so zusammengehalten werden. — Die Haiduken tragen wesentlich zur Wahl des ersten Fürsten der vereinigten Landesteile Walachei und Moldau bei, nach Erfüllung ihrer Aufgabe zerfällt ihre Gemeinschaft. Das Buch gewinnt an Tiefe durch die hinter aller Begeisterung für die nationale und soziale Befreiung durchblickende pessimistische Einsicht, daß der Mensch die Freiheit nicht ertragen kann (was Knechtschaft aber nicht billigen soll!) und daß deshalb die Edleren ewig dazu verdammt bleiben werden, innerhalb der menschlichen Gesellschaft „Haiduken" zu sein. — Das Buch wird reiferen Lesern, zumal aus den sozial kämpfenden Schichten, viel zu geben haben.

W. Schuster.

Lagerlöf, Selma: Anna, das Mädchen aus Dalarne. Roman. Aus dem Schwed. von Pauline Klaiber-Gottschau. München: Langen 1929. 310 S. Lw. 7,—.

Selma Lagerlöf führt hier das Thema, das sie in Charlotte Löwensköld so liebenswürdig frisch aufgenommen hat, herber und düsterer durch. Das neue Werk sollte man nur im Anschluß an das andere (vgl. Jg. 7, S. 449) lesen, denn es ist so sehr Fortsetzung, daß es ohne jenes kaum verständlich ist. Auch der „Ring des Generals" gehört, wenn auch loser, in diesen Zusammenhang, vor allem, weil am Schluß von „Anna" der Kreis von jenem her geschlossen wird. — Die Überlegenheit des naiven Menschen, die Größe echter Liebe, die Lebensfeindschaft des Pietismus, die innere Schwäche der Askese stellt die Dichterin in den Personen, die wir fast alle kennen: Karl Artur, Thea Sundler, Charlotte, Schagerström und Anna Svärd, dar, ohne je in eine billige Schwarzweißmalerei zu verfallen. Karl Artur findet trotz Charlottens Verzicht nicht zur Mutter zurück, bindet sich an Anna, das ungebildete Hausiermädchen, das ihm von „Gott" geschickt ist, erweist sich aber als zu klein, ihre innere Überlegenheit zu erkennen, den starken Charakter,

den geraden Sinn, der sofort die Hohlheit seines Verhältnisses zu Thea Sundler, dessen Unaufrichtigkeit, durchschaut. Er stört sich an Äußerlichkeiten, trennt sich von ihr und zieht unter dem unheilvollen Einfluß der unedlen, überspannten Organistenfrau mit ihr als Jahrmarktspastor im Lande umher, immer tiefer und tiefer sinkend. Anna, die keineswegs im Gegensatz hierzu sentimental verherrlicht wird, zimmert sich mit ihrem Kinde und einer Zahl von Pflegekindern auf einem kleinen Hof ein genügsames, aber tüchtiges Leben. Charlotte versucht wiederholt vergeblich, Karl Artur zu retten; endlich gelingt es ihr, ihn von Thea Sundler zu trennen und der Heidenmission zuzuführen, wo er den ihm gemäßen Beruf findet. Auch Anna wird er noch wiederfinden. — In der der Dichterin eigenen Technik von Einzelbildern wird diese Handlung, kunstreich verschlungen, mit fein erfühlten Pausen und Sprüngen — Nichtigkeiten werden souverän beiseite geschoben —, vorwärtsgedrängt, den Leser wie stets selbstverständlich in ihren Bann ziehend. Nur zur Übersetzung sei hier etwas gesagt. Eine Anzahl nordischer Bücher — besonders allerdings norwegischer — ist neuerdings sehr stark von Dialekt durchsetzt. So spricht auch Anna hier, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Es dürfte eine unglückliche Art der Wiedergabe sein, wenn der Übersetzer, wie man es immer wieder antrifft, dafür einen eignen Slang erfindet. Man wird die Angst nicht los, daß er dabei entgleisen könnte. Die Redeweise der Anna durch eine etwas süddeutsch gefärbte Mundart wiederzugeben, die eigentlich nur darin besteht, daß die Endsilben verschluckt werden, dürfte wenig ansprechen.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Mittelbach, Werner: Daigma, die Russin. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1929. 259 S. Geb. 6,—.

Die romanhafte Gestaltung des Schicksals einer jungen, durch die Revolution nach Deutschland verschlagenen Russin, der Geschichte ihrer inneren, seelischen Spannungen auf fremdem Boden, zwischen Menschen fremden Blutes erfordert ein solches Maß von natürlicher Vitalität und Spannweite des Erlebens, daß die beschränkten Kräfte des jungen Autors zur vollkommenen künstlerischen Bewältigung des Vorwurfes bei weitem nicht reichen. So bleibt der Versuch einer eigenwilligen, wenn auch durchaus nicht immer originellen formalen Gestaltung ohne Bedeutung, vor allem, weil der ihm entsprechende Gehalt fehlt: kein Charakter, keine Situation entwickelt sich zu wirklicher Greifbarkeit und mit innerer Notwendigkeit, sondern es ist als ob dem Dichter der Stoff unter der Feder ins Wesenlose zerrinnen wollte. So bleibt dieses Erstlingsbuch nach seinem Gehalt wie formal zu unbedeutend, als daß seine Einstellung in unsere Volksbüchereien in Erwägung gezogen werden könnte. J. Peters (Düsseldorf).

Naschiwin, Ivan: Unersättliche Seelen. Roman. Leipzig: Weller 1928. 350 S. Geh. 5,—. Lw. 7,—.

Während uns die letzten zehn Jahre insgesamt ungefähr zwei Dutzend Werke neuer russischer Erzählungskunst in deutscher Übersetzung brachten, kamen allein zu Weihnachten 1928 mehr als ein Dutzend Übersetzungen heraus. So berechtigt und notwendig es ist, die starken Kräfte der russischen Gegenwartsliteratur auch in die deutschen Volksbüchereien einzureihen, so gefährlich mußte diese Konjunkturwelle für den deutschen Verlagsbuchhandel und weiterhin für die deutsche Bildungspflege dadurch werden, daß sie auch manches Wertlose an die Oberfläche brachte. Zu diesen wertlosen Erzeugnissen zählt auch der vorliegende Roman. Wenn Thomas Mann schreibt, „daß es ihm eine ganz besondere Freude gewesen sei, die Bekanntschaft eines russischen Autors dieses Ranges zu machen", so kann man sich das nur so erklären, daß es ihn befriedigt hat, nicht nur uns Deutsche durch eine Produktion bloßgestellt zu sehen, die sich um Hedwig Courths-Mahler und Rudolf Herzog gruppiert. Eine Angabe des Inhalts erübrigt sich, da das Buch für die Verwendung in Volksbüchereien nicht in Betracht kommt.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Otten, Karl: Prüfung zur Reife. Roman eines jungen Menschen. Leipzig: List 1928. 273 S. Geh. 4,—. Lw. 6,—.

Das einzige Kind eines niederrheinischen Subalternbeamten, von der in der

Ehe leidenden Mutter vergöttert und vom jähzornigen Vater allzu streng behandelt, wird mit Prügeln und Unterdrückung zur Schauspielerei und schärfster Beobachtung gezwungen, so daß sein Mißtrauen über jede Neigung wächst und seine Empfindsamkeit stets auf der Lauer liegt. Abgründig haßt er den Vater als den Urheber allen Leides, martert mit phantastischen Rację plänen seinen schwachen Körper und versucht, eine Rolle zu spielen, um über den Vater hinauszuwachsen. Aber seine Kraft reicht nicht aus, seiner Schwäche sich bewußt wird er willenlos, verbummelt als Student und wird, als die Versuchung an ihn herantritt, zum Spieler und Dieb. Und erst im Mannesalter gelangt er zu der Erkenntnis, daß der Mensch arbeiten muß, und daß jede Hilfe, die unsere eigene Kraft lähmt, Sünde ist. — Psychologisch ist der Roman interessant, aber der Verfasser hätte weit mehr neben der finanziellen Not und strengen Erziehung die in der ganzen Veranlagung des Knaben begründete Schuld und Schwäche als maßgebend für den Entwicklungsgang hervorheben sollen. Unzählige Menschen wachsen unter ähnlichen Verhältnissen auf, ohne daß ihr Leben dadurch zerschellt und ihre Charakterbildung leidet, während gleiche Naturen auch trotz einer glücklichen und sorgenlosen Jugend untergehen. Zur bloßen Unterhaltungslektüre gehört das Buch nicht; doch da dieses trübe, durch keinen Lichtblick erhellte Bild von dem frühen Leid einer Jugend wohl kaum viele Leser finden wird, ist seine Verwendungsmöglichkeit beschränkt. W. Klein (Essen).

Rust, Albert Otto: Fahrt in die Nacht. Roman. Breslau: Ostdeutsche Verlagsanstalt 1928. 185 S. Geh. 3,50. Lw. 5,—.

Fliegeroffizier Freiherr von Reichlin, der etwas müde Sproß eines alten Edelgeschlechts, der preußische Korrektheit und Pflichttreue mit vornehm menschlicher Gesinnung und nachdenklicher Lebensanschauung verbindet, kehrt kriegswund und krank aus Kleinasiens Kampfgebiet in die Verwahrlosung und Unsicherheit des Oberschlesiens der Arbeiter- und Soldatenräte und der Polenaufstände, in das Deutschland des Kastengeistes und der sozialen Ungerechtigkeit zurück. Seine Jugendliebe Hilde, ein feines, unerfahrenes, behütetes Geschöpf, ist inzwischen elternlos geworden und schlecht beraten in ihrer Hilflosigkeit mit dem genußsüchtigen Kriegsgewinnler Moralt eine still ertragene, unglückliche Ehe eingegangen, weil der allen Menschen und besonders Frauen gegenüber scheu verschlossene Reichlin wegen der Fraglichkeit seines Davonkommens nie etwas von sich hat hören lassen. Durch seine Schwester Rexa, eine mit Hilde befreundete, auf das Äußere des Lebens gerichtete Dame von Welt, gerät Reichlin in die Familie und auf das Schloß Moralts, wo Rexa und ihr Verlobter, ein ehemals schneidiger, dann aber den Genüssen und Weinen Moralts erlegener Offizier, in ausnutzender Anpassung an die neue Gesellschaftsklasse weilen und Hochzeit halten wollen. Reichlin und Hilde erkennen ihre unverminderte Liebe zueinander, doch beider reines und geradsinniges Lebensgefühl läßt ihnen, da Hilde Mutter wird, keinen anderen Ausweg als den des Sichmeidens. Am Morgen nach Rexas Hochzeitsfeier entrinnt Hilde der beschmutzenden Umarmung Moralts und ihrem Schicksal: Sie ertränkt sich im nahen See. In entsagender, aber bewahrter Haltung bleibt der hartgeprüfte Reichlin in diesem Dunstkreis von Auflösung und Hoffnungslosigkeit zurück: „Jeder Mensch muß seine schwerste Last allein tragen ... Und man tut gut, dabei zu schweigen.“ — Alle diese und andere, nicht unwesentliche Gestalten heben sich in klarer, aber nicht überschärfter Kennzeichnung aus der fesselnden, innerlich entwickelten Handlung ab und bewegen sich wesensgemäß in ihrer jeweiligen, gutgeschauten Umgebung. Der Aufbau der auf kleinem Bereich an Schicksalen reichen Erzählung ist bei aller Einfachheit kunstvoll und geschickt. Unaufdringend sinnbildlich steht am Anfang die peinvolle „Fahrt in die Nacht“ auf der Eisenbahn. Die besonders im Erotischen ganz zarte und saubere Darstellung verzichtet auf jeden Effekt. Die Sprache ist knapp, klar und zuweilen voll leiser Ironie. Gerade wegen ihrer Unausgesprochenheit ergreift die stille und tiefe Wehmut, die zwischen den Zeilen quillt. — Für Feinhörige und Reife aller Leserschichten, die so tendenzlos sind wie dieses wertvolle Buch. E. Holtz (Allenstein).

Scott, Gabriel: Kristofer mit dem Zweig. Roman. Übers. aus dem Norweg. von Käthe Miethe. Lübeck: Quitzow 1928. 356 S. Lw. 8,—.

Der arme Kristofer mit seinen überlangen Gliedmaßen, seinem kleinen Kopf,

aus dem ein Paar schöne traurige Augen blicken, wird als Stotterer von den anderen Dorfkindern viel gehänselt und schließlich, als er sich ein einsames Plätzchen zum Spielen und Träumen gesucht hat, von ihnen schwer am Rückgrat verletzt. Jahrelang muß er liegen, ohne Pflege und Liebe, denn seine Mutter stirbt und sein Vater ist ein ewig unzufriedener Trunkenbold. Er kommt endlich in Armenpflege und findet schließlich mühselig wieder den Gebrauch seiner Glieder. So kann er nach dem Tod des Vaters seinem Kinderwunsch folgen und Hütejunge bei dem guten alten Nils werden, der sommers die großen Schafherden der Bauern hütet. Hier, oben in dem einsamen Fjeld, im Umgang mit den Tieren und wenigen guten Menschen, findet er ein reines Glück und im Beruf des Hirten seine Bestimmung. „Geduldig wie der Stein, geduldig wie die Erde, nicht Herr, sondern Diener, Dienender — so lebte Kristofer das Leben und wurde sein demütiges Werkzeug vor Gott." — Das Schicksal dieses Knaben, sein Reifen durch Leiden und die Natur, die einsame Herbe des Fjeld, das eintönige und reiche Leben der Schäfer, alles ist in der schlichten und echt epischen Art, die wir an den großen nordischen Erzählern lieben, dargestellt; auch hier herrscht eine Naturverbundenheit, die mehr als andere Einflüsse Menschen gestaltet. Freilich ist es kein Buch für Stoffhungrige, deshalb aber nicht langweilig. Größere und mittlere Büchereien sollten es, vor allem für ihre Hamsun-Leser, bereithalten.

M. Thilo (Stolp i. P.).

Seidel, Ina: Die Fürstin reitet. Erzählung. Berlin-Zehlendorf: Rembrandt-Verlag o. J. 131 S. Lw. 2,30.

Die schöne Erzählung, früher in der Sammlung der „Falke" erschienen und dann längere Zeit vergriffen, erscheint hier in einem neuen Verlage (vgl. Jg. 1926 S. 182 dieser Zeitschrift). Der Inhalt, die Verschwörung gegen den Zaren Peter III., seine Ermordung und die Erhebung seiner Gemahlin Katharina zur Zarin, ist bekannt. Sie ist ein wertvoller Beitrag zur Frage „Frau und große Politik". Das Problem ist die Darstellung einer Frau, die ganz Weib, Geliebte, Gattin und Mutter ist, wie die Fürstin Daschkoff, als Hauptfigur in einer großen politischen Aktion. Dies wird hier glaubhaft gemacht, indem die Fürstin, trotz wacher Kühnheit, doch ganz aus dem Instinkt heraus handelt, wofür die folgende Stelle, die zugleich den weltanschaulichen Ort angibt, bezeichnend ist: „Macht uns doch auch ohne unser Wünschen unser Dämon immer zur rechten Zeit für die Aufgaben frei, die das Schicksal uns zugedacht hat. Wir fühlen, daß Hemmungen aus dem Wege geräumt, Lasten von uns genommen, scheinbar unüberwindliche Hindernisse in nichts aufgelöst werden und daß unser Wille darauf geringen oder gar keinen Einfluß hat. Vielmehr agiert eine unsichtbare Hand mit uns wie mit Puppen an Drähten oder mit Figuren auf dem Schachbrett, und die einzige Freiheit, die uns bleibt, ist die bewußte, unbedingte Hingabe an diese Hand, — der Wille, Werkzeug und, wenn es sein soll, auch Spielzeug zu sein." — Man muß diese Lösung des Problems neben eine Gestalt aus der Wirklichkeit wie Rosa Luxemburg halten, die so eigentümlich tief Frau und schönheitsseliger Mensch und dabei radikaler Politiker von schärfster Dialektik war, um die Weite und Tiefe der sich hier öffnenden Frage ganz zu erkennen. Das als Hinweis für die Einordnung im Leserkatalog.

W. Schuster.

Stockhausen, Juliana von: Greif. Die Geschichte eines deutschen Geschlechts. Roman. 2. Buch: Das wahre Deutschland. München: Kösel & Pustet 1928. 447 S. Lw. 11,—.

Der zweite Band dieser „Geschichte eines deutschen Geschlechts" vermag so wenig wie der erste zu überzeugen (vgl. Jg. 1928, S. 281). Der Existenzkampf des Landadels, der teils durch eigene Interesselosigkeit bedeutungslos wird, teils durch die politische und soziale Entwicklung zwischen 1820 und 1870 einfach überholt und beiseite geschoben wird, ist kein Thema, das uns besonders angeht. Wichtigere Vorgänge der damaligen Zeit klingen in zahlreichen Tischgesprächen blaß und schlagwortartig an, es gibt fortschrittliche und reaktionäre Meinungen, doch kommen sie nicht zum Austrag. Auf die Reichsgründung wird mit viel Kyffhäuser-Romantik

vorbereitet. Das alles genügt nicht, und noch weniger die Formkraft der Autorin, um das beabsichtigte Kulturbild zu schaffen. — Beide Bände des „Greif" sind somit abzulehnen. R. Keller (Berlin).

Tessiner Märchen. Ges. u. übertr. von Walter Keller. Frauenfeld: Huber & Co. 253 S. Geb. 6,—.

Viele der hier gesammelten Volksmärchen aus dem Tessin muten vertraut an durch die altbekannten Märchenmotive, die in verschiedenen Abwandlungen hier und dort anklingen. Andere sind unmittelbar aus der Tessiner Landschaft mit ihren Berghütten und Alphütten erwachsen; in anderen wieder mögen Wünsche nach einem besseren und leichteren Leben der hart arbeitenden Bewohner dieses Berglandes Ausdruck gefunden haben. Wie der Herausgeber betont, sind diese Märchen unmittelbar gesammelt auf Wanderungen durchs Tessiner Land. — Für Manchen wird daher gerade diese Märchensammlung vor allem volkskundlich Interessantes bieten, aber auch sonst werden sich Jugendliche und Erwachsene, soweit sie ein Verhältnis zum Märchen überhaupt haben, daran freuen.

Hilde Schmid (Stettin).

Timmermans, Felix: Pieter Bruegel. Roman. Aus dem Fläm. übertr. von Peter Mertens. Ill. Leipzig: Insel 1928. 319 S. Lw. 7,—.

In wohlbekannter innig-einfacher Weise, voll Herzensfrömmigkeit und Güte, erzählt Timmermans das Leben des naiven Menschen und wirklichkeitsfrohen Malers niederländischen Bauernvolkes und -landes. Als spätgeborenes Kind einer eben verwitweten derben Bauernfrau wächst Pieter Bruegel auf. „Das Dorf trat dem Knäblein durch die Augen ins Herz", in seiner frühesten Kindheit schon, und dies Geschehnis wird entscheidend für sein ganzes schaffensfrohes Malerleben. Wie schon vor des Dreijährigen Zeichenlust kein Wesen und kein Gegenstand sicher ist, so vermag in dem früh Verwaisten weder harter Fron- und Hungerdienst bei leuteschindenden, vollgefressenen Bauern noch kümmerliches Landstreicherdasein bei elendem Bettelvolk den Trieb zum Malen zu töten. In der Lehre bei dem damals berühmten Antwerpener Modemaler Coecke, zu dem wohlwollende Franziskanerpater ihn gebracht haben, halten Pieters „gotische" Neigungen der unumstößlichen Verehrung seines Lehrherrn für die neuen italienischen Kunstströmungen beharrlich stand. Weit stärker als Coecke, der ihm trotzdem sein Wohlwollen nicht entzieht, wirkt auf sein künstlerisches Streben reifend und bildend Jan Nagel, Coeckes „Malknecht", ein Original an Urwüchsigkeit, fanatischer Liebe zur Kunst und äußerer Anspruchslosigkeit. Er, der Realist im Gegensatz zu seinem alles idealisierenden Brotherrn, gewinnt auch auf Pieters Lebensführung entscheidenden Einfluß, ohne freilich des jungen Mannes Neigungen für derbe und zeitlich zusammenfallende Liebschaften dämpfen zu können. Noch ist Bruegel kein Maler, sondern nur ein Zeichner, da schenkt ihm schon der von Nagel gebilligte Schritt zur Selbständigkeit künstlerischen Erfolg und so gute Lebensmöglichkeiten, daß der Weg nach Italien frei ist. Diese Reise bringt ihm mit all ihrer südlichen Schönheit sein heimatliches Land noch näher, und nach plötzlicher Rückkehr beginnt er mit allen Sinnen genießend im lebendigen Strom des flandrischen Volkslebens zu schwimmen. Nun ist er Maler, die Farbe hat ihn erobert, seine Schaffensfreude ist auf dem Höhepunkt. Die Ehe mit Maria, einer schon als Kind zärtlich geliebten und nun herangewachsenen Tochter Coeckes, entreißt den Weichherzigen seinen ewigen Liebschaften. Brabant wird die neue Stätte seines Wirkens. Aber nach einigen fruchtbaren Jahren rächen sich Entbehrung und Härte seiner verhungerten Jugend mit einer schleichenden Krankheit, die ihn hinwegnimmt zu einer Zeit, da sein flandrisches Volk den spanischen Henkern gänzlich ausgeliefert ist. — Neben der Lebensgeschichte Bruegels gibt der Roman ein so anschauliches, figurenreiches Bild saftigen niederländischen Volkslebens und verlangt bei aller Buntheit mit seiner Fülle gut gezeichneter Gestalten so wenig kunstgeschichtliches Wissen, daß er in allen Volksbüchereien für einfache wie anspruchsvolle Leser eingestellt werden sollte. Die kleinen derben Holzschnitte Timmermans beleben den Roman noch auf humorvolle Weise. Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Transvaal. Fünf Novellen aus dem neuen Rußland. Hrsg. von Erwin Honig. Berlin: Neuer deutscher Verlag 1928. 220 S. Geh. 3,—. Geb. 4,—.

Mit drei Novellen dieser Sammlung ist im Prinzip schließlich auch das Ziel des 30-Novellenbandes bei Malik erreicht. Das heißt, man erhält den Eindruck einer sehr formvollendeten, lebensnahen, grausamen, psychologisch vertieften, erotisch farbigen Literatur. Die Titelnovelle „Transvaal" ist das Beste, was bis jetzt von Fedin in deutscher Übersetzung erschienen ist. Sein großes beschreibendes Talent, das sonst unter einem russischen Mangel an konstruktiver Zusammenfassung leidet, füllt völlig den Rahmen dieser Novelle, die von den Widersprüchen zwischen westlichem und östlichem Denken beim Aufbau des neuen Dorfes handelt am Beispiel eines sehr merkwürdigen Helden. „Marina Wenewrewa" von Lidin ist ein an Dostojewski gemahnender Protest einer durch die Liebessitten dieser Periode erniedrigten und beleidigten Frau. W. Jwanows „Wüste Tuo-koja" spiegelt den Bürgerkrieg und die grausame Weite der mongolischen Wüste. — Für alle Büchereien, aber nur für ihre sexuell mündigen Leser.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Ulitz, Arnold: Aufruhr der Kinder. Berlin: Propyläen-Verlag 1928. 243 S.

Ulrich und Peter Berger, die früh den Vater, einen ebenso leichtsinnigen wie genialischen Photographen, verlieren, kommen ins Waisenhaus. Die fröhlichen Knaben werden als Berger I und II „Spittelkrebse", denn so nennt man in der Stadt die unglücklichen uniformierten Knaben, die von einem verfallenen alten Feldwebel und seiner robusten Frau regiert und gedrillt werden. Die ganze Freudlosigkeit dieses grauen Hauses ist mit großer Anschaulichkeit gegeben. Peter, eine Künstlernatur, verschlossen und temperamentvoll, lehnt sich auf und faßt den Plan, die Spittelmutter zu ermorden. Eine Verschwörung entsteht voll echter Jungenromantik, die kläglich zusammenbricht, als Peter sein Vorhaben nicht in die Tat umsetzen kann. Erst nach dem Selbstmord des von seiner Frau betrogenen Spittelvaters, der die robuste Feldwebelin zum schwachen Weibe macht, bricht ein kleiner Aufruhr los, der einen neuen, besseren Spittelvater und menschenwürdige Zustände bringt. — Der ausgezeichnet durchkomponierte Roman gibt das Milieu mit großer Eindringlichkeit und die Kindespsychologie ohne Zerfaserung mit der liebevollen Einfühlung, die Ulitz dem Kindhaften gegenüber mehrfach bewährt hat. Ein gewisser Mangel liegt darin, daß die einzelnen Knabengestalten nicht hinreichend differenziert werden, nur die beiden Brüder kommen plastisch voll heraus, worin aber zum Teil eine gewisse Absicht liegen kann: das Monotone dieser uniformierten Schar zu betonen. Ohne irgendwie absichtsvoll hervortretende Tendenz hat der Roman großen sozialen Wert, gerade durch die schlichte Schilderung tief erschütternd (erschienen unter dem Titel „Abseits" in der Vossischen Zeitung), und er vermehrt die Zahl der Jugendromane und die leider noch so geringe der deutschen sozialen Romane um ein sehr schönes Stück. Keine Bücherei sollte sich das Buch entgehen lassen. W. Schuster.

Kleine Mitteilungen.

Verband Deutscher Volksbibliothekare. Die Geschäftsstelle des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare befindet sich nicht mehr in der Berliner Stadtbibliothek, Breitestr. 37, sondern Berlin C. 2, Brüderstr. 34/38. Sämtliche Zuschriften sind nach dorthin zu richten. Kassenangelegenheiten werden nach wie vor in Leipzig, Richterstr. 8, erledigt.

Prüfungen in Sachsen. Das Sächsische Prüfungsamt für Bibliothekswesen teilt uns mit: Im Laufe des vergangenen März fanden bei dem Sächsischen Prüfungsamt für Bibliothekswesen Prüfungen statt. Es waren zugelassen in der Abteilung A für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken 10 Prüflinge, in der Abteilung B für den Dienst an volkstümlichen Büchereien 13 Prüflinge, in der Abteilung C für den höheren Dienst an wissenschaftlichen

Bibliotheken 5 Prüflinge. Davon stammten aus Sachsen in der Abteilung A 5, in der Abteilung B 2 und in der Abteilung C 2; in der Abteilung B ist ein Prüfling wegen Krankheit zurückgetreten. Die sämtlichen übrigen Prüflinge haben bestanden. Es erhielten in der Abteilung A 6 Prüflinge die Note II, 4 die Note III; in der Abteilung B 10 die Note II, 2 die Note III; in Abteilung C 4 die II, 1 die Note III. Die Voraussetzung für die Zulassung zur Ausbildung im bibliothekarischen Beruf und für die Zulassung zur Staatsprüfung ist der Nachweis einer zweijährigen theoretischen und praktischen Ausbildung an den hierzu zugelassenen Bibliotheken und für die Abteilung A und B Obersekundareife, für die Abteilung C der Nachweis, daß der Bewerber die erste theologische Prüfung oder die erste juristische Prüfung oder die ärztliche Prüfung oder die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen oder die Diplom-Ingenieur-Prüfung erfolgreich abgelegt hat, oder von einer deutschen (Universität oder Technischen) Hochschule auf Grund einer gedruckten Dissertation und mündlichen Prüfung zum Doktor oder, soweit Theologen in Frage kommen, zum Lizentiaten promoviert worden ist.

Diplomprüfung in Preußen. Die nächste Prüfung beginnt in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin voraussichtlich Mittwoch, den 9. Oktober 1929. Wenn zwei Einzeltermine nötig sind, beginnt der zweite nicht vor Dienstag, den 22. Oktober. Die Verteilung der Anwärter auf die beiden Termine bleibt vorbehalten.

Gesuche um Zulassung zur Prüfung sind in jedem Fall bis zum 10. September nebst den erforderlichen Anlagen (Prüfungsordnung vom 24. März 1916, § 5) an den Vorsitzenden der Diplomprüfungskommission, Berlin NW. 7, Unter den Linden 38, einzureichen. Für die Stenotypieprüfung hat jeder Prüfling sich eine Maschine selbst und auf seine Kosten zu beschaffen.

Zusammenarbeit zwischen Buchhandel und Bücherei. Der Safari-Verlag gibt neuerdings einen Prospekt heraus, in dem er auf der Vorderseite hervorhebt, daß seine Bücher in engster Zusammenarbeit mit deutschen Bibliothekaren herauskommen. Man wird dem Verlag gerne bescheinigen, daß er uns in den letzten Jahren um manches gute Werk bereichert hat, das wir nicht mehr in der Ausleihe missen möchten. Der Safari-Verlag weiß auch, daß seine Produktion von Bibliothekaren jeder Richtung empfohlen und, was ihm mehr wert sein wird, auch gekauft worden ist.

Umso befremdlicher ist eine Tatsache, die für den Bibliothekar von größter Wichtigkeit ist, das ist die für Büchereien nicht zu brauchende Ausstattung seiner Bücher mit dem flockigen und empfindlichen Alphapapier. Ein Safariband, der gerade von einfachen Lesern viel gelesen und deshalb nicht immer ganz sorgfältig behandelt wird, kann kaum mehr als 30 Entleihungen aushalten. Dann ist er so zugerichtet, daß man ihn nicht gerne in die Hand nimmt. Die Ausstattung mit dem dicken und leichten Alphapapier dient dazu, den Band stärker erscheinen zu lassen, als er ist. Man kann dann den Preis etwas hinaufsetzen, ein dünnes Buch wird auch nicht so gerne gekauft.

Wenn aber dem Verlag vor allem an der Zusammenarbeit mit den Büchereien liegt, dann könnte er solche Aufmachung sich sparen. Wir brauchen Bücher, die auf einem glatten, gegen Schmutzfinger möglichst unempfindlichen Papier gedruckt sind. Vielleicht überlegt es sich der Verlag doch, ob er nicht auch in dieser Hinsicht mit den Büchereien arbeiten will. Sein Schade wird es wohl kaum sein.

Es sei noch darauf hingewiesen, daß sich der Universitas-Verlag desselben Papieres bedient. Da auch er einen großen Teil seiner Bücher (Jack London, teilweise Gunnarsson, Robertson) durch Vermittlung der Büchereien an das Publikum bringt, könnte sich vielleicht auch dieser Verlag darauf besinnen, ob er nicht für eine Büchereiausgabe ein anderes Papier wählen sollte.

J. Langfeldt (Mülheim-Ruhr).

Offene Stellen. Bochum: Dipl.-Bibliothekarin (siehe Anzeigenteil).
Nürnberg: Bibliotheksbeamter (siehe Anzeigenteil).

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. W. Schuster, Berlin-Cöpenick, Will. Alexisstr. 10.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Die Dorfbücherei

Beilage zur „Bücherei und Bildungspflege"

Kriegserlebnisbücher.

Renn, Ludwig: Krieg. Frankfurt a. M.: Frankfurter Societätsdruckerei. 411 S. Lw. 6,—.

Fast tagebuchmäßig erzählt der Verfasser sein Durchleben des großen Krieges mit all seinen Strapazen und Grausamkeiten von den ersten Mobilmachungstagen 1914, durch die Marneschlacht, die endlosen Stellungskämpfe im Westen und zweimalige Verwundung bis zum Rückzug der zermürbten Truppe in die zerrissene Heimat. Das mit großer Anschaulichkeit und fesselnder Darstellungskunst geschriebene Buch, Zeugnis eines schlichten, aufrechten, tapferen Mannes, der sich weiter für das Ganze einsetzt trotz der wachsenden Einsicht in all die Mißstände und trotz den sich häufenden Zweifeln am Sinne des Krieges, ist als eins unserer eindringlichsten Kriegserinnerungsbücher auch schon einfachen Lesern zugänglich und für jeden Leser wichtig. R. Joerden (Göttingen).

Steinart, Arm.: Der Hauptmann. Erzählung aus dem Weltkriege. Stuttgart: Cotta. Lw. 5,—.

Kriegserzählung aus den Schützengrabenkämpfen in Flandern, eine schlichte, aber ergreifende Lobpreisung echten Kameradschaftsgeistes, die aufopferungsvolle Treue einer deutschen Kompagnie zu ihrem Hauptmann schildernd, der schwer verwundet zwischen den deutschen und englischen Gräben liegt und nach unsäglichen Anstrengungen gerettet wird. Auch schon für Jugendliche.

W. Schröder (Allenstein).

Jünger, Ernst: In Stahlgewittern. Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers. Berlin: Mittler. 283 S. Lw. 6,—.

In lebendiger und anschaulicher Weise gibt der völkisch eingestellte Verfasser ein überaus realistisches Bild von den Großkämpfen an der Westfront, wie sie in ihrer blutigen Grausamkeit wirklich waren, ein Bild, gesehen allerdings mit den Augen eines Menschen, der den Krieg als letzte Möglichkeit der Auseinandersetzung der Völker untereinander durchaus bejaht. Fraglos eins unserer packendsten Kriegserinnerungsbücher, dessen Ausleihefähigkeit jedoch durch die angegebene, allerdings nie aufdringliche Stellungnahme des Verfassers etwas eingeschränkt ist.

R. Kock (Schneidemühl).

Flex, Walter: Der Wanderer zwischen beiden Welten. Ein Kriegserlebnis. München: Beck. 103 S. Pbd. 2,20.

Mit wundervoller Innigkeit erzählt Walter Flex hier die Geschichte seiner Freundschaft mit dem jungen Ernst Wurche. Gemeinsames Kriegserleben in den Vogesen und später an der Ostfront führen die beiden jungen, ideal gesinnten Menschen eng zusammen. Eins unserer schönsten und tiefsten Kriegserinnerungsbücher, das besonders der reiferen und der Wandervogelbewegung nahestehenden Jugend viel bieten wird. R. Kock (Schneidemühl).

Kindheitserinnerungen und Kindheitsgeschichten.

Jung, Frieda: In der Morgensonne. Kindheitserinnerungen. Ill. Berlin-Dahlem: Burckhardthaus-Verlag. 252 S. Lw. 2,50.

Vorbildlich bescheidene Selbstbekenntnisse aus der Jugend der Dichterin, einer stillen und doch innerlich reichen Jugend einer Lehrerstochter auf dem ostpreußischen Lande, das mit eindringlicher Kraft liebevoller Erinnerungen und mit warmem Humor nachgezeichnet wird. Auch für Jugendliche. Aus evangelischem Lebenskreise. W. Schröder (Allenstein).

Haindl, Johann: Der Bahnwärterbub. Meine Jugendgeschichte. Freiburg: Herder. 134 S. Lw. 2,50.

Der Verfasser, der als katholischer Pfarrer in Süddeutschland lebt, hat in diesem Büchlein mit köstlichem Humor seine trotz dürftiger Verhältnisse frohe Kindheit geschildert, die er auf dem Lande unter der Obhut treu sorgender Eltern verleben durfte. Literarisch anspruchslos, seines großen ethischen Gehaltes und seiner schlichten Darstellung wegen besonders einfachen Lesern sehr zu empfehlen.

R. Kock (Schneidemühl).

Brosin, Marie: Aus dem Jugendlande einer alten Frau. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt. 202 S. Lw. 4,50.

Die Verfasserin, die Tochter eines Landarztes, muß nach dem frühen Tode der Mutter dem Vater schon in jungen Jahren den Haushalt führen. Ihre einfachen, alltäglichen, bürgerlichen Erlebnisse aus ihrer Kindheit, ihrer Lehrzeit (in einem Land-Pensionat) und aus der Zeit ihrer Flügeljahre (bis zur Hochzeit) erzählt sie mit oft schalkhaftem Humor. — Die Lektüre des Buches verlangt einen etwas geübteren Leser und eignet sich besonders für junge Mädchen und Frauen.

R. Kock (Schneidemühl).

Lagerlöf, Selma: Marbacka. Jugend-Erinnerungen. München: Langen. 323 S. 6,50.

Selma Lagerlöf, die bekannte schwedische Dichterin, erzählt in diesem liebenswürdigen, leicht zugänglichen Buch Erinnerungen aus dem sonnigen Paradies ihrer Kindheit. In einzelnen kleinen Abschnitten, von denen sich manche prächtig zum Vorlesen eignen, werden persönliche und Familienerlebnisse berichtet. Im Mittelpunkt der Erinnerungen steht der lebensfrohe, heitere Vater, der so viele köstliche, schelmische Geschichten zu erzählen weiß. R. Kock (Schneidemühl).

Tier- und Jagdgeschichten.

Hagenbeck, Carl: Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen. Mit zahlreichen Abb. Wohlfeile Ausg. Leipzig: List. 219 S. Lw. 3,90.

In immer unterhaltender, spannender und oft auch humorvoller Weise erzählt der Begründer des bekannten Stellinger Tierparkes Erlebnisse und Erinnerungen aus seinem Leben, von dem Umgang mit Tieren, von dem Tierfang, dem Tiertransport, der Tierzucht, der Dressur usw. So ist ein leicht lesbares, interessantes Buch entstanden, das allen Leserkreisen empfohlen werden kann.

R. Kock (Schneidemühl).

Fleuron, Svend: Meister Lampe. Jena: Diederichs 1923. 229 S. Lw. 4,—.

In diesem wirklich feinen Tierroman schildert uns Fleuron den Entwicklungsgang eines jungen Hasen, der sich allmählich seine kleine Umwelt erobert. Tierfreunde werden an diesem Buch, das trotz der ganz einfachen Handlung doch immer spannend ist und auch einen herzlichen Humor offenbart, eine reiche Freude haben.

R. Kock (Schneidemühl).

Fönhus, Mikkjel: Der Trollelch. München: Beck. 208 S. Lw. 5,50.

Ein nordischer Mythos von einem spukhaften Elch und seinem Jäger Gaupa, der ewig, bis zu beider gemeinsamen Tode, hinter ihm herhetzen muß, eine hinreißend geschriebene, in stimmungsvollster Sprache vorgetragene Prosaballade, vielleicht die dichterisch wertvollste skandinavische Tiererzählung. Auch für jugendliche Leser. W. Schröder (Allenstein).

London, Jack: Wenn die Natur ruft. Die Geschichte eines Hundes. Autor. deutsche Übers. von L. H. Löns. Hannover: Sponholtz. 147 S. Lw. 5,—.

Die Geschichte eines Wolfshundes, dessen vererbte Raubtierinstinkte durch die grausame Behandlung der Menschen von neuem erwachen und ihn in die Wildnis

zurückrufen, so daß er von nun an ein gefürchteter Anführer eines Rudels Wölfe wird. Die sehr spannende, von tiefstem Mitgefühl und Verständnis für die Hundeseele zeugende Erzählung spielt in Alaska zur Zeit der Goldfunde. Auch für Jugendliche. W. Schröder (Allenstein).

Aslagsson, Olai: Der Coyote. Bilder aus dem Tierleben der Prärie. Berlin: Scherl. 204 S. Lw. 3,—.

Spannende, einfach erzählte Tiergeschichten von der amerikanischen Prärie, besonders von Schafen, Hunden und ihrem schlimmsten Feind, dem Präriewolf, dem „Coyoten", den der Dichter haßt und doch wegen seiner Kühnheit und Klugheit liebt. Ein schönes und ursprüngliches Buch von Tierbeobachtung und Tierliebe. Auch für Jugendliche. W. Schröder (Allenstein).

Schillings, C. G.: Mit Blitzlicht und Büchse. Volks- und Jugendausgabe. Hrsg. von Arthur Berger. Leipzig: Voigtländer. 200 S. Lw. 5,—.

Das ausgezeichnete, mit vielen photographischen Aufnahmen geschmückte Werk läßt wie kaum ein anderes den Leser einen tiefen Blick in das Leben und Treiben der freien Tierwelt der ostafrikanischen Wildnis tun. Die recht spannende Darstellung macht das Buch in erster Linie für die reifere Jugend geeignet, doch auch Erwachsene werden sicher gerne nach ihm greifen.
R. Kock (Schneidemühl).

Land- und Luftvolk. Tiergeschichten von Hermann Löns, Carl Busse u. a. Ill. Hamburg-Großborstel: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1927. 181 S. Lw. oder Büchereieinband 2,80.

Eine wohlgelungene Auswahl wertvoller Tiererzählungen, die sich fast alle auch trefflich zum Vorlesen eignen. Einige Bilder erhöhen den Wert des gut ausgestatteten preiswürdigen Buches, das jung und alt empfohlen werden kann.
R. Kock (Schneidemühl).

Aus vergangenen Zeiten.

Ferdinands, Carl: Die Pfahlburg. Eine rheinische Urzeiterzählung. Berlin: Galle 1928. 101 S. Lw. 3,—.

Von dem Kampf der eingewanderten germanischen Stämme, die auf Pfahldörfern am Unterrhein wohnten, gegen die wilden, zwerghaften Ureinwohner erzählt diese Geschichte. Dank ihrer höheren Kultur tragen die zahlenmäßig weit unterlegenen Germanen den Sieg davon. Die Darstellung ist sehr lebendig, spannend und handlungsreich und vermittelt einen Einblick in die Kulturverhältnisse damaliger Zeit (Beginn des Ackerbaues, des Handels usw.). Das literarisch anspruchslose Buch wird besonders der männlichen Jugend zusagen.
R. Kock (Schneidemühl).

Niehans, Max: Björn und Thord. Eine Wikingergeschichte. Ill. Bern: A. Francke 1925. 252 S. Lw. 5,—.

Die einer altisländischen Saga nacherzählte Geschichte behandelt das uralte Motiv vom Kampf des guten Prinzips gegen das schlechte. Wie in der Nibelungensage unterliegt auch hier die treue, ehrliche, jeden krummen Weg verschmähende Siegfriedgestalt, Björn, der ränkevollen Tücke des Thord, die nirgends zu packen ist, aber schließlich doch die verdiente Strafe erhält. Eine für alle Leserschichten wertvolle Lektüre, die auch schon der reiferen Jugend zugänglich ist.
R. Kock (Schneidemühl).

Wallace, Lewis: Ben Hur. Erzählung aus der Zeit Christi. Stuttgart: Thienemann. 309 S. Hlw. 5,—. Lw. 6,50.

Lebensgeschichte eines jungen vornehmen Juden, der sich zum Christentum bekehrt. Den geschichtlichen Hintergrund des Romanes bilden sehr spannende Schilderungen aus dem Leben der römischen Welt zur Zeit Christi, abenteuerreiche Kämpfe und Christenverfolgungen. In dieser Ausgabe auch schon der reiferen Jugend zugänglich. W. Schröder (Allenstein).

Sienkiewicz, H.: Quo vadis? Roman aus der Zeit Neros. Ill. Stuttgart: Thienemann. Hlw. 5,—. Lw. 6,50.

Äußerst spannender Roman aus der Zeit des Kaisers Nero mit farbenprächtigen, stellenweise sehr grellen Bildern von der Sittenverderbnis des heidnischen Rom und dem Leben der ersten Christen und ihrer Verfolgungen. In dieser bearbeiteten, gut illustrierten Ausgabe auch der reiferen Jugend zugänglich. Nicht bearbeitete Ausgaben kommen für Jugendliche nicht in Betracht.

W. Schröder (Allenstein).

Conscience, Hendrik: Der Löwe von Flandern. Geschichtlicher Roman. Ill. Köln: Schaffstein. Hlw. 5,—.

Geschichtliche Erzählung aus dem 14. Jahrhundert, den Freiheitskampf der Vlamen gegen Burgund behandelnd, ein leuchtendes Vorbild des Heldenkampfes eines ganzen Volkes um seine nationale Freiheit gegen fremde Bedrücker. Auch für Jugendliche. W. Schröder (Allenstein).

Fleck, Wilhelmine: Die Wulflams. Roman aus der Zeit der Hansa. Stuttgart: Steinkopf 1922. 289 S. Lw. 5,—.

Das Buch bietet einen Ausschnitt aus der glanzvollen Geschichte eines stolzen, hochfahrenden Stralsunder Kaufherrengeschlechtes, die höchste Pracht und den tiefen Fall der Wulflams. Die Geschichte, welche um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert spielt, gibt ein Bild jener Zeit, in der der Starke das Recht hatte. — Ein gutes, leicht lesbares Buch für geschichtlich interessierte Leser.

R. Koch (Schneidemühl).

Behr, Otto: Georg Kresse, der Bauerngeneral. Eine Geschichte aus dem Dreißigjährigen Kriege. Nach alten Akten und Überlieferungen erzählt. Köln: Schaffstein. 80 S. Lw. 4,30.

Georg Kresse, Bauernsohn aus dem sächsischen Amt Weida, ruft seine Landsleute zur Selbsthilfe gegen die grausame und zuchtlose Soldateska auf und tritt den Plünderern lange Zeit erfolgreich entgegen, bis er 1641 im Kampfe fällt. Die Erzählung gibt ein gutes Bild von den Zuständen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Die altertümliche, dem Chronikenstil angepaßte Sprache wird auch wenig vorgeschrittenen Lesern keine großen Schwierigkeiten bieten. Das Buch kommt besonders für die reifere Jugend in Betracht. R. Koch (Schneidemühl).

Löns, Hermann: Der Wehrwolf. Eine Bauernchronik. Jena: Diederichs 1927. 241 S. Volksausgabe Lw. 3,90.

Chronik eines niedersächsischen Bauerndorfes in der Heide zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges; der erbarmungslose Kampf der Bauern, die zur Selbsthilfe schreiten gegen die verrohte Soldateska beider Parteien, der Kaiserlichen wie der Schweden. Ein Buch, reich an prächtig erzählten Szenen aus dem damaligen Bauern- und Soldatenleben. Im allgemeinen nur für reife und vorgeschrittene Leser. W. Schröder (Allenstein).

Rosegger, Peter: Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. Leipzig: Staackmann 1925. 391 S. Lw. 5,—.

Das Heldenleben eines echt deutschen Mannes, des Tiroler Wirtes Peter Mayr, der sein ganzes Leben der Sache seines Volkes widmet und im Kampf um Tirol gegen die Franzosen und Bayern fällt (1809). Leicht lesbar.

W. Schröder (Allenstein).

Schreckenbach, Paul: Der böse Baron von Krosigk. Ein Roman aus der Zeit deutscher Schmach und Erhebung. Leipzig: Staackmann 1926. 406 S. Lw. 6,50.

In wirklich spannend erzählter Darstellung wird in diesem Roman ein lebendiges Bild aus der Zeit der Erniedrigung Preußens durch Napoleon bis zu den siegreichen Befreiungskriegen gegeben. Im Mittelpunkt der bewegten, reichen Handlung steht der Gutsbesitzer Heinrich von Krosigk, ein in Gesinnung und Taten vorbildlicher, wahrhaft deutscher Edelmann. Das verhältnismäßig leicht lesbare Buch kann allen Leserschichten empfohlen werden. R. Koch (Schneidemühl).

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 9 1929 Heft 5

Zehn Jahre tschechoslowakisches Büchereigesetz.

Von Dr. Anton Moucha (Prag).

Den folgenden Aufsatz des staatlichen Instruktors für das deutsche Büchereiwesen in der Tschechoslowakei bieten wir unsern Lesern um so lieber, als er nicht nur über die organisatorischen Verhältnisse, die Entstehung und Auswirkung der tschechoslowakischen Büchereigesetzgebung trefflich unterrichtet, sondern auch in die leserpsychologischen Erfahrungen und in die büchereipädagogische Arbeit unserer deutschen Kollegen hineinleuchtet; wozu die Beiträge von Dr. Zifreund und von Dr. Herr weiteres Anschauungsmaterial bieten.

Als nach der Katastrophe des Weltkrieges das Bedürfnis nach der Erneuerung und dem Wiederaufbau des Gemeinschaftslebens besonders fühlbar war, legte die tschechoslowakische Republik durch das Gesetz vom 7. Februar 1919 über die Organisierung volkstümlicher Lehrgänge für staatsbürgerliche Erziehung, das Gesetz vom 22. Juli 1919 über die öffentlichen Gemeindebüchereien und das Gesetz vom 30. Januar 1920 über die Führung der Gemeindegedenkbücher die Grundlagen für eine, das Land und seine Völker gleichmäßig umfassende, öffentliche Bildungspflege.

Der Gedanke, das geistige und Gemütsleben des Volkes zu wecken und zu pflegen, seine Phantasie durch das eigene Schrifttum zu nähren und seinen Willen zu lenken, um es im Kampfe um die Selbstbehauptung zu stärken, ist bei den Völkern der heutigen tschechoslowakischen Republik nicht neu. An der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts erwachte unter dem Einfluß der Ideen edler Menschlichkeit und religiöser Duldung die Liebe zum Volke. In der Intelligenz keimte zum erstenmal der schicksalsvolle Gedanke des nationalen Volkstums. In den Bibliotheken gelehrter patriotischer Gesellschaften wurden Geschichte, Sprache, Dichtung des eigenen Volkes, die naturwissenschaftliche Durchforschung des Landes gepflegt. Aus Geschichte und Dichtung bildete sich die Ideologie des eigenen Volkes. In den Städten verbreiteten die ersten Leihbibliotheken als Privatunternehmungen die Werke unserer Klassiker und in den Jahren 1838 und 1840 wirkten bereits die ersten deutschen Volksbibliotheken als Stiftungen edler Volksfreunde auf dem Lande. Mit einigen Pfarr- und Schulbibliotheken, die sich mit Elementarbildung oder der Pflege religiösen Empfindens befaßten, waren die ersten Schritte einer bescheidenen, freiwilligen Volksbildung getan. Ein durchgreifender Erfolg war diesen Anfängen freilich nicht beschieden. Für die Ausbreitung der Volksbildung fehlten die Voraussetzungen. Um 1800 wurden die ersten Maschinen in die Fabriken eingestellt, 1825 verkehrte die erste Schienenbahn, die soziale Umschichtung des Volkes bereitete sich vor. Die allgemeine Schulbildung war dürftig, auf dem Volk lastete die Zensur, der Inhalt der wenigen Zeitungen war auf einfache Nachrichten beschränkt.

Erst das Sturmjahr 1848 brachte dem Bauern die Befreiung von der

Robot, unter dem Leitstern der größeren politischen Freiheit setzte eine neue Welle der Volksbewegung ein. Neben dem Bauernstand erstarkte der Arbeiter-, Gewerbe- und Kleinbürgerstand immer mehr, und sie wurden zu bedeutsamen Elementen im wirtschaftlichen, sozialen und politischen Leben des Volkes. Die leichteren Verdienstmöglichkeiten der Städte förderten den Zug vom Land in die Stadt. Die Städte nahmen an Größe zusehends zu. Die allgemeine Schulbildung besserte sich. Nach den verlorenen Kriegen der Jahre 1859 und 1866 erhielt Österreich-Ungarn eine neue Verfassung, in der jeder Nation das unverletzliche Recht auf die Ausbildung in seiner Sprache und die Ausgestaltung seines nationalen Schulwesens gewährleistet wurde. Im Reichsvolksschulgesetz vom Jahre 1869 wurde die gesetzliche Schulpflicht bis zum 14. Lebensjahr ausgedehnt. Es folgten Reformen der Mittelschulen, Realschulen mit überwiegend naturwissenschaftlichem Unterricht, landwirtschaftliche Fachschulen, Gewerbe- und Handelsschulen aller Art wurden gegründet. Überall suchte sich die Schulbildung den Verhältnissen des wirklichen Lebens und dem neuen Lebensempfinden anzupassen und schuf dadurch die unentbehrlichen Unterlagen für eine ausgreifende Volksbildung. Die bildenden Bestrebungen der Erwachsenen fanden ihre erste Pflegestätte in den Vereinen, deren Bildung durch das im Jahre 1869 erschienene Vereinsgesetz ermöglicht war. Getragen vom sozialen Auftrieb der erwerbenden und arbeitenden Schichten fanden sich im Zusammenfassen gleichstrebender Kräfte Bildungs- und Wirkungsmöglichkeiten dort zusammen, wo das Volk politisch noch nicht in der Lage war, auf den Lauf der Dinge gestaltenden Einfluß zu nehmen. In den Vereinen, die Menschen gleicher Sprache, gleichen Empfindens, gleicher Weltanschauung und derselben Lebenslage zusammenführten, äußerte sich der Wille zur Selbsthilfe aus eigener Kraft, der das Zusammengehörigkeitsgefühl stärkt, Leistung und Eigenbewußtsein in gegenseitiger Förderung hebt. In seiner praktischen Auswirkung führte das Vereins- und Organisationsbestreben zu Selbsthilfeorganisationen nationaler und wirtschaftlicher Art. Handels- und Gewerbekammern, Landeskulturräte, Genossenschaften bildeten sich als Zeichen gereifter Volkskraft. Fast jeder der ungezählten Arbeiter-, Gewerbe-, Volksbildungs-, Humboldt-, fachwissenschaftlichen, Turn-, Theater-, Gesangs-, Geselligkeits- und Feuerwehrvereine legte Büchereien an, um seinen Mitgliedern allgemeine und fachliche Bildung zu geben und neue Mitglieder zu werben.

Entsprechend dem sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg galt als Losungswort: durch Wissen zur Macht. Naturwissenschaftliche Denkungsart, Wertschätzung der Allgemeinbildung und der Gemeinnützigkeit der Kenntnisse im Dienste der Volkswohlfahrt sowie Ansätze zum Selbstverwaltungswillen sind die hervorstechendsten Merkmale der Volksbildung dieser Periode, die etwa bis zum Beginne der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts reicht. Diesem Charakter entsprechen auch die Vereinsbüchereien der Zeit, in deren Bestand die durch Darwins Schriften gewandelte Weltanschauung bezw. die sozialrevolutionären Kampfrufe eines Marx zum Ausdruck gelangen, so daß die Volksbücherei dieser Zeit von materialistischer Auffassung nicht frei ist und als Trägerin „revolutionärer“ Bewegungen von Behörden verdächtigt wird.

In dem dritten Abschnitt, der etwa von den 80er Jahren bis zum Weltkrieg reicht, schloß sich die nationale, wirtschaftliche, soziale und politische Entwicklung der Völker zu einem Eigenleben als Nation ab. Die Volkserziehung, die bis dahin mit der praktischen Anwendung des Wissens in Technik und Leben aufs engste verknüpft war, richtete sich sehr bald auf bedeutendere Dinge, das Leben und die Erhaltung des gesamten Volkstums. Neben dem vom Staate erhaltenen Schulwesen, bei dem die Teilung in selbständige deutsche und tschechische Hochschulen das bedeutsamste Ereignis bildete, baute jede Nation ihr Kulturleben durch gelehrte Gesellschaften, große Nationaltheater, Museen, Gemäldegalerien, repräsentative kulturelle Zeitschriften u. dgl. völlig aus. In der Volksbildung bemerkt man neben der ideologischen Ausgestaltung der Arbeiterbildungsbewegung, den Bestrebungen der Frauenbildung und den Anfängen der Jugendbewegung den Zusammenschluß der bisher vereinzelt wirkenden Vereine zu großen, planmäßig geleiteten Verbänden als den größten Fortschritt. Es beginnt die Zusammenarbeit mit den Hochschulextensionen, Ansätze zu Bildungszentralen sind bemerkbar, besonders bauen die nationalen Schutzverbände zur Erhaltung von Sprache und Kultur ein verzweigtes System fester und Wanderbüchereien aus. Die Bedeutung, die das Volkstum gewonnen hatte, die Erkenntnis der deutschen Eigenart in der Heimat, das Vertrauen auf eigene Kraft und Stärke führten die erstarkte Selbstverwaltung oder einzelne hochherzige Stifter dazu, das volkstümliche Büchereiwesen auszubauen. In der Zeit von 1892—1910 wurden in Nordböhmen und Nordmähren allein gegen 300 neue deutsche Volksbüchereien gegründet, darunter die Ottendorfer Bücherei in Zwittau 1892, die Weinmann-Volksbücherei in Aussig 1908 und die Kreutzinger-Bücherei in Eger 1910. Das volkstümliche Büchereiwesen war schon vor dem Kriege so stark, daß es in Böhmen in den Jahren 1897, 1905 und 1910 Gegenstand amtlicher statistischer Erhebungen wurde. Aus diesen allerdings sehr unvollständigen Resultaten läßt sich die Stärke des deutschen volkstümlichen Büchereiwesens vor dem Kriege in folgenden Ziffern ausdrücken: in Böhmen 566 allgemeinzugängliche und 320 für Vereinsmitglieder bestimmte Volksbüchereien mit 430 000 Bänden, 36 000 Lesern und 660 000 Entlehnungen, in Mähren über 350 deutsche Volksbüchereien mit 160 000 Bänden und in Schlesien 7 größere Büchereien mit je 1000 bis 7000 Bänden.

Die innere Kraft des volkstümlichen Büchereiwesens war vor dem Kriege bereits so groß, daß wir wiederholten Versuchen begegnen, das Büchereiwesen zu organisieren und ihm durch eine Gesetzgebung dauernde Grundlagen zu geben. Der sudetendeutsche Bibliothekar Anton Schubert in Olmütz arbeitete im Jahre 1901 zum erstenmal einen vollständigen finanziellen Plan für einen Gesetzesentwurf aus, in dem er die Errichtung der volkstümlichen Bücherei auf die Beiträge des Staates, der Länder und Gemeinden stützte. Doch standen die Länder des ehemaligen Österreich-Ungarn auf so verschiedener Kulturstufe, daß ein für Gesamtösterreich ausgearbeiteter Plan Schiffbruch erleiden mußte. Aber der Gedanke der gesetzlichen Fundierung der Büchereien blieb in den hochentwickelten Sudetenländern lebendig. In den Landtagen Böhmens und Mährens wurden in den Jahren 1901, 1907 und 1908 vier Resolutionen, Anträge und Ge-

setzesentwürfe eingebracht, um dem in diesen Ländern blühenden volkstümlichen Büchereiwesen Stützen und Förderung zu geben. Diese ersten kühnen Anläufe führten jedoch erst im neuen tschechoslowakischen Staate zum Erfolg. Direktor Ladislav Živný gebührt das Verdienst, den Gedanken des Büchereigesetzes noch im Weltkrieg aufgenommen und ihn nach mehrfacher Umbildung der von amerikanischen Vorbildern beeinflußten Form einer Verwirklichung durch die oberste Schulverwaltung des neuen Staates entgegengeführt zu haben.

Am 22. Juli 1919 wurde durch Beschluß der Nationalversammlung der Entwurf zum Gesetze erhoben, nach dem alle Gemeinden der Republik zur Errichtung und Erhaltung von Büchereien mit bildendem, belehrendem und unterhaltendem Lesestoff von wirklich innerem Werte zur Ergänzung und Vertiefung der Bildung aller Schichten der Bevölkerung verpflichtet sind.

Es war dies der Abschluß einer fast hundertjährigen, zielbewußten Entwicklung in der Erziehung der Völker von der Nationalität zur Nation, die ursprünglich instinktiv erfaßt, das Wunder der Wiedergeburt durch Sprache und Volkstum zur Wirklichkeit werden ließ und nach sozialer, wirtschaftlicher und politischer Hebung auf kulturellem Wege mit der selbständigen, demokratischen Staatenbildung abschloß.

Die leitenden bibliothekarischen und organisatorischen Gedanken des Büchereigesetzes sind folgende:

Die Gemeinde sorgt nach dem Gesetze für die Beistellung der Räume, sie trägt die Kosten der Einrichtung, des Betriebes und der Verwaltung. Für den Ankauf von Büchern und die Buchbinderarbeiten werden die Jahresbeiträge der Gemeinden verwendet, die mit Mindestsätzen von 50 bis 80 h pro Kopf der Bevölkerung bemessen sind. Der Büchereiaufwand findet im Jahreshaushalte der Gemeinde als ordentliche Gemeindeausgabe Aufnahme und Bedeckung. Die Aufsichtsbehörden überwachen die Erfüllung der Gemeindepflichten.

Die Verpflichtung, Büchereien zu errichten und zu erhalten, haben die Gemeinden gegenüber allen Nationalitäten. In gemischtsprachigen Gemeinden, in denen die sprachliche Minderheit eine öffentliche Schule besitzt oder mindestens 400 Personen zählt, errichtet die Gemeinde für die Minderheit eine selbständige Bücherei in der Sprache der Minderheit, für kleinere nationale Bruchteile werden selbständig verwaltete Abteilungen gemeinsamer Stadtbüchereien begründet oder der Lesestoff aus Wanderbüchereien versorgt, im äußersten Notfall die Minderheit der nächsten Bücherei gleicher Sprache zur Betreuung zugewiesen. Am Gesamtaufwande der Gemeinde für das volkstümliche Büchereiwesen partizipieren die Nationalitäten mit Anteilen, die ihrer Kopfstärke entsprechen.

Die Rechte der Bücherei vertritt nach außen ein Büchereirat, der für die ordnungsgemäße Verwaltung und den klaglosen Betrieb der Bücherei Vorsorge zu treffen hat. Er ist das gesetzlich bestellte, von der Gemeindeverwaltung unabhängige Verwaltungsorgan und verkörpert in Ausübung seiner gesetzlichen Rechte und Pflichten ideell wie verwaltungsmäßig die Autonomie der öffentlichen Gemeindebücherei. Er besteht aus gewählten Mitgliedern der Nationalität, der die Bücherei zugehört. Die Hälfte der-

selben wird von der Gemeindevertretung entsendet, die andere Hälfte aus Volksbildnern und Lesern kooptiert. In den Wirkungskreis des Büchereirates fallen: die Ernennung des Buchwarts und der Hilfskräfte, die Führung der Finanzverwaltung, die Entscheidung über Ankauf neuer und die Ausscheidung ungeeigneter Bücher nach Antrag des Buchwartes, die Festsetzung der Ausleihordnung, die Erstattung des schriftlichen Jahresberichtes und die Wahrung der Interessen der Bücherei gegenüber dem Erhalter und der Öffentlichkeit. Der Büchereirat kann zur Förderung des Büchereiwesens im Orte Verträge mit Vereinsbüchereien abschließen, sie ganz in eigene Verwaltung übernehmen, Abkommen über Arbeitsteilung, Organisation der Büchererwerbung treffen, Büchereien von Armenhäusern, Waisenhäusern, Fabriken, Besserungsanstalten leihweise Lesestoff überlassen, ihnen technische Hilfe anbieten u. dgl. m. Gemeinden eines größeren Gebietes können nach Übereinkommen aus freiwilligen Beiträgen eine Zentralbücherei erhalten, die die Bestände der Ortsbüchereien zeitweilig vermehrt, größere belehrende Werke erwirbt, Spezialfachbüchereien für die Berufsinteressen der Bevölkerung anlegt.

Die Bücherei verwaltet und leitet der Buchwart, der in Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern nach abgelegter Mittelschulreifeprüfung*) an der einjährigen staatlichen Bibliothekarschule die Staatsprüfung für Buchwarte abgelegt haben muß und sein Amt im Hauptberuf als Gemeindefachbeamter versieht. In allen anderen Fällen üben die Buchwarte ihre Tätigkeit im Nebenberuf aus. Sie werden in dreiwöchigen Lehrgängen fachlich geschult, die gleichfalls durch Befähigungsprüfungen für die Leitung einer kleineren Bücherei abgeschlossen werden. Der Lehrplan, die Bedingungen für die Ausbildung und die Ablegung der Prüfungen sind in eigenen Verordnungen außerhalb des Büchereigesetzes enthalten.

Die Büchereien bestehen im allgemeinen aus der Ausleihe, die in Orten mit mehr als 5000 Einwohnern durch einen besonderen Raum für das Lesen von Zeitungen und Zeitschriften zu erweitern ist. Die Errichtung kleiner Handbüchereien mit den notwendigsten Nachschlagewerken und von Jugendabteilungen in der Ausleihe wird schon für Orte mit mehr als 2000 Einwohnern gewünscht. Städte mit mehr als 10 000 Einwohnern gliedern noch Musikalienabteilungen an und gestalten ihre Jugendabteilung durch eigene Jugendlesezimmer aus. Der Ausleihbetrieb muß selbst in kleinsten Verhältnissen mindestens einmal wöchentlich durch 30 Wochen im Jahre erfolgen, mit den größeren Verhältnissen mehrt sich die Zahl der Ausleihtage und Stunden bis zur täglichen Ausleihe. Die Erhebung von Leih- und Mahngebühren ist zulässig, trotzdem grundsätzlich unentgeltlich geliehen werden soll. Lesezimmer sind täglich geöffnet.

Die administrative Verwaltung der Büchereien regelt ein eigener Erlaß. In jeder Bücherei müssen geführt werden: ein Zugangsverzeichnis, ein Standortsverzeichnis (fallweise), ein alphabetisches Verfasserverzeichnis und ein Sachverzeichnis für den Gebrauch der Leser. Ebenso ist die Führung eines Kassenbuches vorgeschrieben. Die Ausleihe ist so einzurichten,

*) Es darf daran erinnert werden, daß nach reichsdeutschem Sprachgebrauch Gymnasial- und Oberrealschulreife gesagt werden müßte. Die Schriftleitung.

daß die Zahl der Leser und der Entlehnungen statistisch festgehalten werden kann. Zur Vereinheitlichung der Verwaltung sind im Staatsverlage die Drucksorten der Verzeichnisse und Behelfe mit Anleitungen erschienen.

Nach dem Gesetze über die Einführung von Lehrgängen für staatsbürgerliche Erziehung besteht in jedem Gerichtsbezirke ein Bezirksbildungsausschuß mit dem Charakter einer öffentlich-rechtlichen Körperschaft, der die Büchereien der Landgemeinden seines Bezirkes bis zu 2000 Einwohnern durch freiwillige, sachkundige Organe beaufsichtigt und berät. Dazu dienen regelmäßige Besichtigungen der Büchereien, Bezirksbuchwartetagungen und kurzfristige Lehrgänge. Um der Beratung aller Büchereien eine gemeinsame Grundlage und einen geistigen Mittelpunkt zu geben, erscheint mit Unterstützung des Ministeriums für Schulwesen und Volkskultur eine Zeitschrift für die deutsche und eine Zeitschrift für die tschechische öffentliche Bildungspflege.

Büchereien in Orten mit mehr als 2000 Einwohnern unterstehen den vom Ministerium für Schulwesen ernannten staatlichen Büchereiinstruktoren als obersten Organen der direkten Überwachung der Büchereien. Die Büchereiinstruktoren stellen die Resultate der statistischen Erhebungen in der Republik zusammen und arbeiten initiativ an der Verbesserung des gesamten volkstümlichen Büchereiwesens.

Dem Ministerium für Schulwesen und Volkskultur ist die endgültige Entscheidung als oberster Instanz in allen strittigen Fragen vorbehalten. Es unterstützt das Büchereiwesen durch staatliche Zuwendungen in Büchern, mit deren Verteilung für die deutschen Gemeindebüchereien die Zentralwanderbücherei in Prag betraut ist, die zugleich eine Art amtlicher Beratungsstelle im Sinne der reichsdeutschen Verhältnisse darstellt. Es kann besonders in Fällen unregelmäßiger Amtsführung oder Vernachlässigung Büchereiräte auflösen, Buchwarte vom Amte entfernen oder Gemeinden zwangsweise zur Errichtung von Büchereien verhalten. Bei Schritten gegen Gemeinden wird die Hilfe der politischen Behörden in Anspruch genommen.

Gegenüber dem „freien" Aufbau des volkstümlichen Büchereiwesens, der von den Zufälligkeiten des Vereinslebens allzusehr abhängig ist und sich der Konzentrierung der größeren Mittel entsprechend im wesentlichen auf die Städte beschränkt, sichern die organisatorischen Maßnahmen des Büchereigesetzes durch die Bedeckung der Sach- und Personalerfordernisse in den Jahresvoranschlägen der Gemeinden den dauernden Bestand und die gleichmäßige Entwicklung des volkstümlichen Büchereiwesens. Sie rufen kleine, aber dicht verteilte, ortsfeste Büchereien ins Leben, die das Buch wie durch ein verzweigtes Kanalsystem in die kleinste Siedlung, in die breitesten Volksschichten gelangen lassen. Bei der so gesteigerten Anpassungsfähigkeit der Büchereien an die örtlichen Verhältnisse wird auch dadurch eine bildungspfleglich günstigere Lage geschaffen, daß die Büchereien mit einem bleibenden Grundstock arbeiten und die Leser in kleine und kleinste Gruppen zerfallen, die der individuellen Behandlung leichter zugänglich sind. Bei den Unterlagen eines reich ausgebauten, nach allen Berufszweigen gegliederten Schulwesens, den intensiven, vom Gewerbefleiß der Bevölkerung, einer entwickelten Industrie, einer rationellen Landwirt-

schaft und dem Wetteifer der Nationen ausgehenden Lebensimpulsen konnte der Schritt über die früheren Verhältnisse hinaus zur verpflichtenden Gesetzgebung getan werden. Wie noch an der tatsächlichen Entwicklung zu erhärten sein wird, hat es selbst in kleinsten Verhältnissen nicht an den ideellen Voraussetzungen für die Wirksamkeit der Büchereien gefehlt. In einer Gemeinschaft, die sich selbst die Gesetze schafft, ist es unerläßlich, daß vernunftbeherrschte, sittliche Kräfte das Wirken und Schaffen eines jeden einzelnen gestalten. Darum ist hier die Erwachsenenbildung eine öffentliche Angelegenheit im Dienste am Volke und die Frage der öffentlichen Bücherei kann ebensowenig Gegenstand der Diskussion einer kurzsichtigen Ratsstubenmehrheit werden wie etwa die Einführung der gesetzlichen Schulpflicht.

Die nationale kulturelle Selbstverwaltung in der Erwachsenenbildung, wie sie das Büchereigesetz in der Einrichtung des Büchereirates und der Selbstbeaufsichtigung durch die Bezirksbildungsausschüsse kennt, muß allerdings den Geist des Büchereigesetzes voll erfassen. Das Schrifttum, aus dem die Bevölkerung Belehrung und Erholung schöpfen soll, wird von den Gesetzesparagraphen nur allgemein als Lesestoff von wirklich innerem Wert gekennzeichnet, der für das Gesamtleben der Nation von Bedeutung ist, nebst Werken, die den Interessen und Beschäftigungen der Bewohner des Ortes und der Umgebung entsprechen. Die Schranken des Verbots treffen unsittliche Literatur, gerichtlich beschlagnahmte Bücher, Schmähschriften gegen Staat und Mitmenschen, sensationelle, die Phantasie überreizende Machwerke und überhaupt künstlerisch und inhaltlich wertlose Schriften. Im Rahmen dieser Bestimmungen, die vom Leser, seinen Lebensbedingungen und Bedürfnissen ausgehen, auf die gemeinsame Volkskultur hinführen und selbst in der Erholung die Schöpferkraft des Geistes und den Adel der Empfindung suchen, kann sich die Gemeindebücherei frei von jeder Beeinflussung in ideeller Beziehung entwickeln. In objektiver Zusammenfassung des Schrifttums zeichnet sie die geistige Entwicklung des eigenen Volkes mindestens in jener Vergangenheit nach, die für das Leben der Gegenwart und das Verständnis seiner Probleme und Aufgaben von Bedeutung ist. Ihr Wesen aber ist geistige Freiheit, die sie darüber hinaushebt, Teile des Schrifttums aus ihrem organischen Zusammenhang als Wehr und Waffe konkreter Zielbildungen herauszuschneiden. Die Bücherei in diesem Sinne ist das eigentliche Bildungsmittel des aus eigenem Antriebe suchenden, in der Entwicklung stehenden, um die Erkenntnis aus eigener Kraft ringenden Menschen. Nur er geht durch den Wechsel der Formen und Zeiten gebildet ein in die Kulturgemeinschaft des Volkes.

Das Büchereigesetz stellt an die ständige opferwillige Mitwirkung aller, die zur materiellen Unterstützung oder ideellen Führung berufen sind, ziemlich hohe Anforderungen. Da das Gesetz den Gemeinden nur Mindestverpflichtungen auferlegt, zeugt die Höhe der freiwilligen Mehrleistung, eine würdige und zweckmäßige Unterbringung der Bücherei von der Achtung und dem tieferen Verständnis für die Sendung des Schrifttums durch die Belebung geistiger und sittlicher Kräfte im Volke. In der Beschaffung der Räume stieß das Büchereigesetz auf die größten Schwierigkeiten der Nachkriegszeit. Wohnungsnot und Bauschwierigkeiten bewirkten, daß die meisten Büchereien in Schulen und Gemeindehäusern Unterkunft finden mußten.

Eine weitere Schwierigkeit bot die Finanznot der Gemeinden, die durch ein eigenes Finanzgesetz zu außerordentlicher Sparsamkeit verhalten sind. Immerhin läßt sich bei den tschechischen Städten eine größere Opferwilligkeit feststellen, die vermutlich in der früheren Erziehung, dem Volke aus eigener Kraft Opfer zu bringen, ihre Wurzeln hat.

Das Gelingen des Büchereigesetzes hängt in hohem Grade von einem Umstand ab, der in den organisatorischen Bestimmungen des Gesetzes nur indirekt seinen Ausdruck finden kann: in der Tüchtigkeit und zielbewußten Arbeit der Buchwarte, ihrer Eignung, der Vermittler des Schrifttums an das Volk zu sein. Die Notwendigkeit, geeignete Buchwarte zu finden und auszubilden, bedeutete die größte Schwierigkeit des Gesetzes. Ihre Lösung fand sich in der etappenweisen Errichtung der Gemeindebüchereien. Das Gesetz forderte zuerst von den Schulgemeinden die Gründung der Büchereien in der Annahme, in der Lehrerschaft jene Kräfte zu finden, die auch in der Landbücherei die natürlichen geistigen Führer des Volkes sein würden. Die Erwartung wurde nicht getäuscht, die Lehrer stellen, wie noch zu zeigen sein wird, das Hauptkontingent der nebenamtlichen Buchwarte. Die fachliche Ausbildung der Buchwarte setzte in einer einjährigen Bibliothekarschule für Buchwarte von Beruf im Jahre 1921 ein, ebenso die Schulung der nebenamtlichen Buchwarte in dreiwöchigen Lehrgängen. Die deutsche staatliche Bibliothekarschule stellte sich von vornherein auf die Ausbildung von Volksbibliothekaren ein, die tschechische Bibliothekarschule, in der von Anfang an die historische und theoretische Ausbildung stark das Übergewicht besaß, schwankte zwischen wissenschaftlicher und volksbibliothekarischer Ausbildung. Die Erfahrungen der fast zehnjährigen Entwicklung haben in beiden Schulen ein starkes Zurückdrängen der historischen Ausbildung gebracht. Gegenwärtig bietet die Schule eine auf historischen Einführungen aufgebaute, eingehende und die Einrichtungen der führenden Staaten vergleichende Theorie des Büchereiwesens und der Büchereiverwaltung, verbunden mit der Einführung in die Praxis der Büchereiverwaltung. Der literarhistorische Unterricht, der die deutsche und Weltliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts umfassen soll, stellt ein ungelöstes Problem dar, da er in einem Jahr in der für den Bibliothekar notwendigen Weise kaum zu erledigen ist. Desgleichen fehlt es noch an der Einführung in die Praxis der Ausleihe im Betriebe einer Bücherei. Hier treten die Mängel einer nur einjährigen theoretischen Ausbildung ohne vorausgegangene Verwendung im praktischen Büchereibetrieb zutage. Der hauptamtliche Buchwart arbeitet in den Stadtbüchereien nur mit Hilfskräften ohne einen gleichwertigen Nachwuchs, dem seinerseits wiederum die Möglichkeit genommen ist, in seinen künftigen Aufgabenkreis hineinzuwachsen. Eine Änderung dieser Verhältnisse wie überhaupt die Verbesserung der sozialen Stellung des Gemeindebuchwartes bildet den Gegenstand von Erörterungen und Erwägungen. Die dreiwöchigen Lehrgänge verfolgen rein praktische Ziele. Sie sollen die Teilnehmer in der Führung und Verwaltung kleinerer Büchereien festigen. Auch hier bildet die Einführung in das Schrifttum der Kleinbücherei, sei es auch nur in Form einer praktischen Bücherkunde oder einer Unterweisung in die Praxis des Buchkartenkastens die Haupt-

schwierigkeit, da eine wirkliche Lösung nur in der auf eigener Lektüre aufgebauten Beherrschung des Stoffes liegen kann.

In organisatorischer Beziehung scheint das Büchereigesetz durch die Errichtung von Büchereien in jeder Gemeinde ausreichende und gleichmäßige Bedingungen für den Aufbau und die Entwicklung des volkstümlichen Büchereiwesens zu schaffen. Ebenso scheint nichts begründeter als die Abstufung der Gemeindebeiträge, indem größere Gemeinden größere Kopfquoten, kleinere Gemeinden geringere Beiträge leisten. Trotzdem spielt, wie an dem Verhältnis der Stadt- und Landbüchereien zu zeigen sein wird, die geographische Verteilung der größeren Büchereien unter den kleineren eine Rolle in der Gesamtentwicklung des Büchereiwesens. Die kleinen Landbüchereien bedürfen der ideellen Stütze und Beratung durch die Erfahrungen und Einrichtungen der größeren Bücherei. Wenn es auf großen Gebietsstrecken nur kleine Büchereien gibt, kommt das Büchereiwesen schlecht vorwärts, bedarf einer besonderen Beratungsstelle oder aber der Speisung durch eine größere Wanderbücherei. Die Bedürfnisse der kleinen Bücherei stellen nicht einen einfachen, im Verhältnis zur Einwohnerzahl stehenden Quotienten der Stadtbücherei dar. Jeder Büchereibetrieb bedarf eines gewissen Grundstockes an Büchern und einer bestimmten Regie. Die Stadtbüchereien schöpfen meist aus dem Vorrat einer jahrzehntelangen eigenen Entwicklung oder aus Vereinsbüchereien, auf denen sie aufgebaut sind. Die kleinen Landbüchereien haben nur einen kleinen Jahreszuwachs an Büchern ohne Grundstock, sie geraten nur allzubald in Stoffbedrängnis, sind rasch „ausgelesen". Die Erfahrung lehrt demnach, daß, abgesehen davon, daß die Jahresbeiträge der Gemeinden im allgemeinen zu niedrig sind, die kleinen Büchereien mindestens die gleiche Kopfquote für den Ankauf der Bücher haben müßten wie die großen. Ferner müßte in deutschen wie in tschechischen Verhältnissen das ortsfeste Büchereiwesen in Gebieten mit überwiegend kleinen Büchereien durch Wanderbüchereien gestützt werden. Der Aufbau von Büchereien höherer Ordnung zur Ergänzung fester Bestände fehlt bis jetzt. Ebenso die höchst wünschenswerte Zusammenarbeit mit den Schulbüchereien zur planmäßigen Heranbildung eines Lesernachwuchses aus dem Kreise der Schuljugend. Auch sind die Brücken zur Ausnützung der in den staatlichen wissenschaftlichen Bibliotheken erliegenden Schätze noch nicht geschlagen.

Da bei der gegenwärtigen Finanzlage der Gemeinden an eine allgemeine Erhöhung der materiellen Dotierung der Gemeindebüchereien nicht gedacht werden kann, beabsichtigt eine Novellierung des Büchereigesetzes, deren Entwurf fertiggestellt ist, durch eine schärfere Formulierung wenigstens die juristischen Mängel, die dem Gesetze bisher anhaften, zu beseitigen und die bei einem Apparat von 15 000 Büchereien notwendigen klaren Verhältnisse für eine sichere Rechtsprechung zu schaffen. Insbesondere sollen die Verpflichtungen der Gemeinde gegen die Bücherei und den Buchwart in einer jeden Zweifel ausschließenden Weise festgesetzt, die Stellung und der Charakter des Büchereirates als selbständiges Verwaltungsorgan klar normiert, die Kompetenzen der Instanzen abgegrenzt und der Staat zur verpflichtenden Beitragsleistung herangezogen werden. An eine Änderung der bibliothekarischen Grundgedanken wird nicht gedacht, da die tatsächliche

Entwicklung der Gemeindebüchereien trotz der zugestandenen formalen Fehler und einiger wünschenswerter Ergänzungen der Gesetzgebung die gehegten Erwartungen erfüllt hat und die Gemeindebüchereien aus unserer Erwachsenenbildung nicht fortzudenken sind.

Der Ausbau des Büchereinetzes setzte in Böhmen, Mähren und Schlesien im Jahre 1920 ein. Ihnen folgte im Jahre 1921 Karpathorußland, während in der Slowakei wegen der besonderen Verhältnisse dieses Landes mit der planmäßigen Anlage der Büchereien erst im Jahre 1925 begonnen wurde.

Der Ausbau vollzog sich schrittweise. In der richtigen Voraussetzung, daß besonders auf dem flachen Lande Schulen und Lehrer die hilfreichsten Stützen des Gesetzes sein würden, verpflichtete dieses zunächst die Schulgemeinden, dann erst, und zwar in fünf- bis zehnjähriger Frist die Nichtschulgemeinden zur Errichtung der Bücherei. Obzwar erst das Jahr 1929 den Gesamtbau abschließen wird, ist die tatsächliche Entwicklung den gesetzlichen Forderungen vorausgeeilt. Die Mehrheit der Bezirke hat die Büchereien in allen Gemeinden schon errichtet, die statistische Tabelle zeigt, daß wir uns nach einer jähen Aufwärtsbewegung der obersten, für uns erreichbaren Grenze in der Zahl der Büchereien schon seit längerer Zeit genähert haben. Dabei sei hervorgehoben, daß in keinem einzigen Falle Zwangsmaßnahmen notwendig waren, um eine deutsche Gemeinde zur Errichtung der deutschen Gemeindebücherei zu zwingen.

Die Entwicklung der Gemeindebüchereien wurde von Anfang an sorgfältig verfolgt und die Ergebnisse statistisch festgehalten. Dies geschah, um der obersten Schulverwaltung feste Grundlagen für die materielle Unterstützung und die Förderung der Entwicklung zu geben, ferner um die Verwaltung der Büchereien leistungsfähig zu machen, sie daran zu gewöhnen, ihre Tätigkeit ordnungsgemäß zu registrieren, jährlich abzuschließen und dadurch die Kontrolle über die ordnungsgemäße Gebarung und Verwaltung allen übergeordneten Stellen zu ermöglichen. Schließlich sollten diese Erhebungen auch eine Rechtfertigung den parlamentarischen und übrigen öffentlichen Ämtern gegenüber als Ausweis für die geleistete Arbeit und die Art der Verwendung der Geldmittel sein.

Technisch wird die Erhebung so durchgeführt, daß in jedem Gerichtsbezirke die Bezirksbildungsausschüsse den Stand der Büchereien und ihre Tätigkeit zum 31. Dezember des verflossenen Jahres erheben und ihre Berichte in bezirksweisen Übersichten an den staatlichen Büchereiinstruktor jedesmal bis 31. März des laufenden Jahres übersenden. Die Städte und Bezirksorte senden ihre Tätigkeitsausweise der genannten Stelle direkt ein, aus denen ersichtlich ist:

Der Stand des schönen und belehrenden Schrifttums, der Jugendschriften und Zeitschriften, die Zahl der Leser und die Bewegung der Bücher im verflossenen Jahre, die Geldmittel und die Art ihrer Verwendung, die Tätigkeit des Lesezimmers, Unterbringung der Bücherei und Personalien.

Den Stand der deutschen Gemeindebüchereien zeigen die beiden folgenden Tabellen, die erste im Gesamtrahmen aller Büchereien der Republik nach dem Stande vom Jahre 1927, die zweite weist im einzelnen die

Entwicklung der deutschen Gemeindebüchereien in den Jahren 1920 bis 1928 nach:

1. Gesamtstand der öffentlichen Gemeindebüchereien in der tschechoslowakischen Republik am 31. Dezember 1927.

			Zahl der		
	Büchereien	Bände	Leser	Entlehnungen	Einnahmen
tschechische	11 274	3 943 988	619 217	10 780 617	11 927 836
deutsche	3 126	1 358 389	212 449	3 347 387	4 029 656
ungarische	631	92 508	39 392	246 932	212 659
karpatho-russische	265	35 406	5 278	23 794	28 951
polnische	59	14 593	3 990	41 863	76 206
	15 355	5 444 884	880 326	14 440 593	16 275 308

2. Entwicklung der deutschen Gemeindebüchereien in den Jahren 1920 bis 1928.

	Büchereien	Bände	Zuwachs d. Bde	Leser	Leser in % d. Bevölkrg.	Entlehnungen	Entl. pro Leser	Einnahmen kc	hiervon Beiträge der Gemeinden
1920	458	282 255		69 079	2	668 531	9	490 385	263 728
1921	1 656	602 734	320 479	129 261	4	1 781 680	13	2 116 626	1 531 705
1923	2 547	915 240	312 506	175 108	5.8	2 775 760	16	3 094 111	2 181 201
1924	2 732	1 080 131	164 891	177 613	5.9	2 936 490	16	3 282 089	2 398 070
1925	2 842	1 121 801	41 670	202 401	6.7	3 235 051	16	3 553 468	2 555 606
1926	2 965	1 209 189	87 388	205 830	6.6	3 333 919	16	3 907 313	2 833 023
1927	3 126	1 358 389	149 200	212 449	6.8	3 347 387	16	4 029 656	3 058 447
1928	3 230	1 446 978		210 597		3 267 918		4 049 097	2 910 798

Anfangs ließ sich die Büchereibewegung nur langsam an, den deutschen Gemeinden fehlte die entsprechende Orientierung, doch waren nach kurzer Besinnung die Bedenken verscheucht und eine stürmische Aufwärtsbewegung setzte ein, die sich sowohl in der Gründung der Büchereien, der Vermehrung der Bände und der Teilnahme der Leser zeigte. Vom Jahre 1923 ab geht die Entwicklung einen ziemlich ruhigen gleichmäßigen Gang und erreicht im Jahre 1928 ihren Höhepunkt.

Als eine der wesentlichsten Hemmungen in der Entwicklung wird bei uns die Bücherteuerung angesehen, die durch den niedrigen Stand der eigenen Valuta bedeutend verschärft wird. Es ist interessant zu beobachten, welchen Einfluß die im Jahre 1924 einsetzende Bücherteuerung auf den Zuwachs der Bände in den Gemeindebüchereien gemacht hat. Während im Jahre 1923 der Zuwachs 312 000 Bände betrug, sank er im Jahre 1924 trotz immer weiter steigender Geldmittel auf 164 000 Bände und erreichte den tiefsten Stand im Jahre 1925, wo er 41 000 Bände betrug. Dies dürfte etwa die Zeit sein, in der auch der Büchermarkt die Rückkehr zum billigeren Buch anzutreten begann. Von hieraus spürt man die Verbilligung und Verbesserung des Buches, der Zuchwachs steigt im Jahre 1926 wieder auf 87 000 Bände und im Jahre 1927 auf 149 000 Bände.

Die Summe der Entlehnungen hat das Fünffache der ursprünglichen Ausgangsziffer des Jahres 1920 erreicht. Als ein günstiges Zeichen der Stabilisierung der Verhältnisse erscheint es weiter, daß die durchschnittliche Entlehnungszahl pro Leser sich in einer Höhe hält, die bildungspfleglich als sehr günstig bezeichnet werden muß.

Ein Vergleich der Gesamteinnahmen und der von den Gemeinden geleisteten Pflichtbeiträge zeigt, daß die Gemeindebüchereien ungefähr 1000000

tsch. Kronen an Einnahmen durch die eigene Tätigkeit (Leihgebühren) erwerben.

Das Verhältnis der Stadt- und Landbüchereien 1924—1927.

	Stadt:	Land:
	Bevölkerung:	
	1,3 Millionen	1,7 Millionen
	Büchereien:	
	321	2805
	Bände:	
1924	550 000	480 000
1925	600 000	507 000
1926	680 000	550 000
1927	729 000	628 000
	Leser:	
1924	89 200	89 700
1925	103 700	98 600
1926	116 900	93 600
1927	119 000	91 500
	Entlehnungen:	
1924	2 000 000	880 000
1925	2 260 000	970 000
1926	2 450 000	902 000
1927	2 430 000	913 000
	Beiträge der Gemeinden:	
1927	2 445 742 tsch. Kr.	612 705 tsch. Kr.
	Gesamteinnahmen:	
1927	3 228 596 tsch. Kr.	801 060 tsch. Kr.

Die absoluten Summen und Durchschnittszahlen der Gesamtresultate geben nur eine Vorstellung von der Gesamttendenz der äußeren Entwicklung. Ein genaueres Bild des wirklichen Zustandes erhalten wir durch die Untersuchung des Verhältnisses der Stadt- und Landbüchereien, zweier in Mitteln und Kräften ungleicher Faktoren.

In den Städten wohnt der kleinere Teil der deutschen Bevölkerung, 1,3 Millionen, auf dem Lande, d. i. in Orten mit weniger als 2000 Einwohnern der größere Teil, 1,7 Millionen. Die 321 Städte, die im Höchstfall eine Bevölkerung von 50 000 deutschen Einwohnern haben, sind dem Charakter nach Kleinstädte, die Landgemeinden haben, da die Gesamtbevölkerung nur zu 40% landwirtschaftlichen Berufen, zu 47% der Industrie und dem Handel angehört, nur zum Teile bäuerliche Bevölkerung, sind vielfach industrialisiert (Arbeiter-, Häuslerdörfer). Die Städte sind über das deutsche Sprachgebiet ungleich verteilt, die Mehrzahl liegt in dem industriereichen Nordböhmen, Nordmähren und Schlesien. Für die Entwicklung des Büchereiwesens ergibt dies manchen Nachteil, der ganze Westen, d. i. der Böhmerwald, die südlichen Sprachgebiete und manche Sprachinseln entbehren eine größere Stadt als natürlichen Stützpunkt, an deren Bücherei die vielen kleinen Landbüchereien eine Anlehnung und Beratung finden könnten.

Der Bücherbestand verteilt sich, absolut genommen, wie 6 : 5, bezw. 7 : 6, es ist hüben und drüben fast gleichviel vorhanden. Doch ist der Anteil der Landbüchereien durch ihre große Zahl in kleinste Teilchen zerstückelt, so daß durchschnittlich nur 220 Bände auf eine Landbücherei ent-

fallen. Die genauere Überprüfung zeigt, daß 1800 Büchereien weniger als 300; 900 Büchereien zwischen 300—1000 und nur 350 Büchereien mehr als 1000 Bände besitzen. Die größten Büchereien mit mehr als 10 000 Bänden sind: Aussig, Bodenbach, Böhm.-Leipa, Brünn, Eger, Iglau, Leitmeritz, Mähr.-Schönberg, Prag, Reichenberg, Troppau und Zwittau. Sie haben allerdings meist eine 30- bis 40jährige Entwicklung schon hinter sich. Der Zugang der Stadtbüchereien beträgt 50—80 000 Bände im Jahr, sie können daher leicht die Sichtung ihrer alten Bestände durch Ausscheidung des Unbrauchbaren durchführen. In den Landbüchereien, mit einem Zugange von 30—70 000 Bänden, entfallen 10—17 Bände Vermehrung auf eine einzelne Bücherei, bei Abwesenheit eines größeren Grundstockes wenig genug, um selbst den bescheidenen Leserstand mit Material zu versorgen.

Die Tatsache, daß noch im Jahre 1924 die absolute Zahl der Leser in Stadt und Land gleich war, zeigt, daß die Lebensimpulse dieses Landes so stark sind, daß sie die Verschiedenheit der Lebensgrundlagen in gleicher Weise erfassen. Es fehlt der ländlichen Bevölkerung nicht an Antrieb und Willen zum Lesen, doch ist die Lage der Landbüchereien so ungünstig, daß sie mit der Stadtbücherei und ihrer Werbekraft nicht Schritt halten konnten. Während sich der Leserkreis der Städte ständig erweitert und heute mehr als 9% der städtischen Bevölkerung umfaßt, zeigt die Leserzahl der Landbüchereien einen leichten Rückgang, der zwar durchschnittlich kaum mehr als den Abgang von 1—2 Lesern pro Bücherei bedeutet, insgesamt aber den Leserstand auf 5,4% der Landbevölkerung herabsetzt. Die Ursache liegt in der schon hervorgehobenen Tatsache, daß die Landbüchereien „ausgelesen" sind und bei dem geringen Zugang und Grundstoff nur der nachwachsenden Lesergeneration genügend „neuen" Stoff bieten können.

In der Vermittlung des Buches entfalten die Büchereien eine sehr rege Tätigkeit. Mehr als 3,3 Millionen Bücher werden der Bevölkerung jährlich zugeführt, eine Zahl, die der deutschen Bevölkerungsziffer gleichkommt. In den Städten entfallen durchschnittlich 20 Bücher auf einen Leser, auf dem Lande, der verkürzten Lesezeit entsprechend, 10 Bände. Beide Ergebnisse befriedigen bei der Verschiedenheit der Voraussetzungen durchaus, auf dem Lande ist das Buch seinem Inhalt und Charakter nach mehr ein Familienbuch, als in der Stadt. Sicher sind die festgestellten Leser und Entlehnungsziffern Mindestzahlen, die von der Wirklichkeit weit übertroffen werden. Einen besonderen Ruf haben sich die deutschen Stadtbüchereien in der Republik dadurch erworben, daß der Anteil des belehrenden Schrifttums innerhalb der erzielten Entlehnungen 13—15% ausmacht. Diese Tatsache ist sicher ein ehrenvolles Zeugnis dafür, daß die deutsche Bevölkerung bemüht ist, sich geistig rege und wach zu erhalten, Leben und Beruf geistig zu durchdringen.

Wohl sind die materiellen Unterlagen der Büchereiarbeit gesichert, und doch bietet die Lage der Büchereifinanzen Raum für ernste Befürchtungen. Durch Sparmaßnahmen, die tief in den Staats- und Gemeindehaushalt eingreifen, werden die jährlichen Pflichtbeiträge so tief gehalten, daß die Büchereien in Gefahr geraten, sich nicht leistungs- und lebensfähig er-

halten zu können. Der Beitrag der Landgemeinden beträgt durchschnittlich 50 Heller pro Kopf der ländlichen Bevölkerung und erhebt sich daher nicht über das vom Gesetze geforderte Mindestmaß. In den Städten hält sich der Durchschnitt des Beitrages der Stadtgemeinden auf der Höhe von 1 tsch. Kr. 80 Heller, also etwa doppelt soviel als das Gesetz verlangt. Da jedoch in dem verzeichneten Gemeindebeitrage auch die Personalausgaben enthalten sind, die außerhalb des Pflichtbeitrages liegen und ungefähr 30% ausmachen, desgleichen die Regieauslagen, hält sich auch bei den Städten die Kopfquote nur wenig höher, als das vom Gesetze verlangte Minimum. Ein Vergleich der Gesamteinnahmen mit den Gemeindebeiträgen lehrt, daß die Büchereien etwa 30% ihrer Einnahmen sich durch die Lesergebühren selbständig beschaffen. Überlegt man, daß von den Ausgaben der Stadtbüchereien 46—50% auf Bücheranschaffungen, 30% auf den Personalaufwand und 20% auf Regieauslagen entfallen, kann man sagen, daß die Büchereien ihren Personalaufwand selbst bezahlt machen, die Gemeindeausgaben sich daher nur in Anschaffungswerte (Bücher) und die notwendigen Regieauslagen umwandeln. Gewiß ist die Bücherei als eines der billigsten Gemeindeunternehmen anzugehen. Die Kosten einer Entlehnung betragen nur scheinbar durchschnittlich 1 tsch. Kr.. Darin ist jedoch mit 50% der Anschaffungswert der Bücher enthalten, abzuziehen wäre ferner die Leihgebühr, so daß die tatsächliche Regie bei der Entlehnung auf ein Mindestmaß sich herabsetzt.

Die deutschen Gemeindebüchereien stehen ihrer Mehrheit nach erst im Anfange der Entwicklung. Der Zahl der kleinsten Gemeindebüchereien entsprechend haben heute etwa 1800 nur einen Notbestand an Werken, von denen kaum mehr als eine Anregung ausgehen kann. Aber auch der übrige Teil, soweit es sich nicht um die großen Stadtbüchereien handelt, strebt erst der Erreichung eines ausgebauten Grundstockes einer Landbücherei zu. Nur in wenigen Fällen zeigen unsere Büchereien ein Bild, wie es den Gesetzgebern als künftiges Ideal der Bücherei vorgeschwebt hat. Manche Forderung der Gesetzgeber ist noch unerfüllt, noch haben unsere Büchereien keine Verbindung zu der Jugend und ihrer Lektüre, von der sie einen geschulten Leserkreis sich erzielen könnten, noch fehlt gänzlich ein befriedigender Ausbau des belehrenden Schrifttums oder gar Spezialabteilungen, die Wirtschaft und Erwerb der Bevölkerung wirklich fördern können.

Bewundernswert bleibt die unermüdliche Arbeitskraft und der Idealismus der vielen Hundert Buchwarte, die der Mehrzahl nach vollständig unentgeltlich im Dienste der Büchereien und des Volkes arbeiten. Ihrem Berufe nach sind es 1484 Lehrer, 6 Professoren, 7 Geistliche, 199 Beamte, 158 Gewerbetreibende, 515 Landwirte, 182 Arbeiter, 111 andere Berufe, die neben 30 hauptamtlichen Bibliothekaren dieses schwierige Priesteramt im Dienste des Geistes versehen. Nicht weniger als 93% dieser Geistesarbeiter leisten ihre Arbeit ohne Entgelt.

An den äußeren Entwicklungsgang mag sich noch ein Bild von der inneren Arbeit in der Vermittlung des guten Buches anschließen.

In den Jahren 1925 und 1926 habe ich die ersten Versuche gemacht, die Benutzung der Werke von 80 Verfassern zu erheben. Das folgende Material entstammt der Untersuchung des Jahres 1926. Wenn die früheren

Ergebnisse nicht mit zum Vergleiche herangezogen werden, geschieht dies nur deshalb, um die Darstellung nicht durch die Fülle des Zahlenmaterials zu verwirren. Im voraus sei betont, daß die reicheren Ergebnisse des Jahres 1926 in ihrem Ertrag mit denen des Jahres 1925 durchaus harmonieren und sie bestätigen. Das in folgender Übersicht niedergelegte Material stammt aus seiner Erhebung in 252 Stadtbüchereien mit 99 259 Lesern, 75 611 Bänden und 470 035 Entlehnungen. Die Zahlen der ersten Kolonne zeigen die Entlehnungen, der zweiten Kolonne die benutzten Bände, die dritte Reihe die durchschnittliche Benutzungsziffer eines Bandes an:

Rosegger	28 656	5 735	5
Gerstäcker	22 366	3 337	6
Zahn	18 247	2 306	7
Müller-Guttenbrunn	17 096	2 066	8
Ebner-Eschenbach	16 654	2 118	8
Freytag	15 612	2 760	5
Dahn	15 352	2 347	6
Anzengruber	13 229	2 111	6
Strobl	12 187	1 568	7
Löns	11 238	1 589	6
Schreckenbach	11 114	1 124	9
Viebig	10 533	1 376	7
Watzlik	9 633	1 705	5
Raabe	9 427	2 282	4
G. Keller	8 807	1 817	4
Ginzkey	8 617	1 030	8
Storm	8 428	1 645	5
Zola	8 287	2 915	2
Tolstoi	7 964	1 553	5
Ertl	7 599	1 223	6
Thoma	7 123	1 077	6
Hohlbaum	6 918	875	7
Frenssen	6 841	952	7
Polenz	6 427	662	9
Hadina	6 342	730	8
Handel-Mazzetti	6 049	773	7
Lagerlöf	5 979	997	6
Dostojewski	5 595	907	6
Cooper	5 516	841	6
Böhlau	5 345	764	7
Stifter	5 299	1 418	3
Eyth	5 265	922	5
Hesse	4 678	717	6
Kolbenheyer	4 592	604	7
C. F. Meyer	4 544	830	5
Federer	4 514	593	7
Sealsfield	4 778	786	6
Marryat	4 472	770	5
Schröer	4 094	406	10
Sperl	4 085	567	7
François	3 990	613	6
Finckh	3 979	640	6
Sohnrey	3 893	623	6
Hamsun	3 814	507	7
Scheffel	3 744	690	5
Andersen Nexö	3 730	563	6
Gorki	3 640	767	4
Rosen	3 633	457	7
Alexis	3 553	691	5
Björnson	3 485	710	4
Huggenberger	3 384	564	6
Schönherr	3 234	689	4
Gotthelf	3 185	782	4
Franzos	3 142	477	6
Leutelt	3 131	531	5
Th. Mann	3 100	466	6
O. Ludwig	3 064	680	4
J. London	2 907	321	9
G. Reuter	2 901	323	8
Hansjakob	2 584	524	4
Dörfler	2 518	327	7
Riehl	2 489	491	5
Villinger	2 450	390	6
Luckner	2 250	182	12
Fr. Reuter	2 202	634	3
Supper	2 188	282	7
E. Strauß	1 818	285	6
Faber	1 706	196	8
Stevenson	1 672	224	7
Sapper	1 603	200	8
Stehr	1 041	225	6
Strauß-Torney	1 050	217	6
W. Schäfer	1 135	195	5
Heye	1 106	235	4
G. Hinrichs	1 059	97	9
Voigt-Diederichs	960	145	6
H. Grimm	945	187	5
Jürgensen	523	162	4
Leppa	650	108	4

Die absolute Zahl der Entlehnungen ist wohl im allgemeinen von der Summe der Bände mitbedingt. Mit der Bändezahl fällt auch im allgemeinen die Entlehnungsziffer, doch zeigt sich deutlich, daß die absolute Entlehnungsziffer abhängig ist von der relativen Benutzungszahl eines Bandes, in der Momente mitspielen, die einer näheren Analyse bedürfen. Diese relative Benutzungsziffer des einzelnen Bandes ist eine sehr merkwürdige

Zahl, die das in der ersten Tabelle geordnete Bild wesentlich zu verschieben vermag und auch für die Ausdeutung der Erhebungsergebnisse manches interessante Moment bietet. Das Bild nach der relativen Benutzung pro Band ergibt eine ganz andere Reihenfolge der Verfasser.

Entl. pro Band

(12):	Luckner (2250).
(10):	Schröer (4094).
(9):	Schreckenbach (1114), Polenz (6427), J. London (2907), Hinrichs (1059).
(8):	Müller-Guttenbrunn (17 196), Ebner-Eschenbach (16 654), Ginzkey (8619), Hadina (6342), G. Reuter (2901), Sapper (1603), Faver (1706).
(7):	Zahn (18 247), Viebig (10 533), Strobl (12 187), Frenssen (6841), Hohlbaum (6918), Handel-Mazzetti (6049), Böhlau (5345), Federer (4514), Sperl (4055), Dörfler (2518), Supper (2188), Rosen (3633), Stevenson (1672).
(6):	Dahn (15 352), Anzengruber (13 229), François (3995), Löns (11 238), Ertl (7099), Thoma (7123), Finckh (3979), Sohnrey (3893), Huggenberger (3384), Franzos (3142), Villinger (2450), Strauß-Torney (1450), Voigt-Diederichs (960), Hesse (4671), Th. Mann (3100), E. Strauß (1818), Stehr (1541), Gerstäcker (22366), Cooper (5516), Sealsfield (4778), Lagerlöf (5970), Dostojewski (5597), Andersen Nexö (3736).
(5):	Rosegger (28 656), Freytag (15 612), Storm (8428), C. F. Meyer (4544), Scheffel (3743), Alexis (3550), Riehl (2459), Eyth (5265), Marryat (2472), H. Grimm (945), Leutelt (3131), W. Schäfer (1135), Tolstoi (7964).
(4):	Raabe (9427), Keller (8800), Gotthelf (3185), O. Ludwig (3064), Schönherr (3234), Hansjakob (2584), Heye (1006), Jürgensen (523), Gorki (3640), Björnson (3485).
(3):	Stifter (5299), Fr. Reuter (2292).
(2):	Zola (8287).

Ordnet man die Verfasser unter Berücksichtigung der relativen Ausleihziffer in die zugehörigen Stoffgruppen, die eine Vergleichbarkeit zulassen, löst sich manche Unverständlichkeit der Aufeinanderfolge in absoluten Entlehnungsziffern.

Man vergleiche z. B. die Reihenfolge der großen realistischen Erzähler: (8) Ebner-Eschenbach, (6) Anzengruber, (5) Rosegger, Freytag, Storm, C. F. Meyer, Scheffel, (4) Raabe, Keller, Gotthelf, O. Ludwig, (3) Stifter, Reuter.

Bei der Ebner-Eschenbach ist es wohl der landschaftliche Unterton heimatlichen Volkstums, dann aber das warme soziale Empfinden, das sie den Lesern unseres Landes in die erste Reihe rückt. Dabei ist die Eschenbach einfacher und klarer in der Handlung, als der schwierige Fragen lösende, öfter ironische Anzengruber. Gleich hinter ihnen folgt der gemütvolle, volkstümliche, bei uns überaus ansprechende Rosegger. Nach ihm Gustav Freytag, handlungsreich, mit seinen Bildern aus Geschichte und Leben des deutschen Volkes, mit einzelnen Bänden über die relative Benutzungsziffer gewiß hinausreichend, dann erst der stimmungshaltige, abgetönte, zarte und beschauliche Storm. Unter dem Einflusse der Lektüre der gebildeteren Schicht der Leser erreichen die gleiche Benutzungsziffer: der Formkünstler C. F. Meyer und Scheffel, von der studierenden Jugend so bevorzugt; ihnen folgen der gemütsreiche, aber in der Erzählungsweise schwierige

Raabe, der formal hochstehende, nachdenkliche und selbst in seinem Humor nur dem intelligenteren Leser erfaßbare Gottfried Keller, der durch behagliche Breite schwierige Gotthelf, der grüblerisch feinbeobachtende Otto Ludwig und zum Abschluß der handlungsarme Stilkünstler Stifter und der für unsere Verhältnisse zu große Sprachschwierigkeiten bietende Fritz Reuter. Bei genauer Überlegung trotzdem eine in ihrer Abfolge durchaus verständliche Anordnung.

Ganz analog auf anderem Gebiete. So z. B. die Bauerngeschichte, die allerdings von vornherein einen engeren, an den Problemen interessierten Leserkreis bindet. Voran steht der Zeitfragen behandelnde, idealisierende Schröer (10), nach ihm der ebenfalls brennende Probleme der Zeit behandelnde, jedoch naturalistische Polenz (9), dann der sozial empfindende Anzengruber, der derb naturalistische Thoma (6), der einfache Sohnrey und Huggenberger, der sich bei uns noch wenig durchgesetzt hat, dann der volkstümliche Rosegger und erst am Schluß der Reihe der schwierigere, vergrübelte und knappe Schönherr und der veraltete, breite Gotthelf.

In der Heimatkunst, der reflektierenden Sehnsucht der städtischen Intelligenz, stehen die Erzähler mit wirkungsreichen, spannenden Stoffen in erster Reihe: Zahn, Viebig, Strobl (7), dann folgen der etwas nachdenkliche und breite Federer, der wenig lebhafte Dörfler, die besinnliche, dunkle Supper, dann der die Sympathien der studierenden Jugend sowie der engeren Kreise der Naturfreunde genießende Löns und Finckh und schließlich die bei uns noch wenig bekannte Villinger.

In der historischen Erzählung, auf breiteste Schichten wirkend, dominiert der in der Darstellung einfache Schreckenbach (9), der volkstümliche, handlungsreiche und dem nationalen Schicksal des hiesigen Deutschtums nahestehende Müller-Guttenbrunn (8), dann unser Landsmann Hohlbaum mit vielfach heimatlichen Stoffen (7), die wirkungsvolle, rührende, dem katholischen Empfinden nahestehende, jedoch in Sprache und Darstellung schon schwierigere Handel-Mazzetti. Dann folgt der gedankenbeschwerte Kolbenheyer, der in der Darstellung schwierige Sperl, der auf die Jugend wirkende, spannende Dahn (6), die geschulte Erzählerin François, ferner Gustav Freytag, der innerhalb dieser Stoffgruppe die ernsteren Leser fesselt, und dann die schwierigen Verfasser: C. F. Meyer, der uns stofflich fremde Alexis und der etwas veraltete Riehl.

In der Gruppe der sozial empfindenden Autoren stehen, wenn nur die absoluten Ziffern berücksichtigt werden, die Ebner-Eschenbach und Anzengruber, die beide dem Volkstum nahestehen, voran. Die breite Volksschicht wertet ihre Menschlichkeit. Dann folgt die in Stoff und Stil packende Viebig und die nur als Sozialkritiker und rein stofflich gelesenen Zola und Tolstoi. Legt man die relative Benutzungsziffer des Bandes dem Vergleiche zugrunde, rücken wieder die Sonderinteressen der für die sozialen Zeit- und Tagesfragen Interessierten in den Vordergrund: z. B. Polenz (9), das Kämpfertum der sonst literarischen G. Reuter, die dann neben die Ebner-Eschenbach aufrückt (8), und die Böhlau, die hinter die Viebig kommt (7). Dann folgen Thoma (6), der ebenfalls sicher nur stofflich nicht der künstlerischen Darstellung nach gelesene Dostojewski und der überaus

wertvolle, menschlich reife, aber durch die Form des Entwicklungsromans schwierige Andersen Nexö. Hierauf Tolstois modernes, russisch empfundenes Christentum, dessen Zeitkritik Beifall und Widerspruch erregt, der Kritiker und Ankläger Gorki (4), und der eifernd wirkende Zola (2), dessen Lebensprobleme und Darstellungswucht überwunden zu sein scheinen.

In der abenteuerlichen Erzählung nehmen den relativen Zahlen nach nicht Gerstäcker, sondern Luckner mit den Episoden des Weltkrieges (12), und Jack London, dessen Abenteuerlust und Charakterstärke gewinnend auf die Leser wirkt (9), den ersten Platz ein. Ihnen folgen die Lieblinge des wirklichkeitsnahen Selbsterlebnisses, Faber (8) und Rosen (7). Stevenson dringt nur mit einem Werke durch. Die breiteste Wirkung auf die Leser (siehe absolute Zahlen) haben noch immer die volkstümlichsten, vielleicht auch gemütreichsten Erzähler der abenteuerlichen Literatur: Gerstäcker, Sealsfield und Cooper, dessen Indianergeschichten unverwüstlich sind, schließlich der etwas veraltete, noch für die Jugend verwendete Marryat. Den Abschluß bilden der sprachlich konzentrierte, schwierige Grimm, die bei uns noch zu wenig bekannten Heye und Jürgensen.

Schließlich wäre auch bei den im Niveau und der Darstellungsform schwierigen Verfasser zu verweilen, weil sie die Reaktion der intelligenteren Bevölkerungsschicht darstellen. Nimmt man die absoluten Entlehnungsziffern als Vergleichsgrundlage, steht die ältere Gruppe der klassischen Erzähler der realistischen Periode voran, in die die gebildeten Leser durch die Schule eingeführt sind und die einen Teil ihres Bildungsganges darstellen: Raabe, Keller, Storm, Dostojewski, Stifter, Hesse, Kolbenheyer, C. F. Meyer, Hamsun, Th. Mann und die bei uns noch wenig bekannten E. Strauß, H. Stehr und W. Schäfer. Nach der Reihe der relativen Bandbenutzungsziffer geht das Interesse an den modernen Verfassern voran, die älteren treten zurück: Kolbenheyer und Knut Hamsun (7), die bedeutende Lebensreife zum Verständnis voraussetzen, dann der Psychologe Dostojewski, die modernen Europäer Hermann Hesse und Thomas Mann von stark geistiger Prägung (6), dann die noch wenig bekannten, ebenfalls stark geistigen Emil Strauß und H. Stehr, der Neigung zur Mystik zeigt. Darauf erst die schon oben genannten Klassiker des Realismus: Storm, C. F. Meyer (5), denen Raabe und Keller (4) folgen. Nur W. Schäfer, der unverdient wenig bei uns bekannt ist und eine stark gedanklich verdichtete Handlung hat, reiht sich mit (5) neben Storm und Meyer an.

Das Gesamtresultat kann jedem Buchwart viel wertvolle Fingerzeige geben. Die Anschaffungspolitik, die Einstellung der Mehrstücke muß durch das Resultat bestimmt sein, ganz abgesehen von den wertvollen Fingerzeigen für die psychologische Anwendung in der Ausleihe.

In den absoluten Entlehnungsziffern tragen die ältere Dichtergeneration und wohl auch der breitere Leserkreis den Sieg davon: Rosegger, Gerstäcker, Zahn, Ebner-Eschenbach, Freytag, Dahn, Anzengruber sind ins Volksbewußtsein durchgedrungen. Die hohe relative Entlehnungsziffer setzt die neueren Autoren in den Vorteil, stellt wahrscheinlich ihr langsames Vordringen dar, das von dem städtischen Leserkreis aus seinen Einzug nimmt, wobei die hohe relative Benutzungsziffer bei sonst niedriger absoluter Entlehnungszahl auf die Wirksamkeit und Brauchbarkeit dieses „neuen" Autors

hinweist: z. B. Schröer, Luckner, Jack London, Faber usw. In der hohen relativen Benutzungsziffer kommen die Sondergruppen der an speziellen Problemen Interessierten zur Geltung, wobei ungelöste Gegenwartsprobleme, das Interesse am modernen Leben und seiner Schilderung zum Rechte kommen.

Auf die breiteste Schicht unseres heimischen Leserkreises, den „einfachen" Leser, wirkt bei einfacher Handlung und Darstellung der volkstümlich gemütvolle Charakter heimatlicher bezw. österreichischer Gefühlsfärbung am meisten: Rosegger, Müller-Guttenbrunn, Ebner-Eschenbach. Dann der Spannungsreiz des abenteuerlichen Stoffes, gleichfalls volkstümlich erzählt: Gerstäcker. Dann das ausgesprochen soziale Empfinden in rein menschlich warm empfundener, aus dem Volkstum hervorgehender Form: Ebner-Eschenbach und Anzengruber. Es ist gewiß die „bewußtere" Schicht der breiteren Lesermasse, die sich mit Gegenwartsproblemen in Polenz, G. Reuter, Viebig, Böhlau, kritisch auseinandersetzt. Dann folgt die handlungsreiche Darstellung, in heimischem Kolorit und volkstümlich empfunden: Zahn, Müller-Guttenbrunn, Freytag, entweder mit der Vorliebe für die landschaftliche Eigenart in den Geschichten aus dem Hochland (Zahn) oder mit dem Gefühl für das geschichtliche Schicksal des eigenen Volkstums: Müller-Guttenbrunn, Freytag, Dahn, Schreckenbach. Schließlich der nur spannend wirkungsreiche Stoff ohne Mitschwingen der genannten Momente: Frenssen, Viebig, Strobl.

Der Verbreitung in weiteren Volksschichten sind mehrere Momente hinderlich, namentlich die künstlerisch hochstehende Form der Erzählung: C. F. Meyer, Keller, Stifter deutlich, ebenso die schwierige Erzählungsweise: Raabe, die hohe Geistigkeit: Kolbenheyer, Hamsun, Hesse, Mann, Stehr, der gedrungene Stil: Schönherr, Schäfer, Grimm, die Handlungsarmut: Stifter, eine schwere, grüblerische Natur, große Breite der Darstellung u. dgl.

Die tiefere Begründung für das Verhalten einfacherer Leserschichten bietet uns neben der Analyse des obigen Materials die soziologische Betrachtungsweise der Bevölkerung, die die einzelnen Volksglieder im Zusammenhang mit ihrer Siedlung, Beschäftigung, Lebensweise, den wirtschaft- und gemeinschaftbildenden Faktoren darzustellen sucht. Auch die moderne Berufs- und Individualpsychologie bahnen immer weitere Wege für das Verständnis der Psychologie der Leser.

Das Bild, das die deutschen Gemeindebüchereien in der äußeren Entwicklung und in der Vermittlung des Schrifttums an die Bevölkerung ergeben, gibt günstigen Hoffnungen Raum. Ohne die weitere Entwicklung durch unzureichende Zielbildungen zu belasten, können wir das Streben der Gemeindebüchereien in folgende Leitsätze zusammenfassen: Durch die Arbeit unserer Büchereien sollen die Menschen lesen lernen, aufmerksam, mit wachen Sinnen, bereit, den Strom des Lebens in sich aufzunehmen, mit reger Urteilskraft das Gelesene überdenken, um die eigenen geistigen Kräfte dadurch zu lösen und zu entfalten.

Die Büchereien bekämpfen die innere Passivität des Lesers, weil seine Seele sonst keinen Teil hat an dem Geschehen des Buches. Die Gedanken-

losigkeit des Lesers bedeutet den Tod alles geistigen Lebens. Die Büchereien bekämpfen alle Verlogenheit, mag sie sich in Phrasen hüllen oder auf falsche Gefühle und billige Instinkte rechnen.

Wir wollen, daß sich das Lesen zum Erleben gestaltet. Denn das Erlebte wird im Leser aufgehen und kann sich in ihm zu einer wirksamen Macht entfalten. Wie erfrischender Regen die Erde neu erquickt und Blumenduft weckt, kann ein solches Lesen den Menschen neu beleben, es kann so stark sein, daß es den Menschen geistig wandelt. Dazu ist es nötig, die inneren Kräfte des Menschen zu lösen und ihn aus seinem Wesen, den Werten und Kräften seiner Anlage zu entfalten. Eine solche Macht besitzt vor allem der Dichter, der selbst der ewigen Schöpferkraft nahe, neues Leben zu wecken vermag.

Durch die Pflege des deutschen Schrifttums aber glauben wir das geistige Leben unseres Volkes zu erneuern, seine geistigen und sittlichen Kräfte erhalten und fördern zu können, damit wir fortbauen können an dem Erbe des deutschen Geistes.

Die Phantasie, vom Dichter erregt, öffnet alle Herzen, läßt die Pulse rascher schlagen, stillt die Leiden, bereitet ein stilles, beseligendes Glück, weitet Welt und Menschheit. Wo die Phantasie ihre Wurzeln nicht eingesenkt hat in die lebenerhaltenden Kräfte des Menschen, bleibt das geistige Leben ohne erhaltende Nahrung, verkümmert und verdorrt.

So nährt, erhält und belebt Sprache und Dichtung das geistige Leben des Volkes. So lange sie lebt und erlebt wird, lebt auch das Volk. Als uns das erste Mutterwort erklang, sich der Zauber des ersten Märchens in unser Herz senkte und das erste Heldenlied zum Preise der Väter lebendig wurde, erlebte ein jeder von uns das Erlebnis, das ihm eingeprägt bleibt im tiefsten Herzen.

Wir wollen das geistige Leben des Menschen fördern und stärken. Denn geistiges Leben ist schöpferisches Leben. An ihm kann auch der einfache Mensch, sofern er innerlich ist, teilhaben. Nur der geistige Mensch wird im wahren Sinne des Wortes ein tätiger Mensch sein, denn nur er wird Ziel, Maß, Sinn, Ordnung und Gestaltung seiner Tätigkeit finden, seine Begabung aufbauend verwerten.

Was wir vor allem brauchen, sind tätige Menschen, wachen Geistes, fähig ihre Kräfte zu entwickeln im Kampf um die Selbstbehauptung, getragen vom Idealismus, der Vater jeder werteschaffenden Arbeit ist.

In diesem Sinne heißt Lesen durch geistiges Leben schöpferische Kräfte entwickeln.

Wir stehen ein für die Freiheit des Geistes. Mit Welt und Leben, die sich stets neu erschaffen und gebären, gestaltet sich die schöpferische Kraft des Geistes in immer neuen Formen. Ein Geist, der schaffend wirkt, ist nicht ein Geist, der verneint. Er wird die alten Formen leben, solange in ihnen Leben ist, er wird sie verwerfen, wenn sie abgelebt, verbraucht, in Gewohnheit, Hochmut und Dünkel erstarrt sind. Er wird sie sprengen, wenn sein Genius sich größere Weiten des Empfindens erfühlt, eine neue Quelle des Lichtes gefunden und neue Tiefen des Denkens erschlossen hat.

Dann schlägt er neue Wege ein oder wertet um, aber er schafft und wertet, er findet eine neue Ordnung in den Dingen, baut ein neues Gesetz des Seins.

Wir aber beugen uns in Ehrfurcht vor diesem Genius der Menschheit und stellen uns in seinen Schatten.

Grundsätze und Erfahrungen der Leserberatung.

Von Dr. Viktor Zifreund (Neu-Titschein T.S.R.).

Die folgenden Ausführungen sollen sich mit der Beratungsarbeit des Buchwarts, mit der sogenannten „Leserberatung", ihrer Bedeutung und ihren Grenzen befassen mit dem Ziele, die Grundsätze und Erfahrungen dieses überaus wichtigen volksbildnerischen Arbeitsgebietes, soweit dies heute und von einem etwas engen Tätigkeitsgebiet aus überhaupt möglich ist, festzulegen.

Da ist es zunächst notwendig, den Begriff „Leserberatung" selbst einmal auf seine Richtigkeit, Berechtigung und Brauchbarkeit zu untersuchen. Der sinngemäße Hauptton liegt für uns dabei auf dem zweiten Teil dieser Wortzusammensetzung. Und „Beratung" bedeutet hier wohl soviel wie Unterweisung im richtigen Erfassen des Schrifttums vermöge eines festen, übergeordneten Wissens, Könnens und Verstehens. Der Beratende muß also dem zu Beratenden überlegen sein hinsichtlich seines Wissens, Könnens und Verstehens des Beratungsobjektes. Das fordern wir z. B. vom Arzt, wenn wir ihn zu Rate ziehen wollen. Während man aber die Beratung durch den Arzt als selbstverständlich hinnimmt und während der Arzt in der Regel auch das erforderliche übergeordnete Beratungswissen mitbringt, will der Leser nur in ganz seltenen Fällen — wenigstens anfangs — von vorneherein beraten werden und ist andererseits der Buchwart nicht immer in der Lage, seinen Rat, der Wirkung voll bewußt, zu erteilen. Daraus geht hervor, daß der Begriff „Leserberatung" in seiner praktischen Handhabung keineswegs immer berechtigt ist und auch vielfach nicht angewendet werden dürfte, daß es sich vielmehr bei vielen Ausleihefällen lediglich um ein Bedienen des Lesers handelt, indem wir eben das gewünschte Buch ausgeben müssen oder günstigerenfalls nach bestem Ermessen ein Buch für den Leser auswählen. Denn während der Arzt es meist mit einem festumrissenen Wissen zu tun hat, liegt die Leserberatung weit mehr im Gebiet des Psychologischen. Daneben gibt es gewiß in jeder Bücherei reine „Beratungsfälle", deren Dichte immer von der Fähigkeit des Buchwarts abhängig sein wird. Wirkliche „Leserberatung" läßt sich demzufolge also nur in bescheidenem Ausmaße von vorneherein praktisch durchführen. Es bedarf einer längeren Vorbereitung des Lesers, bevor er aus sich selbst heraus zur Beratung bereit ist, und es bedarf einer längeren Beobachtung des Lesers durch den Buchwart, bevor dieser erfolgreich mit der Beratung einsetzen kann. An dieser Erkenntnis müssen wir auch dann noch festhalten, wenn uns die Fühlungnahme mit dem Leser selbst auf Monate hinaus nicht gelingen sollte. Es ist mitunter besser, zu warten und Geduld zu üben — Geduld und Nachsicht üben zu können, ist ja die Kardinaltugend des Buchwarts, die

durch das beste und umfangreichste Wissen nicht ersetzt werden kann —, als voreilig mit einer Beratungsarbeit einzusetzen, die der Grundlagen entbehrt. Jeder Praktiker weiß aus eigener Erfahrung, daß bei letzterem Verfahren mancher Leser scheu wird oder gar die Bücherei für immer meidet. Und ich möchte hier zur Bekräftigung an einen Ausspruch Goethes erinnern, der des Wesens Kern so echt nach seiner Art trifft. Er lautet: „Die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet sein", d. h. in unserem Fall: Der Leser will lieber angeregt als zwangsläufig belehrt werden. Und wäre das Wort, der Begriff Leserberatung nicht schon so fest geprägt, so möchte ich dafür lieber „Leseranregung" wählen, ein Ausdruck, der zwar bescheidener klingt, aber zutreffender ist. Diese Feststellungen waren notwendig, um vor allem dem jungen Buchwart die Schwierigkeiten seines Berufes aufzuzeigen und nicht den Glauben an eine eigene Unfehlbarkeit hochwachsen zu lassen, die nie zu einer gedeihlichen Beratungsarbeit, wohl aber zu einer unerträglichen Lesediktatur führen wird. Zusammenfassend können wir also sagen, daß der Buchwart erst dann die Leserberatung bei jedem einzelnen Leser anstreben soll, wenn die beiden Grundlagen hierfür gegeben sind, nämlich der Wille des Lesers oder vielleicht auch schon eine schwache Hinneigung des Lesers, sich beraten zu lassen, und andrerseits das Vermögen des Buchwarts, beraten zu können. In allen anderen Fällen müssen wir uns vorläufig damit begnügen, dem Leser sozusagen „bloß an die Hand" zu gehen und dabei langsam die obigen Grundlagen zu schaffen.

Die Bereitwilligkeit des Lesers, mit Hilfe des Buchwarts die Buchwahl vornehmen zu wollen, ist also die erste Grundbedingung für jede Beratungsarbeit. Wir müssen demnach zuerst feststellen, was den Leser in die Bücherei führt, was er hier zu finden hofft und wie wir ihm behilflich sein können, das Erhoffte zu erreichen. Dazu ist es notwendig, stets darnach zu trachten, dem Leser, dem wir helfen und dienen sollen, menschlich so nahe zu kommen, daß er Zutrauen gewinnt und, aus sich herausgehend, selbst seine Wünsche ohne Scheu äußert. In dieser Wunschäußerung wird sich dann meist das augenblickliche seelische und geistige Bedürfnis des Lesers hinsichtlich des zu wählenden Buches — mehr oder minder klar erkennbar — ausdrücken; hier allein findet der Buchwart den Ausgangspunkt für die Beratungsarbeit. Und je niedriger die Einstellung des Lesers in bezug auf Geschmacksbildung und Kunstsinnentfaltung sich zeigt, je mehr er dem Schund zuneigt oder je minder vertraut ihm das gute Schrifttum ist, desto mehr Entgegenkommen, desto größere Sorgfalt und Geduld muß der Buchwart bei der Beratung aufwenden. Bei dieser Erwägung denken wir vorwiegend an jene Leser, die in den Büchern nur Unterhalter sehen, ja selbst noch an solche Bücherbenutzer, denen Bücher nur zur Vertreibung der Langeweile dienen sollen. Es sei zugegeben, daß dem Buchwart in diesen Fällen manche Schwierigkeiten und Sorgen erwachsen, und es gibt Büchereileiter, die von vornherein besonders die letztere Art Leser als nicht führungs- und beratungsfähig ablehnen, da ihre Bedienung nichts anderes als Zeit-, Kraft- und Mittelvergeudung bedeute, die Bücherei und Buchwart unnötig belaste. Die Erfahrung scheint sogar für diese Behauptung zu sprechen, insofern diese Lesergruppen Werke von höherem künstlerischen

Wert — vom Standpunkt des Lesers aus gesehen: Werke schwierigerer Form — zunächst ablehnen. Hingegen muß aber doch auch zugegeben werden, daß man bei vielen dieser Leser mit etwas Geduld auch für das bessere Buch mit Erfolg werben und Verständnis erwecken kann. Diese Tatsache gebietet, die Grenze und den Zeitpunkt für das Aufgeben eines Lesers ziemlich weit zu stecken. Versuchen wir doch zuerst immer, uns in jenen Leser hineinzudenken, der als so schwer zu bedienen gilt, in jenen Leser, der sich mit dem Buch nur die Zeit vertreiben will. Nicht immer handelt es sich um Menschen minderer Qualität, oft ist es ein starkes inneres Erlebnis, das in einem leichten Buch den Ausgleich, die Ablenkung sucht, oft ist es auch berufliche Überanstrengung, die eine schwerere Lektüre scheinbar ausschließt, und nur in den wenigsten Fällen handelt es sich um seelisches oder geistiges Unvermögen. Und es dürfte von gleicher, wenn nicht gar größerer Bedeutung wie die Führung und Beratung eines Lesers bester Qualität sein, wenn es dem Buchwart gelingt, im ersten Fall den Leser zunächst bis zu einem leichten, aber doch guten, gemütstärkenden Buche vorzuführen und weiters den beruflich Überanstrengten so weit zu bringen, bis er erkennt, daß auch das gute Buch von ihm nicht viel mehr Mitarbeit verlangt als das minderwertige Schundbuch. Einen Helfer bringt uns auch der scheinbar unzugängliche Langeweileleser immer mit, einen Funken Bedürfnis nach Gemütsentfaltung, der sich leicht hegen und entfalten läßt. Ein Beispiel aus der Praxis statt vieler möge zur Beleuchtung dieser Behauptung angeführt werden: Frau M., Unterbeamtenswitwe, in den vierziger Jahren, kommt von Courths-Mahler, Eschstruth, Marlitt usw. Die von der neuen Leserin gewünschten Bücher sind nicht im Bestand der Bücherei. Darüber ist die Dame zunächst etwas enttäuscht. Auf die Frage, was sie denn besonders gerne lesen möchte, bezw. gelesen hat, kommt die selbstverständliche Antwort: „Liebes- und Adelsgeschichten". Sie nimmt zunächst „Unsühnbar" von der Ebner-Eschenbach, sie liest weiters noch den „Rittmeister Brand", „Margarete", „Dorf- und Schloßgeschichten" von derselben Verfasserin, ferner den „Grabenhäger" von Polenz, Heubners „Heiligen Geist", dann einiges von Müller-Guttenbrunn („Von Eugenius bis Josephus") und läßt sich von nun an leicht und gerne führen. Etwa nach Jahresfrist versuche ich „Amalie Dietrich". Die Frau ist begeistert und verschenkt zwei Exemplare dieses Werkes an Verwandte als Weihnachtsgaben. Nun wäre es ganz falsch, wollte der Buchwart den Erfolg allein seiner Beratungsarbeit zuschreiben. Im Gegenteil: Die Fähigkeiten für die Aufnahme dieser gewiß nicht außergewöhnlich hochgeistigen Literatur, die aber im Vergleich mit der vor der Führung gelesenen doch einen großen Fortschritt bedeutet, lagen in der Leserin selbst. Das Verdienst des Buchwarts besteht lediglich darin, daß er die Leserin nicht von vorneherein abgestoßen und kopfscheu gemacht hat, daß er den mitgebrachten Funken Gefühlsbedürfnis hegte, daß er versuchte, dem Grundgeschmack der Leserin Rechnung zu tragen, bis er ihr Vertrauen, ihren Willen zur Beratung erworben hatte. Er darf sich auch gar nicht entmutigen lassen oder verwundern, wenn selbst einmal bei einem so geförderten Leser ein Rückschlag eintreten sollte. Auch

dieser Rückschlag wird Ursachen haben, die zu ergründen man nicht ermüden sollte. Ferner wäre es unrichtig, sich vorzunehmen, einen Leser nach einem bestimmten Schema zu gewissen Gipfelpunkten der Kunst hinanführen zu wollen, etwa in der etwas krassen Art, daß ich die vorerwähnte Leserin bis zu Kolbenheyers „Paracelsus“ oder zu Kellers „Grünem Heinrich“ heranbringen möchte. Für jeden Leser gibt es eben Grenzen der Aufnahmefähigkeit und -möglichkeit, gleichgiltig, ob diese innerhalb der schöngeistigen Literatur liegen oder ob sie auch in die Gebiete der wissenschaftlichen Literatur hinüberreichen. So wird sich z. B. Frau M. kaum weit über die vorhin gezogenen Linien hinauslesen.

Unser Beispiel aus der Praxis zeigt uns ferner, daß es die erste Aufgabe des Buchwarts ist, das Interessengebiet des neueintretenden Lesers zu erforschen. Bei manchem Leser werden die Grenzen enger, bei manchem weiter liegen, bei manchem werden sie sich erweitern lassen, bei anderen werden sie immer die gleichen bleiben. Dieses Interessengebiet können wir aber nur ermitteln, wenn uns der Leser so nahe tritt, daß er uns seine Wünsche frei und offen mitteilt. Dazu können wir wohl die Mehrzahl der Leser leicht bewegen. In der Praxis fordert der Leser, wenn er das erste Mal in die Bücherei kommt, ein bestimmtes Buch oder einen bestimmten Autor. Ist das Werk oder der gewünschte Verfasser im gegenwärtigen Bestand, so soll der Wahl des Lesers unbedingt nachgekommen werden. Man wird guttun, auch weiterhin — besonders in schwierigeren Beratungsfällen — auf längere Zeit hinaus, dem Leser die selbstgewählten Bücher auszufolgen und erst dann mit der Führung zu beginnen, bis sich der Leser eingewöhnt hat, bis er in der Bücherei heimisch geworden ist und an anderen Lesern die Beratung genügend beobachtet hat. Aber es wird sich dabei vielleicht schon die Gelegenheit ergeben, ihn zu fragen, ob er das Buch aus eigenem Antrieb lesen will, ob er es über Anraten eines Bekannten verlangt, was ihn besonders daran interessiert usw. Vielleicht geht er nun aus sich heraus und sagt uns, wofür er besonders Neigung hat, etwa für geschichtliche Romane, für Abenteuergeschichten, für Liebes- und Ehegeschichten, für technische Romane, für soziale Erzählungen, für bestimmte Gebiete der wissenschaftlichen Literatur usw. Vergessen wir auch nie, zu fragen, wie das oder jenes selbstgewählte Buch gefallen hat. Gerade hierbei ist es leicht möglich, helfend einzugreifen, wenn der Leser selbst in seiner Wahl fehlgegriffen hat. Diese Mitteilungen, dieses Vertrauen, sie sind nicht hoch genug einzuschätzen. Wir dürfen nie vergessen, daß uns der Leser damit Einblick gewährt in sein Fühlen und Denken, in sein Innenleben. Da wir aber nicht fähig sind, uns all diese Äußerungen von jedem Einzelnen und für jeden Einzelnen der vielleicht nach Hunderten zählenden Besucher der Bücherei zu merken, müssen wir hier schon auf ein Hilfsmittel zu sprechen kommen, auf das Leserheft, das aber nicht der Leser, sondern der Buchwart besitzt und ausfüllt. In dieses Leserheft tragen wir nun schlagwortartig und in Abkürzungen die Äußerungen des Lesers ein, etwa h. R. = bevorzugt historische Romane, R. = Reiseschilderungen, D. = Dorfgeschichten usw., oder auch Ablehnungen wie z. B. k. D. = keine Dorfgeschichten, k. A. = keine Abenteuergeschichten usw.

Das läßt sich ohne Schwierigkeit während der Bedienung des Lesers durchführen. Man wird aber noch einen Schritt weiter gehen und sich in ähnlicher Weise auch gleich anmerken, ob und wie das zurückgebrachte Buch dem Leser gefallen hat, ob er selbst das Buch gewählt hat oder nicht. Auch dafür genügen Abkürzungen wie s. g. = sehr gut gefallen, n. g. = nicht gefallen, e. W. = eigene Wahl usw. Diese Bemerkungen werden neben den Titel des eingetragenen Buches geschrieben.

Wir haben jedoch auch mit Lesern zu rechnen, die unbedingt ihren Weg allein gehen wollen, die sich uns verschließen und unsere Fragen als unberechtigte Eingriffe betrachten. Vielleicht werden sie so sicher und selbständig ihren Weg gehen, daß sie unserer Hilfe überhaupt nicht bedürfen; vielfach aber handelt es sich nur um eine gewisse Scheu, andere um Hilfe anzugehen oder auch um eine außer der Bücherei erfolgende Leserberatung. In all diesen Ausnahmefällen muß der Buchwart zurückhaltend und geduldig die Zeit abwarten, bis der richtige Augenblick zum Eingreifen kommt. Von ausschlaggebender Bedeutung ist es dabei stets, wie die ersten, vom Buchwart ausgewählten Werke aufgenommen werden. Trifft er hier das Richtige, dann hat er auch schon den Leser, bezw. den Willen des Lesers für die Beratung gewonnen; macht er einen Fehlgriff, dann entfremdet er sich den Leser beträchtlich. Das gilt besonders von Leserinnen und Lesern, die auf gewisse anzugkräftige Autoren wie etwa Herzog, Heer, Greinz usw. eingeschworen sind. Sie werden die Sorgenkinder des allzueifrigen Buchwarts, der dann aber nur zu leicht die Flinte ins Korn wirft, seine Mißlaunigkeit offen zeigt oder nicht mehr verhehlen kann und damit alle Brücken zwischen sich und dem Leser abbricht. Auch hier kann nur Geduld Erfolge zeitigen. Vor allem ist zu bedenken, daß der Leser mit einem außergewöhnlich starken Willen nach dem von ihm gewünschten Buche auftritt, daß wir ihn uns also mit der Erfüllung seines Wunsches schon etwas geneigt machen. Er mag auch ruhig seinen Lieblingsautor, soweit dessen Werke im Bestand der Bücherei sind, ganz durchlesen. Danach erst werden wir den ersten Versuch wagen, ihn für anderes zu gewinnen. Hierbei ist die Bereitwilligkeit des Lesers, den Buchwart bei der Wahl mitarbeiten zu lassen, ausschlaggebend. Einige Fragen und Antworten stellen den Einklang her. Etwa: „Was hat Ihnen an Herzogs „Hanseaten" besonders gefallen?" — „Ach, das liest sich so schön und spannend, da kann man sich so recht hineinfühlen!" — Nun wäre es ganz verfehlt, ein abfälliges, einschränkendes Urteil über Herzog vorzubringen. Der Buchwart hat auch im Augenblick wichtigeres zu tun, er muß ja den gegenwärtigen Buchbestand durchdenken und das Werk suchen, das Herzog ersetzen soll. Mit dem Bescheid: „Ich hätte hier zwei Bücher, die Ihnen auch sehr gut gefallen werden", stellt er der Leserin scheinbar die Wahl frei und er hat sehr viel erreicht, wenn das gewählte Werk einschlägt. Die Leserin ist dann bald davon überzeugt, daß er ihren Geschmack kennt und glaubt doch auch wieder, daß sie selbst mitgearbeitet hat. Und da erlebt man dann so oft, daß der sogenannte „minderwertige" Leser, der Modeleser, der Schundleser, der Stoffleser für eine ganze Reihe guter und wertvoller Werke Aufnahme-

fähigkeit besitzt, daß nur seine Unkenntnis, seine Unbeholfenheit, seine Führerlosigkeit ihn an einigen wenigen Autoren festkleben ließ. Man könnte einwenden, daß er selbst bei diesen seiner Aufnahmefähigkeit angepaßten Werken das eine oder das andere doch nicht ganz auszuschöpfen vermag, daß er nur das stoffliche oder gefühlsmäßige daraus aufnimmt. Abgesehen davon, daß sich hier unsere Beurteilung auf Annahmen stützt, für die der Beweis nur schwer zu erbringen wäre, und daß man einen Leser im gleichen Maße, wie man ihn überschätzen kann, auch unterschätzt und unberechtigt aufgibt, bleibt doch auch die Tatsache bestehen, daß jeder Leser individuell liest und aufnimmt. Ich möchte hier an einen tiefen Ausspruch Ackerknechts erinnern, der sagt:

„Und so wären wir denn wieder beim Seelsorgertyp angelangt, der dienen will mit dem Buche, nichts als dienen, der auch zu Büchern und Lesern, die auf vorkünstlerischer Stufe stehen, sofern es sich nur überhaupt um gefühlsbildende Erlebnisse handelt, das Vertrauen hat, daß lebendige Kräfte im Sinne kultureller Wegbereitung vorhanden sind, die eine liebevolle Pflege verdienen. „Sind's Rosen — nun, sie werden blüh'n!" Man muß nicht immer mit der Erreichung der eigentlichen Bildungshöhe in einer Generation rechnen. Wer den geistigen Boden in den Eltern verwahrlosen läßt, weil sie ja doch über das Aufklärungsniveau einerseits und die vorkünstlerische Einstellung andererseits nicht hinausgelangen, der erschwert ihren Kindern den Weg zur vollen Bildung."

Ähnliche Erfahrungen machen wir weiters auch bei anderen Lesereinstellungen, z. B. beim Leser der See- und Abenteuerromane, der sich sehr leicht bis zu unseren besten Werken der abenteuerlichen Erlebnisliteratur — man denke hier nur an den seelischen Reichtum der Werke Heyes, die doch andererseits auch wieder genug Spannungsreiz ausüben — führen läßt. Die erpichtesten Abenteurerphantasten — sie sind meist Vielleser und würden mit der ihnen in der Bücherei zur Verfügung stehenden, gewohnten Literatur recht bald fertig werden — werden so bis zur spannenden Forscherfahrt eines Hedin oder Stanley vordringen können. Das muß uns genügen; sie zu Spezialisten für Länder- und Völkerkunde zu machen, liegt weder in unserem Willen, noch in unserem Vermögen.

Ein von einem Leser einmal abgelehntes Literaturgebiet braucht ihm aber keineswegs für immer verschlossen bleiben. Der Leser gibt selbst Anknüpfungspunkte für eine etwa noch mögliche Überleitung, wenn wir ihn fragen, warum er z. B. keinen historischen Roman, keine Dorfgeschichte, keine Lebenserinnerung lesen mag. Oft rührt diese Abneigung nur davon her, daß er ein gerade ihm nicht zusagendes Buch des betreffenden Gebietes als erstes gelesen hat, sei dies nun in stofflicher Beziehung oder sei es, daß ihm die Darstellungsform zu schwierig war. Auch hierin will aber „gut Ding Weile haben", auch hier gibt es wieder nur die eine Möglichkeit, von der gegebenen jeweiligen Einstellung des Lesers auszugehen und langsam und geduldig den Boden vorzubereiten. Mitunter fußt jedoch die ablehnende Haltung des Lesers auch nur auf einer falschen Vorstellung von dem in Frage kommenden Literaturgebiet, wenn er z. B. im historischen Roman zu viel „Geschichtswissenschaftliches" vermutet. Eine für den Anfang recht brauchbare Hilfe für die Erforschung des Interessengebietes

und für die Überleitnug gewährt dem Buchwart der Wunschzettel in folgender Anlage: Die vordere Seite enthält zwei Felder, das erste für Bücher, die dem Leser gut gefallen haben, das zweite für jene Bücher, die ihm nicht gefallen haben. Die Rückseite enthält ein drittes Feld für Bücher, die der Leser gerne lesen möchte und viertens eine Aufzählung von Buchgattungen mit dem Vermerk: „Buchgattungen, die mich besonders interessieren". Damit, daß der Leser in der letzten Abteilung jene Buchgattungen anhakt, die in sein Interessengebiet fallen, was er übrigens gerne machen wird, zeigt er mir auch jene Literaturgebiete auf, die ihm nicht entsprechen. Dieses Hilfsmittel erweist sich besonders dort brauchbar, wo der Buchwart durch einen übernormalen Ausleihebetrieb mit seiner Zeit äußerst sparsam umgehen muß. Die Form des Wunschzettels hat sich gerade für einfache, schwerfälligere Leser gut bewährt.

Zu den Lesergruppen, die für die Beratung leicht zu gewinnen sind, zählt auch die große Gruppe der Jugendleser, ohne Rücksicht auf ihre Gliederung. Unsere Jugend möglichst frühzeitig und dauernd für die Volksbücherei zu gewinnen, halte ich für eine Hauptaufgabe jeder, auch der kleinsten Bücherei. Darum möchte ich auch über die Beratung des Jugendlesers etwas vorbringen. Der Buchwart kann sich hier Grundlagen für die Zukunft schaffen, die ihm die Arbeit mit den künftigen erwachsenen Lesern erleichtern, indem diese dann schon an seine Arbeitsart gewöhnt sind. Es entsteht weiter der Vorteil, daß die Leser frühzeitig zur Mitarbeit angeregt werden können, wodurch mancher Um- und Irrweg in der Beratungsarbeit erspart bleibt. Wie beim Erwachsenen stützt sich auch die Leserberatung des Jugendlichen auf zwei Grundforderungen, die erfüllt werden müssen, wenn wir Erfolge erreichen wollen: Die individuelle Behandlung auch des kleinsten Knirpses einerseits wie das Mitarbeitenlassen andererseits, wobei allerdings zugegeben werden kann, daß die von Haus aus mitgebrachte Einstellung des Jugendlichen eine einheitlichere ist als die des Erwachsenen, der vielmehr vor den Einflüssen des Alltags, der Presse, des Kinos, der Mode, der Gesellschaft berührt wird. Der Jugendleser ist eben noch unverbrauchtes Neuland und darum doppelt beachtenswert.

Fragen wir nun zunächst einmal ganz allgemein nach der natürlichen Einstellung des Knaben zum Buchgehalt und zu den einzelnen Buchgattungen im besonderen, so kommen wir zu folgenden biologisch bedingten Ausgangserscheinungen für die Leserberatung: Der Knabe will erleben, nachleben und auch seelisch am Erlebnis teilhaben. Dieser allgemeine Wesenszug rückt die Abenteuergeschichte, die Heldensage und im reiferen Alter auch die historische Erzählung mit ihrer Begeisterungsfähigkeit in seinen Interessenkreis. Wie dieser Grundzug zum Schlechten ausschlagen kann, wenn er zur überhitzenden Detektiv- und Verbrecherliteratur schlimmster Art abführt, so bietet er andrerseits und zwar in weit größerem Ausmaß die Möglichkeit, läuternd und fördernd in die Entwicklung und Geschmacksbildung des jugendlichen Lesers einzugreifen. Eine ungemein reiche, gediegene Literatur erleichtert die Arbeit: Von hier führen die Wege zum spannenden, abenteuerlichen Erlebnisbuch, zu unseren schönen fesselnden Reisebüchern, zur gesunden geschichtlichen Jugenderzählung und von dieser überleitend ins Kulturgeschichtliche. Tiergeschichten und Bastelbücher, Natur-

wissenschaftliches und Technisches bedürfen schon einer Sondereinstellung des jugendlichen Lesers, die nicht mehr allgemein genannt werden kann. Zu den Geschichten aus unserem Leben dringen nur verhältnismäßig wenige ruhigere, meist reife Knaben vor. Das sind die rein stofflich gegebenen Grundinteressen. Die Geschmacksbildung entwickelt sich daneben beim Knaben wie auch beim Mädchen in der Regel recht langsam, kommt oft nach Jahrzehnten über ein geringes Maß nicht hinaus oder wird gar — sich selbst überlassen — durch schlechte Lektüre und andere schädigende Einflüsse (Kino, Gesellschaft usw.) vorzeitig verkümmert oder ganz erstickt. Aber gerade diese Tatsache muß den Volksbuchwart verpflichten, dem jugendlichen Leser — in Anbetracht des häufigen Versagens unserer schulmäßigen Jugendbüchereien — die vollste Hingabe und Beachtung angedeihen zu lassen; denn hier werden die Samen für die künftige Ernte gestreut.

Während nun beim Knaben in der Regel die Handlung, das augenfällige, die Sinne stark in Anspruch nehmende Geschehen die Einstellung zum Buche bestimmt, gründet beim Mädchen Wunsch, Wahl und Geschmacksrichtung im Gemütsleben, in der Gefühlswelt, ein Zug, der gewiß auch beim Knaben, aber in weit geringerem Ausmaß fühlbar ist. Und hierin liegen die Wurzeln für das Wesen der Frau im allgemeinen und für das der deutschen Frau, des deutschen Mädchens im besonderen. Schon das Kind schlägt diese Richtung ein: Zunächst ist es das Puppenspiel, das den Sinn für das Familienleben anregt, auf die Pflichten, Aufgaben und Rechte der Frau hindeutet, wenn es vorerst auch nur Spiel und Zeitvertreib zu sein scheint. Dann wird ferner das Mädchen schon frühzeitig mit den häuslichen Sorgen und Arbeiten vertraut, während der Knabe meist andere Wege geht. Wie sich des Knaben Sinnen und Trachten früh auf die Tat einstellt, so wendet sich das Mädchen früh dem häuslichen Leben zu und sucht in der Fürsorge, in der Teilnahme, im Mitleid und in der gebenden Liebe schließlich sein Feld. Daraus ergibt sich von selbst die Einstellung zum Buch. Schon die bei den Jüngsten beliebtesten Märchen, deren lange Reihe nicht erst aufgezählt werden braucht, lassen sich darauf zurückführen, auch die Kinderlandsgeschichten wurzeln hier und die „Geschichten aus unserem Leben" sind der natürliche Abschluß dieses Stoffkreises. Dieser Grundriß des weiblichen Lesebedürfnisses ist von gestaltender Bedeutung für die Beratung. Von hier aus liegen die Wege zur ethischen Vertiefung und Geschmacksertüchtigung offen. Wie aber der Knabe durch das schlechte Abenteuer- und Detektivbuch leicht Halt und Richtung verlieren kann, so wird auch das Mädchen — und zwar noch leichter — in seiner gesunden Entwicklung durch die gefühlsduselige Backfischgeschichte und in der Folge durch den seichten, übersentimentalen, das ethische Empfinden zersetzenden „Liebes-, Gesellschafts- und Adelsroman", besonders wenn diese die ausschließliche Lektüre bilden, gestört. Ein weites Tätigkeitsfeld öffnet sich hier für die Beratungsarbeit des Buchwarts. Und was vom jugendlichen Leser gesagt wurde, gilt bei etwas verschobenen Grenzen auch vom erwachsenen, einfachen, unverbildeten Leser. In beiden Fällen kommt es wieder ganz auf die Geschicklichkeit, Anpassungsfähigkeit und auf die psychologischen Erkenntnisse des Buchwarts an, um aus dem Leser das herauszufragen, was er als Handhabe für die individuelle Erfüllung des

Leserwunsches, für die Beratung braucht. Es empfiehlt sich, dabei immer wieder jene Bücher zum Vergleich und zur Orientierung heranzuziehen, die dem Leser besonders gefallen haben, wie auch jener, die er ablehnte. Kennt der Buchwart das Schrifttum soweit, daß er näher darauf eingehen kann — und das wäre das ideale Verhältnis —, so daß er einige Worte über Inhalt, Form und besondere Schwierigkeiten wegbahnend vorzubringen vermag, dann wird die Beratung immer eindringlicher, sicherer und fruchtbarer sich gestalten. Bei der Führung des jugendlichen Lesers und des einfachen, unverbildeten Lesers sollte die Kenntnis der in Frage kommenden Literatur sowohl schöngeistiger wie auch belehrender Art geradezu zur Forderung erhoben werden. Diese beiden Lesergattungen lassen sich dann, von einigen Ausnahmen abgesehen, ganz für die Beratung gewinnen. Ähnlich verhält es sich auch mit der Leserschaft unserer Landbüchereien. Eine der ersten unserer gemeinsamen fachkundlichen Arbeiten müßte es daher sein, gerade für den einfachen, oder — um einen gebräuchlicheren Ausdruck anzuwenden — für den auf vorkünstlerischer Stufe stehenden Leser das Schrifttum zu sichten, Listen und Verzeichnisse auszuarbeiten und gleichzeitig seine Bedürfnisse zu ergründen. Als Maßstab müßte die Gefühlswerthaftigkeit, nicht künstlerische Hochwertigkeit (im ästhetischen Sinne) gelten.

Am schwierigsten ist das Beratungsverhältnis des Buchwarts zum literarischen Novitätenschnüffler, der jedes neuerschienene Werk sofort im Bestand der Bücherei finden möchte und dessen Leseantrieb entweder einer maßlosen, flüchtigen Neugierde oder eitler Prahlerei entspringt. Da können die besten Vorsätze des Buchwarts in Brüche gehen, ja solche Büchereibenutzer sind oft recht unangenehme Störenfriede für die übrige Leserschaft. Ein kräftiges, zurechtweisendes Wort des Buchwarts über die Aufgaben der Bücherei wird in solchen Fällen — meist trifft dies ja nur in Büchereien größeren Umfangs zu — wohl am Platze sein.

Schwierigkeiten bereiten dem Buchwart auch jene Leser, die selbst nicht in die Bücherei kommen können oder kommen wollen. Wo es nur einigermaßen möglich ist, sollen diese Leser überzeugt werden, daß nur ihr persönliches Erscheinen zur Erfüllung ihres Leserwunsches führen kann; wo aber Alter, Krankheit oder andere zwingende Verhinderungen vorliegen, muß die Mittelsperson zum ersetzenden Vertreter des abwesenden Lesers in der Art angeleitet werden, daß sie Fragen und Antworten zwischen Buchwart und Leser getreu vermittelt. Auch in diesem Falle wird das eingangs charakterisierte Leseheft gute Dienste leisten.

Schließlich wäre noch jener Leser zu gedenken, die der Buchwart zu den lautersten Quellen seines Buchbestandes führen kann. Sie sind in der großen wie in der kleinen Bücherei zu finden, sie setzen sich aus allen Gesellschaftskreisen zusammen. Neben dem Intellektuellen finden wir den Handwerker, den Arbeiter, manche tiefer veranlagte Frau und auch manchen strebsamen reiferen Jugendlichen. Je umfangreicher nun das Wissen und Können des Buchwarts sein wird, desto weiter wird er mit diesen Lesern in die Kulturwelt des Buches vordringen können. Jeder Wink wird von ihnen gerne und dankbar aufgenommen. Das gegenseitige Verstehen erleichtert die Arbeit. Es handelt sich hier kaum mehr um eine Leserberatung, sondern nur noch um Wegweiserdienste. Trotzdem erfordert gerade die

Bedienung dieser Leser vom Buchwart eine eingehende Kenntnis der Bücherwelt. Und je länger er im Ausleihedienst steht, um so klarer wird ihm werden, wieviel er selbst wissen und verstehen muß, um hier seine Aufgabe ganz erfüllen zu können.

Das Endergebnis unserer Untersuchung bringt uns nunmehr folgende Erkenntnisse:

Eine gedeihliche, aufbauende Volksbüchereiarbeit läßt sich nicht vom Zaun brechen. Sie bedarf einer langjährigen, ruhig fortschreitenden Entwicklung, um sichtbare Erfolge zeitigen zu können. Das ist nur durch das Zusammenwirken mehrerer Kräfte zu erreichen.

Die Hauptkraft ist der Leser selbst. Er schafft mit seinen individuell gegebenen Bildungsanlagen die verschiedenen Arbeitsfelder, er weist dem Buchwart durch seine Wunschäußerung Weg und Richtung für die Beratungsarbeit. Durch diese Wunschäußerung — die mit allen zur Verfügung stehenden Hilfseinrichtungen wie Vorlesestunden, gut durchgearbeitete Bücherverzeichnisse, eingehende Aussprache zwischen Leser und Buchwart und Güte und Geduld, Entgegenkommen und Nachsicht von seiten des letzteren zu pflegen und zu kultivieren ist — durch diese Wunschäußerung wird der Leser zum Mitarbeiter.

Die zweite Kraft, die führende Kraft, ist der Buchwart. An ihm liegt es, in langsamer, steter Arbeit von der mechanischen Bücherausgabetätigkeit zur Leserberatung vorzudringen. Und wie der gute Lehrer sich gerade um den schwächsten Schüler vor allem kümmern, ihm besondere Teilnahme und Hilfe zuwenden wird, so bedarf der Hilfe des Buchwarts in erster Linie der schwerfälligere, ungeübte oder vernachlässigte Leser, wenn seine Führung auch noch so schwierig sein sollte. Das Ziel, die Aufgabe der Leserberatung ist es ja eben, dort zu helfen, zu raten, wo Schwierigkeiten und Hindernisse für den Bildungsgang im Wege stehen. Es ist ferner ein Grundsatz der Erziehungslehre und auch der Leserberatung, dort nicht mit zu hohen Forderungen einzusetzen, wo die gegebenen Kräfte für die Bestreitung dieser Forderungen entweder nicht vorhanden oder nicht hinreichend geschult sind. Das ist beim Menschen nicht anders als beim Ackerboden, auch dieser kann die Frucht nur bis zu jener Vollendung treiben, zu der seine Kräfte hinreichen. So nachsichtig nun der Buchwart gegen den Leser sein soll, so streng sei er gegen sich selbst. Nur ein überlegenes Wissen, eine hohe Menschlichkeit befähigen ihn für den Ausleihedienst, für die Beratung. Wir haben gesehen, wie die Kenntnis der jeweils in Frage kommenden Literatur in den verschiedenen Beratungsfällen von entscheidender Bedeutung für den Erfolg ist. Unzulängliche Literaturkenntnis muß stets zu Fehlgriffen führen. Vor allem soll dem Buchwart für seine Beratungsarbeit jenes Schrifttum bekannt sein, das für die Jugend und für den einfachen Leser in Betracht kommt. Die eigene Lektüre reicht aber hier nicht hin. Das verweist uns auf das Studium unserer Fachzeitschriften, auf Schulungslehrgänge und fachkundliche Zusammenarbeit. Kein berufsmäßiges Wissensgebiet ist ja so umfangreich wie das des Volksbibliothekars.

Die dritte, die nährende Kraft ist das Schrifttum. Darum ist der Aufbau des Buchbestandes einer jeden Bücherei von grund-

legender Bedeutung auch für die Leserberatung. Erst nachdem man eine gewisse Vollständigkeit des Buchbestandes erreicht hat — das wäre der Grundstock der deutschen Volksbücherei, der natürlich der Größe der jeweilig in Frage kommenden Bücherei und der seelisch-geistigen Struktur ihrer Leserschaft entsprechen muß —, erst dann kann an eine Leserberatung, an eine geregelte Büchereiarbeit überhaupt gedacht werden. Schwierigkeiten ergeben sich jedenfalls überall dort, wo der Buchwart mit einem veralteten, unzulänglichen Bestand bei kärglichen Nachschaffungsmitteln zu arbeiten hat. Je kleiner und ärmer also eine Bücherei ist, desto sparsamer ist beim Bestandsaufbau vorzugehen, d. h. desto peinlicher achte der Buchwart darauf, keine Fehlausgaben zu machen; denn für diese wäre letzten Endes doch er allein verantwortlich. Reichen die eigenen Kenntnisse und Erfahrungen nicht hin, dann ziehe man ohne Scheu eine Beratungsstelle oder einen tüchtigen Fachmann zu Rate.

Erst das Zusammenwirken der drei Kräfte: Leser — Buchwart — Schrifttum ermöglicht also die Beratungsarbeit in der Volksbücherei. Und die Leserberatung ist ein Wesenszug der deutschen Volksbücherei; es wäre aber unrichtig, wenn man behaupten wollte, daß man ihren Anforderungen voll zu entsprechen vermöge. Im Gegenteil: wir stehen hier vor einem ungeheueren Forschungsgebiet und dürfen das bisher Erreichte und Erkannte nicht höher einschätzen als den Anfang eines Baues, der zu seiner Vollendung noch viele Jahrzehnte brauchen wird.

Die Kunst des Lesens.

Von Dr. Erwin Ackerknecht.

II.

Mit diesen letzten Beispielen sind wir eigentlich schon in den Bereich der völkerkundlichen Werte geraten, also des Lebensgefühls und der Lebensformen einzelner Völker, insbesondere in den Bereich der exotischen Reize. Diese spielen gerade in der Novelle von Grimm eine große Rolle*).

Es sei nur herausgegriffen die Erzählung des Hottentotten-Vormannes Gerrit (Seite 41 ff.). Vorher schon sagt der Dichter von den Hottentotten-Geschichten der Goorah, daß in ihnen „der Elefant am häufigsten vorkam und dann der Büffel und dann der Affe und dann der Schakal. Die Geschichten von Affen und von dem Schakale waren alle zum Lachen, aber

---

*) Übrigens nicht bloß, soweit sie die in der Novelle vorkommende Menschenwelt betreffen, sondern auch bezüglich der Tier- und Pflanzenwelt, so daß man hier also auch von naturkundlichen Werten reden könnte, die der gute Leser zum Nutzen seiner Allgemeinbildung aus der Geschichte herauslesen wird. Überhaupt ließen sich natürlich noch allerlei Arten von Belehrungswerten namhaft machen, die sich zur Erweiterung und Vertiefung unserer Anschauung von der Welt aus dem einen oder anderen Werke der Erzählungskunst gewinnen lassen. Ich erinnere nur an Gebiete wie Volkswirtschaft, Religionspsychologie, Kunstgeschichte, usw. Ich muß mich jedoch hier auf solche Wertgruppen beschränken, die fast in allen dichterisch wertvollen Novellen und Romanen eine wesentliche Rolle spielen.

die Geschichten vom Elefanten und vom Büffel waren wirklich". Jene waren also Fabeln, Schnurren, Phantasiespiele, deren Handlung außerhalb des realen Zeitverlaufes sich abspielte; diese aber machten den Anspruch, sozusagen historische Ereignisse treu wiederzugeben: Die Schauplätze und Helden dieser blutig-ernsten Geschichten waren genau überliefert. Ja, für die Zeitrechnung der Farbigen sind solche Ereignisse geradezu die Marksteine. Für sie existiert ja noch nicht die schematische und rationelle Form der Zeitberechnung, die sich in Jahreszahlen ausdrückt, sondern die dem subjektiven Zeiterlebnis näherstehende Bezeichnung nach denkwürdigen Ereignissen und Personen. So ist es denn auch bezeichnend, daß Gerrit im ersten Satz den Vormann der Zeit erwähnt, in der die Geschichte sich zugetragen hat, und daß er, genauer abgrenzend, hinzufügt, damals sei Frau Nanna noch gar nicht dagewesen. Besonders aber ist es für den guten Leser wichtig, daß er den feierlich umständlichen und dabei so ungemein anschaulichen Stil, in dem Gerrit die Saga vom Elefantenmord im Kenkelbosche erzählt, richtig aufnimmt. Wie wesentlich ist für den eigentümlich erregenden Rhythmus dieses Berichtes die stereotype Wendung: „der weiße Mann von der Wegabteilung" und das fast pedantisch klingende Wiederholen von Sätzen wie z. B. Seite 44 der Frage des weißen Mannes von der Wegabteilung nach „den Pickärten, den Spaten, den Stampfern und den Steinhämmern" oder Seite 45 die leicht aber ungemein bezeichnend veränderte Wiederholung seiner Worte: „Es ist etwas verkehrt mit dem Schottenkarren" oder gar Seite 47 die Antwort auf die Frage des Feldcornetts: „Welches ist der Bastard Jan Geswind und welches ist der Bastard Adam Windvogel?", die durch Hinzufügung des e i n e n Wortes „gewesen" erschütternde Anschaulichkeit gewinnt! Und welch tiefen Blick in die Bedeutung, die für diese Menschen ihr Aberglaube hat, läßt uns die Antwort tun, die sie Seite 48 dem weißen Mann von der Wegabteilung geben, als er von der Wiederkehr des Mörders nach einem Jahre sagt, das sei „ihr Glaube"! Wie alttestamentlich klingt der „Fluch", mit dem Gerrit unter Aufhebung seiner gespreizten Hand seinen Bericht schließt! Hier kann man, wie in allen Werken von Hans Grimm, wirklich vom Wesen primitiver Menschen einen Hauch verspüren. Aber freilich nur, wenn man all die kleinen Einzelzüge bemerkt, die der Dichter mit der ihm eigenen Sachlichkeit und oft nur so nebenbei verzeichnet (vgl. z. B. nur die paar Sätze über die Eingeborenen unten auf Seite 8 und oben auf Seite 9).

Über dem, was die Novelle zur Kenntnis der Farbigen beiträgt, wollen wir aber ihren übrigen völkerpsychologischen Ertrag nicht übersehen: Bei genauem Hinhören ist, wie so oft bei Grimm, viel Aufschlußreiches zu erfahren über englisches und burisches Wesen. Doch können wir darauf hier nicht weiter eingehen.

Nur soviel sei zu dem Kapitel völkerkundliche Werte noch bemerkt, daß auch hier die Bildungsvoraussetzungen eine gewisse Rolle spielen und daß andererseits wir Volksbildner es nur begrüßen können, wenn das völkerkundliche und naturkundliche Interesse, das durch eine solche Erzählung beiläufig erregt wird, sich durch Lesung von Werken weiterbetätigt, die sich in nicht-dichterischer Form mit denselben Verhältnissen oder

Erscheinungen befassen*). So ist es z. B. für den, der sich über die Ausrottung des afrikanischen Elefanten, über den sinnlosen Raubbau, der an dieser urweltlichen Lebensform getrieben wird, weiter orientiert, recht eindrucksvoll zu erfahren, daß in Afrika schon vor dem Weltkriege jährlich 50—60 000 Elefanten abgeschossen worden sind und daß in England jährlich 200 000 kg Elfenbein allein zu Messergriffen verarbeitet worden sind, was den Mord von 4000 Elefanten jährlich allein für diese englischen Messergriffe bedeutet. Und das bei einem Tier, das nach einer Trächtigkeitsdauer von 1½ Jahren *ein* Junges zur Welt bringt!

Schließlich müssen wir uns noch mit zwei Wertgruppen und ihrer Bedeutung für die Kunst des Lesens näher befassen, von denen man sagen kann, daß ihnen auch der Schulunterricht seine Aufmerksamkeit zuwendet, allerdings meist in sehr unzureichender Form. Die erste Gruppe sind die *weltanschaulichen Werte* im engeren Sinne, also die sittlich-pädagogischen und metaphysisch-religiösen Werte. (Vieles von dem, was wir oben bei den Fragen der Charakterisierung besprochen haben, kommt natürlich, wenn auch unter anderem Gesichtswinkel, hier wieder in Betracht.) Die Schule fragt nach ihnen z. B. in Gestalt jener Aufsatzthemen unseligen Andenkens, in denen die „Idee" eines Schillerschen Dramas mehr oder weniger plump befingert wird. Hierher gehören alle Werte, die man gemeinhin als Gedankengehalt einer Erzählung (als ihre Probleme, ihren Sinn) bezeichnet und deren bewußte Heraushebung der Leser als Bereicherung der eigenen Welt- und Menschenkenntnis, als Erwerb von Lebensweisheit empfindet. Man kann dazu nicht oft genug die grundsätzliche Forderung aussprechen, daß der zergliedernde Betrachter nie vergesse: Jede Dichtung, auch jede Erzählung, sofern sie den Namen einer Dichtung verdient, ist zunächst und bleibt wesentlich ein Gestaltetes, sozusagen ein Dreidimensionales; jedes Problem aber ist ein Zweidimensionales, sozusagen nur eine der möglichen Projektionen, eine der möglichen Profilwirkungen einer Gestalt bezw. einer Gestaltengruppe. Es gibt an sich so viele Profilwirkungen, wie es Standpunkte der Betrachtung gibt, also buchstäblich unendlich viele. Praktisch werden es meist — wie bei der Betrachtung einer Statue — einige wenige Profilwirkungen sein, die man als die „eigentlichen" empfindet.

So wird man z. B. bei der Grimmschen Novelle sagen können, ihre Idee, ihr Sinn sei: Wer ein Menschenschicksal in die Hand nimmt, der übernimmt eine ungeheure Verantwortung. Oder: Ein Kind ist kein Spielzeug, man ist ihm vor allem dieselbe Offenheit, auf Grund desselben Vertrauens, schuldig wie einem Erwachsenen, wenn auch natürlich in den seinem Auffassungsvermögen gemäßen Formen. Oder: Wenn ein liebebedürftiger junger Mensch eines Tages erkennen muß, daß er eigentlich keine Heimat hat, so ist es leicht um ihn geschehen. Und wir haben in den ersten Abschnitten unserer Betrachtung schon festgestellt, wieviele kleine Züge vom Leser bemerkt und mit der eigenen Vorstellungskraft nacherlebt werden müssen, damit er schließlich imstande ist, eine solche zusammenfassende Profilwirkung mit voller Klarheit zu erkennen.

---

*) Von hier aus ist auch der methodische Hauptgrund zu verstehen, der mich bewogen hat, in unserem Stettiner Besprechungskatalog „Ferne Länder" Belletristik und belehrende Werke zusammenzufassen.

Ähnlich steht es mit Huchs „Gast", wo eben schon im Titel die wichtigste — mindestens seinem Urheber wichtigste — Profilwirkung angedeutet ist, nämlich daß es Gastnaturen*) gebe, die sich durch ihre „heilige Nüchternheit", durch ihre schöpferische Härte und ihre faustische Entwicklungsfreudigkeit als die großen Liebhaber des Lebens abheben von den „Bürgern", die es bestenfalls zu einer wehleidig impotenten Güte, zu einem sentimentalen Pietätsrummel bringen. (Vgl. dazu namentlich noch die erste Unterredung zwischen dem Professor und dem Baurat Seite 13/14 und das Selbstgespräch Seite 17, wo der für den Professor so bezeichnende Satz steht: „Wenn man Fiasko macht, so liegt die Schuld immer nur an einem selber.") Die Huchsche Novelle bietet übrigens auch ein Musterbeispiel für eine philosophische Einzelstelle von großer Tragweite und von stärkster Sinnbildlichkeit. Es ist die einzigartige Stelle Seite 10, wo der allein in seiner nächtlichen Heimatstadt umherstreifende Professor, tief erschüttert durch die überraschende Wahrnehmung, daß sein Elternhaus als Verkehrshindernis beseitigt worden ist, sich auszubalanzieren sucht. Es heißt dort:

„Alles war weich und zart und liebebedürftig in ihm, und zugleich stieg in ihm ein Haß auf gegen dieses Menschengeschlecht, das mit Konseqaenz alles, was ihm und seinem „Fortschritt" im Wege war, niederwarf, vernichtete. Und was war das Ziel dieses Fortschreitens?**) Mechanisierung des Lebens, Austreiben der Seele, Triumph des sogenannten „Geistes", ein systematisches Verschrumpfenlassen und Ablösen alles Fleisches an einem einst schönen Körper, bis nur das nackte Skelett übrig blieb.

In solchen Gedanken versunken, blieb er vor einem Laden stehen, der, während alles andere in kleinbürgerlicher tiefster Nacht lag, noch in hellstem elektrischen Licht erstrahlte. In dem einzigen großen Schaufenster standen Menschen ohne Hände und Köpfe, Kavaliere, Konditoren, Knaben, Sportsleute, Jäger, Arbeiter oder auch nur „Herren", und jeder trug seinen Preis an sich. — So könnte man es auch ausdrücken ..., dachte er."

Kann man knapper und treffender die Lebensgefährlichkeit einer Zeit bildlich kennzeichnen, in der alles berechenbar gemacht, alles rationalisiert, alles zergeistigt werden soll? Hier ist sozusagen plakatmäßig veranschaulicht, was Nietzsche und nach ihm Klages als Metaphysiker (oder wie Klages lieber sagt: Metabiologen) ihrer Zeit warnend zuriefen.

Bei der Schäferschen Anekdote liegt die pädagogische Weisheit des Rezeptes (Seite 10/11) offen zutage und nicht minder die Weltweisheit des Schlusses (Seite 13 f.). Es gehört zum Gewaltigsten und Tiefsinnigsten, was Wilhelm Schäfer geschrieben hat. Man spürt deutlich, daß der Dichter hier gegen eigene Anfechtungen den rettenden Bannspruch gefunden hat aus der demütigen Erkenntnis heraus, daß der Schaffende auf alle Fälle seinen Lohn dahin habe, daß im Schaffen selbst die eigentliche „Genugtuung" der menschlichen Natur liege. Man fühlt sich an die verzückten Worte erinnert, die Goethe den Dichter im „Vorspiel auf dem Theater" über „des Menschen Kraft, im Dichter offenbart" sagen läßt. Der Menschengeist als Diener des Makrokosmos, als Träger des Schöpferwortes — das ist die

---

*) Hesses Knulp ist z. B. auch eine Gastnatur, freilich eine elegisch gefärbte im Gegensatz zu der durchaus unelegischen des Professors. „Knulp" ist in Moll, „Der Gast" in Dur komponiert.

**) Vgl. dazu die oben S. 246 wiedergegebene Stelle, an welcher der Dichter das so ganz andersartige Fortschreiten seines Helden charakterisiert.

Gegenweisheit zu dem Fluch der Zergeistigung, wie er in der oben zitierten Stelle der Huchschen Erzählung hervortritt.

Übrigens wäre hier auch noch die verdeckte seelenkundliche Tiefe des Schlusses von Huchs „Gast" mit seiner Andeutung der Verwandtschaft zwischen Kind und Genie zu erwähnen. Ein feines Ohr kann die Tragik des Schlußsatzes nicht überhören, sofern die psychologische Erkenntnis, die in der Schlußszene steckt, herausgelesen worden ist.

Und nun die letzte Gruppe, die vielleicht von manchem Leser als die erste erwartet wurde: die eigentlichen Kunstwerte. Ich setze sie an den Schluß schon im Hinblick auf ihren biologischen Ort: Ihre volle Bewußtwerdung und ein darauf gegründetes Verständnis für ihre jeweilige Tragweite ist erst da möglich, wo das Erleben von Werken der Wortkunst einen gewissen Grad der Verfeinerung erreicht hat und wo das Bedürfnis sich zu regen anfängt, dem eigenen Kunstgenuß analytisch beizukommen. Und das ist doch immer schon ein Kennzeichen späterer Entwicklungsstadien. Ich setze aber die Erörterung der Kunstwerte und ihrer Erfassung durch den guten Leser auch deshalb an den Schluß, weil sehr Vieles von dem, was aus Anlaß der bereits erörterten Gruppen zur Sprache kam, nun einfach bloß noch ästhetisch ausgewertet zu werden braucht. Deshalb können wir uns auch bei den zahlreichen Einzelfragen, die wir in diesem Abschnitt zu berühren haben — Fragen, die genauer zu erörtern höchst reizvoll wäre! — meist auf Andeutungen beschränken.

Vorweg darf ich daran erinnern, daß wir uns angesichts unserer Beispiele immer nur im Bereich der Erzählungskunst bewegen, also die allgemeinen Fragen der Wortkunstwerte unter dem Gesichtswinkel der epischen Darstellungsmittel sehen. Ich erörtere sie im folgenden in zwangloser Auswahl und Folge.

Betrachten wir zunächst jedes unserer drei Beispiele als Ganzes, so handelt es sich darum, ihre Komposition, den Rhythmus ihres Aufbaues, die Abwandlung der Spannungsreize (aus der sich wieder das jeweilige Tempo*) der Erzählung ergibt) zu erfassen. Dafür ist bis zu einem gewissen Grade von vornherein maßgebend das, was man die Ausschnitttechnik des einzelnen Erzählers nennen könnte. (Genau so, wie die Innenverhältnisse eines Gemäldes von vornherein davon abhängig sind, ob es eine quadratische oder eine kreisrunde oder eine ovale Form hat, ob es eine schmale Viereckform im Hochformat oder im Breitformat hat usw.) Wenn man diese Frage bezüglich unserer drei Beispiele, gleich sozusagen unter Einrechnung des Tonfalles, beantworten will, kann man sagen, daß die Huchsche Erzählung den Ausschnittcharakter einer Episode, die Schäfersche den eines epochemachenden Ereignisses (epochemachend für ihren Helden), die Grimmsche den einer Chronik trägt. Dementsprechend ist der Schritt des Erzählers (um den Tonfall bildlich noch besonders zu kennzeichnen) bei Huch sozusagen elastisch schlendernd, munter und scheinbar

*) Ein besonderes Kunstmittel, für das aber in unseren drei Erzählungen kein Beispiel zu finden ist, wäre hier noch zu besprechen, nämlich der Übergang von der Vergangenheitsform in die Gegenwartsform. Grimm ist in seiner (sparsamen) Verwendung Meister. Man spürt bei ihm, z. B. in der Olewagen-Saga, dann jeweils förmlich, wie sich der Herzschlag der Handlung beschleunigt und verstärkt.

spielerisch, aber doch sicherer und schneller zum Ziele führend, als es bei ausgesprochen zielbewußter Haltung möglich wäre; bei Schäfer ist es ein rasches Schreiten, das sich seiner Gehobenheit bewußt ist, aber nie ins Schauspielerische gerät, bei Grimm der Gang eines Boten, der düstere Nachricht bringt, schwer und gelassen und unaufhaltsam wie der Schritt des Schicksals selber.

Eine wichtige Frage für den guten Leser von Erzählungen ist es, welche Rolle die Schilderung innerhalb der Erzählung spielt. (Wie es übrigens schon wichtig ist, daß man die Leser dazu erzieht, die Worte Schildern und Erzählen je in ihrem eigentlichen Sinn zu gebrauchen, jenes als die Zergliederung eines Zustandes, dieses als das Nachzeichnen eines Geschehens.) Als einziges Beispiel genüge hier die bezeichnende Tatsache, daß die Grimmsche Novelle (Seite 3/6) mit einer Schilderung beginnt. Grimm gewinnt dadurch einen günstigen Start für die eigentliche Erzählung (womit ganz gewiß nicht gesagt sein soll, daß eine Schilderung stets ein günstiger Auftakt für eine Erzählung sei). Späterhin finden sich dann gerade in dieser Novelle zahlreiche Beispiele für die Kunst des echten Erzählers, Schilderungen in die Wiedergabe von Geschehensabläufen zu verwandeln*). So Seite 15/16, wo die Urwaldromantik, in der Nanna lebt, nicht geschildert, sondern erzählt wird, so Seite 20, wo Ted Elliott dasselbe tut, nur daß es sich hier um das Tagesleben und nicht um das Nachtleben im Busche handelt, und so Seite 22 ff., wo gewissermaßen die Ausgleichung und Krönung der beiden anderen Geschehensabläufe hinzukommt.

Sehr wichtig ist auch die Rolle der Landschaft, der Natur überhaupt, in einer Erzählung, wobei stets eine Art Prüfstein die Frage sein wird, wie weit jene „mitspielt". Beispiele dafür sind gerade in unseren drei Erzählungen in Fülle zu finden. Das geheimnisvollste ist der Schluß der Grimmschen Novelle, der ja ganz landschaftsbedingt ist.

In diesem Zusammenhang ist auch die Frage der Charakteristik noch einmal zu erwägen, wobei es sich jetzt darum handelt, die ästhetische Seite der Charakterisierungsmittel zu beachten. Eine besondere Rolle spielt bekanntlich die Unterscheidung zwischen unmittelbarer und mittelbarer Charakteristik und innerhalb der mittelbaren wieder die Frage, inwieweit der Erzähler die direkte Rede benutzt, inwieweit die indirekte und ob er etwa eine besondere Form des Übergangs aus der einen in die andere beliebt. Es ist sehr reizvoll zu sehen, wie die Schäfersche und die Huchsche Novelle in diesem Punkte Gegenstücke sind: Während Huch mit der direkten Rede sehr freigebig ist, sogar gelegentlich Gedankengänge seiner Helden in ihr wiedergibt, bevorzugt Schäfer, ähnlich wie Gottfried Keller, die indirekte. Für jeden, der unsere Anekdote sich noch nicht besonders daraufhin angesehen hat, ist es erstaunlich, wenn er hört, daß in der ganzen Geschichte sich nur zwei Worte direkter Rede befinden, nämlich (Seite 10) die Worte „Erhalten wohl", die dann gleich in indirekter Rede fortgesetzt werden. (Bei Grimm findet sich diesmal nicht jene eigentümliche Form

*) Bekanntlich ist das alte Schulbeispiel für diese Kunst die Stelle in der „Ilias", wo Homer den Schild des Achilles „schildert", indem er seine Entstehung erzählt.

des unvermittelten Übergangs aus der indirekten in die direkte Rede, die er sonst, nach dem Vorbild der Saga, mit großer Kunst handhabt.)

Für die Bedeutung dessen, was man, mit einem Blick auf die Architektur hinüber, das Ornament in der Erzählung nennen könnte, also solche Einzelformen, die für den Aufbau des Werkes nicht wesentlich zu sein scheinen, die vor allem keine statische Bedeutung haben, bietet die Schäfersche Anekdote ein treffliches Beispiel: Dort wird (Seite 12) erzählt, wie der Knabe den Dichter in der gleichen Stellung überrascht, in der er selbst vor zwei Tagen gewesen war, und wie hernach ein Landmann mit einer Kiepe, der gerade aus der Brücke hervortritt, sich an dem närrischen Tun der Beiden verwundert. Für die Lückenlosigkeit der Logik der Erzählung, ihres begrifflich-konstruktiven Aufbaues, sind die zwei kleinen Züge bedeutungslos. Aber für die bildliche Abrundung, sozusagen als schmückende Unterstreichung der inneren Proportionen der Erzählung (man denke eben an die Architektur), sind sie unentbehrlich.

Zuletzt sei noch der wichtigsten Aufgabe der Selbsterziehung zur Kunst des Lesens gedacht: sich wieder empfänglich zu machen für die sinnlichen Elemente des Stils, für die Bildkraft und für den Klang der Worte und Sätze. Was zunächst die Bildkraft betrifft, so wird uns natürlich bei jener Selbsterziehung die Kunst solcher Erzähler ganz besonders hilfreich sein, welche Meister einer zwanglosen Sinnbildlichkeit sind. Es genüge aus unseren drei Erzählungen als einziges Beispiel die Stelle, wo Schäfer (Seite 7), nachdem das Gewitter vorüber ist, sagt, Klopstock und seine Begleiter hätten „tief eingebettete Seegewässer und Berggipfel wie einen Sturzacker liegen sehen" und den Leser, ohne mit einem Wort darauf hinzudeuten, spüren läßt, daß auch die Seele Klopstocks jetzt ein solcher Sturzacker (welch kraftgeladenes Bild!) war. Zum Klang der Worte und Sätze aber seien noch einige bezeichnende Beispiele aus unseren drei Erzählungen erwähnt: Man lese sich einmal die beiden langen Sätze in Schäfers Novelle Seite 6 „Wie der Dichter das sah . . . nur ein Schauspiel seiner entzückten Seele wäre" und Seite 10 „Als sie dann endlich . . . Ob sie seinen Brief erhalten habe?" laut vor und dann in Grimms Novelle Seite 3/4 den nicht minder langen Doppelsatz „Solcher Eindruck ändert sich . . . wo des Menschen Mächtigkeit den ganzen Sieg errang" und als Gegenstück Seite 75 das Staccato der vielen kurzen Er-Sätze und schließlich bei Huch die oben S. 354 schon zitierte Stelle über die Problematik des Fortschritts sowie das virtuos nachgeahmte Philisterinnen-Duett Seite 30 („Nein, kann Viktor Meyerhoff wundervoll erzählen! . . . Was klapperte denn da nun so?"). Da kann man, vorausgesetzt, daß man sich zum Hören dessen, was in der Melodie als solcher ausgedrückt ist, erzogen hat, wirklich zu einem Genuß des Stiles dieser Erzähler gelangen! Und von hier aus ist es dann auch nicht mehr schwer, sich die jeweils gemäße innere Haltung zu geben: je nachdem man es mit einem ausgesprochenen Plauderkünstler zu tun hat (vgl. z. B. die ungemein bezeichnende Dynamik der ersten Sätze von Helene Böhlaus „Kußwirkungen") oder mit einem Erzähler, dessen Stärke das Pathos der Distanz ist.

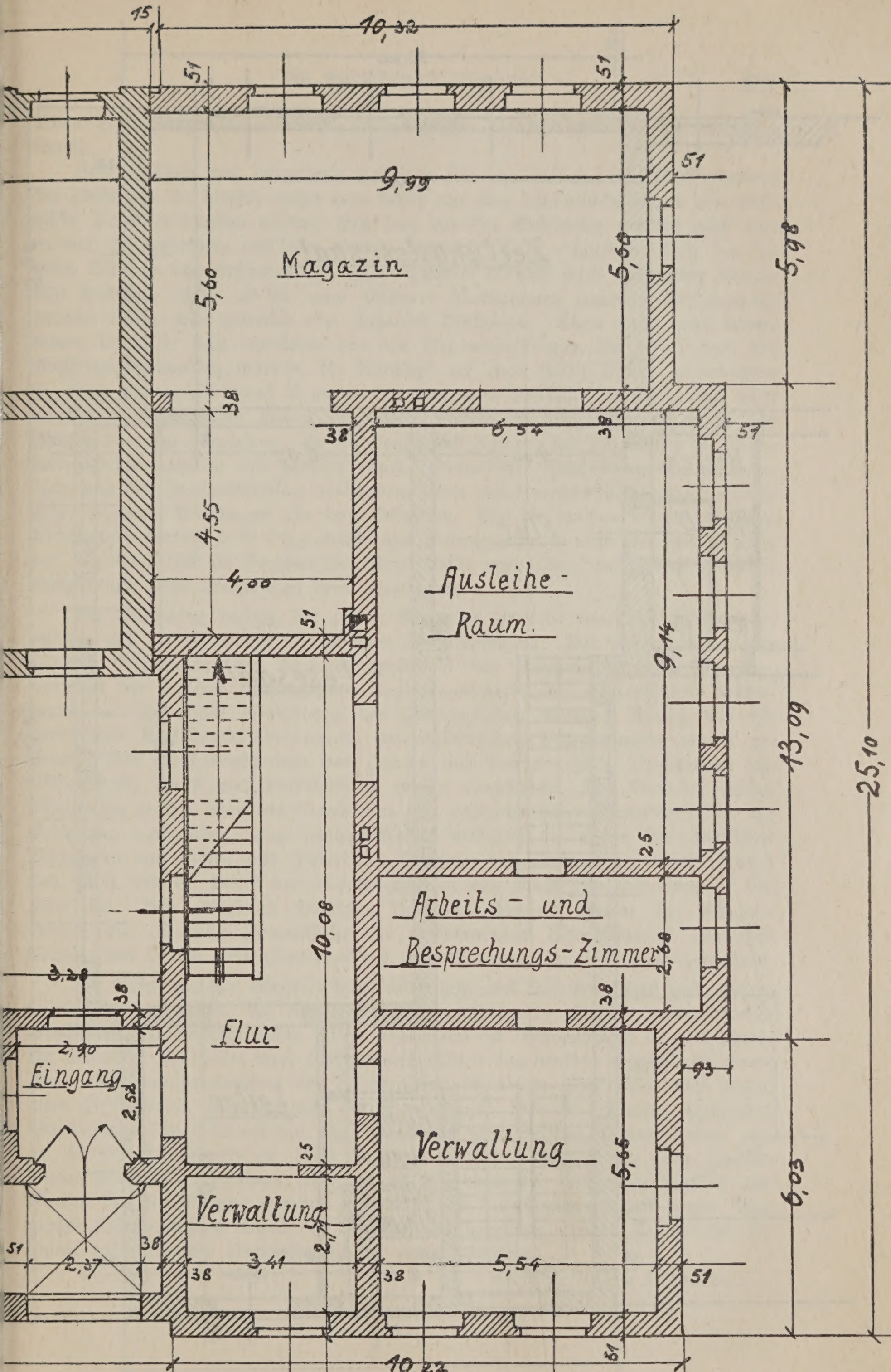
Es ist kein Zufall, daß ich so oft von der Feinheit des Ohres gesprochen habe. Auch wenn Goethe nicht das lapidare Wort geschrieben

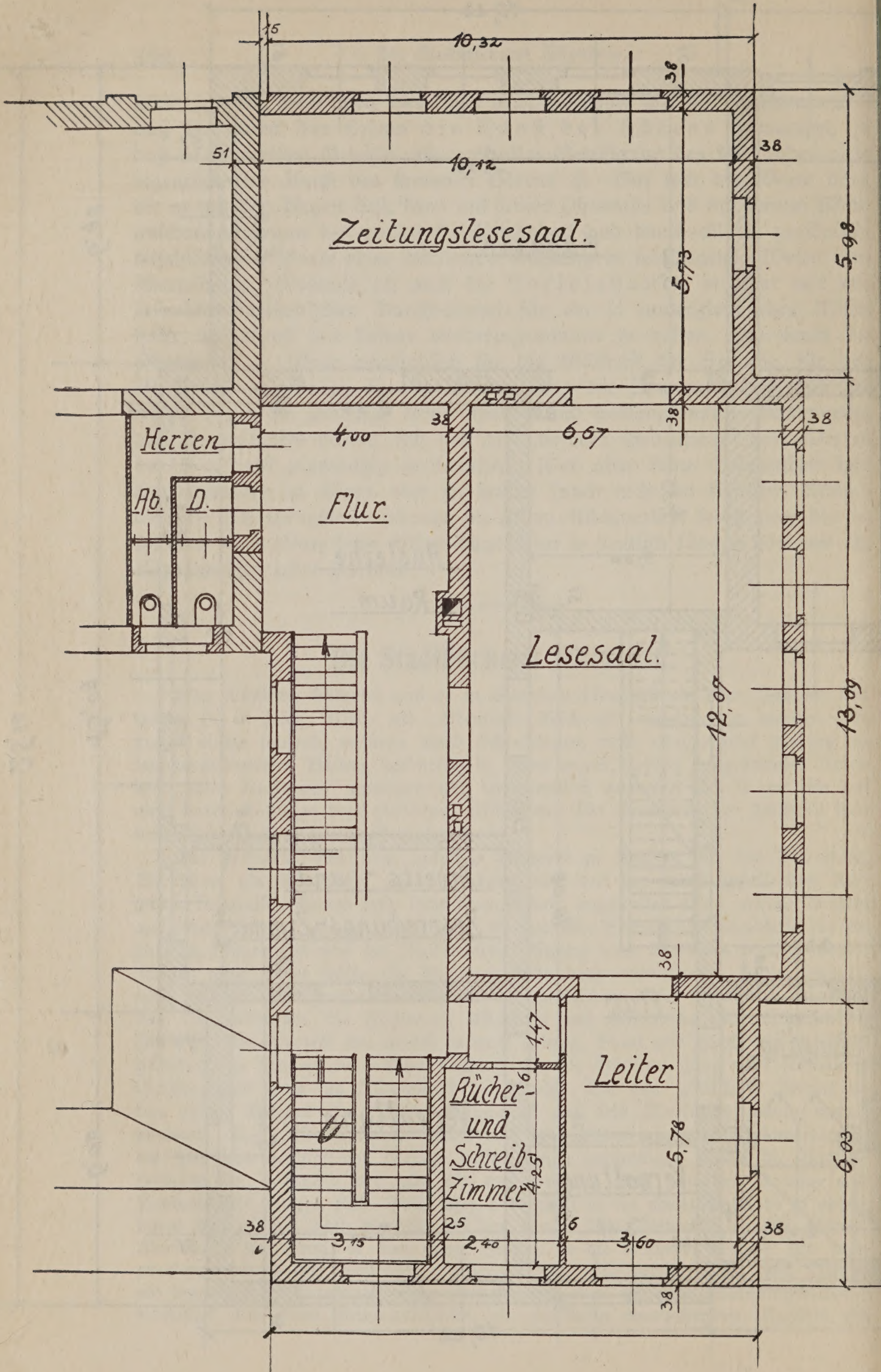
hätte: „Poesie kann durch das Auge nicht aufgefaßt werden", wüßten wir's, daß die Kunst des Lesens die Kunst des Hörens voraussetzt, ja daß sie im tiefsten Grunde und trotz aller Beteiligung des Verstandes recht eigentlich eine Kunst des stummen Hörens ist. Nur wer die Worte hört, die er mit den Augen liest, kann mit seiner Phantasie und mit seinem Weltanschauungsorgan den vollen Erlebnisgehalt und damit all die persönlichkeitsbildenden Werte einer wirklichen Dichtung in sein eigenes Wesen hinübernehmen. Weshalb ich auch die Vorlesestunde in ihrer von mir erstrebten methodischen Durchbildung für ein so unvergleichliches Mittel halte, die Kunst des Lesens wiederzugewinnen zu helfen. Sie macht die Phantasie der Hörer empfindlich für die Bildkraft der Sprache, für den Rhythmus des Stiles, für die Abwandlung der Spannungsreize und gewöhnt durch die jeweilige Konzentration und weltanschauliche Abstimmung des Programmes daran, sich mit der „tieferen Bedeutung" von Werken der Wortkunst planmäßig zu befassen. Wer aber keine Gelegenheit hat, Vorlesestunden zu hören oder zu halten (auch nicht im kleinsten Kreise), der lese sich wenigstens solange im stillen Kämmerlein selbst vor, bis er hernach jedes Wort beim stillen Augenlesen so deutlich klingen hört wie ein Kapellmeister seine Partitur.

Die Stadtbücherei Allenstein.

Eine städtische Bücherei gab es in Allenstein schon seit ein paar Jahren; nur konnte sie in keiner Weise als „öffentliche Bücherei" angesprochen werden. Es waren einige tausend, meistens durch Schenkungen, mehr oder minder zufällig zusammengekommene Bücher, notdürftig in einem engen, lieblos ausgestatteten Raum des „Alten Rathauses" untergebracht, nebenamtlich verwaltet und so gut wie gar nicht durch Kataloge dem Publikum erschlossen. Die Benutzung der Bücherei war dementsprechend auch äußerst gering.

Der Gedanke, eine neue würdige Bücherei zu schaffen, die der Bedeutung Allensteins als Hauptstadt Südostpreußens, und den ihr damit zufallenden Aufgaben kultureller Grenz- und Deutschtumsarbeit, angemessen wäre, erhielt Aussicht auf Verwirklichung, als im Jahre 1926 die staatliche Büchereiberatungsstelle für die Provinz Ostpreußen von der Stadtbücherei Elbing nach Allenstein verlegt wurde. Früher oder später hätte die Beratungsstelle doch einmal eine Zentralbücherei nötig gehabt. Mit großer Energie und unermüdlichem Eifer setzten sich besonders das Oberpräsidium, die Regierung Allenstein und Allensteins Oberbürgermeister Zülch für das Projekt ein, wobei es auch gelang, Staat und Reich für die Neugründung zu interessieren. Man beschloß, für die Bücherei ganz neue Räume zu schaffen, und zwar im Mittelpunkt der Stadt. Ein sehr glücklicher Anbau an das offene Rechteck des „Alten Rathauses" auf dem Marktplatz wurde vorgenommen. Das „Alte Rathaus" bildet nach dem Anbau ein durch Kolonnaden an der Stirnseite geschlossenes Viereck, dessen neuen geräumigen Flügel die Bücherei bezogen hat, während der alte bis auf weiteres noch von der Berufs- und Handelsschule benutzt wird. Falls ihre Verlegung in ein neues Gebäude in absehbarer Zeit erfolgt, wird die Bücherei das ganze „Alte Rathaus" beziehen können. Aber auch jetzt schon, in dem neuen Flügel, ist die Bücherei bequem und recht zweckentsprechend und weiträumig untergebracht. Sie verfügt über zwei Lesesäle mit insgesamt 60 Sitzplätzen, einen Zeitschriftenlesesaal mit einer reichhaltigen Handbibliothek und einen Zeitungslesesaal, ein vorläufig ausreichendes Magazin mit


Magazin
Ausleihe-Raum.
Arbeits- und Besprechungs-Zimmer
Flur
Eingang
Verwaltung
Verwaltung
10,32
9,99
5,60
5,60
5,98
4,55
4,00
6,54
9,14
13,09
25,10
10,08
2,68
3,20
2,90
2,52
5,65
6,03
2,37
3,41
5,54
10,22



Zeitungslesesaal.
Herren
Ab.
D.
Flur.
Lesesaal.
Leiter
Bücher- und Schreib Zimmer
10,32
10,12
15
38
51
5,73
5,98
4,00
6,67
12,07
13,09
1,47
4,25
5,78
6,03
3,15
2,40
3,60
25
6

neuen Bode-Panzer-Regalen, eine schöne große Ausleihe und vier Verwaltungsräume.

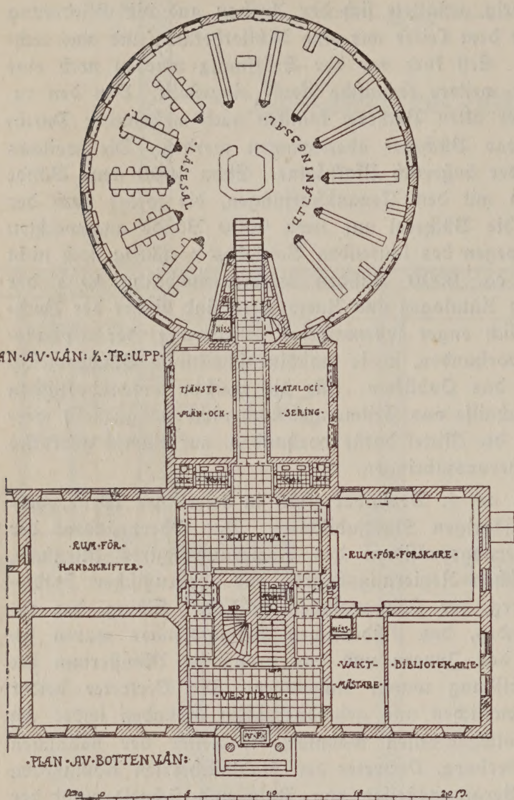
Sehr mühsam und langwierig gestaltete sich der Aufbau und die Gliederung des Bestandes, da hierfür außer dem Leiter nur eine Bibliothekarin und eine technische Kraft vorhanden waren. Erst kurz vor der Eröffnung wurden noch eine weitere Bibliothekarin und eine weitere technische Kraft eingestellt. Von den ca. 6000 Bänden des Bestandes der alten Bücherei konnten nach mehrfacher Durchsicht höchstens 3000 in die neue Bücherei übernommen werden. Die weitaus größere Hälfte war innerlich oder äußerlich Makulatur. Etwa 4000 neue Bände kamen hinzu, so daß inzwischen mit den Neuanschaffungen, die sofort nach der Eröffnung notwendig wurden, die Bücherei auf etwa 9000 Bände angewachsen ist. Eine genaue Schätzung ist wegen des laufenden Betriebes vorläufig noch nicht möglich gewesen. Von diesen ca. 9000 Bänden werden ungefähr 40% der schönen Literatur angehören. An Katalogen und Kartotheken sind bisher der Buchkarten-Präsenzapparat mit ziemlich enger systematischer Gliederung, der alphabetische und der Standortkatalog vorhanden, sowie maschinenschriftliche Bandverzeichnisse einzelner Abteilungen für das Publikum. Für die meisten wissenschaftlichen Abteilungen konnten diese Verzeichnisse aus Zeitmangel noch nicht fertiggestellt werden. Vielleicht sind im Sommer die Mittel dafür vorhanden, auf einmal gedruckte Verzeichnisse aller Abteilungen herauszubringen.

Die Eröffnung vollzog sich am 1. Dezember 1928 in feierlicher Weise, verbunden mit der Feier des 575jährigen Stadtjubiläums. Der Oberpräsident der Provinz Ostpreußen, der Regierungspräsident des Regierungsbezirks Allenstein, Vertreter der anderen ostpreußischen Regierungsbezirke, des ostpreußischen Städtetages, der Universität Königsberg, der Pädagogischen Akademie Elbing, des ostpreußischen Volkshochschulverbandes, des Ostdeutschen Heimatdienstes waren zugegen. Das Reichsministerium des Innern und das preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung waren eingeladen. Die Vertreter beider Ministerien waren aber aus dienstlichen und gesundheitlichen Gründen leider am Erscheinen verhindert. Aus Kollegenkreisen wohnten die Leiter der städtischen Büchereien von Elbing und Insterburg, Vertreter der Stadtbüchereien Königsberg und Tilsit und die Leiter der Beratungsstellen von Stolp und Schneidemühl der Feier bei. Den „Verband Deutscher Volksbibliothekare" vertrat Dr. Schuster-Berlin, die „Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen" Nicklisch-Leipzig, den Verein „Grenzbüchereidienst und Bildungspflege" Fräulein von Hesse.

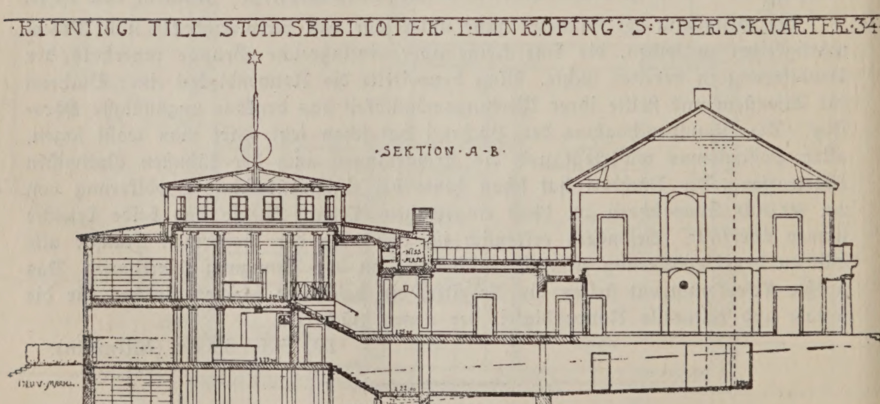
Die Gründung der Bücherei hatte unter sehr viel Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten zu leiden, die eine kleine aber einflußreiche Gruppe innerhalb der Bevölkerung zu bereiten suchte. Man bezweifelte die Notwendigkeit einer Bücherei für Allenstein und stellte ihrer Wirkungsmöglichkeit das denkbar ungünstigste Horoskop. Die Inanspruchnahme der Bücherei hat schon jetzt, darf man wohl sagen, allen Pessimismus widerlegt und die Erwartungen auch der kühnsten Optimisten übertroffen. Die Bücherei hat schon heute bei einer städtischen Bevölkerung von ca. 40 000 Einwohnern ca. 1400 eingetragene Leser. Ebenso sind beide Lesesäle immer überfüllt. Besonders erfreulich ist, daß nach der bisherigen Statistik alle Klassen der Bevölkerung ziemlich gleichmäßig an der Benutzung teilnehmen. Das größte Leserkontingent stellen die Arbeiter, ein besonders schönes Zeichen für die soziale und kulturelle Notwendigkeit der neuen Bücherei.

W. Schröder (Allenstein).

Die Stifts- und Landesbücherei in Linköping.



In meinem Aufsatz „Aus dem schwedischen Büchereiwesen" (vgl. S. 7 ff dieses Jahrganges) habe ich über den eigenartigen Versuch berichtet, der neuerdings in Linköping gemacht worden ist, durch Anbau eines ganz modernen Rundbaues an eine alte wissenschaftliche Bibliothek die Grundlage für eine provinzielle Zentralbücherei zu schaffen. Zur Veranschaulichung des dort Gesagten kann ich heute — dank der Freundlichkeit des Kollegen Dr. Gobom — zwei Zeichnungen bieten, die gewiß viele Leser unserer Zeitschrift interessieren werden. Bei der Betrachtung des Grundrisses vergesse man nicht, daß sich der Ausleihebetrieb in dem Rundbau nach dem Freihandsystem abspielt. Was sonst zum Verständnis der Zeichnungen nötig ist, findet man in dem oben erwähnten Aufsatz. E. A.



Der neue Katalog der Zentrale für Nordmarkbüchereien.

Dem Beſprechungskatalog der ſchönen Literatur, den die Zentrale für Nordmarkbüchereien vor einigen Jahren erſcheinen ließ, iſt nunmehr der Beſprechungskatalog der gemeinverſtändlich belehrenden Literatur gefolgt*). Wie aus der Vorrede zu entnehmen iſt, hat er dreierlei Aufgaben zu erfüllen. Er ſoll erſtens als Grundkatalog für Kleinſtadtbüchereien dienen. Er ſoll zweitens als übergeordneter Katalog für Dorfbüchereien gelten, „ſoweit ſie für ihre geförderten Leſer eine Ergänzung brauchen". Drittens ſtellt er eine Auswahl für die ſtädtiſche öffentliche Bücherei in Flensburg dar, „insbeſondere für die Zentralbücherei, welche auf Grund des Kataloges bereit iſt, mit ihrem Beſtand überall dort zu helfen, wo die örtlichen Büchereien nicht zureichen". Im Verzeichnis ſtehen auch Bücher, die gegenwärtig im Buchhandel vergriffen ſind. Sie konnten mit aufgenommen werden, weil die der Zentralſtelle angeſchloſſenen Büchereien dieſe Bücher ſtets aus der Zentralbücherei beziehen können.

Der neue Katalog der Zentrale für Nordmarkbüchereien verdient die allergrößte Beachtung. Die Zentrale für Nordmarkbüchereien wird heute wohl die einzige Beratungsſtelle ſein, welche für die ihr angeſchloſſenen Büchereien im Katalogweſen eine gewiſſe Vollſtändigkeit und einen vorläufigen Abſchluß erreicht hat, nämlich ausführliche Beſprechungskataloge ſowohl für die ſchöne wie für die belehrende Literatur. Aber auch für das geſamte Beſprechungsweſen der deutſchen Beratungsſtellen ſtellt der neue Katalog eine höchſt bemerkenswerte Leiſtung dar. Er dürfte der bisher erſte und einzige ausführliche beſprechende Katalog der geſamten gemeinverſtändlich belehrenden Literatur für die einer Beratungsſtelle angeſchloſſenen Büchereien ſein, wenn nicht überhaupt der erſte beſprechende Geſamtkatalog der belehrenden Literatur für Volksbüchereien. Die Zahl der verzeichneten Bücher iſt erſtaunlich hoch. Es ſind rund 1300; das allein iſt ſchon ein ſchönes Zeugnis für die Größe der Arbeit der Sichtung und Wertung, die, von einigen Spezialabteilungen abgeſehen, hauptſächlich dem Leiter der Zentrale Dr. Schriewer und ſeinen drei Mitarbeitern zugefallen iſt. Dieſe Arbeit iſt noch um ſo höher einzuſchätzen, als ſie ſich auf eine verhältnismäßig kurze Zeit, auf etwa drei Jahre, verteilt.

Der Katalog iſt zwar als Leſerkatalog gedacht. Er kann aber ebenſogut auch als Katalog für Leiter von Büchereien, als wertvoller Anſchaffungsführer verwandt werden. Eine beſonders bemerkenswerte Hilfe hierfür iſt die Regiſtrierung des Beſtandes nach der Verwendungsmöglichkeit der Bücher hinſichtlich der Art und der Größe der Büchereien. Zwei Sterne vor dem Buche bedeuten, daß es in alle Büchereien, alſo auch in ländliche Büchereien, eingeſtellt werden kann. Durch einen Stern „wird der für Kleinſtadtbüchereien wünſchenswerte Beſtand angezeigt". „Das Fehlen eines Sternes beſagt, daß das Werk für kleinere Büchereien nicht in Frage kommt, aber von der Zentralbücherei nötigenfalls zur Verfügung geſtellt wird." Auch die ſchönſte und feinſte Charakteriſtik iſt für den nebenamtlichen Bibliothekar, der naturgemäß ſo viele Anſchaffungsnöte und -unſicherheiten hat, wertlos, wenn ſie nichts über dieſe Grundeignung ausſagt. So unbedenklich der Katalog von dieſer Aufteilung aus geſehen für Kleinſtadtbüchereien, jedenfalls aller Beratungsgebiete, beſonders wenn ſie noch eine Zentralbücherei haben, mit ziemlich geringen lokalen Abweichungen im großen und ganzen zu verwenden iſt, ſo bedenklich wäre es m. E., dieſe Einteilung nun auch für die ländlichen Büchereien anderer Beratungsgebiete, zumindeſt der oſtdeutſchen, zu übernehmen. Hier liegen die meiſten mit zwei Sternen bezeichneten Bücher ſtellenweiſe wohl weit über dem Schwierigkeitsgrad, der für oſtdeutſche ländliche Büchereien zuläſſig iſt. Die Beratungsſtelle für die Provinz Oſtpreußen hat denn auch ſchon

*) Bücherverzeichnis. Aus Menſchenſchickſal und Völkergeſchichte, Heimat und Ferne, Natur und Kunſt, Staat und Wirtſchaft, Lebensanſchauung und Lebenspraxis. Hrsg. von der Zentrale für Nordmarkbüchereien. Flensburg 1928. 234 S. 2,50 RM. — Vgl. auch die Beſprechung von Dr. E. Ackerknecht, Jg. 1929, S. 152 f.

auf ihrer letzten Tagung nur den Leitern kleinstädtischer Büchereien den Katalog kostenlos zur Verfügung gestellt. Es kann übrigens auch nicht schaden, wenn sich mittlere und größere Stadtbüchereien den Katalog genau ansehen. Auch sie werden sicher noch manches Fehlende nach dem Katalog bequem feststellen und anschaffen können.

Die ca. 1300 Bücher verteilen sich auf die einzelnen Abteilungen entsprechend dem Umfange der einzelnen Wissensgebiete und ihrer Benutzung durch die Leser. Am stärksten sind die Abteilungen Geschichte und Kulturgeschichte, am schwächsten die Abteilungen Musik und Heimatkunde vertreten. Die Systematik des Kataloges, die nicht etwa zu identifizieren ist mit dem mehr schöngeistig formulierten Untertitel des Bücherverzeichnisses, ordnet sich in dreizehn große Stoffgebiete, die im einzelnen sehr genau und übersichtlich untergeteilt sind, so daß die Orientierung, unterstützt durch das Verfasserverzeichnis am Schluß des Buches, sehr leicht ist. Den großen Abteilungen sind gut gewählte Motti, meist von Goethe, vorangestellt. So feuilletonistisch das mitunter gerade bei einem Katalog belehrender Literatur ausfallen kann, empfindet man es hier durchaus nicht unpassend. Im Gegenteil, es wirkt als willkommener, erfrischender Stimmungsanreiz, wenn man die einzelnen Abteilungen hintereinander durchblättert. Sehr übersichtlich sind auch die Charakteristiken, die in verhältnismäßig schmalem Rahmen von 5—15 Zeilen durchschnittlich etwa alles Notwendige und Wissenswerte aussagen. Sie sind im allgemeinen länger gehalten bei den Lebensbeschreibungen, den Reisebeschreibungen, den Natur- und Tierschilderungen und allen ähnlichen Gebieten, welche gewissermaßen am Rande der eigentlichen belehrenden Literatur stehen, kürzer bei dieser selbst, ein Verfahren, das sehr wohl zu rechtfertigen ist, da meistens jedes Buch dieser Abteilungen viel eindeutiger nach Stoff, Form und Leserzugänglichkeit zu bestimmen sein wird als die Bücher jener Abteilungen. Nur zuweilen wirkt bei einzelnen wichtigen Büchern diese Kürze gar zu knapp, z. B. bei der Schillerbiographie von Berger die drei Worte: „Bekannte umfangreiche Biographie". Die Form der Charakteristiken, die schon im ersten besprechenden Grundverzeichnis der Zentrale für Nordmarkbüchereien sehr glücklich war, wird hier besonders schön und rein weitergeführt und stellenweise einer beinahe endgültigen Lösung angenähert. Den besten Beweis hierfür scheint mir besonders die erste Abteilung „Lebensbilder" zu liefern. Die ca. 90 Besprechungen dieser Abteilung stellen eine geradezu ideale Erfüllung der Aufgabe dar, der ewigen Schwierigkeit jeder Besprechung einer großen Anzahl aufeinanderfolgender Bücher einer und derselben Stoffgruppe zu entgehen, etwa der Verwischung der Abstufung der Wertungen, dem Mangel der Ausdrucksmöglichkeiten, der Schwächung empfehlenswerter Worte durch öftere Wiederholung. Diese Charakteristiken aber bleiben immer plastisch auf dem Boden der Stoff- und Formwelt des jeweilig besprochenen Buches, wirken immer handgreiflich deutlich und doch nie platt, sind immer anregend, ja stimmungsvoll, ohne in ein bloß gekonntes Jongleurtum schöner, im Grunde doch nichtssagender Worte zu verfallen, die man beliebig vertauschen kann. Inhalt, Lebens- und Gefühlswelten, Darstellung, Form- und Wertcharakter kommen unmißverständlich klar zur Geltung. Diesen Charakteristiken kommt nicht nur bibliothekarisch-pädagogische, ihnen kommt auch literarische Bedeutung zu.

In der Auswahl der Bücher zeigt der Katalog, was sehr sympathisch berührt, starke Originalität. Besonders deutlich tritt hier seine Unabhängigkeit von anderen Katalogen zutage. Bei den vielen Katalogen, die seit einigen Jahren erscheinen, sowohl schöner wie belehrender Literatur, ist doch heute schon oft eine ermüdende Gleichförmigkeit in der Auswahl des Bestandes zu beobachten. Man kann geradezu schon von einer Nichtbodenständigkeit mancher Kataloge sprechen, von ihrer Unfähigkeit, die Feuerprobe der praktischen lokalen Arbeit auszuhalten, von einem Schematismus der Auswahl, der auch den lokalen und individuellen Besonderheiten keinen Raum mehr gestattet. In diesem Katalog aber tauchen neben vielen Hunderten von Büchern, die mit gutem Recht allen Katalogen immer gemeinsam sein werden, eine ganze Reihe neuerer oder älterer vergessener Bücher auf, die wertvoll genug sind, ausdrücklich in den Vordergrund gestellt zu werden. Der Katalog hat den Mut zu diesen Büchern und er hat auch den Mut, repräsentative Bücher ausfallen zu lassen, aus dem Grunde scheinbar, weil diese Bücher

zu gedanklich und zu lehrhaft sind. Das ist besonders schön wieder bei der Abteilung Lebensbilder festzustellen. Hier wie auch bei anderen Abteilungen zeigt sich ein sicheres Gefühl für die gut erzählten und gut dargestellten Bücher, für Bücher, die auch nach Stil und Form schon fesselnd, spannend, leicht zugänglich und anregend sind.

Zum Schluß noch einige Wünsche, die vielleicht bei einer Neuauflage des Kataloges leicht zu berücksichtigen sind. So ist z. B. in der Abteilung „Allgemeine Deutsche Geschichte" Heycks „Deutsche Geschichte" für kleinstädtische Büchereien zu teuer und in ihrem letzten Teil zu veraltet. Es ist gewiß erwünscht, in allen Büchereien eine deutsche Geschichte zu haben, die der neueren geschichtlichen Entwicklung Rechnung trägt, doch scheint bisher kein für Volksbüchereien geeignetes Werk vorzuliegen. Besonders reichhaltig beschickt und schön ausgesucht ist dann wieder bei Geschichte der Abschnitt „Gegenwart". Vor allem die geschichtlichen Werke über den Weltkrieg, die Erinnerungen aus dem Weltkrieg und die Werke über die deutsche Politik und Geschichte der letzten Jahrzehnte ermöglichen eine rasche und zuverlässige Orientierung über diese Fragen, die gerade augenblicklich wieder im Vordergrund des Interesses stehen. Sehr reichhaltig ausgewählt und schön charakterisiert sind ebenfalls in der Abteilung „Erd- und Länderkunde, Reisen" die Reisebeschreibungen. Für die Unterabteilungen „Deutsches Land und Volk" und „Allgemeine Erd- und Länderkunde" sind später wohl noch einige Bücher nachzutragen, besonders eine Landeskunde vom Deutschen Reich, etwa Ule: „Das Deutsche Reich", die vortreffliche ältere Monographie von Ratzel: „Deutschland", das Handbuch von Seydlitz über Deutschland und für die Zentralbücherei ein größeres Werk über Völkerkunde, Buschan: „Illustrierte Völkerkunde". Gern sähe man unter „Stillehre" und „Vom Wesen der Dichtkunst" das hervorragende Buch von Broder Christiansen: „Die Kunst des Schreibens", sowie die beiden klassischen Essays von Schopenhauer: „Über Schriftstellerei und Stil" und „Über Lesen und Bücher" und die gewiß nicht tiefe, aber doch für Laien sehr übersichtliche „Poetik" von Lehmann. Bei Gesamtdarstellungen der deutschen Literaturgeschichte vermißt man Scherer und R. M. Meyer, die doch wohl notwendig sind, um die leichtverständlichen Werke von Biese und Röhl zu vertiefen. Bei der Goetheliteratur könnten noch genannt werden die „Briefe an Frau von Stein", die beiden billigen guten Briefauswahlsammlungen „Alles um Liebe" und „Vom tätigen Leben" sowie die beiden schönen Werke „Vorlesungen über Goethe" von Hermann Grimm und „Gedanken über Goethe" von V. Hehn. Außer Witkop: „Deutsche Dichtung der Gegenwart" kann man auch noch Mahrholz: „Die deutsche Dichtung der Gegenwart" heranziehen. Überhaupt wird in diesem Abschnitt „Neuere Dichter und Dichtung" die Auswahl wohl etwas speziell. Trotz allem Respekt vor Thomas Mann kann die kleine Bücherei auf eine Monographie über ihn verzichten und sicher noch eher auf Monographien über Stehr, Lagerlöf, Ponten und Rolland. Dafür denkt man bei Monographien über ältere Dichter noch an die beiden kleinen, aber vorzüglichen von Jeß über Storm und Heinrich Heine. Schließlich seien noch einige Vorschläge für die beiden Abteilungen „Bildende Kunst" und „Religion und Lebensanschauung" vorgetragen. Für die „Bildende Kunst" mögen genannt werden die neue, nicht teure, verhältnismäßig kurze und gerade für kleinere Büchereien instruktiv zu verwendende Kunstgeschichte von Hausenstein und für die Zentralbücherei wenigstens einige Bände der teuren, aber glänzenden „Propyläen-Kunstgeschichte", sowie das ganz billige Buch von Wölfflin: „Das Erklären von Kunstwerken". Unter „Religion und Lebensanschauung", d. h. unter Philosophie sähe man gern noch einige kleinere Schriften von Kant, Schopenhauers „Parerga und Paralipomena", die doch jeder wohl vor der „Welt als Wille und Vorstellung" liest, Nietzsches „Zarathustra" und „Die fröhliche Wissenschaft" und endlich Monographien über alle drei Philosophen, über Nietzsche die kleine, aber vorzügliche von Heß, endlich wohl noch „Odebrechts Kleines philosophisches Wörterbuch".

Der Katalog ist mit Verfasserindex 236 Seiten stark in Großoktav und auf Glanzpapier sehr schön und übersichtlich gesetzt und gedruckt.

W. Schröder (Allenstein).

Die Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek.

(Preußische Fachschule für Diplombibliothekare.)

Viertes Unterrichtsjahr April 1928 bis März 1929.

Das Unterrichtsjahr begann am 23. April und endete am 9. März. Es umfaßte im ganzen 37 Unterrichtswochen.

Im ersten Semester besuchten die Kurse 33 Schüler und 9 Hospitanten, im zweiten Semester 32 Schüler und 8 Hospitanten, insgesamt 46 Teilnehmer.

Es fanden folgende Kurse und Übungen statt: 1. Bibliothekskunde und -verwaltungslehre. Einführung in das Buchgewerbe und die Organisation des deutschen Buchhandels (Prof. Dr. Fritz, Direktor der Berliner Stadtbibliothek). 2. Volkserziehungswesen (Prof. Dr. Fritz). 3. Deutsche Literaturgeschichte und Buchkunde der deutschen Literatur (Obermagistratsrat Dr. Schuster). 4. Allgemeine Wissenschaftskunde und Geschichte der fremden Literaturen (Prof. Dr. Fritz). 5. Bibliographie (Bibliotheksrat Dr. Krabbe). 6. Katalogisieren nach den preußischen Instruktionen (Bibliotheksrat Dr. Vorstius). 7. Übungen in Büchereihandschrift (Bibliotheksobersekretärin Krimmer). 8. Wissenschaftskunde für Volksbüchereien (Stadtbibliotheksrat Dr. Wieser). 9. Einführung in die Jugendliteratur und Kinderlesehallenarbeit (Bibliotheksobersekretärin Oelfke). 10. Praktische Arbeit in der Hausbuchbinderei der Berliner Stadtbibliothek unter Leitung von Buchbinder Lemser.

Zahl der regelmäßigen Wochenstunden: 16.

Im neuen Unterrichtsjahr sind als wesentliche Ergänzung hinzugekommen die folgenden drei Kurse, von denen die beiden ersten in der staatlich anerkannten Wohlfahrtsschule des Pestalozzi-Fröbel-Hauses stattfinden:

1. Einführung in psychologische und pädagogische Fragen (Dr. Dietrich, Leiterin der Wohlfahrtsschule). 2. Land und Leute (Frau Franzen). 3. Vorlesestunden (Stadtbibliotheksrat Dr. Beer).

Statistik der Schüler.

Es nahmen teil: 1. Hildegard Backhaus, 2. Gerta Boedeker, 3. Regina Clausen, 4. Anneliese Dühmert, 5. Liselotte Fehly, 6. Hildegard Flebbe, 7. Elisabeth Günther, 8. Lisa Havemann, 9. Erna Heyer, 10. Liselotte Heymann, 11. Dorothea Hoenke, 12. Ilse Jurisch, 13. Helene Könekamp, 14. Käthe Küntzel, 15. Agathe Meinecke, 16. Olga Merck, 17. Else Meyer, 18. Gertrude Neumann, 19. Elisabeth Nölke, 20. Erika Radde, 21. Elisabeth Rudolph, 22. Hanna Salzwedel, 23. Wolfgang Schindler, 24. Hans-Gerhard Schlüter, 25. Johanna Schlüter, 26. Anneliese Schmidt, 27. Sigrid Schon, 28. Lucy Seehase, 29. Gerda Speck, 30. Ruth Sulanke, 31. Hanni Wiedenweg, 32 Edith Zimmer, 33. Edith Zimmermann.

Geboren:

1890	1900	1901	1902	1903	1904	1906	1907	1908	1909	1910
1	1	1	1	1	1	5	10	5	4	3

Heimat:

Berlin	Brandenburg	übriges Preußen	Bremen
15	1	15	2

Schulmäßige Vorbildung:

Lyzeum	O II	U I	Frauenschule (Oberlyzeum)
19	12	2	9

Bibliothekarische Vorbildung:

2 Praktikantenjahre	1 Praktikantenjahr	Geringer
19	13	1

Die Diplomprüfung bestanden im Oktober 1928 11 Schüler, im März 1929 23 Schüler, davon 7 aus dem ersten, 5 aus dem zweiten, 10 aus dem dritten und 12 aus dem vierten Kursus.

Zur Ergänzung des Unterrichts fanden folgende Einzelvorträge und Besichtigungen statt:

vom 28. bis 29. Juni Reise nach Leipzig mit Besichtigung der Deutschen Bücherei, des Deutschen Museums für Buch und Schrift, des Barsortiments und

der Kommissionsbuchhandlung von Koehler & Volckmar und des Verlages Oscar Brandstetter,

vom 12. bis 14. Oktober Reise nach Stettin mit Besichtigung der Stadtbücherei, der Volksbücherei und der Volksbüchereizweigstellen und mit Vorträgen von Büchereidirektor Dr. Ackerknecht über Vorlesestunden, Volksunterhaltungsabende, Lichtspiel und Vortragswesen,

am 30. Januar und 2. Februar Führung durch die graphischen Werkstätten der Kunstgewerbeschule Charlottenburg,

ferner verschiedene Führungen durch wissenschaftliche und volkstümliche Büchereien Berlins. Zur Teilnahme an Schattentheater-Vorführungen in Berliner städtischen Kinderlesehallen war den Schülern ebenfalls Gelegenheit geboten.

Allen Damen und Herren, die bei den Führungen in so entgegenkommender Weise den Schülern die für sie so wertvollen Einblicke in die Praxis der Büchereiarbeit sowie des Buchhandels und der buchgewerblichen Technik ermöglicht haben, sei auch an dieser Stelle der aufrichtigste Dank ausgesprochen.

In beiden Semestern wurde den Schülern Gelegenheit gegeben, in der Hausbuchbinderei der Stadtbibliothek unter Leitung von Buchbinder Lemser praktisch zu arbeiten.

Voraussetzung für den Eintritt in die Kurse bleibt nach wie vor der Nachweis einer mindestens einjährigen praktischen Tätigkeit als Praktikant. Für die Zulassung zur bibliothekarischen Laufbahn ist der Nachweis der Reife für Prima erforderlich. Meldungen für die Einstellung als Praktikant sind ausschließlich an den Herrn Vorsitzenden des Beirats für Bibliotheksangelegenheiten, Berlin NW. 7, Unter den Linden 38, zu richten, und zwar stets im Dezember für den Eintritt im April des darauffolgenden Jahres. Die Kurse bereiten nach wie vor sowohl für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken wie für den Dienst an volkstümlichen Büchereien vor.

Von den „Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek" sind bisher erschienen:

H. 1. Die Ausbildung für den mittleren Bibliotheksdienst an wissenschaftlichen Bibliotheken sowie für den Dienst an Volksbibliotheken. 3. veränd. Aufl. 1929. (Preis 0,50 *RM*)

H. 2. Die Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek. Jahresbericht über das erste Unterrichtsjahr April 1925 bis März 1926. 1926. (vergriffen)

H. 3. Die bibliothekarische Fachbücherei. Eine Liste von grundlegenden Büchern und Zeitschriften, vornehmlich für den Gebrauch von Bibliotheksschülern und Praktikanten. 1927.

H. 4. Vorstius: Übungsbeispiele zu den Preußischen Katalogisierungsvorschriften. 1927. (Preis 3,— *RM*)

H. 4a. Vorstius: Schlüssel zu den Übungsbeispielen. 1929. (Preis 1,50 *RM*)

H. 5. Mühlenfeld: Kinderlesehallen. Ihre Einrichtung und Verwaltung. 1928. (Preis 1,— *RM*)

H. 6. Joerden: Zentralbücherei und Beratungsstelle. 1929. Preis 1,— *RM*)

In Vorbereitung befinden sich: Einführung in die Bibliographie (von Dr. Krabbe), Bücherkunde zur deutschen Literatur (von Dr. Schuster), Geschichte der Bibliotheken (von Dr. Kaiser), Einführung in die Staatsbürgerkunde (von Prof. Fritz).

Sämtliche Hefte sind durch den Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Grüne Schanze 8, zu beziehen.

Die Geschäftsstelle der Bibliothekskurse befindet sich in der Berliner Stadtbibliothek, C. 2, Breite Str. 37.

Bücherschau.

A. Sammelbesprechungen.

Fritz Müller-Partenkirchen.

Eine strenge Auswahl aus Müllers zahllosen Büchern, eine Auslese von 300 Seiten etwa, wird noch einmal in den eisernen Bestand des deutschen volkstümlichen Schrifttums aufgenommen werden. Es ist kein gutes Zeichen für

unser heutiges Volksleben, wenn ein Schriftsteller wie Müller, der alles an sich hat, was ihn volkstümlich machen kann, nur allmählich an Boden gewinnt und sich die Wirkung in die Breite erst im Laufe von Jahrzehnten erringen muß.

Denkt man über die Ursache nach, so kommt man zu dem Schlusse, daß Müller zu anständig und zu deutsch ist, um sich in dem heutigen Verlagsunwesen und Literaturbetriebe durchzusetzen. Seine Werke haben zu viel sittlichen Gehalt. Müller will etwas; das ist nicht bequem. Seine Bücher sind keine ästhetischen Ereignisse. Ihre Stoffe sind gewöhnlich und alltäglich. Seine ganze Denkweise ist die eines rührigen und tätigen Mannes. Niemals findet man etwas Unerhörtes bei ihm Alles war schon da, ist unzähligemal gesagt worden. Literarisch kann es nicht mehr locken. Für solche Bücher hat der Literaturbetrieb von heute weder Interesse, noch übrige Zeit; dazu fehlt es ihm an innerer Behaglichkeit und Charakterstärke. Und so übergeht man den Reiz der Müllerschen Kleingeschichte, übersieht das Besondere ihrer Gattung, mißachtet ihre volkstümliche Kraft und ihre zwingende Anschaulichkeit.

Aber es tritt noch ein Umstand hinzu, wenn man gerecht sein will. Müllers Schaffen ist ungleich. Manche werden dies verzeihen, andere und gerade die Verehrer und Schätzer seiner besten Stücke, werden ihm einen Vorwurf daraus machen. Wer imstande ist, eine Geschichte aus dem Alltag zum Mikrokosmos zu formen, wer die Fähigkeit besitzt, in Erzählungen von fünf Seiten Umfang eine typische Begebenheit und mehrere Charaktere aus dem Leben, den Gang der menschlichen Dinge, eine Lebensanschauung, sein Volkstum und sich selber darzustellen, dem mag es vielleicht noch erlaubt sein, Stammtischgeschichten am Stammtisch zu erzählen, aber er darf sie nicht mehr drucken lassen.

Nun ist Müller Süddeutscher, und für die Bayern und ihre nahen Verwandten war ein Zug zum Primitiven, zum geschmacklos Billigen und zum genügsam Flachen immer eine geistige Gefahr. Außerdem, ein so frisches und lebendiges Temperament wie Müller schafft wie das Leben. Mal geräts, das andere Mal versagt es. Man muß es nehmen, wie es kommt, wie bei allen Werkstücken. Allein, dagegen erhebt sich ein gewichtiger Einwand: Müller schafft bewußt; er ist sich klar über sein Können und seine Art, er ist kein ungeschultes natürliches Talent mehr, auf ein schonendes Urteil ist er nicht mehr angewiesen, er darf es also auch nicht erwarten.

Müller wird gewöhnlich unter die Humoristen gezählt. Dies ist richtig, insofern die meisten seiner Geschichten in ein heiteres Gewand gekleidet sind. Aber sie sind bedeutend mehr als humoristische Erzählungen, ihre Triebfeder liegt auf einem andern Gebiet als auf dem Felde einer heiteren Lebensauffassung. Müller ist Lebensphilosoph, Kulturarbeiter und Kulturkritiker. Er ist Volksbildner und Volksmann. Seine kleinen Geschichten haben alle einen ernsten, viele sogar den ernstesten Hintergrund. Müller will einer bestimmten Lebensauffassung zum Siege verhelfen, einer Lebensbetrachtung, wie sie sich gesund und glücklich in seiner eigenen Person verkörpert. Durch alle seine Geschichten geht ein ständiges Werten und Bewerten, sei es durch gelegentliche Bemerkungen oder durch die geschilderten Charaktere, welche bald herausgehoben, bald verworfen werden. Seine Geschichten laufen auf einen sittlichen Eindruck, auf einen Impuls hinaus. Der Leser wird von Müller überzeugt, er soll freudig bejahen oder heftig ablehnen. Seine Erzählungen münden wie von selber in eine besinnliche Lehre ein oder vermitteln ein sittliches oder Kulturerlebnis. Müller nimmt Stellung, für und wider. Seine Grundeinstellung ist nicht die Haltung des formenden Künstlers, des Phantasiemenschen, der Betätigung sucht, sie ist moralischer Natur. Auf diese Weise gerät er in den wohltuendsten Gegensatz zu so manchem bedeutenden, aber gemeingefährlichen Künstler unserer Tage.

Wie leben? Recht leben! Wo liegen die Werte, wo der Unwert? Wie soll der einzelne, wie das Volk sein Leben einrichten? Was ist gesund, was ungesund? Was bietet die Gegenwart an lebenstüchtigen Menschen und lebenfördernden Charakterformen, was an Anschauungen und Sitten? Was ist lebensschädlich an ihr im Sinne des einzelnen, im Sinne des Volksganzen? Welche Mächte der Arbeit, der Lebenserfahrung, der Gemeinschaft und des Brauchtums, der Selbst-

schulung und Selbstzucht helfen uns vorwärts? Was ist ungesund an unserer Zeit, was deutet in die Zukunft? Das sind Müllers Interessen; Lebensanschauung und Lebensform bilden das Um und Auf seines dichterischen Schaffens.

Von welcher Seite betrachtet Müller das Dasein?

Vor allem vom Standpunkt der Herzensbildung, des Gemütes, der lebfrischen Gesundheit, der rastlosen, zähen, nie versagenden Arbeitstüchtigkeit aus. Müller ist ein begeisterter Freund der Arbeit. Unermüdlich und in tausend Wendungen preist er ihren Segen. Aber er haßt die Arbeit als Maschine. Der Mensch lebt nicht um zu arbeiten, sondern er arbeitet, um zu leben. Hauptsache ist die Seele, das Innere im Menschen. Das mechanische Zeitalter birgt eine schwere Gefahr in sich. Amerikanismus, hetzender Wettbewerb und Spezialisierung versklaven den Menschen, Genußgier ruiniert ihn.

In einer seiner Geschichten schickt er, und er meint es symbolisch, ein altes verbrauchtes Buchhalterlein in das ausgebrochene Feuer, um sein Konto zu retten: So sehr läßt er den Menschen mit der Arbeit verwachsen. Aber sie muß Seele haben, sie muß Seele belassen.

Müller kommt aus dem schaffenden und werktätigen Leben. Zuerst war er Kaufmann, später Lehrer an einer Handelsschule. Seine Gesinnung ist praktischer Natur. Müller wurzelt im Alltag, seine dichterische Gabe arbeitet im Dienste des praktischen Lebens. Die Berufstätigkeit soll zur Idee emporgehoben und in die Sphäre des Sittlichen und Geistigen einbezogen werden. Kleinliches und ängstliches Zetern über das Zeitalter ist ihm fremd. Er ist durch und durch Kulturoptimist, aber er weiß, daß aller äußere Fortschritt Behelf und Mittel bleiben muß. Wehe, wenn die Zivilisation zum Zwecke wird. „Schaffet, aber esset nicht davon!" läßt er den Herrgott zu den Deutschen sagen, da sie ihn in ihrer Not um Rat und Weisung angehen.

Müller hat den feinsten Spürsinn für das Lebensfördernde und Lebensechte. Mit dem schärfsten Instinkt dringt er in die verwickelten Voraussetzungen unserer Zeit ein. Doch das Komplizierte ist ihm widerwärtig. Alles Große und Gute ist einfach, alles Lebendige anschaulich. Was nicht anschaulich werden kann, ist unlebendig. Müller gestaltet die zartesten Bildungsideen. Im Grunde ist der Gehalt seiner Geschichten durchaus abstrakt. In Begriffe vermünzt wäre er nur geschulten Denkern und Bildungsmännern zugänglich. Aber das ist ja gerade das Wesentliche an Müller, daß er imstande ist, feinste Bildungsgedanken in ihrem Gehalt ins Gefühl und zum Erleben zu bringen. Darin erblicken wir seine Bedeutung, sowohl seiner Person, als der von ihm gepflegten Gattung nach.

Müller ist Süddeutscher*), ausgesprochener Süddeutscher, und als solcher ein Fanatiker der Schlichtheit, Natürlichkeit, Anschaulichkeit, der organischen Lebenserfassung. Sein ganzes Denken ist biologisch-organischer Art. Er unterscheidet auf das Genaueste, besitzt in allem Sachlichen bedeutende Treffsicherheit. Doch er zerlegt nicht in Begriffe, sondern sucht vom scharf umschriebenen und greifbaren Beispiel aus zu Wert und Wesen vorzudringen. Es ist nicht bloße Laune, sondern wirkliche Überlegenheit seines Lebenstypus, die ihn veranlaßt, sich immer wieder über die logisch-mechanische Art unseres heutigen Denkens lustig zu machen. Seine Schriften sind ein flammender Einspruch des Mutterwitzes gegen das Auseinanderzerren des Anschaulichen und Bildhaften in Begriffe. Er liebt das wortkarge und gedrungene Denken der werktätigen Volksschichten, er bewundert seine sichere Übereinstimmung mit der Sache und ihrem Wesen.

Hoch anrechnen muß man ihm, der doch das werktätige Leben vor Augen hat, daß er sich einen ungewöhnlichen Einblick in das Wesen des Gemeinschaftslebens, des Brauches und der Sitte verschafft hat. Daß sich Sitten und Bräuche organisch aus dem Leben und aus der Lebenserfahrung entwickeln und auf das Ganze des menschlichen Daseins abzielen, ist ihm eine vertraute Vorstellung. Deshalb liebt er Bauerntum und Volkstum trotz seiner Schwächen. Er widmet ihm scheinbar anspruchslose, in Wirklichkeit geistvolle und tiefsinnige Geschichten und stellt

---

*) Von der Mutterseite italienischer Abstammung?

ihm ein rationalisiertes Städtertum gegenüber, das durch den Gang der Zivilisation in Gefahr gerät, Gemüt und Seele und mit der Seele alles zu verlieren.

Süddeutscher ist er auch durch sein munteres Temperament, gleich aufgelegt zu Spaß und Ernst. Er ist umgänglich, leutselig, beweglich, witzig, er ist knapp und wesentlich, fast möchte man sagen: in schlichter Weise verdichtet. Alles Geschwätzige, Dünkelhafte, Verbohrte, Großtuerische ist ihm in den Tod zuwider. Seine Leute will er einfach, gerad, gediegen, lebensnah. Alle Deutschen möchten tüchtig, arbeitsfroh, unmittelbar und bescheiden werden.

Müller ist sich seines süddeutschen Wesens genau bewußt. Die Gegner dieses Wesens sind ihm gut bekannt, mögen sie wo immer stehen. Süddeutsche Art bedeutet ihm nicht bloß Lebensform und Lebenstypus, sondern Bildungsziel und Weltanschauung.

Als Schriftsteller hat er keinen Zug ins Große. Es liegt ihm weder der große Umfang noch die große Form. Sein literarisches Maß beschränkt sich auf die Novellette und Kleingeschichte. Sein biographischer Roman „Der Dreizehnte" (früher unter dem Namen Hessing erschienen) ist als Roman mißlungen. Die Lehrgeschichte „Kramer & Friemann" zerfällt eigentlich in einzelne Beispiele, in Kleingeschichten und Schwänke. Nur der steirische Hammerroman „Die Sengs" (= Sensenschmiede) ist auch als Roman eine vortreffliche Leistung.

Müller nimmt die altdeutsche Schwankliteratur wieder auf, wenn sich auch so manches verwandelt und verschoben hat. Durch seine Einstellung auf den Alltag und sein demokratisches Wesen erinnert er lebhaft an das altdeutsche bürgerliche Schrifttum, z. B. an Hans Sachs, mit dem er geistig näher verwandt ist als mit Formkünstlern vom Schlage eines Thomas Mann oder Hermann Hesse. Sein Bildungsideal der gesunden Regsamkeit und ausharrenden Tüchtigkeit ist ein bürgerlich-volkstümliches Ideal des praktischen Lebens. Bildung zum Höchsten in der Form, aristokratische Verfeinerung, Sehnsucht nach dem zartesten Gehalt des Daseins, Melancholie und Tragik sind ihm fremd. Aber gerade deshalb ist er der rechte Mann für die Schichten des werktätigen Volkes und ein wertvoller Zuwachs für die volkstümliche Bücherei.

Über Schreibart und literarische Gattung müssen wir uns kurz fassen. Seine Anfänge liegen zwar auf dem Gebiete der Novelle, seine ersten Veröffentlichungen bestehen sogar in Sammlungen von Gedichten, seine eigentliche Gattung sind jedoch Anekdote, Schwank, lehrhaftes Beispiel und belehrendes Gleichnis. Daneben pflegt er die kleine Volks- und Familienszene, die Kleingeschichte aus dem Erwerbs- und Jugendleben, die Charakter- oder Seelenstudie, besonders in der Form der Novellette, das Stimmungsbild, die Tiergeschichte, das naturwissenschaftliche und heitere Märchen, die Kalender- und die Wundergeschichte, das Beispiel aus dem tätigen Leben, schließlich die Kriegsgeschichte. Der Inhalt seiner Bücher ist außergewöhnlich bunt, die Anordnung leider wenig günstig. Durch eine Neugruppierung würden seine Veröffentlichungen sehr gewinnen.

Seine Schwänke sind gut, manche sogar vorzüglich. Unerreichter Meister ist er auf dem Felde des Beispiels und des Gleichnisses. Andere Beispieldichter formen eine Begebenheit aus dem Leben für eine Nutzanwendung zurecht und lassen diese nachfolgen, oder sie ergibt sich als Schluß und Folgerung aus dem erzählten Beispiel, dessen Kunstleistung dann im Epischen liegt. Anders bei Müller. Seinem Beispiel liegt eine Kulturidee oder ein Kulturgefühl zugrunde, beide bilden dessen eigentlichen Gehalt und Gegenstand, und die ganze Anlage der Gattung bringt sie im Bewußtsein des Lesers zum Erleben. Müller erzwingt dieses Erlebnis, freilich nur im Leser, der Schritt halten kann, und es wäre interessant, den von ihm verwendeten Mitteln nachzuspüren. Soviel ist jedenfalls sicher, daß sich Müller im Laufe seiner langen Schriftstellerei einen Stil erarbeitet hat, welcher sich auf die reinen Wirkungselemente beschränkt. Logische Verknüpfung, sprachliche Verbindung, eine fortlaufende Erzählung darf man bei ihm nicht erwarten. Seine Geschichte ist abgerissen, gedrängt, prägnant, ungemein lebhaft, sehr geschlossen, gesammelt. Alles bezieht sich auf die Erfahrung des Lesers, in dessen Bewußtsein vertraute, durchaus bekannte Bilder emporgehoben werden. Dadurch erspart sich Müller eine Menge Worte. Es entsteht Bewegung, Handlung, Lokalfarbe, Charakteristik. Selbstverständlich setzt diese Technik, welche Müller

eine kräftige Wirkung sichert, keinen unbelesenen und unerfahrenen, sondern einen geübteren oder wenigstens mit dem Stoff vertrauten Leser voraus.

Müller vermeidet jeden gedrechselten Satz. Zwischen seiner Sprache und dem deutschen Schreibstil besteht eine tiefe Kluft. Müller hält sich an die Umgangs- und Volkssprache, deren Kürze und Anschaulichkeit er benützt und die er mit feinem Sprachgefühl beherrscht. Ungemein reich sind seine Geschichten an Zwiegesprächen. Viele von ihnen eignen sich zum Vortragen, manche rufen geradezu nach dem Vorlesen.

In der Charakterisierung begnügt er sich mit dem Typischen. Psychologische Zerfaserung liegt ihm ferne, seine gesunde Denkweise gibt sich mit dem Bezeichnenden zufrieden, ohne nach Spezialisierung zu verlangen.

Seine Anschauungen und Meinungen beziehen sich auf das Allgemein-Menschliche, in religiösen Dingen ist er vollkommen duldsam, seinem Volke wünscht er Bestand und Größe inmitten friedlich strebender Nachbarn. Seine soziale Neigung gehört dem werktätigen Volk, im besonderen denen, die im Schatten redlich schaffen.

Seine Darstellungskraft widmet er mit Vorliebe bestimmten Gebieten. Lebhaften Anteil nimmt er am Kaufmannsleben und an der Schule. Zahlreich und meist ausgezeichnet sind seine sozialen Kleingeschichten, vor allem die Erzählungen von treuen Dienstboten und gewissenhaften Dienstmännern. Unter seinen Buben- und Jugendgeschichten finden sich viele reizende und seelenkundlich wertvolle Beobachtungen. Eine große Zahl seiner Erzählungen ist volkswirtschaftlichen Stoffen gewidmet. Besonders häufig behandelt er Fragen des Geld- und Börsenwesens, der Erzeugung, des Handels-, Fabriks- und Kontorlebens, die er spielend anschaulich zu machen weiß. Mit Interesse verfolgt er die Entwicklung des Verkehrs und der Technik, freudig bejahend, immer wieder warnend. In Müllers außerordentlich bunten Büchern wechselt die Erzählung trauriger Schicksale mit Stimmungsbildern, Märchen stehen neben derben Späßen und allerlei Ulk, Buchhaltungsbeispiele und mathematische Stückchen treten neben ernste Geschichten aus dem Leben.

Müllers Kleingeschichten sind volkstümlich und anschaulich, aber doch nicht ohne Schwierigkeit für einfache Leser. Für die bäuerliche Bücherei lassen sie sich im allgemeinen nicht empfehlen, es sei denn, daß ihnen durch fleißige ländliche Bildungsarbeit, besonders durch Vorlesen, der Boden bereitet wäre. Die Beziehung auf kaufmännische Berufsverhältnisse, die reiche Verwendung von Mundart, die Lehrhaftigkeit und noch manches andere werden vielleicht auch Leser mit höherer Schulbildung abschrecken.

Für die Lektüre Müllers kommen die verschiedensten Leser in Betracht; Freunde einer guten, heiteren Unterhaltung; Leser, welche für Romane keine Zeit aufbringen; Jugendliche von etwa 17 Jahren an, die ihm für die angenehme Form und für die starken Impulse dankbar sein werden; Frauen mit einiger Schulbildung, wenn sie gegen kulturelle Dinge nicht gleichgültig sind; Kopfarbeiter, die sich abspannen wollen, ohne zu etwas Minderwertigem zu greifen; Kaufleute und Handelsangestellte, Lehrer und Professoren, weil ihnen Müller den Beruf im Zusammenhang des Ganzen zeigt und ihnen frischen Mut macht; praktisch arbeitende Volksmänner aller Gruppen, weil sie unerschöpflichen Stoff bei Müller finden; schließlich Volksbildner und Volkskundler, denen Müller im gleichen Maße Gedanken und Anschauung liefern kann.

Mindestens die Hälfte der Kleingeschichten ist zum Vorlesen hervorragend geeignet, sowohl im Familienkreis als bei Vereinsabenden und Vorträgen von Bildungswert. Bildungsausschüsse, kaufmännische und Lehrervereinigungen werden mit Vorlesungen aus Müllers Werken gute Erfahrungen machen.

Einige Müllerbände gehören auch in die Bücherei der Volkshochschule, der Bauernschule, der landwirtschaftlichen Fortbildungs- und der Handelsschule, in Heimbüchereien, vielleicht auch in Krankenhäuser.

Bei der Anführung der einzelnen Werke muß die Angabe des Inhaltes seiner gar zu großen Mannigfaltigkeit wegen unterbleiben. In der Hauptsache sind die Stoffe bereits gekennzeichnet worden. Eine Sonderstellung nimmt lediglich der Roman „Die Sengs“ ein.

Zu den lustigsten Veröffentlichungen Müllers gehören die beiden Werke:

München. Geschichten. Leipzig: Staackmann 1925. 228 S. Ill. Lw. 4,50 und

München Zwei. Drin und drum herum. Geschichten. Leipzig: Staackmann 1928. 223 S. Ill. Lw. 4,50.

Stilistisch sind beide Bücher im Rahmen von Müllers schriftstellerischer Fähigkeit als gut anzusprechen. Titel ohne Bedeutung, wie meist bei Müller, Auswahl etwas ungleich. Viel Mundart, allerdings der Schriftsprache ziemlich angenähert. München um einen Grad besser als München Zwei. München Müllerischer Normalband bunten Inhalts. München Zwei erhält durch gute Bauerngeschichten eine besondere Note. Mindestens die Hälfte der Geschichten beider Bände sind zum Vorlesen hervorragend brauchbar. Städtischen Büchereien ist die Anschaffung bestens zu empfehlen. Für Bauernschulen sind die beiden Bände gut, für ländliche Büchereien nur unter günstigen Voraussetzungen geeignet. Über die sonstige Verwendung vergleiche das früher Gesagte.

Inhaltlich gehören ferner folgende beiden Bände zusammen:

Kaum genügend. Schulgeschichten. Leipzig: Staackmann 1927. Ill. Lw. 4,50 und

Kurzehosengeschichten. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1921. 115 S. Ill. Lw. 4,50.

Die „Kurzehosengeschichten" können als Ergänzung des Bandes „Kaum genügend" angesehen werden. Der Schreibart nach reife Müllerbücher. Neben viel Gutem steht manches Schwache. Die beiden Werke beschränken sich auf Schul- und Bubengeschichten und machen deshalb einen einheitlicheren Eindruck als die zwei Münchenbände. Städtischen Büchereien rückhaltlos zu empfehlen. Derbheiten und Schwächen gehen im Guten unter. Für ländliche Büchereien nicht geeignet, wenigstens nicht als Ganzes. Ländliche Vorleser werden noch immer Stoff genug darin finden.

Im Gesamteindruck kommt den eben genannten Büchern ein drittes nahe, das sich mit ihnen zu einer Ausleihgruppe zusammenschließen läßt:

Zweimal ein Bub. Geschichten. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1921. 187 S. 3,—.

Mit dem Titel sind Müllers eigene Jugenderinnerungen und die Beobachtung an seinem Sohne gemeint. Schul- und Jungengeschichten wechseln mit freundlichen Familienbildern ab. Einzelne Erzählungen werden aus anderen Werken wiederholt. Einheitlich wirkendes Buch besinnlicher Haltung. Anzuschaffen, obzwar es die Durchschlagskraft der beiden vorigen nicht erreicht. Alle drei Bände eignen sich für die reifere Jugend. In die Bücherei der Mittel- und Handwerksschule können sie unbedenklich eingestellt werden.

Über Kaufmannschaft, Unternehmung, Börsenwesen und verwandte Gegenstände handeln die beiden Bücher:

Die Kopierpresse. Kaufmannsgeschichten. Leipzig: Staackmann 1927. 219 S. Ill. Geb. 4,50 und

Kramer & Friemann. Eine Lehrzeit. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1920. Ill. Lw. 5,50.

„Die Kopierpresse" ist der Gattung und Güte nach den Bänden „München" und „Kaum genügend" zur Seite zu stellen, nur daß sich die Erzählungen alle irgendwie auf Kaufmannschaft, Buchhaltung, Unternehmertum und Volkswirtschaft beziehen. „Kramer & Friemann" dagegen steht zwischen Geschichtensammlung und einer aufgelockerten Form von Roman und vermittelt deshalb einen strafferen Eindruck als die „Kopierpresse". „Kramer & Friemann" betont das Sittliche noch stärker als die andern Bücher. Es eignet sich vortrefflich als Lektüre für Lehrlinge und Gesellen aller gewerblichen Berufe. Gelegentliche Derbheiten lassen sich in Kauf nehmen. Die kaufmännische Lehrzeit bei „Kramer & Friemann" führt in die Arbeits- und Gedankenwelt eines großen Kaufgeschäftes ein. Sie zeigt seine Entwicklung von bescheidenen Formen bis zum modernen Großgeschäft, sie schildert die verschiedenen Arbeiten, Posten und Menschentypen, veranschaulicht den Ablauf einer Lehrzeit von den untergeordnetsten Verrichtungen bis zur Freisprechung,

wirft einen Blick auf die Verhältnisse und Kaufmannstypen von früher, lehrt das Gute im Alten erkennen und das Neue auf seine Schwächen hin untersuchen und scheidet in einer Unmenge von Beispielen das Gediegene und Tüchtige vom Hohlen und Schwindelhaften. Das Buch erzählt so manches aus Müllers eigenem Leben. — In städtischen Büchereien sind beide Werke anzuschaffen.

Trotz des Untertitels, der das Gegenteil versichert, hängt der folgende Sammelband nur lose mit der Kaufmannschaft zusammen. Er könnte ebensogut für junge Techniker geschrieben sein.

Debitorenkonto Folio 1347 und andere Geschichten. Ein Lesebuch für den jungen Kaufmann. Stuttgart: C. E. Poeschel 1928. 202 S. Geb. 5,50.

Die lebendigeren Erzählungen sind bereits in anderen Bänden enthalten. Die übrigen können künstlerisch nicht befriedigen, wenn sie auch dem Gegenstand und Gehalt nach zu loben sind. Beabsichtigt war eine Art geistiger Einführung und Erbauung junger Leute, die sich dem Berufe des Kaufmanns zu widmen denken. Die Anschaffung in der Volksbücherei erübrigt sich, im Deutschunterricht der Handelsschulen dagegen ist der Band aus stofflichen Gründen verwendbar.

Stilistisch gehören noch die „Aufrichtigkeiten" in die obige Reihe:

Aufrichtigkeiten. München: Braun & Schneider 1925. 168 S. Ill. Geb. 3,—.

Ein recht geeignetes Unterhaltungsbuch, aber erst in zweiter Linie einzustellen, da es nur wenig restlos Überzeugendes enthält. Für städtische Büchereien.

Während die obigen Bände den reifen Schriftsteller verraten, dem die gedrungene Form zu Gebote steht, weisen die nun folgenden beiden Bücher in eine frühere Schaffenszeit:

Dreizehn Aktien. Geschichten von deutscher Arbeit. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1922. 183 S. Hlw. 3,—.

Wenn ich Millionär wäre. 3.—5. T. der erweiterten „Alltagsgeschichten" (1914 erschienen). Liestal: Lüdin 1925. 266 S. 5,50.

Beide Bände zeigen einen starken novellistischen Einschlag. Freilich handelt es sich mehr um Novelletten als Novellen. In den „Dreizehn Aktien" überwiegt das technische Zukunftsbild zusammen mit dem naturwissenschaftlichen und Kulturmärchen. Die besten Erzählungen, die „Dreizehn Aktien" und „Die Rees" entsprechen der Müllerischen Gattung von heute. Der Band empfiehlt sich besonders für die reife Jugend.

Im „Millionär" überwiegt das Novellettenhafte durchaus. Müller gelingen einige prächtige romantische Erzählungen, wie der Liebespavillon (eine stimmungsvolle Postkutschen- und Schloßgeschichte, die das Rokoko wieder aufleben läßt), oder $a^3 + b^3 = c^3$, eine übermütige Seelenwanderungsgeschichte von einem Mathematikprofessor, der in einem Pudel weiterlebt, oder das schöne Märchen von den dichterischen Gesichten der Jugend, dem zerstörenden Zweifel, der grauen Wirklichkeit und der übrig gebliebenen Sehnsucht. — Für städtische Büchereien. In zweiter Linie anzuschaffen. Für Frauen recht geeignet.

Mit den bisher genannten Büchern in engem geistigen und formellen Zusammenhang steht der Roman

Der Dreizehnte. Der Roman eines Lebens. München: C. Pechstein 1926. 265 S. (1922 unter dem Namen „Hessing" erschienen.)

Beabsichtigt ist ein Lebens- und Charakterbild des Orthopäden Hessing, der seine Laufbahn als einfacher Tischler angefangen und sich zum bahnbrechenden Orthopäden emporgearbeitet hat. Der Roman zerfällt in lauter Anekdoten und befriedigt deshalb nicht als Gattung. Von der zweiten Hälfte an ermüdet er, Hessings Charakter ist auch nicht immer erfreulich. Das Werk wäre nur durch eine starke Kürzung zu retten. Einzelheiten, wie z. B. die Gespenstergeschichte vom Schäfer Lährd, sind vorzüglich. — Für Volksbüchereien entbehrlich.

Dagegen stehen wir nicht an, den Roman „Die Sengs" als ein kleines Meisterwerk zu bezeichnen.

Die Sengs. Ein Roman aus der Blütezeit steirischen Hammerwesens. Stolp: Eulitz 1927. 250 S. Ill. 3,40.

Dieser Roman, von Anfang bis zu Ende in oberbayrischer Mundart gehalten, hat einen ausgesprochen episch-lyrischen Charakter und stellt eine spezifisch süddeutsche Geistesschöpfung vor. Das Vorzüglichste an ihm ist das Gleichgewicht sämtlicher Romanelemente: Charaktere, Handlung, Episoden, Schilderung von Land und Leuten, die Geschichte der Sensenschmiede und ihrer Besitzer und der doppelte Ausblick ins Große: auf die Gesamtentwicklung der Eisenwerke überhaupt und auf die dämonischen Kräfte, wie sie sich im irrsinnigen Rettenbacher, dem letzten Sprossen des Hammergeschlechtes und seiner willensstarken, vor nichts zurückschreckenden Frau verkörpern. Während dem letzten Rettenbacher, einem kleberen grauen Männle, von seinen Vorfahren nichts geblieben ist als das Stahlgeheimnis und die Sehnsucht, in den Bergen, die er durchirrt, die Eisenseele zu finden, bringt die Rettenbacherin die heruntergekommene Schmiede wieder auf die Höhe.

Die Vergrößerung der „Sense" führt zum Konkurrenzkampf mit einem zweiten Hammerwerk. Doch der Niedergang ist nicht aufzuhalten, soviel sich auch die Rettenbacherin dagegen stemmt. Sie gerät in sittliche Schuld und seitdem ist kein guter Stern mehr über dem Werk. Bei einem mutigen Versuche mit einer neuen, unvollkommenen Mähmaschine findet sie ihren Tod, das Werk wird aufgelöst, die Leute verlaufen sich, aus der Schmiede wird eine Art Versorgungsheim. Der Roman schließt versöhnlich, aber die ganze industrielle Entwicklung und die dämonische Gewalt des Unternehmungsgeistes, die sich den Menschen untertan gemacht hat, wird abgelehnt. Eine Sense mit der eigenen Hand an einem Tage erzeugen ist das Rechte; nicht tausend Sensen mit Maschinenhämmern für unbekannte Menschen, die durch die Frohnarbeit der Maschinenarbeiter und ihrer Herren nicht glücklicher werden. Aus der Handarbeit, aus der Familie und dem Zusammenleben mit der Natur wächst der Friede.

Ausgezeichnet geschildert sind die Charaktere, z. B. der fast shakespearisch anmutende Hofnarr, ganz vorzüglich sind die einzelnen Episoden wie das Bartholomäi-Essen der Schmiedegesellen, die feierliche Ablieferung der 2000 Sensen für die sibirischen Bauern, der Teufelsgottesdienst der Rettenbacherin im Angesicht des herrlichen Murtalfeiertags, die Szenen mit den betrogenen Stahlbauern, und vieles andere. Außergewöhnlich zu rühmen ist die Verbindung von Handlung und Charakteren und die Schilderungen um das Sensenwerk: Das überkommene Alte, das sich durch Jahrhunderte bewährt hat, versinkt, die neuen Methoden erwürgen das Menschliche im Menschen samt dem Werk, und herauf zieht ein drohendes Zeitalter industrieller Entwicklung, das entweder überwunden werden muß oder die Seele des Menschen vernichten wird. — Alles in allem: Ein Kunstwerk, eine Urkunde süddeutschen Geistes, ein echter und tiefsinniger Volksroman.

Leider liegt in dem ausschließlichen Gebrauch der Mundart eine gewisse Schwierigkeit für die Verwendung.

Für alle städtischen Büchereien, außerdem für die ländlichen Büchereien des bayrischen Stammes.

Müllers neuer Roman „Das verkaufte Dorf" ist stofflich mit der „Sengs" verwandt. Stilistisch dagegen bewegt er sich in einer völlig andern Richtung.

Das verkaufte Dorf. Roman. Leipzig: Staackmann 1928. Ill. 287 S. Lw. 6,50.

Der Verfasser strebt hier eine neue Romanform an, welche auf die fortlaufende Erzählung verzichtet und stilistisch und seelisch mit der Epik aufräumt. Nach dem Grundsatze der stärksten Wirkung an jedem Orte sollen lauter Höhepunkte der Handlung aneinander gereiht werden. Eine derartige Gattung, wenn sie psychologisch und künstlerisch möglich, bzw. denkbar wäre, könnte vor allem Anspruch darauf erheben, zeitgemäß zu sein. Es ist interessant, wie die heutige Dichtung darauf ausgeht, die Gattungen der Prosa einem gründlich veränderten Lebensgefühl anzupassen und zu Formen raschesten und schärfsten Eindruckes zu gelangen. Das Wort „Wirkung" kann man hier nicht gut anwenden, da der unvorbereitete Eindruck die Seele ebenso wenig bestimmt wie das flüchtige Kinobild. Daß die großen literarischen Gattungen ursprünglich vor allem aus einem Grund- und Weltgefühl hervorgingen, soll nicht geleugnet werden. Ob jedoch der Bewußtseinsablauf eines gebildeten Städters von heute, bzw. das mit ihm verbundene

Lebensgefühl dazu geeignet ist, den Mutterboden für eine Kunstgattung abzugeben, darf man billig bezweifeln. Alle Anpassung an den Geist unserer Zeit hat also ihre eng gezogenen Grenzen. Indessen kann man der um sich greifenden Abwendung von den überkommenen Formen eine gewisse biologische Berechtigung nicht absprechen. Was darüber aus den unersetzlichen menschlichen und volklichen Werten werden soll, die nun allmählich „historisch" werden, ist vorläufig nicht abzusehen. Soviel ist jedenfalls sicher, daß der Roman als epische Gattung eine Krise durchmacht, die nur durch seinen stofflichen Anreiz verschleiert wird. Echte epische Gesinnung dürfte sich gegenwärtig noch am ehesten in kleinbürgerlich-handwerklichen Schichten und in Teilen der Arbeiterschaft vorfinden. Ästhetisch durchgebildete Freude an der Epik bietet selbstverständlich für die ursprüngliche epische Gesinnung keinen Ersatz.

Bei Fritz Müller liegt die Sache freilich wesentlich anders, da er zwar den Versuch macht, zu einer neuen Gattung des Romans zu gelangen, aber dabei auf seine besondere Begabung für die lebensvolle Kleingeschichte angewiesen bleibt. „Das verkaufte Dorf" besteht also nur aus einer Reihe von selbständigen Episoden, wenn man dem Verfasser auch das Zugeständnis machen muß, daß die Reihe geschlossen wirkt und ein abgerundetes einheitliches Erlebnis vermittelt.

Müller schildert das Eindringen einer spekulierenden Bodengesellschaft in ein bayrisches Hochgebirgstal und den daraus erfolgenden seelischen und leiblichen Untergang einer Dorfgemeinde. Die altansässigen Bauern erliegen der Verlockung hoher, allerdings nur scheinbarer Gewinne und verkaufen ihre Gründe an die Gesellschaft. An die Stelle des Dorfes tritt ein großer, mit allem Unsegen der Zivilisation behafteter Kurort und das bodenständige Volkstum sinkt zum Schaustück einer erwerbstüchtigen Fremdenindustrie herab. Der Verfasser zeichnet ein paar handfeste Typen von Aktionären und stellt ihnen eine Anzahl richtiger bayrischer Bauern gegenüber, die er allerdings nur beispielsweise vorführt, ohne sie untereinander zu verknüpfen. Eine eigentliche Handlung kann sich auf diese Weise nicht entwickeln. Dagegen ist der allmähliche Untergang des Dorfes mit einer gewissen Großzügigkeit erfaßt und gut herausgearbeitet. Alles, was Müller über die gebundene Denkweise seiner Bauern vorzubringen weiß, ihre Abhängigkeit vom Boden, vom Kreislauf der ländlichen Arbeit und von der erdverwachsenen dörflichen Gemeinschaft, wirkt völlig überzeugend. Solche Menschen sind außerstande, die Freizügigkeit, die ihnen der Kaufschilling bietet, auch wirklich auszunutzen. Es bleibt ihnen, weil man ihnen das Lebenselement entzogen hat, kaum etwas anderes übrig, als den Gewinn zu verzechen und zu vertun. Die Empfindung, schandbar um ihr Bestes betrogen worden zu sein, treibt sie schließlich in sinnlosem Aufruhr gegen das Kurhaus, aber der führerlose und ungeordnete Auflauf nimmt im Silberregen zugeworfener Geldstücke ein beschämendes Ende.

Trotz des übel symbolischen Schlusses und mancher künstlerischer und stilistischer Mängel ist „Das verkaufte Dorf" als echtes und wertvolles Volksbuch anzusprechen. Die Schilderung der Bauern und des Bauerntums bis in die letzten Einzelheiten stimmt mit dem Leben überein. Einzelne Episoden, u. a. „Buchführung", „Die Teufelswette", „Die Mutter" verdienen den Namen meisterlicher Leistungen. Es ist nicht zutreffend, wenn das Buch als polemisch bezeichnet worden ist. Es nimmt bloß für seine gute Sache Stellung und philosophiert und moralisiert wie das ganze übrige Werk Müllers.

Für alle deutschen Volksbüchereien. Eine Fundgrube für Volksabende und Vorleser.

Reihenfolge der Anschaffung: Für die erste Anschaffung empfehlen wir München, Kaum genügend, Die Kopierpresse, Kramer & Friemann, Die Sengs, Das verkaufte Dorf. Ihnen mögen München Zwei, Kurzehosengeschichten, Zweimal ein Bub und Dreizehn Aktien folgen.

Überflüssig ist der Ankauf des Bandes Warum? Fröhliche Fragen zum Nachdenken. Leipzig: Staackmann 1926. 160 S. Er behandelt allerlei kleine physikalische, mathematische, geographische u. ä. Sonderbarkeiten in lustiger Form. Auch das „deutsche Trostbüchel" 11 Uhr 57 (Hagen i. W.: Rippel 1920. 110 S.) kommt für die Anschaffung nicht in Frage, da die Erzählungen dieses Bändchens unter Müllers Durchschnitt stehen oder in andern Veröffentlichungen vorkommen.

Die gesinnungstüchtigen Schulgeschichten aus dem Kriege „Klassengold“ (ebenda 1918. 125 S.) lassen sich zwar als Ergänzung seiner andern Schulgeschichten verwenden, verdienen aber heute keine besondere Beachtung mehr.

A. Herr (Warnsdorf T.S.R.).

C. Schöne Literatur.

1. Sammlungen, Dramen, Gedichte.

Das proletarische Schicksal. Ein Querschnitt durch die Arbeiterdichtung der Gegenwart. Hrsg. von Hans Mühle. Gotha: Klotz 1929. 235 S. Geb. 5,—.

Das sorgfältige Bemühen des Herausgebers, die besten Gedichte dieser Art zusammenzutragen, beweist nur erneut, daß über Engelke und Zech, Bröger, Lersch und Petzold hinaus keine Entwicklung geht. Der Begriff „Arbeiterdichtung“ bleibt rein auf den Inhalt der Gedichte bezogen, eine eigene Formsprache, die ihn allein als Gattungsbegriff rechtfertigte, sucht man vergebens. — Büchereien mit Arbeiterlesern werden das Buch gerne einstellen, da es sauber gearbeitet von einem wesentlichen Zuge des Schrifttums der Gegenwart kündet.

W. Schuster.

Von unten auf. Das Buch der Freiheit. Gesammelt und gestaltet von Franz Diederich, bearb. und erg. von Anna Siemsen. Dresden: Kaden 1928. 624 S. Geb. 10,—.

Das zuerst 1911 erschienene Buch, nun in 3. Auflage von Anna Siemsen neu bearbeitet, stellt eine umfassende Anthologie revolutionärer Lyrik dar, wobei — gottlob — auf Begriffe wie „Arbeiterdichtung“ gänzlich verzichtet ist. Als Motto steht Goethes „Beherzigung“ voran, das letzte Lied ist der Rotgardistenmarsch. Aus allen Zonen und Nationen tönt das Lied des Aufruhrs gegen die Unterdrückung des freien Menschen, selbst sonst so weltferne Romantiker wie Eichendorff, so stille Sänger wie Gustav Falke, so königstreue Soldaten wie Liliencron, so stolze Patrizier wie C. F. Meyer geben ihren Beitrag zu dem revolutionären Reigen. Dazu dann fast alle Romantiker und Klassiker, Franzosen, Engländer, Tschechen, viel Russen, Neger und Chinesen. Dann die eigentlichen Revolutionäre, die nicht immer die kraftvolleren sind. Natürlich ist vom ästhetischen Standpunkt nicht alles gleichwertig, aber darauf kommt es hier nicht in erster Linie an. Das Ganze ist ein brausendes Freiheitslied, das in keiner Bücherei fehlen sollte.

W. Schuster.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Andersen Nexö, Martin: Bauern-Novellen. München: Langen 1928. 290 S. Lw. 8,50.

Seit Andersen Nexö begonnen hat, seine Werke nun auch in deutscher Original-Ausgabe erscheinen zu lassen, hat er das Heimatrecht in der deutschen Literatur auch sprachlich erworben; was für niemand eine Überraschung ist, der den Dichter selbst hat sprechen hören. Als einer der ersten Bände dieser Gesamtausgabe sind seine gesammelten Bauerngeschichten erschienen. Es ist gut, daß wir sie nun beisammen haben. Wer bisher einzelne von ihnen kannte, der vermißte vielleicht den Goldgrund der Güte und Liebe, der bei „Pelle“ und „Stine“ auch die düstersten Farben in eine sinnvolle Harmonie einbezieht. Die Herbheit, die Härte, der bittere Hohn vieler dieser Geschichten ließen ihn nicht erkennen, daß auch sie in ihrer Gesamtheit ein „Lobgesang aus der Tiefe“, ein Heldenlied des Lebens sind. Jetzt, wo zwanzig Stücke (aus den Jahren 1894—1922; bei jedem ist das Entstehungsjahr angegeben) beisammen stehen, ist das unverkennbar. Natürlich sind nicht alle von gleichem Wert, aber alle sind doch bezeichnend genug für die Eigenart ihres Schöpfers. Besonders erwähnt seien „Fränke“, mit der Saga-Gestalt der alten Brandstifterin, ein Stück, das sich namentlich auch, wie wir erprobt haben, für Vorlesestunden eignet; ferner die geradezu hinterhältig tiefsinnige und schicksalbelastete Geschichte „Ein Überbleibsel“, die humorvollen Skizzen „Tierschau“, „Sommertag“ und „Die Stunde der Ablösung“, die wehmutsvollen

Begegnungen „Jugend" und „Ann-Maris Reise", die ergreifende, aus den tiefsten Schichten der nordischen Bauernnatur geschöpfte Erzählung „Die Brüder", die wie eine Episode aus „Pelle" oder „Stine" wirkende, aber ganz in sich geschlossene Geschichte „Ein Strandwäscher" und das sehr nachdenkliche Schlußstück (aus der dänischen Gründerzeit) „Und was noch?", das als ein treffliches Kolleg nicht nur über den dänischen Bauern im besonderen, sondern über Volkswirtschaft und Moral im allgemeinen gelten kann. Dort finden sich auch die klassischen Sätze: „Wer hätte sich — vor einem Menschenalter — in seiner wildesten Phantasie vorstellen können, daß das Licht des Geistes, das Grundtvig über dem dänischen Bauernland entzündete, dieses von allem Geistigen chemisch reinigen und statt dessen Butter und Eier und Speck absetzen würde, von einer Qualität, die in der Welt bisher nicht ihresgleichen hatte. Das ist ein Stoffwechsel, der schon einiges zu denken geben kann." Worte, die umso gewichtiger sind, weil sie aus der Feder eines Mannes stammen, der die Größe Grundtvigs wie wenige zu würdigen weiß und der an der eigenen Entwicklung dankbar erlebt hat, wieviel die dänische Volkshochschule da, wo ihr ursprünglicher Geist noch lebendig ist, für einen nach wahrer Bildung strebenden jungen Menschen bedeuten kann. — Für alle Büchereien.

E. Ackerknecht.

Asmussen, Georg: Stürme. Berlin: Neuland-Verlag. 279 S. Lw. 5,75.

Georg Asmussen will in seinen Stürmen das Leben und Erleben schleswig-holsteinischer Bauern schildern. Dem Gutsbesitzersohn Peter Ottsen, der einen großen Hof wohl ererbt, aber sich ihn nicht erarbeitet, sondern in Großmannssucht mit einer städtischen Frau vollkommen verwirtschaftet, stellt er den Sohn einer armen Witwe gegenüber, der als Seemann ruhig und fest seinen Weg geht. Als eine körperliche Verletzung ihn dazu unfähig macht, wird er erst Fischer, dann Hafenarbeiter in Hamburg. In einem großen Streik führt er durch seine ruhige, besonnene Art eine führende Rolle. Dazwischen das Schicksal eines Mädchens, das viel vom Dorf gehetzt wird, und trotz seines unbändigen Temperamentes seinen guten Kern bewahrt und in das Leben der beiden Männer eingreift. Es ist ein schlichtes Heimatbuch, mit ehrlichem Wollen geschrieben und als Unterhaltungslektüre durchaus einer freundlichen Beachtung zu empfehlen.

Renate Dumont (Halberstadt).

Brodersen, Aage: Ballade im Nebel. Zwei Erzählungen. Leipzig: Weller 1928. 240 S. Geh. 3,50. Geb. 5,—.

Zwei Geschichten aus Dänemark, voll Strindbergscher Hoffnungslosigkeit und Düsternis. In der ersten erzählt ein Mensch, in resignierte Reflexionen versunken, dem Mann einer eben verstorbenen, von ihm noch immer geliebten Frau, wie einst die opfermütige, aber blinde Liebe des Mädchens zu einem jüngeren verkommenen Bruder ihr und sein gemeinsames Glück zerstört habe. — Der Roman „Frandsen" beleuchtet die Tragödie eines einfachen Kohlenträgers, der an der Untreue und dem daraus folgenden Freitod seiner jungen, für lichtere und sorglosere Verhältnisse geschaffenen Frau seelisch zugrunde geht. Der Widerstreit der Empfindungen in dem naiven, treuherzigen Menschen und die Trostlosigkeit des proletarischen Milieus sind mit unerbittlicher Schärfe und dichterischer Kraft gestaltet. — Für geschulte Leser großstädtischer Büchereien.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Bronnen, Arnolt: O. S. Roman. Berlin: Rowohlt 1929. 409 S.

Arnolt Bronnen hat sich zum Stoffe eines der furchtbarsten Verbrechen gewählt, die in der an Unmenschlichkeit so überreichen jüngsten Vergangenheit begangen wurden: den polnischen Aufstand und die Gewaltherrschaft der Franzosen in Oberschlesien mit dem Ausgang der Zerstückelung des unglücklichen Landes. Leider hat, um dies gleich zu sagen, der große Stoff keine auch nur einigermaßen befriedigende Behandlung erfahren. Ganz abgesehen davon, daß ein großer Teil des Buches schlimme Kolportage ist. Vom oberschlesischen Volke, das der Autor nicht kennt, ist in dem Buche überhaupt nicht die Rede. Alles ist vom Standpunkt des Landknechts aus gesehen, der mit an sich begreiflichem und gewiß aus seiner Haut heraus auch achtenswertem, weil vaterländischem Gefühl in der Höferschen Armee ficht. Nur werden wir uns immer fragen müssen, in welcher seelischen Schicht solch Vaterlandsgefühl wurzelt, denn Patriotismus ist nicht einheitlicher

Natur und deshalb auch nicht von gleichem Werte. Man kann das darstellen, selbstverständlich, aber dann muß man es in seiner Bedingtheit aufweisen und die vertiefte Auffassung, die nur in der wahren Volksgemeinschaft wurzeln kann, durchscheinen lassen. Es ist traurig, daß heute breiten Schichten der seelische Instinkt abhanden gekommen ist, hier zu scheiden. Dem großen Geschehen und vor allem dem Volke, das den ungleichen Kampf führte, wird der Autor denn auch nicht gerecht. Wie weit er mit seinen Vorwürfen gegen die damalige Regierung Deutschlands im Recht ist, kann ich nicht entscheiden, gerade weil ich diese Zeit in Gleiwitz von den Polen eingeschlossen und abgeschnitten mit erlebt habe. Wenn er sich im Vorwort auf das von mir herausgegebene Buch über den Aufstand bezieht, an dem namhafte Vertreter aller Parteien mitgearbeitet haben, so hat er es nicht gut benutzt. Letzten Endes zieht er nachträglich das damalige Geschehen in den Kampf der Parteipolitik herab, und damit hat er Deutschland keinen guten Dienst erwiesen. Leider wird das Buch seiner nicht ungeschickten Mache wegen gelesen. Die Volksbüchereien können nur dringend davor gewarnt werden.

W. Schuster.

Dos Passos, John: Drei Soldaten. Roman. Aus dem Amerikan. von J. Gumperz. Berlin: Malik 1929. 379 S.

Von allen Ländern, die sich am Weltkrieg beteiligten, ist vielleicht keines so unverhüllt um materieller Interessen wegen eingetreten wie Amerika, was man ihm nicht so leicht vergessen sollte. Dieses Buch ist sehr geeignet dazu, die Erinnerung daran zu erhalten, zugleich zeigt es die erschütternde Brutalität und Unfreiheit dieses „freiesten Landes der Welt"! Nachdem alle Nöte militärischen Drills mehr als reichlich ausgekostet sind, geht es mit dem Expeditionsheer nach Frankreich und wir erleben den Krieg in all seinen Schrecken von der andern Seite. Im Mittelpunkt steht das Schicksal des Musikers und Komponisten Andrews, den die militärische Maschinerie noch nach dem Waffenstillstand zerbricht, weil er ein wenig reglementswidrig versucht hatte, ein Mensch zu sein. — Selbst wenn wir bedenken, daß wir das Buch eines Revolutionärs vor uns haben und Einseitigkeiten in der Schilderung von vornherein zugeben, bleibt des Erschütternden genug. Die fürchterliche Seelenlosigkeit dieser amerikanischen Kriegsmaschine, die unter dem Mantel der durchsichtigsten Phrase für die Interessen einiger Kapitalisten in Bewegung gesetzt wird, übersteigt alles, was einem europäischen Hirn vorstellbar und faßbar ist. — Ich zähle das Buch, das mir unvergleichbar zu zeigen scheint, wohin auch bei uns die Entwicklung führen muß, wenn sie nicht in andere Bahnen gelenkt wird, zu den wertvollsten Kriegsromanen und kann nur hoffen, daß es zahlreiche Leser findet. W. Schuster.

Fadejew, A.: Die Neunzehn. Roman. Wien: Literatur und Politik 1928. 261 S. Geh. 3,—. Lw. 4,50.

Wie in vielen Romanen und Novellen des neuen Rußlands steht auch im Roman Fadejews, der schon vor mehreren Jahren in Rußland erschienen ist, der Bürgerkrieg, der Kampf der Sowjettruppen gegen die „weiße Reaktion" im Mittelpunkt. In Sibirien kämpft die Freischärlertruppe Lewinsohns gegen eine Übermacht von Feinden. Diese Partisanen der roten Fahne sind meist Bergarbeiter, sie wissen, wofür sie kämpfen, sie folgen willig ihrem überlegenen Führer, trotzdem er Jude ist. Fremd aber stehen sie dem Intellektuellen gegenüber, der aus hohler Begeisterung sich zu ihnen gesellt und sie sofort verläßt, als sie in Todesgefahr geraten. Nur 19 bleiben in dem schweren Kampf übrig, sie ziehen weiter durch blühendes Land, todgeweihte, namenlose Streiter. Dieser Roman ist eins der bedeutendsten Werke des bolschewistischen Rußland. Mit großer psychologischer Kunst sind die Menschen in ihrer Vielheit und ihrer Gemeinschaft charakterisiert. Über zeitbedingte Kämpfe und Fremdheit des Landes hinaus lebt in dieser starken Dichtung wesentliches Menschentum. Für mittlere und größere Büchereien.

C. Wormann (Berlin).

Flake, Otto: Es ist Zeit . . . Roman. Berlin: Fischer 1929. 320 S.

In einer Gruppe höchst mondäner Berliner Literaten und Großkaufleute erregt der Student der Staatswissenschaften Siblingen Aufsehen, weil er, aus Anlaß der Ermordung eines „intellektuellen Roués" durch eines seiner weiblichen

Opfer, einen Aufruf zur Abkehr von der geschlechtlichen Promiskuität verfaßt hat. Allerdings ziehen vorerst weder er noch seine männlichen und weiblichen Bewunderer daraus irgendwelche praktischen Folgerungen für die eigene geschlechtliche Zucht. Aber der Aufruf wird gedruckt und bildet als Broschüre eine Sensation der „Gesellschaft", die schließlich noch überboten wird, indem Siblingen Selbstmord begeht unter Umständen, die „die jungen Leute seiner Generation" dazu zwingen sollen, „sich mit seinen Motiven zu beschäftigen". — Es versteht sich von selbst bei einem so kultivierten Schriftsteller wie Flake, daß alles sehr geistvoll und elegant erzählt ist. (Wieviel höher ist doch hier das literarische Niveau als z. B. bei Thieß in seinem mit „philosophischem" Streuzucker servierten Sexualschmarren „Frauenraub"!). Wenn es aber seine Absicht gewesen sein sollte, mit diesem Roman, im Sinne eines Siblingen, ein Mahnwort gegen die sexuelle Unbesonnenheit und Unverantwortlichkeit zu sprechen (der Titel heißt ja: „Es ist Zeit . . ."), so ist er ein Fehlschlag. Flake läßt Siblingen klagen: „Ob Studentin, ob Ladenmädchen, die jungen Frauen waren so weit, sich vom Mann wie die Hühner vom Hahn zu trennen — sie schüttelten sich ein wenig und dachten nicht mehr daran." Aber genau das wird an der Handlung des Flakeschen Romanes für die meisten Leser der Hauptreiz sein, ob sie es wahr haben wollen oder nicht. Als Zeiterscheinung ist der Roman natürlich interessant, selbst wenn er nur eine vereinzelte Reaktion gegen die sexuelle — Übersättigung bleiben sollte. — Für Volksbüchereien entbehrlich. E. Ackerknecht.

Kuhnert, Artur: Handel um Agla. Roman. Leipzig: Weller 1929. 232 S.

Ein ziemlich unerfreulicher Handel: eines habgierigen Klosterherrn, eines jüdischen Wucherers und eines gräflichen Saufkumpans um ein junges Ding in den Reifejahren. Das Mädchen selbst liebt ihren leiblichen Bruder. Dieser Abweg und Ausnahmefall des erotischen Triebs mag in der künstlerischen Behandlung durch stärkere Geister, etwa in dem dramatischen Pathos und den musikalischen Zaubern des 1. „Walküre"-Aktes oder in der epischen Breite und modernen Verfallspsychologie von Frank Thieß' „Verdammten", hingenommen werden — auf seine Darstellung in diesem bestenfalls mittelmäßigen Roman können wir gerne verzichten. H. Engelhard (Berlin).

Michaelis, Karin: Harfe des Eros. Berlin: Drei Kegel-Verlag 1928. 219 S. Geh. 5,20. Lw. 6,70.

Die große Kennerin und ehrliche Künderin der weiblichen Psyche hat in diesem stilistisch eigenartigen und reizvollen Buch der in hingebender Sorge und aufopfernder Treue jung gebliebenen Liebe einer alten Frau für ihren schon ein wenig wunderlich gewordenen Lebensgefährten ein Denkmal gesetzt. Einige Tagebuchblätter des alten Mannes kennzeichnen ihn, den pensionierten dänischen Beamten, als einen Menschen von grundanständiger Gesinnung und fast übertriebener Ehrenhaftigkeit, durchtränkt von einem etwas nörgelig gewordenen Pessimismus. Im übrigen läuft das ganze Buch wie ein unaufhörliches lebendiges Selbstgespräch der alten Frau ab. Mit liebenswürdiger greisenhafter Geschwätzigkeit kramt Jane Sidenius in allen Winkeln ihres grundgütigen Herzens nach frohen und schmerzlichen Erinnerungen an die Blütezeit ihrer Ehe, die Kindheit der Söhne und Töchter, die nun schon tot oder in der Fremde oder entfremdet sind, an Entbehren und Sichbescheidenmüssen der Vergangenheit, die sich dennoch leuchtend spiegelt auf einer kümmerlichen und sorgenvollen Gegenwart. Was dabei von ihr an Freunden und Bekannten auf die Bildfläche beschworen wird, erscheint in hellem mildem Lichte, immer verklärt durch die warmherzige Beurteilungsweise der alten Frau, während dieselben Menschen vom Gesichtswinkel des alten Mannes aus häufig recht wenig liebenswert erscheinen. Mit dem gleichzeitigen Tod des treuen alten Menschenpaares schließt das Buch. — Der zögernd fortschreitende Fluß der wenig betonten Handlung und der aus der Anlage des Ganzen sich ergebende etwas eintönige Stil verlangt geduldige, menschen- und lebenskundige Leser, besonders ältere Frauen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Panferow, F.: Die Genossenschaft der Habenichtse. Roman. Wien: Literatur und Politik 1928. 436 S. Geh. 4,—. Lw. 6,—.

Gladkows „Zement" war der Roman der russischen Fabrik, die die Bolschewisten sich erobern, Panferows Roman ist der Roman des russischen Dorfes, in dem der Geist der Sowjets sich durchsetzt. Ungleich schwerer als der Kampf des städtischen Proletariats gegen die Kapitalisten ist der Kampf der „Habenichtse", der armen Bauern, gegen die Kulaken, die wohlhabenden Bauern. Nur sehr langsam setzen die neuen Ideen sich durch, der Schwung der Fabrikarbeiter des Zementwerkes fehlt, auch der bolschewistische Bauer ist ein Eigenbrödler. Eine kleine Schar kämpft sich durch, rodet Land, erntet gegen alle Tücke der Menschen, gegen alle Schläge der Natur in genossenschaftlicher Arbeit den Segen der Erde. Mit der Schar dringt die Maschine in das Dorf ein, die neue Zeit. Nicht durch Bürgerkrieg und politische Debatten siegt die Genossenschaft der Habenichtse in dem kleinen Wolgadorf, sondern durch die bäuerliche Arbeit im neuen Geiste. Panferow, selbst ein Bauer, steht wie Gladkow durchaus nicht blind ergeben zum Bolschewismus, sein Buch ist keineswegs lehrhafte Parteiliteratur. Es ist das Werk eines Dichters, der die epische Tradition der Russen würdig fortsetzt. In dem breiten Fluß des Romans, der keine große Handlung besitzt, strömt, viel stärker als etwa in Leonows „Bauern von Wory", die große Kraft der russischen Erde und des russischen Menschen, die selten in dieser Einheit gestaltet worden sind. Panferows Roman darf sich zu Reymonts „Polnischen Bauern" und Hamsuns „Segen der Erde" gesellen. Für mittlere und größere Büchereien.

C. Wormann (Berlin).

Regler, Gustav: Zug der Hirten. Lübeck: Quitzow 1929. 185 S.

Zug der Hirten: Das ist die Wanderung der Juden aus Kanaan nach Ägypten, ihre Knechtschaft und Flucht bis zur Gesetzgebung auf Sinai. Die bekannten Geschehnisse werden neu und eigenartig in fünf leider nicht gleichwertigen Bildern gestaltet. Wo es gilt, eine primitive Menschenrasse in ihrer Daseinsform, ihrer Abhängigkeit von Klima und Boden, ihrer Bewegung, Angst und Leidenschaft lebendig zu machen, da gelingen dem Dichter Stücke von großer Unmittelbarkeit und visionärer Kraft. Auf archäologische Einzelheiten wird verzichtet, dafür treten soziologische Gesichtspunkte (Nomadentum und Seßhaftigkeit; Unterjochung des Nomadenvolkes durch die zivilisierten Ägypter), gänzlich ins Dichterische verwandelt, in den Vordergrund. Die Sprache besitzt hier, der mythisierenden Darstellung angemessen, ein reines, sympathisches Pathos. — Diese Vorzüge fehlen den drei letzten Bildern, in denen aus den Massen die Führergestalt Moses erstehen und in ihm das Werden der Stammesreligion gezeigt werden soll. Die biblische Vorlage wurde hier auch in Einzelheiten beibehalten, in den Wunderberichten grob rationalisiert. Notwendig ergeben sich Ansätze von Psychologie und individueller Mystik, wodurch die anfangs so starke und überzeugende Monumentalwirkung verloren geht. — Die Anschaffung ist wegen dieser Unausgeglichenheit (ohne die man das Buch in die Nähe der J. V. Jensenschen rücken könnte) nicht zu empfehlen.

R. Keller (Berlin).

Kleine Mitteilungen.

Personalveränderungen. Die Leitung der Landesberatungsstelle für das volkstümliche Büchereiwesen in Thüringen ist seit dem 1. August ds. Js. dem Bibliothekar Dr. Kurd Schulz, bisher an der Stadtbücherei in Stettin, übertragen worden. — Dr. Rudolf Joerden, bisher Bibliothekar an der Stadtbücherei in Stettin, ist als Assistent an das Seminar für Pädagogik nach Göttingen berufen worden. — Dr. Werner Möhring, bisher Bibliothekar an der Stadtbücherei Stettin, ist jetzt als Bibliothekar bei der Staatlichen Beratungsstelle für die Provinz Ostpreußen in Königsberg tätig.

Offene Stellen. Breslau: Bibliothekarische Hilfskraft (siehe Anzeigenteil).
Breslau: Bibliotheksobersekretärin (siehe Anzeigenteil).
Lüneburg: Bibliotheksassistentin (siehe 2. Umschlagseite).

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. Beer, Berlin W. 54, Brunnenstr. 181.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Die Dorfbücherei

Beilage zur „Bücherei und Bildungspflege"

Frauenromane.

Anzengruber, Ludwig: Der Schandfleck. Eine Dorfgeschichte. Berlin: Deutsche Bibliothek. 295 S. Lw. 1,80.

Hier wird erzählt von Magdalene Reindorfer, die durch einen Fehltritt der Mutter als uneheliches Kind, als „Schandfleck", in die Familie gelangt ist. Aber gerade sie wird dem alten Reindorfer eine treue Tochter, während die leiblichen Söhne ihrem alten Vater den Lebensabend bitter schwer machen. Die Handlung des Romans, der nicht schwer zu lesen ist, spielt in Bauernkreisen in den österreichischen Alpen. R. Kock (Schneidemühl).

Auerbach, Berthold: Barfüßele. Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte. Stuttgart: Thienemann. 129 S. Lw. 3,—.

Die kleine tapfere Amrei, genannt „das Barfüßele", ist nach dem frühen Tode der Eltern schon in jungen Jahren auf sich selbst gestellt. In ihrer hilfsbereiten, zupackenden Art meistert sie jedoch das Leben und kann auch noch für den etwas wankelmütigen Bruder sorgen. Sie selbst findet, allerdings unter etwas überschwänglichen Umständen, an der Seite eines reichen Bauernsohnes ihr Lebensglück. — Ganz einfache Lektüre, in erster Linie für noch ungeübte Leser, dann aber auch besonders der weiblichen Jugend zu empfehlen.

R. Kock (Schneidemühl).

Bischoff, Charitas: Amalie Dietrich. Ein Leben. Berlin: Grote. 443 S. Geh. 5,50. Lw. 7,50.

Die Verfasserin erzählt in schlichter Darstellung den Lebensgang ihrer Mutter, die nach unglücklicher Ehe mit dem Botaniker Dietrich in unermüdlicher Tätigkeit, allen Schicksalsschlägen trotzend, ein entbehrungsreiches Leben im Dienste der Naturwissenschaften führt und besonders zur Erforschung der australischen Tier- und Pflanzenwelt beiträgt. Das volksbildnerisch wertvolle Buch kommt für alle Leserkreise in Betracht. R. Kock (Schneidemühl).

Stegemann, Hermann: Theresle. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 327 S. Lw. 6,75.

Theresle, die Tochter eines Schwarzwälder Kleinbauern, ist wie der Vater ein Tatmensch, ein Mensch, der schafft aus lauter Freude am Schaffen, ein Mensch, der unerschütterlichen Willens auf das einmal gesteckte Ziel zustrebt. So bringt Theresle neues Leben in das Badhotel, in dem sie erst als Kellnerin, später als Frau und Herrin wirtschaftet. Ihrer klugen und energischen Umsicht und ihrem unermüdlichen Schaffensdrang, der alle Hindernisse zu beseitigen weiß, verdankt das Hotel und der Badeort seine blühende Entwicklung. — Ein packender Roman, nicht für ganz einfache Leser, aber sonst doch allgemein verwendbar.

R. Kock (Schneidemühl).

Wolff, Johanna: Das Hanneken. Ein Buch von Arbeit und Aufstieg. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1929. 306 S. Lw. 7,—.

Der harte, aber schließlich von schönstem äußeren und inneren Glück gesegnete Lebens- und Bildungsgang eines ostpreußischen Mädchens aus einfachsten ländlichen Verhältnissen, einer verschlossenen und stillen, aber doch zähen und entschlossenen Natur, ein dichterisch vertieftes Bild des Entwicklungsganges der Dichterin selbst, bei aller herben Kraft stimmungsvoll wiedergegeben. Auch für die reife Jugend. W. Schröder (Allenstein).

Schuld und Sühne.

Droste-Hülshoff, Annette Freiin von: Die Judenbuche. Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen. Köln: Schaffstein. 57 S. Schulausgabe. Geb. 1,90.

In packender Darstellung wird in dieser Geschichte erzählt, wie die Gewissens-

qualen den Mörder an die Stätte seiner Untat zurückziehen und ihm keine Ruhe gönnen, bis er durch Selbstmord seine Schuld zu sühnen glaubt. Allen Lesern, auch schon der reiferen Jugend zu empfehlen. R. Kock (Schneidemühl).

Kleist, Heinrich von: Michael Kohlhaas. Eine Erzählung. Wiesbaden: Verlag des Volksbildungsvereins. 120 S. Lw. 1,20. = Wiesbadener Volksbücher Nr. 36.

Mit großer Meisterschaft in Sprache und Darstellung zeigt uns Kleist in dem Roßhändler Michael Kohlhaas, der zur Zeit Luthers lebte, einen Mann, der in dem Streben nach Sühne für ein ihm angetanes Unrecht schließlich selbst vor schlimmsten Gewalttaten nicht zurückschreckt, dann aber, nachdem er Genugtuung erhalten hat, auch willig sein gewalttätiges Treiben mit dem Tode büßt. Das handlungs- und spannungsreiche Buch wird man jedem Leser, auch schon der reiferen Jugend in die Hände geben können. R. Kock (Schneidemühl).

Sohnrey, Heinrich: Philipp Dubenkropps Heimkehr. Dorfgeschichte aus dem Weserbergland. Berlin: Deutsche Landbuchhandlung 1925. 321 S. Lw. 5,—.

In blinder Leidenschaft zu einer reichen Bauerntochter läßt Philipp Dubenkropp sich zu einem Meineide verleiten, der jedoch offenbar wird und ihn ins Gefängnis bringt. In der Gefangenschaft reift er in tiefer Reue und Buße zum Manne und findet später daheim auf den richtigen Lebensweg. Das lebendig erzählte, leicht lesbare Buch besitzt großen erzieherischen Wert und kann allen Leserschichten empfohlen werden. R. Kock (Schneidemühl).

Speck, Wilhelm: Zwei Seelen. Erzählung. Berlin: Warneck 1926. 406 S. Lw. 6,50.

Ein im Grunde seines Herzens guter Mensch, der durch böses Beispiel vom rechten Wege abgekommen ist, findet durch echte Frauenliebe den Mut zur Sühne seiner Taten und zum inneren Frieden. Ein ernstes, nachdenkliches Buch, dabei durchaus nicht schwer lesbar. R. Kock (Schneidemühl).

Voigt-Diederichs, Helene: Regine. Köln: Schaffstein. 149 S. Hlw. 3,50.

Dies besonders für reifere junge Mädchen und für Frauen geeignete Buch erzählt in eindringlicher und zu Herzen gehender Weise von dem Schicksal eines jungen Mädchens, das den in schwacher Stunde getanen Fehltritt in harter, selbst auferlegter Buße, in tätiger Nächstenliebe an den kleinen Kindern ihrer verstorbenen Schwester, sühnt. R. Kock (Schneidemühl).

Aus der Welt und Seele des Arbeiters.

Andersen Nexö, Martin: Pelle der Eroberer. Roman. Leipzig: Insel-Verlag 1920. Lw. 12,—.

Eine große, tiefe, moderne Dichtung von Arbeiternot und -hoffen, der eigentliche Arbeiterroman der Gegenwart, in stellenweis breiter, aber immer packender und dichterisch höchst anschaulicher und mächtiger Weise alle Probleme des Arbeiters und der Arbeiterbewegung aufrührend, mit unvergeßlichen Originalen aus allen Schichten des Arbeitertums, dargestellt am Leben Pelles, der von einem Landarbeiter zu einem Führer der Arbeiterbewegung aufsteigt. Die dänischen Verhältnisse lassen sich vielfach mit den deutschen vergleichen. W. Schröder (Allenstein).

Bröger, Karl: Der Held im Schatten. Jena: Diederichs 1923. 204 S. Lw. 4,—.

Der Roman schildert mit rücksichtsloser Offenheit den Entwicklungsgang eines jugendlichen Arbeiters. Das künstlerisch hochstehende Buch dürfte geeignet sein, besonders auch ländlichen Lesern tiefe Einblicke in die Seele des großstädtischen Proletariats zu gewähren. Seine Ausleihe ist allerdings auf vorurteilsfreie, ernste Leser beschränkt. R. Kock (Schneidemühl).

Stenbock-Fermor, Graf Alexander: Meine Erlebnisse als Bergarbeiter. Stuttgart: Engelhorn 1929. 206 S. Brosch. 2,—. Kart. 3,50. Lw. 5,—.

Der aus dem Baltikum vertriebene Verfasser, der aus „pekuniärer Not und wohl auch aus gewisser Abenteuerlust" über ein Jahr lang als Bergarbeiter im Ruhrgebiet tätig war, gibt hier ein erschütterndes Bild von einer der schwersten aller Arbeitsbetätigungen, der Arbeit unter Tage. Er hat in diesem einen Jahre alle Nöte des Arbeiterstandes: Streik, Aussperrung und Hunger voll durchgekostet. Er hat auch in vielen Gesprächen einen tiefen Blick in die Seele des Arbeiters tun können, in sein so ganz anders geartetes Fühlen, Denken und Wollen. Die Darstellung ist schlicht und unbeschönigt und kommt aus einem mitfühlenden Herzen. Sie dürfte, wie kaum sonst ein Buch geeignet sein, reifen Lesern einen tiefen Eindruck von der Welt und Seele des Arbeiters zu geben.

R. Kock (Schneidemühl).

Bücher für die Jugend.

Pagés, Helene: Das kleine Mädchen. Ein Kinderbuch. Freiburg: Herder 1928. 91 S. Lw. 2,80.

Die Lebensgeschichte eines kleinen Mädchens von seiner Geburt bis zum Schulalter ist hier in schlichter, anziehender Weise wiedergegeben. Ein empfehlenswertes Jungmädchenbuch. Etwa vom 12. Jahre an. R. Kock (Schneidemühl).

Pagés, Helene: Großmutters Jugendland. Die Geschichte von Klein-Nanni. Mit 6 Bildern. Freiburg: Herder. 141 S. Lw. 2,70.

Die Jugendgeschichte der kleinen Nanni, die nach dem Tode des Vaters schon in jungen Jahren der Mutter tüchtig hilft und auch sonst stets bereit ist, armen und in Not geratenen Menschen beizustehen. Die in christlichem Geist erzählte Geschichte ist im allgemeinen frisch und lebendig, jedoch nicht immer frei von Rührseligkeit. Für Mädchen etwa vom 12. bis 13. Jahre an.

R. Kock (Schneidemühl).

Schmücker, Else: Das Licht im Dunkel. Stuttgart: Thienemann. 133 S. Lw. 3,50.

Der unverheirateten Magda Winter gibt die Erziehung dreier mutterloser Kinder, von denen ihr besonders die hochbegabte, aber innerlich fried- und heimatlose Mechthild ans Herz gewachsen ist, Lebensinhalt. Nach künstlerischem und ethischem Gehalt eins unserer besten Jungmädchenbücher für das Alter von etwa 15 Jahren an. R. Kock (Schneidemühl).

* *
*

Boie, Margarete: Waal — Waal! Das Leben eines Sylter Grönlandfahrers. 2. Aufl. Stuttgart: Steinkopf 1927. 171 S. Hlw. 3,50.

Das Leben eines Sylter Grönlandfahrers vor etwa 200 Jahren ist hier in reicher, spannender und abenteuerlicher Handlung gestaltet. Das verhältnismäßig leicht lesbare Buch eignet sich schon für die ältere Schuljugend.

R. Kock (Schneidemühl).

Fabricius, Johan: Eiko, der Junge vom Reiherhof. Berlin: Flemming & Wiskott. 233 S. Ill. Lw. 6,50.

Wie der allzeit lustige, aufgeweckte und tapfere Eiko sein Leben einsetzt für seinen Herrn und ihn aus schwerer Gefahr errettet, das ist mit viel Humor frisch und lebendig in diesem Buche erzählt, das zugleich einen Einblick in das mittelalterliche Ritterwesen gewährt. Im allgemeinen erst für die schulentlassene Jugend.

R. Kock (Schneidemühl).

Morstadt, Else: Hinter dem großen See. Eine Erzählung aus Deutsch-Ostafrika. Stuttgart: Thienemann. 124 S. Lw. 3,—.

Das mit vier farbigen Bildern ausgestattete Buch erzählt von einem deutschen

Jungen, den Sehnsucht nach fernen Ländern von Hause fortzieht und der in Ostafrika nach Umwegen sein Ziel, Farmer zu werden, auch erreicht. Eine schlichte, leicht lesbare Erzählung für Knaben und Mädchen etwa vom 12. bis 13. Jahre ab.
R. Kock (Schneidemühl).

Richter, Hans: Die Wettfahrt mit dem Draug. Ein norwegisches Fischerleben. Berlin: Winckelmann 1928. 123 S. Lw. 4,50.

Die Geschichte gibt ein lebendiges Bild aus dem harten Lebenskampf norwegischer Fischer zur Zeit, wo die aufkommenden Fischdampfer die Segler allmählich verdrängten. Ein recht spannendes und wertvolles Buch für die schulentlassene Jugend. R. Kock (Schneidemühl).

Voigt, Bernhard: Im Schülerheim zu Windhuk. Deutsche Jungen in Steppe und Busch. Berlin: Safari-Verlag. 234 S. Lw. 4,50.

Deutsche Jungens erzählen in einzelnen Geschichten von ihrem an abenteuerlichen Erlebnissen reichen Leben in Busch und Steppe Afrikas. Ein vorzügliches Jugendbuch, schon für ältere Schüler und Schülerinnen geeignet.
R. Kock (Schneidemühl).

* *
*

Hanstein, Otfried von: Vom Segelschiffsjungen zum Lloydkapitän. 45 Jahre aus dem Leben eines Seemanns. Ill. Minden i. W.: Köhler. 228 S. Lw. 5,—.

Leicht lesbare, schlichte Darstellung des besonders für Jungens interessanten und spannenden Stoffes. Schon für die ältere Schuljugend geeignet.
R. Kock (Schneidemühl).

Lindberg, Charles A.: Wir zwei. Im Flugzeug über den Atlantik. Leipzig: Brockhaus 1928. 159 S. Lw. 3,50. (Aus der Sammlung Reisen und Abenteuer.)

Der bekannte erste Bezwinger des Atlantischen Ozeans erzählt in schlichter Weise von seinem Ausbildungsgang als Flieger und abschließend von seinem Flug New-York—Paris. In der Hauptsache für technisch interessierte Jungens etwa vom 13. bis 14. Jahre an. R. Kock (Schneidemühl).

Richter, Hans: Maschinen-Tom. Hannover: Sponholtz. Mit 8 Vollbildern. 278 S. Hlw. 5,—.

Die Geschichte eines Jungen aus dem brasilianischen Urwald, die flott und spannend den abenteuerreichen Werdegang Tom Potters zum Ingenieur darstellt. Schauplatz der Handlung ist Brasilien und Norwegen. Ein vorzügliches Jungensbuch etwa vom 14. Jahre ab. R. Kock (Schneidemühl).

Vibe, J. C.: Dem Golde nach. Abenteuer wagemütiger Glücksucher in der Wildnis von Alaska. Stuttgart: Union 1927. Ill. 226 S. Lw. 4,80.

Ein spannungsreiches Buch aus dem abenteuerlichen und entbehrungsreichen Leben dreier Goldsucher. Die Darstellung hält sich zwar nicht ganz frei von jener bekannten sentimentalen Indianerromantik, dürfte aber doch als Lektüre für die reifere Jugend, in manchen Fällen auch wohl schon für die ältere Schuljugend, durchaus geeignet sein. R. Kock (Schneidemühl).

Weber, Leopold: Gisli, der Waldgänger. Am Lagerfeuer in Sibirien erzählt. Mit 4 farbigen Bildern. Stuttgart: Thienemann. 124 S. Lw. 3,—.

Eine Erzählung aus der Zeit, wo noch heidnisches Germanentum in voller Kraftfülle auf Island herrschte. Im Mittelpunkt der spannenden, handlungsreichen Geschichte steht Gisli, der aufrechte, starke, tapfere Mann, der schließlich nach vielen ehrenvollen Kämpfen doch den hinterlistigen Tücken seiner Feinde erliegt. In erster Linie der reiferen männlichen Jugend zu empfehlen.
R. Kock (Schneidemühl).

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Jahrgang 9 — 1929 — Heft 6

Büchereiarbeit und Kulturpolitik.

(Ansprache zur Eröffnung der 5. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare.)

Von Dr. Wilhelm Schuster.

Es ist ein innerer Vorzug und zugleich ein äußerer Nachteil der Büchereiarbeit, daß sie sich geräuschloser und verborgener vollzieht als alle andere Kulturarbeit. Theater, Konzerte, Volkshochschule, Museumsarbeit, Sprechchöre, Singscharen und Laienspiel — sie alle lenken die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit durch einzelne Veranstaltungen, zu denen sie immer eine größere Anzahl von Menschen zu gemeinsamer Arbeit oder gemeinsamem Erlebnis an einer Stelle zu einer Zeit versammeln, in viel höherem Maße auf sich als die Bücherei. Für diese kommt vielleicht einmal, wenn sie eröffnet wird oder wenn sie ein neues Heim bezieht, ihre besondere Feierstunde, sonst aber hat sie ihr Wesen und ihren Ruhm darin, daß sie immer da ist für den, der sie sucht, an möglichst vielen Tagen des Jahres und zu möglichst vielen Stunden des Tages. Sie soll ja für viele, viele Menschen das sein, was Bevorzugten ein reichlich gefüllter Bücherschrank im eigenen Heim ist, der stille Freund, der immer da und bereit ist, und den man am liebsten aufsucht, wenn der Lärm des Arbeitstages sich gelegt hat und die Stunde ruhiger Arbeit, stiller Einkehr oder geistigen Genusses gekommen ist. Das ist natürlich nur die eine Seite der Bücherei, sie steht mit ihrem Lesesaal und mit ihrer Zeitungshalle auch der schnell hastenden Arbeit zur Hand, die eilig einen Rat, eine Auskunft sucht, sei sie gelehrter, sei sie rein praktischer Natur. Aber auch dieser Teil ihrer Aufgabe vollzieht sich in schweigsamem Dienen, und die geräuschlose Schnelligkeit dieses Dienens ist ihr Ehrgeiz.

In dieser Stille aber ist ihr Einfluß um so tiefer und ausgebreiteter. Der Bibliothekar, der sich eine Leserschaft heranbildet, die Jahr für Jahr mit seiner Bücherei wächst und mit dem Ausbau der Bestände immer tiefer in das weite Reich des Geistes eindringt, der immer neue Kreise der Bevölkerung zur Teilnahme an seinen Bücherschätzen heranzuziehen weiß, hat davon allein eine einigermaßen zureichende Vorstellung, ohne doch selbst die ganze Breite und Tiefe des Einflusses seiner Bücherei ermessen zu können, der ihm oft nur blitzartig am einzelnen Falle aufgeht und ihn dann immer wieder mit staunender Freude erfüllt. Mit Freude gewiß, aber wenn er ein nachdenklicher Mensch ist, und das soll er doch immer sein, auch mit sorgender Bestürzung vor der Größe der Verantwortung, die er vor seiner Leserschaft und für seine Leser trägt. Denn Bücherei und Kulturpolitik stehen nicht nur in einem gewissen Verhältnis zueinander, das man irgendwie ausbalancieren könnte, sondern Büchereiarbeit *ist* Kulturpolitik im eigentlichsten und verantwortlichsten Sinne des Wortes.

Ist doch die neue deutsche Bildungsbücherei, die seit Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts langsam in zähem Ringen die alte Volksbibliothek verdrängt und von innen her überwindet, selbst der Ausdruck einer bestimmten kulturpolitischen Situation, die ihre Grundlage in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Umbildungen des sozialen Gefüges des deutschen Volkes und seiner politischen Organisation im neuen deutschen Staate hat. Die kulturpolitische Situation, in die sie gestellt ist, charakterisiert sich nun durch zwei fundamentale Tatsachen, die sofort die ungemeinen Schwierigkeiten enthüllen, die mit ihr gegeben sind. Die erste ist darin zu suchen, daß das deutsche Volk den gewaltigen Schritt von der konstitutionellen Monarchie mit ihren starken, wenn auch z. T. nur noch äußerlichen Bindungen zur demokratischen sozialen Republik mit einem Male zu machen gezwungen war, da seine wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung in wenigen Jahrzehnten das nachgeholt hatte, was die westlichen Nationen langsamer und deshalb mit viel geringerer Erschütterung in einem doppelt oder dreifach so langen Zeitraum durchmachten. Für diese schob sich die Stufe der bürgerlichen oder bourgeoisen Republik dazwischen, die sich heute erst sehr allmählich zur sozialen Republik zu wandeln beginnt. Republik und Demokratie haben deshalb dort eine Tradition, die uns fehlt. Sie haben deshalb auch nicht entfernt den starken Bruch zu dem kulturellen Erbgut der Vergangenheit, während wir dieses Erbgut, soweit es uns für die Erhaltung der nationalen Bildung unerläßlich ist, plötzlich mit andern Augen zu sehen und anders in den Bildungsprozeß einzusetzen gezwungen sind, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall war. Wir haben weite Schichten des Volkes, die diesem schnellen Wandel nicht zu folgen vermochten und durch die Unausgeglichenheit ihrer wirtschaftlichen Lage verhindert werden, sich entschlossen auf die neuen Verhältnisse umzustellen und das Große und Zukunftsvolle ihrer Möglichkeiten zu übersehen. Es ist in diesem Zusammenhange betrachtet deshalb kein Zufall, daß uns etwa die Büchereiarbeit auf dem Lande, die Bildungsarbeit am Bauern, heute allgemein so stark beschäftigt und wir dieses Thema auch für unsere diesjährige Tagung glaubten ansetzen zu müssen. Aber auch in den Schichten des Volkes, die ihre wirtschaftliche und gesellschaftliche Lage zu den Trägern des neuen Zukunftswillens macht, fehlt vielfach die Einsicht, daß dieser gewaltige Sprung in der Entwicklung, der uns, wie schon unsere Verfassung ausweist, weit über die uns noch vor kurzem vorangehenden westlichen Nationen hinaustrug, auch die Herausbildung eines neuen und strengen Ethos verlangt, das vom Einzelnen Entsagung und Einordnung fordert. Man sieht hier in der neuen Freiheit vielfach nur die Entbindung, ohne gewillt zu sein, die Bindungen auf sich zu nehmen, die diese neue Freiheit allein zu sichern und auszubauen imstande sind. Und diese Einsicht wird weiter erschwert durch die zweite Tatsache, die dieser kulturpolitischen Situation ihr besonderes Gepräge gibt: Das Neue ist noch unzulänglich unterbaut oder, wenn man es anders herum ausdrücken will, es fehlt diesem Neuen noch der nötige Überbau einer geschlossenen Ideologie, die hier Führer und Leitstern sein könnte. Wir befinden uns noch mitten in dem großen Übergang, und deshalb bietet die kulturpolitische

Situation das bekannte Bild scheinbar rettungsloser Verwirrung der miteinander ringenden Tendenzen und Kräfte.

Ich sagte, ein scheinbar rettungsloses Bild, denn das ist ja unsere Aufgabe in dieser Zeit, das verwirrte Gewebe zu schlichten und zu ordnen, was nicht möglich wäre, wenn sich nicht Kette und Einschlag bereits deutlicher voneinander zu sondern begännen und zu erkennen geben würden. Unsere Kataloge, vor allem die besprechenden Kataloge, sind hoffentlich ein Zeugnis dessen, daß ich hier nicht zu viel sage. Sie werden ja alle wissen, daß in dieser erregten Zeit auch in unsern Reihen nicht immer alles so friedlich-schiedlich hat vor sich gehen können, wie es wohl erwünscht gewesen wäre. Aber diese Differenzen beziehen sich doch sämtlich auf die spezielleren Fachfragen im engeren Sinne, und auch da zeigt sich in den letzten Jahren eine zunehmende Annäherung, so daß sie bald auf das Maß zurückgeführt sein werden, das im Interesse einer lebendigen Entwicklung notwendig und deshalb durchaus erwünscht ist. Darin aber, und das darf ich an diesem Orte und zu dieser Stunde mit besonderer Genugtuung aussprechen, sind wir alle eines Sinnes, daß wir unsere Arbeit auffassen als Arbeit an einem neuen Menschen und einer neuen Gesellschaft, aus den Gegebenheiten des Heute und in Erfüllung der sozialen Ideen des neuen Staates, der deutschen Republik.

Mit dieser Feststellung muß ich zugleich die Warnung verknüpfen, die Bildungsarbeit der Bücherei und ihre kulturpolitische Aufgabe unter dem Gesichtswinkel irgend einer Parteipolitik zu betrachten oder gar in die Parteipolitik hineinzuziehen. Solcher Versuche hat sich die freie öffentliche Bücherei immer wieder gelegentlich in einzelnen Fällen zu erwehren, trotz der Richtlinien, die von den zuständigen Ministerien der Länder für die freie Volksbildung gegeben worden sind. Die neuen Verhältnisse bringen eine zunehmende Politisierung des Lebens mit sich, und die neue Bildungsbücherei, wie wir sie vertreten, trägt dem selbstverständlich in weitestem Maße Rechnung. Das heißt aber nicht, daß sie sich dem propagandistischen Willen irgend einer einzelnen Partei zu verschreiben gedenkt. Die freie Volksbildung von der wechselnden Majorität eines Stadtparlaments abhängig machen, heißt ihren Totengräber spielen, und ich glaube auch nicht, daß man ein solches Verfahren noch überhaupt Kulturpolitik im eigentlichen Sinne dieses Wortes nennen darf.

Die freie Volksbildung wird ja nicht nur gelegentlich von der Parteipolitik dadurch bestritten, daß man sie für besondere Teilziele einzuspannen versucht, man meint hin und wieder auch sonst, daß fester gebundene Formen das erstrebte Bildungsziel leichter und sicherer zu erreichen vermögen. Solange aber das deutsche Volk über seine staatlichen Grenzen hinaus eine Kulturgemeinschaft zu bilden wünscht und zu bilden fähig ist, werden auch der gemeinsamen Züge so viele vorhanden sein müssen, um darauf das Gebäude einer freien Volksbildung und einer freien öffentlichen Bücherei aufzubauen, was ja nicht ausschließt, daß auch die freie öffentliche Bücherei einer Vertiefung in dem oder jenem Sinne einer gebundeneren Weltanschauung die Hand reichen könnte. Sie ist dazu nicht nur in der Lage, sondern ihrer ganzen Methodik nach, die sorgfältig alle gesellschaftlichen und weltanschaulichen Besonderheiten ihrer Leserschaft zu berücksichtigen strebt, ge-

radezu darauf gegründet. Die Grundlinien ihres Aufbaues werden freilich bestimmt durch die allgemeine Kulturbewegung zunächst innerhalb des deutschen Kulturkreises, dann aber in der Gegenwart überhaupt, über die Grenzen eines bestimmten Volkstums hinaus. Auch hierin der Zukunft zugewandt entnimmt die freie öffentliche Bücherei der Tatsache der immer innigeren Verpflechtung des kulturellen Austausches der Völker die kulturpolitische Aufgabe, dem an einen beschränkten Lebenskreis gebundenen Leser den Blick in die Welt zu weiten; auch hier verstehen, achten und lieben zu lernen. So sucht sie über die Volk-Bildung dem höheren Ziele der Menschheit-Bildung den Weg zu bereiten. Und wir glauben, daß gerade für diese Aufgabe, die den edelsten Traditionen der deutschen Kultur folgt, die freie öffentliche Bücherei und Volksbildung eine besondere Mission haben, die nicht wohl von irgend einer anderen Form in gleicher Weise erfüllt werden kann. Wie sehr uns aber gerade diese Seite unseres Bestrebens am Herzen liegt, mögen Sie daraus ersehen, daß wir zum Hauptredner dieses Abends den Dichter Alfons Paquet für das Thema „Buch und Welt" gewonnen haben.

Dieser Drang über die Grenzen hinaus, wie er sich schon in unserer überreichen Übersetzungsliteratur aus allen Sprachen und Zonen ausspricht, ist dem Deutschen ja nicht zufällig aus Tradition überkommen, er ist von altersher Ausdruck seiner besonderen geopolitischen Lage zwischen Ost und West, Nord und Süd. Diese Lage ist aber heute verändert und verschärft durch die Gebietsabtretungen, die an allen Grenzen neue erhebliche Teile des deutschen Kulturgebiets außerhalb der deutschen Reichsgrenzen stellen und zwar in beträchtlichem Umfang als Minderheit in den Staat eines fremden Volkstums. Entstehen also durch die zerrissenen und ins Unmäßige verlängerten Grenzen des Reiches als des Kerngebietes des deutschen Kulturkreises in den zahlreichen Grenzgebieten für die freie öffentliche Bücherei bereits Aufgaben von höchster Bedeutung, so wird durch die deutschen Kulturgebiete außerhalb der Reichsgrenzen die Kulturpolitik und damit auch die Büchereiarbeit entscheidend beeinflußt. Denn deutsche Kulturpolitik kann unter diesen Verhältnissen nicht nur als nationale Kulturpolitik bestehen und betrieben werden, sondern deutsche Kulturpolitik muß zugleich stets Weltkulturpolitik in der ganzen schwerwiegenden Bedeutung dieses Wortes sein. Deshalb steht auch die heutige praktische deutsche Politik innerhalb der Völkerbundsgemeinschaft in der Frage des kulturellen Schutzes der Minderheiten und in allen andern Fragen einer Weltkulturpolitik als Vorkämpfer in der ersten Reihe. Diese Tatsache aber verpflichtet nicht nur die staatsmännische Vertretung des Volkes, sondern zugleich dieses Volk selbst und damit auch seine Bildung und Volksbildung. Und so mündet denn auch diese Betrachtung in die zuvor erhobene Forderung ein, über die Volk-Bildung zur höheren Form der Menschheit-Bildung weiterzuschreiten. Wobei allerdings niemals vergessen werden darf, daß der Weg zur letzteren nur über die erstere geht.

Damit sind einige der großen Linien angedeutet, in denen die kulturpolitische Situation sich abzeichnet, und zugleich einige der Aufgaben genannt, die sich hieraus für die Büchereiarbeit ergeben. Innerhalb dieses allgemeinen Rahmens bewegen sich nun die zahlreichen Einzelaufgaben

der Kulturpolitik der öffentlichen Büchereien, fast unübersehbar in ihrer Vielgestaltigkeit, sei es, daß es sich um ein weltverlorenes Gebirgs- und Walddorf, um ein Bauerndorf in fruchtbarer Niederung, um ein Industriedorf, um eine Kleinstadt, um die Arbeiterviertel der Mittel- und Großstädte, um ihre Geschäftsgegenden oder um ihre westlichen Gartenvororte handelt. An allen diesen Stellen ist die Aufgabe wieder anders gelagert, bedarf sie besonderer methodischer Mittel und einer besonderen Auslese des Kulturgutes, damit es an seiner Stelle zum Bildungsgute werden könne. Der Bibliothekar aber, mit geöffneter, verstehender Seele seinen Lesern zugewandt, bedarf, um sich nicht widerstandslos von ihnen treiben zu lassen, als Gegengewicht immer wieder der Besinnung auf die großen kulturpolitischen Bildungsziele, die auch bei dem höchsten Maße an Freiheit, wie es allein die f r e i e öffentliche Bücherei ihrem Wesen gemäß gestattet, sich ihrer Verantwortung vor der Zukunft bewußt bleibt, weil er vor anderen um die große Macht der stillen Wirkung des gedruckten Buches weiß.

Für uns, als die Vertretung der deutschen Volksbibliothekare, aber erhebt sich in solcher Stunde der Besinnung die Besorgnis, daß Staat und Kommunen sich weder der weitreichenden Bedeutung dieses Bildungsmittels bewußt sind, noch der Verantwortung, die sie aus seiner Vernachlässigung vor der Zukunft unseres Volkes tragen. Vielleicht scheint Ihnen solche Besorgnis unangebracht in einer Stadt, die wie unsere Gastgeberin am Werke ist, sich ein vorbildliches Volksbüchereiwesen aufzubauen und dafür den Aufwand bedeutender Mittel nicht scheut, und gewiß können Sie mir auch manche andere Stadt nennen, die in den letzten Jahren mit allen Kräften versucht, die durch Krieg und Inflation verursachten Schäden auszugleichen, und unter schwierigen Finanzverhältnissen sich ein modernes Büchereiwesen zu schaffen bereit ist. Wenn man aber den Blick auf das Ganze richtet, das Errungene an der Aufgabe mißt und die Verhältnisse in anderen Kulturstaaten vergleichend heranzieht, so rechtfertigt sich diese Besorgnis durchaus. Ich kann es mir deshalb hier nicht versagen, Ihnen einige wenige Zahlen darüber mitzuteilen, indem die Befürchtung, Sie hierdurch zu langweilen, von der Hoffnung überwogen wird, daß diese Zahlen von hier aus weiter hinausdringen und den einen oder anderen der für diese Zustände Verantwortlichen aufhorchen machen.

Auf Grund der von unserem Verbande herausgegebenen Jahrbücher, des statistischen Jahrbuches Deutscher Städte und anderer älterer und neuerer Veröffentlichungen hat das Seminar für Buchhandelsbetriebslehre an der Handelshochschule in Leipzig wertvolle statistische Zusammenstellungen und Untersuchungen vorgenommen, aus denen ich hier die folgenden Zahlen mitteile.

Die im zweiten Jahrbuch des Verbandes von 1927 erfaßten Büchereien haben einen Bestand von rund 5 556 000 Buchbinderbänden und 564 000 Lesern. Die Gesamtausleihe betrug 12 555 000 Bände. Die Bestände wurden im Durchschnitt also $2\frac{1}{4}$ mal umgesetzt und es kamen auf den Leser im Durchschnitt 22,2 Bände Ausleihe und 9,8 Bände Bestände. Diese Leserzahl von etwas über $\frac{1}{2}$ Million ist im Verhältnis zur Gesamtzahl des Volkes noch außerordentlich gering, auch wenn man in Betracht zieht, daß zu diesen in unserm Verbande vertretenen kommunalen Büche-

reien noch die Büchereien der Religionsgemeinschaften und die Arbeiterbüchereien kommen. Jedenfalls gibt es noch eine erstaunliche Anzahl von Kommunen und Kommunalverbänden, die mit dem Aufbau eines den neueren Anforderungen entsprechenden Büchereiwesens überhaupt noch nicht begonnen haben.

Bei unseren Rundfragen für das zweite Jahrbuch der deutschen Volksbüchereien von 1927, welches den Stand vom 1. April 1926 angibt, machten von den 544 befragten Gemeinden von mehr als 10 000 Einwohnern noch 85 Fehlanzeige und 33 Gemeinden beantworteten den Fragebogen überhaupt nicht. Fast $^1/_6$, vielleicht über $^1/_5$ der deutschen Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern besaßen also 1927 überhaupt noch keine öffentliche kommunale Bildungsbücherei. Erheblich trauriger sieht es noch bei den kleineren Gemeinden und auf dem flachen Lande aus.

Das Seminar für Buchhandelsbetriebslehre errechnet für 83 Städte für das Jahr 1925 eine Ausgabe von rund 22 Pfg. auf den Kopf der Bevölkerung für das öffentliche Büchereiwesen*). Es ist ungemein interessant, nun dieser Durchschnittszahl, die im ganzen ja bei weitem noch nicht erreicht wird, die Zahlen gegenüberzustellen, die von den Städten für andere Einrichtungen der Kulturpflege ausgegeben werden. So gaben die Städte mit mehr als 200 000 Einwohnern 1928 für Theater und Konzertunternehmungen aus: 288 Pfg. pro Kopf (Berlin 58 Pfg), Städte mit 100—200 000 Einwohnern 240 Pfg., Städte mit 50—100 000 Einwohnern 185 Pfg. Schon aus diesen Vergleichszahlen sieht man, daß das freie öffentliche Büchereiwesen sich noch lange nicht die Stellung in Deutschland errungen hat, die es seiner Bedeutung nach für die Volksbildung einnehmen müßte, und die es in anderen Ländern seit längerer Zeit einnimmt. Bleibt doch auch der Durchschnitt von 22 Pfg., der für 83 Städte mit einem ausgebauteren Volksbüchereiwesen errechnet wurde, noch weit unter den Mindestsätzen zurück, die man für ein einigermaßen den Anforderungen entsprechendes Büchereiwesen einer Kommune errechnet und die Dr. Angermann mit etwa 30—40 Pfg. pro Kopf als Existenzminimum angegeben hat. Leider sind die allgemeinen Aussichten auf eine Besserung der bestehenden Verhältnisse nicht gut. So bemerkt auch Gerhard Schoenfelder gegen Schluß der statistischen Untersuchungen des Seminars für Buchhandelsbetriebslehre an der Handelshochschule in Leipzig:

„Unter diesen Umständen scheint nichts unangebrachter zu sein, als ein Optimismus, der sich auf die in 30 Jahren zwar stetigen, aber sehr langsamen Fortschritte in der Finanzierung der volkstümlichen Büchereiarbeit begründet. Dies um so mehr, als man feststellen muß, daß die Aussichten — beim besten Willen aller beteiligten Stellen — für die Zukunft sehr wenig günstig sind. Es kann hier nur darauf hingewiesen werden, daß im Rahmen der Haushalte der öffentlichen Verwaltungen infolge des rapiden Anwachsens der sozialen und politischen Lasten (innere und äußere Kriegslasten, Wohlfahrtswesen, Wohnungsbau usw.) für die Aufwendungen auf

*) Um eine Vergleichszahl zu geben, sei mitgeteilt, daß die städtischen Gesamteinnahmen Berlins im letzten Jahre pro Kopf der Bevölkerung nahezu 250 RM betrugen.

dem Gebiete des Bildungswesens immer weniger Raum bleibt. So ist festzustellen, daß sich der Anteil des Bildungswesens am Gesamtzuschußbedarf der öffentlichen Haushalte in stetem Rückgange befindet."

So sieht es also in Wirklichkeit aus! Und deshalb müssen wir betonen: Aus der kulturpolitischen Aufgabe der Bücherei ergibt sich als deren Voraussetzung die kulturpolitische Aufgabe der Gemeinden und des Staates. Denn wenn der Bücherei ein wesentlicher Teil an der großen Aufgabe zufällt, die der Volksbildung im neuen Staate und in der neu sich bildenden Gesellschaft gestellt ist, so ist es die Sache der Verwaltung und der Volksvertretungen, ihr hierfür die notwendigen materiellen Mittel bereit zu stellen, gegebenenfalls sie ihr zu erkämpfen. Wir wollen hier nicht mit dem alten Argument kommen, daß sich dieses Geld auch rein materiell gut verzinst, insofern als ein gehobenes Kulturniveau notwendig für die Hebung der Wirtschaftskraft eines Staates ist. Obwohl das ganz richtig ist, trifft es doch nicht den Kern unseres Bemühens, von dem wir gesprochen haben. Gewiß brauchen wir zunächst einmal Wohnstätten, Kleidung, Brot und Arbeit für alle. Aber im Verhältnis zu den Summen, die wir für andere öffentliche Bedürfnisse benötigen und aufwenden, nimmt die freie Volksbildung einen so geringfügigen Teil in Anspruch, daß er in diesem Rahmen nicht in Betracht kommt. Wir sind ein armes Volk geworden, gewiß, aber wir können doch immerhin im Jahre einige Milliarden für alkoholische Getränke und weit über eine halbe Milliarde für Tabakwaren ausgeben. Ich will damit weder die Trockenlegung Deutschlands propagieren, noch gegen das Rauchen predigen, ich will mich nur dagegen wenden, daß es immer noch zahlreiche Politiker gibt, die meinen, man könne an den Kulturausgaben am ersten streichen, weil diese ihnen vielleicht für die eigene Person am leichtesten entbehrlich sind. Auch das Verlangen der Wirtschaft, in allen diesen Fragen allein ausschlaggebend zu sein, ist zu einer Zeit unberechtigt, in der die Wirtschaft keineswegs nur Werte für die Befriedigung der wahren leiblichen und geistigen Bedürfnisse des Volkes erzeugt, sondern in zunehmendem Maße Geld und Arbeitskraft an Dinge verschwendet, die im Sinne der leiblichen und geistigen Volksgesundheit verderblich sind. Und wozu lebt am Ende das Volk, was gibt seinem Dasein Freude, Schönheit und Erfüllung? Gehen Sie in unsere Lesesäle, Büchereien, Kinderlesehallen und Jugendbüchereien, dann sehen Sie etwas davon!

Ist für die kulturpolitische Aufgabe der Bücherei die Lösung der kulturpolitischen Aufgabe des Staates und der Gemeinden, die ihr die Arbeitsmöglichkeiten schaffen, die Voraussetzung, so ist die Politik als Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik die Grundlage der staatlichen und gemeindlichen Kulturpolitik. Wenn es ein Irrtum ist, zu meinen, daß die wirtschaftliche Lage in Deutschland die Aufbringung gerade der Mittel für die Volksbildung verhindern könne und dürfe, so ist es doch ganz gewißlich wahr, daß Volksbildung letztlich zu ihrem Ziele nur kommen kann auf der Basis einer gesunden, d. h. aber *einer sozialen Wirtschafts- und Gesellschaftspolitik*. Freizeit, Wohnung, Sicherung der materiellen Grundlagen der Existenz sind auch die allerersten Voraussetzungen *unseres* Wirkens. *Und hier ist auch die Stelle, von der aus Staat und Gemeinde allein das Recht, die Möglichkeit und*

die Pflicht haben, auf das Geistesleben in ihrem Sinne zu wirken. Nicht durch unmittelbare Beeinflussungen, nicht durch Versuche, die freie Volksbildung im parteipolitischen Sinne zu nutzen, ist das auf die Dauer möglich. So läßt sich der freie Geist nicht fangen und die geknebelte Idee wächst nur unter dem Drucke, bis sie in revolutionärem Ausbruche ihre Fesseln sprengt. Der Weg der Politik zur Formung des Geistes ist der der Einwirkung auf die gesellschaftliche und wirtschaftliche Struktur des Lebens, indem sie diese nach ihrem Sinne formt, formt sie auch die Kultur, deren Wesen es ist, aus diesem Mutterboden genährt in freier Kraft ihre Zweige zu entfalten. Will man sie an das Spalier eines Dogmas flechten, so bricht man ihre Lebenskraft und zerstört ihre Blüte. Das gilt auch von der freien Volksbildung. —

In unsern Büchereien und in unserm Fachschrifttum liegt unsere Arbeit offen vor aller Augen wie kaum irgend eine andere Arbeit. Sie hat es bisher allenthalben verstanden, sich das Vertrauen der Leserschaft in allen Schichten des Volkes zu erwerben. Und hierin ist unsere Zuversicht in die kommende Entwicklung begründet, wenn wir von dem glücklich Erreichten aus sehnsüchtig und oft mit schmerzlicher Ungeduld in das vor uns liegende Reich des Erstrebten und Erwünschten schauen. In diesen Tagen, in denen wir hier in der alten freien Reichsstadt, der Goethestadt, zu unserer 5. Tagung zusammengekommen sind, wollen wir uns und unsern Freunden Rechenschaft ablegen über das bisher Erarbeitete. Zugleich aber wollen wir gemeinsam neue Wege suchen. Mag es sein, daß wir uns nicht über jede Strecke dieser Wege einigen, so sind wir doch gewiß, immer wieder zusammenzutreffen. Nicht nur, weil wir uns im Ziele einig sind. Je tiefer wir einer jeden Einzelfrage nachgehen, je schneller und besser finden wir uns wieder. Nach einem Worte Richard Wagners sind Volk „alle diejenigen, welche Not empfinden und ihre eigene Not als die gemeinsame erkennen. Das Volk sind also die“, sagt er weiter, „die unwillkürlich und mit Notwendigkeit handeln“. Was hier mit tiefer Divination vom Volke und seiner inneren Verbundenheit gesagt ist, gilt auch von der Volksbildung: die eine Not führt sie zusammen und aus ihr entspringt die eine Notwendigkeit. Daß wir dies erneut und tiefer auf dieser Tagung empfinden, das ist mein Wunsch und das möge als Leitwort über dieser Tagung stehen.

Die Arbeit mit der Schülerbücherei im Unterricht.

Von Lehrer Johannes Gierke (Frauendorf bei Stettin).

Ich muß am Anfang meiner Ausführungen kurz auf das eingehen, was mir als die Hauptaufgabe der Schülerbücherei erscheint. Wenn ich an meine Ausbildungszeit auf der Präparandenanstalt und auch auf dem Seminar zurückdenke, so ist dort, allerdings wohl unbewußt, alles getan worden, um uns das Lesen von Büchern zu verleiden. In der sogenannten Privatlektüre wurden uns meistens Bücher von W. O. v. Horn, Glaubrecht usw. gegeben, die, ganz abgesehen von ihrer sonstigen Geeignetheit, für das Jünglingsalter doch wohl nicht den richtigen Stoff bildeten; außerdem

wurde auch diese Lektüre uns durch endlose schriftliche Gliederungen und Inhaltsangaben, die wir davon machen mußten, noch mehr verleidet. So gehörte schon eine sehr große Liebe zum Buch dazu, wenn man nicht beschloß, das Lesen von Büchern in der Zukunft lieber zu unterlassen, da die Bücher ja doch alle nichts taugten. Und diese Liebe besaßen die meisten von uns. Aber wir mußten uns unser deutsches Schrifttum erst ganz neu selbst erobern. Und wenn ich heute noch hie und da jemand treffe, der nur mit dem größten Widerstreben ein Buch in die Hand nimmt, so weiß ich, welches dazu der Grund ist. Darum erscheint es mir immer als die höchste und heiligste Aufgabe, den Kindern Achtung vor dem Buch und die Liebe zu ihm ins Herz zu pflanzen; denn daraus erst kann alles andere erwachsen. Ein Schüler, dem das Buch gleichgültig ist, oder der es sogar haßt, wird später im Leben niemals dazu greifen, um sich zu belehren oder zu erbauen. Und deshalb stehe vor allem und über allem, was ich zu sagen habe, die Forderung: „Pflanze in die Kinder Liebe zum guten Buch!"

Und darum erhebe ich auch die Forderung nach Klassenbüchereien*). Es ist das eine Frage, die natürlich nur bei mehrklassigen Schulen aufgeworfen zu werden braucht. (Die einklassigen Schulen sind da ja einmal in einer glücklicheren Lage, da alles in e i n e r Hand liegt und Schul- und Klassenbücherei bei ihnen eins ist.) Wie steht es nun aber an den mehrklassigen Schulen? Hier war es doch in den meisten Fällen so, daß eine Bücherei für die ganze Schule bestand, die von einem Lehrer verwaltet wurde. Dieser wechselte meist an einem Nachmittag der Woche die Bücher seiner kleinen Leser und Leserinnen. Eine Buchberatung konnte nur in den allerseltensten Fällen stattfinden, da der Kollege ja gar nicht den Stoff der betreffenden Klasse so genau kennen konnte, um die Bücher im Hinblick auf ihn auszuwählen, und es war wegen der Menge der andrängenden Kinder auch gar nicht möglich. So gingen die Bücher denn meistens wahllos von Hand zu Hand, höchstens daß ein Kind dem andern ein Buch mit einem: „Du, das ist schön!" empfahl. Der Klassenlehrer konnte nur durch Befragen feststellen, wer las. Nach dem W a s zu fragen war meistens nutzlos und die Besprechung eines Buches verlorene Zeit. Da es mit dem Unterrichtsstoff in keiner Beziehung stand, ging also das Lesen der Kinder ganz fremd neben der Arbeit in der Klasse her als etwas, das mit dem sonstigen Schulleben gar nichts zu tun hatte.

Bauen wir nun unsere Schülerbüchereien an mehrklassigen Schulen in Form einer größeren Bücherei für alle Klassen auf, so ist damit allerdings nicht gesagt, daß wir wieder in alle die Fehler verfallen müssen, die ich eben geschildert habe; aber die so notwendige enge Verbindung zwischen Büchern, Schülern und Unterricht kann hierbei doch nicht eintreten, da die Bücher nicht immer bei der Hand sind; sie müssen ja in einem neutralen Raum aufbewahrt werden, wo alle Zutritt haben, sie sind dort nur zu bestimmten Tagesstunden zu haben, und dann auch nur durch eine Mittelsperson, die doch wieder fremd in dieser engeren Gemeinschaft steht. Allerdings hat diese Form der Schülerbücherei auch ihre Vorteile; denn es ist

*) Die Frage nach dem pädagogischen Vorrang der Klassenbücherei soll weiter diskutiert werden. Wir halten sie für bisher noch nicht entschieden. Die Schriftl.

leichter an einer größeren Schule einen Lehrer zu finden, der sich mit Liebe und Verständnis der Bücherei annimmt, sie aufbaut und verwaltet, als daß man dasselbe allen Lehrpersonen der Schule gleichmäßig zutrauen sollte. Und dann weiter ist eine Klassenbücherei schwer abzugrenzen, es ist sehr schwer zu sagen: Diese Bücher eignen sich für das Alter und diese für jenes; denn Kinder der einzelnen Jahrgänge sind in ihrer Entwicklung doch sehr verschieden. Freilich wird dieser Mangel wieder etwas ausgeglichen dadurch, daß wir die Kinder nicht jahrgangsweise zusammen haben, sondern klassenweise, was immerhin schon eine gewisse Gleichförmigkeit in der geistigen Entwicklung gewährleistet. Dem Einwand, daß nicht jeder Lehrer soviel Interesse an Büchern habe, daß er sämtliche Bücher, die für seine Klasse in Frage kommen, kennt, lasse ich nicht gelten; denn heute muß eben jeder Lehrer dieses Interesse aufbringen, wenn er den Anforderungen eines zeitgemäßen Unterrichts genügen will.

Um nun die Vorteile der Klassenbücherei zu behalten, aber auch ihre Nachteile auszumerzen, möchte ich vorschlagen, einen Mittelweg zu gehen. Ich schlage vor, an jeder mehrklassigen Schule eine Zentralbücherei zu errichten, aus der die einzelnen Klassenlehrer und -lehrerinnen sich in jedem Jahre und je nach Bedarf die Bücher für ihre Klassenbüchereien zusammenstellen. Wir haben dann den Vorteil, daß wir den geeigneten Mann an die Spitze der ganzen Bücherei stellen können, und der Klassenlehrer kann nach dem jeweiligen Stand der Klasse sich seine Bücherei zusammenstellen. Vor allen Dingen aber: Die Bücherei ist jetzt in jeder Klasse im Klassenschrank, für jeden leicht und zu jeder Zeit zugänglich, ein Stück der Klassengemeinschaft, eng mit ihr verbunden.

Nun noch im einzelnen etwas vom Aufbau und von der Verwaltung der Bücherei. Der Leiter der Bücherei besorgt im Einverständnis mit einer kleinen Kommission die Neuanschaffungen, trägt sie in die Zugangsliste ein, versieht die Bücher mit Stempel und Nummer. Dabei möchte ich bemerken, daß wir heute doch wohl eigentlich über die Zeit hinaus sein müßten, in der die Bücher in übertriebener Ängstlichkeit vor dem Gestohlenwerden mit einer Unmenge von Stempelabdrücken an allen passenden und nicht passenden Stellen versehen wurden und, noch schlimmer, in der man die Bücher durch große, quer über den Einband geschriebene Worte wie „Schülerbücherei" schützen wollte. Die Häßlichkeit dieser Maßnahmen verekelt den Schülern die Benutzung der Bücher, und einen sicheren Schutz vor dem Gestohlenwerden bieten sie nicht. Der sicherste Schutz ist eine richtige Kontrolle der ausgeliehenen Bücher. Wir wollen in unsern Kindern doch den Schönheitssinn erwecken und pflegen, und das können wir durch so verzierte Bücher gewiß nicht.

Der Leiter der Schülerbücherei legt nun ein Verzeichnis der vorhandenen Bücher an und zwar nicht in der alphabetischen Reihenfolge der Verfasser, sondern einmal in größeren Gruppen nach dem Alter der Kinder, für die die Bücher geeignet sind. Die Bücher sind mit I, II, III zu bezeichnen, wobei I die Kinder vom 8.—9. Jahre, II vom 10.—12. Jahre und III vom 13.—14. Jahre umfaßt. Innerhalb dieser Gruppen kann nun eine Gliederung eintreten nach Stoffgruppen, z. B. Märchen, Sagen und Legenden, Erzählungen, Erdkunde, Naturleben usw. Die Gliederung kann

man so einfach oder so differenziert machen, wie es gerade der Größe des Bestandes entspricht. An Hand dieses Verzeichnisses kann der Klassenlehrer sich nun mit Leichtigkeit die Bücher auswählen, die sich nach seiner Meinung gerade für seine Klasse eignen. Die Ausgabe an ihn kann sich sehr einfach gestalten, indem auf einem Durchschreibeblock die entliehenen Bücher notiert werden, wovon das eine Exemplar gleich als Verzeichnis seiner Klassenbücherei gilt, das andere als Beleg beim Verwalter der Gesamtbücherei zurückbleibt.

In der Klasse wird die Bücherei nun im Klassenschrank aufgestellt, und die Verwaltung in die Hand eines oder zweier Schüler gelegt, wenigstens in den oberen Klassen. Diese sind nun verantwortlich für die Ausleihe und für den ordnungsmäßigen Zustand der Bücher bei der Rückgabe. Die Ausleihe wird notiert in einem Heft, in dem jeder Schüler eine Seite erhält, und da halte ich es für vorteilhaft, wenn nicht nur die Nummer des entliehenen Buches notiert wird, sondern auch der Titel, da man dann am Schluß des Jahres leicht feststellen kann, welche Bücher der Schüler gelesen hat, was wieder eine Anzahl von Schlüssen auf den Schüler ermöglicht. Die Bücherei ist jederzeit zugänglich, jedes im Unterricht erwachsene Interesse kann sofort befriedigt werden, was die Benutzerfreudigkeit sehr hebt.

Wie kann ich nun meine Klassenbücherei im Unterricht benutzen? Hier ist eine sehr große Schwierigkeit zu überwinden. Ich kann z. B. den Bestand an Büchern, die ich sorgfältig nach dem Bildungsstande meiner Klasse ausgewählt habe, den Kindern zur Verfügung stellen und mich um das Weitere nicht kümmern. Eine ganze Anzahl wird sich nun natürlich mit Freude auf die Bücher stürzen und die ihnen zusagenden verschlingen; das wird aber auch alles sein. Ein innerer Gewinn ist sehr in Frage gestellt. Eine Anzahl wird aber auch vollständig abseits stehen bleiben. Immerhin ist dieser Fehler, den man machen kann, noch nicht so schlimm, als wenn man in das Gegenteil verfällt, nämlich den Schülern ihre Bücher in die Hand drückt, sie zwingt, ihnen nicht zusagende Bücher zu lesen, Gliederungen, Inhaltsangaben anzufertigen usw. Da kann es leicht geschehen, daß man mit der schönsten Bücherei lauter Feinde des Buches erzieht, die froh sind, wenn sie aus der Schule heraus sind und kein Buch mehr anzurühren brauchen. Das große Kunststück hierbei ist eben, die Kinder das Buch als Arbeitsmittel gebrauchen zu lehren und ihnen das Buch doch nicht zu verleiden, sondern ihnen die Arbeit damit angenehm zu machen.

Die erste Forderung ist nun aber, daß in der Bücherei wirklich hervorragende Werke aus den einzelnen Gebieten enthalten sind, und es gibt deren eine ganze Menge, wie wir aus den Schaubeständen unserer pommerschen Beratungsstelle und aus zahlreichen Auswahlverzeichnissen ersehen. Einen Nachteil haben diese Bücher freilich, sie sind teuer, aber lieber zehn gute Bücher in die Bücherei einstellen, als die doppelte Anzahl minderwertiger.

Wie fange ich es nun an, die Kinder an die Bücher heranzubringen? Aus meinen Schulerfahrungen in den Oberklassen heraus kann ich folgendes sagen: Ich fange damit an, daß ich den Kindern in allen möglichen Stunden, wenn der Stoff es zuläßt und ich gerade ein passendes Buch in

meiner Bücherei habe (und ich soll ja recht viele haben), aus diesem Buche vorlese. Um Beispiele zu nennen: In Erdkunde lassen sich solche Anschlußstoffe wohl am leichtesten finden: „Eine Angstsafari" aus Heyes „Wanderer ohne Ziel" gibt ein vorzügliches Bild des Tierschutzgebietes am Kilimandscharo, im „Landstreicher" von Donat steht eine vortreffliche Schilderung des deutschen Bauerntumes in Paraguay, Plüschows „Segelfahrt ins Wunderland" gibt eine ähnliche von Chile, aus Nordamerika bietet Heye in „Unterwegs" lebensvolle Bilder, aus den nordischen Ländern Faber in „Unter Eskimos und Walfischfängern". Wohl das Schönste und Vollkommenste über Indien, was für unsere Schüler verständlich ist, hat Mukerdschi in seinen Büchern geschrieben. Bei Australien erinnere ich an Stephan v. Kotze. So ließe sich die Reihe noch lange fortsetzen. Aber auch in Naturgeschichte, Geschichte und Deutsch ist die Reihe der Anschlußstoffe groß. Ich erinnere an die vielen vortrefflichen Tiergeschichten, um nur einige Namen zu nennen, von Fleuron, London, Thompson, Mukerdschi usw. Löns ist meist für Kinder reichlich schwer. In Geschichte möchte ich hinweisen auf die Anekdoten von Schäfer, die uns Zeitbilder malen in hervorragender Form. Wenn Kinder auch noch nicht alle die Schönheiten dieser Anekdoten würdigen können, das schadet nichts; ahnungsvoll wird es doch in ihnen aufsteigen von der Schönheit des Stiles. Diese Geschichten lese ich natürlich selber vor. Weiter möchte ich in Geschichte hinweisen auf Stücke aus Joh. V. Jensens „Zug der Cimbern", Freytags „Ingo und Ingraban", Wallaces „Ben Hur", Scheffels „Ekkehard" usw. In Deutsch auf Erzählungen von Rosegger, Storm, Spyri, Sapper, Gottfried Keller und ähnliche. Ich betone noch einmal, dieses Vorlesen muß sich aus dem Stoff sozusagen von selbst ergeben, und man glaube ja nicht, daß das etwa verlorene Stunden wären; im Gegenteil, das haftet viel mehr in den Kinderherzen als die schönste Belehrung.

Allmählich schließt sich dann an so einen Stoff die Besprechung, aber immer muß die Anregung von den Kindern ausgehen. Sie müssen mit Fragen kommen, zuerst nur nach Unverstandenem, dann allmählich nach inneren Zusammenhängen, mit Urteilen und Vergleichen, und wenn ich sie erst soweit habe, dann ist die schwerste Arbeit getan, das Interesse ist da; jetzt kann ich dazu übergehen, nur hinzuweisen auf dies oder jenes Buch, das eine Ergänzung, eine Erweiterung des behandelten Gedankens bringt. In meiner Klasse drängen sich die Kinder dann nach dem Buch, um den Abschnitt zu lesen und uns nach ein paar Tagen in der Klasse über das Gelesene in einem kleinen Vortrag zu berichten. Selbstverständlich wird dieser Vortrag in der ersten Zeit kein Kunstwerk; er bleibt oft in Kleinigkeiten stecken, bringt Unwesentliches und läßt das Wesentliche weg. Aber auch da gilt es nun wieder ganz allmählich die Kinder zu leiten, ohne ihnen die Freude an so selbständiger Arbeit zu gefährden; sie zu lehren, Wesentliches vom Unwesentlichen zu trennen und so allmählich einzudringen in den Sinn, in den Geist der Dichtung. Allerdings wird dieses letzte Ziel lange nicht bei allen erreicht werden können. Ganz abgesehen davon, daß es Kinder gibt, die wohl eine Dichtung verstehen, aber nicht darüber sprechen können, ist das ja auch so schwierig, daß mancher Erwachsene es nicht fertig bringt. Aber es ist ja auch gar nicht nötig, daß dieses Ziel er-

reicht werde. Wenn ich die Kinder nur dahin bringe, daß sie mit Lust und Liebe an solche Arbeit gehen, daß sie erkennen, wie wertvoll Bücher für die Bereicherung unseres Wissens, unserer Bildung sind, dann habe ich schon sehr viel erreicht; dann habe ich einen guten Grund gelegt in den Herzen der Kinder, auf dem der werdende Mensch nachher selber weiter bauen muß, und mehr können wir in den kurzen Schuljahren nicht tun.

Im vorhergehenden war nur von Büchern die Rede, die ich im Anschluß an den Unterricht an die Kinder heranbringe. Selbstverständlich enthält die Bücherei nun aber auch Bücher, die mit dem Unterricht nichts zu tun haben, die nur der Unterhaltung dienen, die nur nach der geistigen Höhe der Klasse ausgewählt sind. Und das ist auch wichtig, denn der Mensch will nicht immer lernen, er will sich auch einmal unterhalten. Das Kind soll erkennen, ein wie guter Freund ihm das Buch sein kann, wie es ihm manche sonst langweilige Stunde verkürzt, wie es den Menschen hineinführt in eine andere Welt. Und wenn das Kind auch noch nicht die schönsten Wirkungen des Buches, das Hinausheben aus dem Alltag, ja das Aufrichten, das Trösten, das Vorbildsein an sich so ganz erfahren kann, so ist doch auch hier wieder der Grund gelegt, das Weitere muß der werdende Mensch selber besorgen.

Kurz will ich nun noch hinweisen auf die nur belehrenden Bücher, wie z. B. die Onkel-Herbert-Bücher von Fuhlberg-Horst, die Bücher von Günther, auf die verschiedenen Bastelbücher, auf manche Kosmosveröffentlichungen, auf Spielbücher usw. Das Kind, das sich diese Bücher mitnimmt, verfolgt nun schon bewußt den Zweck, sich zu belehren, und wenn es daran Gefallen findet, wird es auch später auf diesem Wege fortschreiten. Wer in der Volksbücherei tätig ist, wird wissen, daß gerade nach solchen Büchern von Jugendlichen viel gefragt wird.

In dem Schülerbüchereierlaß ist auch gefordert, die Kinder anzuleiten, Nachschlagewerke zu benutzen. Es hält nun ja nicht gerade schwer, die Kinder an diese Bücher heranzubringen, sie suchen gern und mit Eifer darin die Erklärung ihnen unbekannter Begriffe; leider sind jedoch die Erklärungen meistens so schwer verständlich für die Kinder abgefaßt, daß jede Erklärung erst wieder zwei bis drei weiterer Erklärungen bedarf. Was uns not tut, ist ein Nachschlagewerk für die Hand der Kinder, versehen mit kindertümlichen Erklärungen.

Und nun das Letzte, die Verbindung mit der Volksbücherei, was durchaus nicht das Unwichtigste ist; denn hier ist ja die Möglichkeit erst gegeben, das, was wir in der Schule angebahnt haben, sich weiter entwickeln zu lassen. Ich führe im letzten Schuljahr die Kinder hinein in die Volksbücherei, zeige und erkläre ihnen die Bestände, führe sie ein in das Verständnis des Kataloges und stelle vor allen Dingen Übungen an, an Hand des Kataloges zu einem gestellten Thema oder über ein Stoffgebiet Bücher auszuwählen und zu verwerten. Selbstverständlich darf die Schwierigkeit nicht zu groß gewählt werden, daß das Kind nicht vor der Größe und Unüberwindlichkeit der Arbeit von vornherein zurückschreckt. Wir haben z. B. in diesem Jahre in gemeinsamer Arbeit uns die gesamten Märchenerzähler aus der Bücherei herausgesucht, die Bücher werden verteilt, von jedem Erzähler ein Märchen im Unterricht vorgetragen und zum Schluß in ge-

meinsamer Besprechung die Eigenarten der verschiedenen Erzähler herausgestellt, die Gruppierung in Volks- und Kunstmärchen, heimatliche und ausländische Märchen usw. vorgenommen und endlich die Bedeutung des Märchens gewürdigt. So kann man die verschiedensten Aufgaben mit Hilfe der Volksbücherei lösen lassen; die Hauptsache dabei bleibt aber, ich betone es immer wieder, daß die Kinder mit Lust und Liebe bei der Sache sind.

In allen Jahren habe ich aus dem letzten Jahrgange der Knaben meine freiwilligen Helfer in der Volksbücherei, acht bis neun Knaben, von denen sechs je einen Bücherschrank unter sich haben, zwei die Bücher abnehmen und nachsehen und einer die kleinen Schäden sogleich mit Radiergummi und Kleistertopf beseitigt, und diese Jungen sind mit solcher Begeisterung bei der Sache, daß es eine große Seltenheit ist, wenn mal einer in den Ausleihestunden oder in den Stunden fehlt, in denen wir in der Volksbücherei arbeiten. Selbstverständlich sind sie alle eifrige Leser der Volksbücherei. So werden die Kinder vertraut mit der Volksbücherei, sie wissen, wo sie ihren geistigen Hunger stillen können, wenn sie die Schule verlassen haben, daß sie nachher nicht heimatlos und ratlos dastehen, wenn die leitende Hand des Lehrers sie nicht mehr führt. Ich bin der Meinung, wenn ich die Kinder soweit führe, wie ich es versucht habe zu schildern, daß ich damit den besten Kampf gegen Schmutz und Schund in der Literatur führe, viel besser als er je durch Verbote und Tagungen und Demonstrationen geführt werden kann. Es ist dies eine Besserung von innen heraus, während das andere meist äußerlich bleibt. Darum gebt uns Mittel in die Hand, die Schülerbüchereien nun auch diesen Anforderungen entsprechend aufzubauen, denn sie sind ein Kapital, das sich bei der Entwicklung unserer Jugend reich verzinsen wird.

Die Erhaltung des Originaleinbandes mit Hilfe des Spritzverfahrens.

Von Dr. Franz Schriewer (Flensburg).

Jedem Volksbibliothekar ist der Dermatoideinband wohl immer als notwendig, aber nie als schön erschienen. Dafür ist nicht allein der Grund, daß er schließlich doch eine Uniformierung des Buches herbeiführt, sondern auch der Umstand, daß der Dermatoidstoff bei langem Gebrauch etwas unansehnlich wird. Gerade heute, wo wir wieder farbenfreudiger sind, empfinden wir und auch die Benutzer unserer Büchereien die Eintönigkeit dieser Einbände mehr und mehr. Die Abwaschbarkeit des Dermatoideinbandes besteht gewiß. In der Regel wird von dieser Möglichkeit aber nicht allzuviel Gebrauch gemacht. Ein weiterer Mangel des Dermatoideinbandes besteht darin, Buchdecken daß sich die sehr leicht verziehen und krümmen. Es ist ja bekanntlich noch niemandem gelungen, dieses Übel endgültig abzustellen. Aber dies nebenbei.

Der deutsche Bucheinband steht in geschmacklicher Beziehung, gerade auch im Vergleich mit dem Ausland, heute so hoch, daß es ein ziemlicher

Verlust für die Büchereiarbeit ist, wenn wir auf die werbende und erziehende Wirkung, die in ihm liegt, verzichten. Es ist daher sicher wünschenswert, zu versuchen, den Originaleinband zu erhalten, indem wir seine hohe Empfindlichkeit gegen Beschmutzung herabsetzen oder ganz zum Verschwinden bringen. Der Dermatoideinband gibt unseren Büchereien, auch wenn wir es nicht wollen, immer wieder den Anstrich der „Volksbibliothek". Vorher ist allerdings die Frage zu klären, ob wir den Originaleinband überhaupt verwenden können, was davon abhängt, wie hoch seine durchschnittliche Lebensdauer in der Bücherei anzusehen ist. Man hat offenbar, um den Dermatoideinband stärker einzuführen und unter dem Eindruck der mannigfachen Übelstände des Originaleinbandes diesen letzteren Punkt zu ungünstig beurteilt oder doch die dabei in Frage kommenden Momente nicht richtig auseinander gehalten. In dem „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel"*) vom 24. August 1929 wird gesagt, daß ein Buch im Verlegereinband bei guter Behandlung 10 bis 20 Entleihungen aushält. Das ist in dieser Form nicht richtig, wovon sich jeder Büchereileiter durch Stichproben überzeugen kann. Wenn man nämlich davon absieht, daß das Äußere des Buches beim Verlegereinband sehr schnell verschmutzt und unansehnlich wird, so daß man das Buch meist nach einigen Entleihungen nicht mehr ausgeben mag, so hält doch die Heftung im allgemeinen viel länger. Hier liegt die Durchschnittszahl etwa bei 40. Es ist gar nicht schwer, Verlegereinbände beizubringen, die zwischen 50 und 60 Entleihungen durchgemacht haben. Sie sind dann natürlich durch einen Umschlag geschützt gewesen. Jedenfalls ist also die Lebensdauer des Buchkörpers größer als die des Buchdeckels. Und auch bei diesem liegt es so, daß dies nicht durch zu geringe Widerstandsfähigkeit desselben, sondern zur Hauptsache durch Empfindlichkeit gegen Schmutz hervorgerufen wird. In dem Augenblick nun, wo man den Originaleinband mit einer festen Schutzschicht aus Lack überziehen kann, welcher den Schmutz fernhält und auch den Stoff der Buchdecke schützt, ist die Verwendbarkeit des Originaleinbandes in größerem Maße gegeben.

Durch die Fortschritte der Industrie sind wir nun in der Lage, das Buch mit einem solchen Schutz zu versehen. Das Lackspritzverfahren hat sich heute fast alle Gebiete, für die es in Frage kommt, erobert. Es läßt sich auch beim Originaleinband verwenden. Im folgenden gebe ich daher eine Beschreibung des in der „Zentrale für Nordmarkbüchereien" seit etwa zwei Jahren geübten Verfahrens.

Die größte Schwierigkeit liegt in dem Auffinden der geeigneten Lacke. Wenngleich diese Frage zur Zeit noch nicht restlos gelöst ist, so sind doch die verbleibenden Schwierigkeiten entweder so gering, oder es besteht Aussicht, sie zu lösen, daß prinzipielle Bedenken gegen dieses Arbeitsverfahren wohl kaum noch bestehen können. Wir verwenden zum Spritzen Cellonlacke. Diese sind am unempfindlichsten gegen Feuchtigkeit, Fette, Säure usw. Damit überspritzte Bücher sind abwaschbar. Die Mannigfaltigkeit derselben ist sehr groß. Sie können ganz weich und elastisch und auch von einer bei-

*) Zur Frage des Bibliotheksetats, V. Die volkstümlichen Büchereien.

nahe unverletzlichen Härte hergestellt werden. Die erstere Gruppe ist aber gegen mechanische Reibung nicht hart genug, bei der Verwendung des letzteren Härtegrades entsteht jedoch die Gefahr, daß die Kraft der Zusammenziehung, die sich beim Trocknen und Hartwerden des Lackes einstellt, die Buchdecken krümmt und daß schließlich auch der Lack spröde wird. Deshalb muß man mit zwei Lacken arbeiten. Der Buchdeckel wird zunächst mit einem elastischen Lack gespritzt, dafür verwenden wir zur Zeit den Cellonlack N.So. Der Preis beträgt pro kg 3,60 *RM.* Als Überzugslack nehmen wir Cellon-Glanzlack W, Preis pro kg 4,20 *RM.* Versuche mit einem noch härteren Überzugslack N sind noch nicht abgeschlossen.

Man hat es nun jederzeit in der Hand, den Lacküberzug nach stärkerem Gebrauch des Buches durch nochmaliges leichtes Überspritzen, nachdem es vorher mit Benzin oder Seifenlösung abgerieben ist, wieder zu erneuern, falls die erste Lackschicht durch mechanische Reibungseinflüsse angegriffen ist. Im allgemeinen hält diese aber 20 bis 30 Entleihungen aus, ohne daß eine nennenswerte Veränderung des Buchäußeren erfolgt. Einige Schwierigkeiten ergeben sich dadurch, daß die Einbandstoffe zum Teil in einer Weise imprägniert sind, daß der Cellonlack nicht anfassen kann, weil er mit dem Untergrund keine chemische Verbindung eingeht. Da die imprägnierten Einbandstoffe aber sowieso gegen Beschmutzung unempfindlicher sind, kann man in solchen Fällen auf den Lacküberzug verzichten. Nach einer gewissen Erfahrung ist man ganz gut imstande, ungefähr abzuschätzen, ob das Buch für das Lackspritzen in Frage kommt oder nicht, doch wird es zweifellos auch noch gelingen, wenn man Wert darauf legt, durch Herstellen eines besonderen Lackes diese Schwierigkeit zu überwinden. Wenn man nun wirklich einmal ein Buch spritzt, auf dem der Lack nicht hält, so ist der Schade meist nicht so groß. In der Regel läßt sich die Lackschicht dann nachher ganz sauber abziehen, ohne daß das Buch leidet. Sehr rauhe Bücher in groben Leinenstoffen müssen nach dem zweiten Spritzen zwischen polierte Zinkplatten eingepreßt werden, damit sie geglättet werden. Für Ledereinbände oder -rücken eignet sich der angegebene Cellon nicht. Es ist besser, diese nicht zu spritzen.

Cellonlacke sind beim Verarbeiten ziemlich empfindlich gegen feuchte Luft und Zug. Deshalb sollte man möglichst nicht bei feuchtem Wetter spritzen. Der Raum, in dem gespritzt wird, muß gute Zimmertemperatur haben, also etwa 18—20 Grad. Die gespritzten Bücher trocknen in einigen Stunden, doch wird die Lackschicht erst richtig hart nach einigen Tagen. Man darf daher die Bücher nicht zu früh aufeinander legen, wenn man sie auch schon ohne Gefahr nach einigen Stunden anfassen kann. Man kann nicht die verschiedenen Cellonlacke ohne weiteres aufeinander spritzen, weil sie sich nicht immer miteinander vertragen. Deshalb sind hier die beiden Sorten, die wir zur Zeit verwenden, angegeben. Zu jeder Lacksorte gehört ein besonderes Verdünnungsmittel. Diese auch in dem Lack enthaltenen Verdünnungsmittel riechen sehr stark. Der Geruch haftet auch noch eine Zeit lang an den Büchern, verliert sich aber später vollständig. Es gibt freilich auch geruchlose Verdünnungsmittel, bei welchen der Geruch sich sehr bald verflüchtigt, doch sind die damit hergestellten Lacke in der Verarbeitung

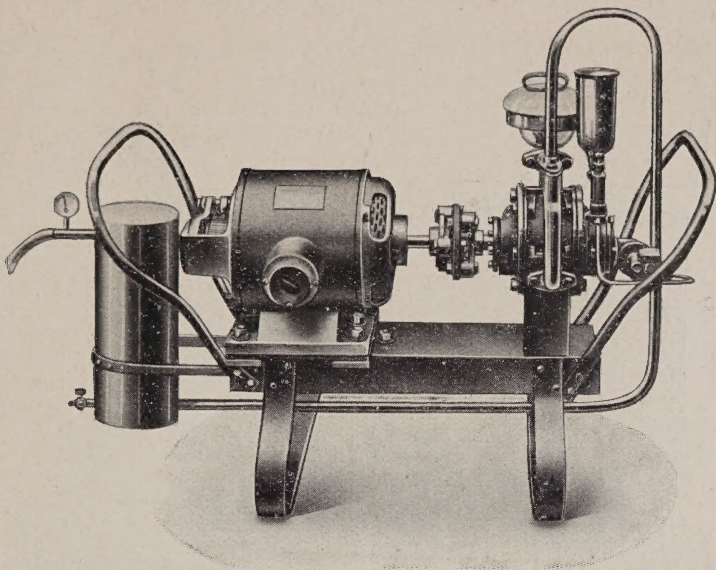


Abb. 1: Universal-Niederdruck Spritzmaschine Type Leitag O.K.o

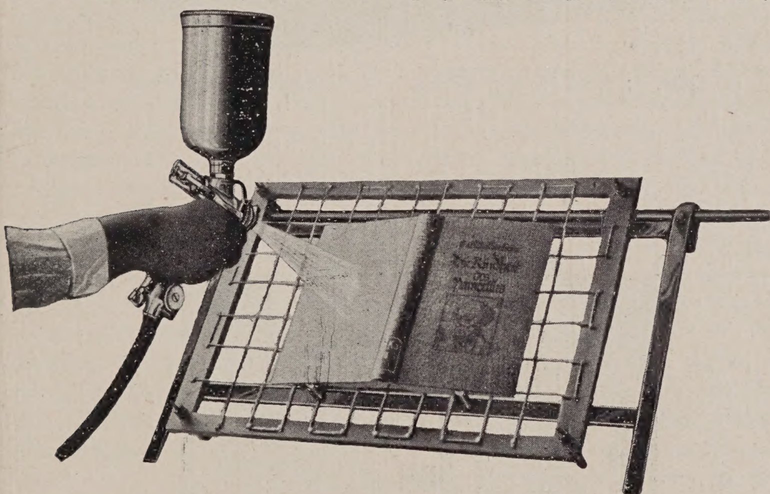


Abb. 2: Spritzen mit Cellonlack.

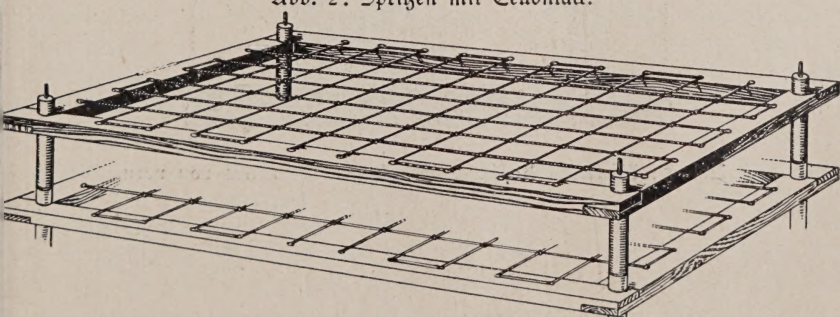


Abb. 3: Auflege- und Trockenrahmen.

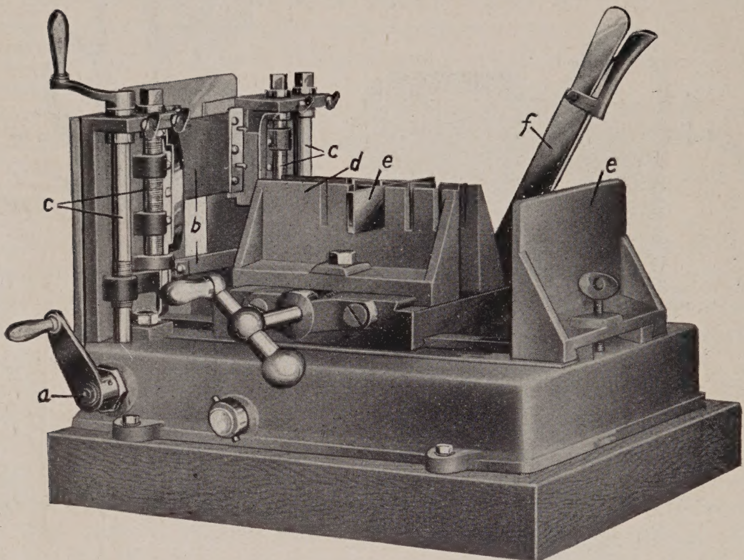


Abb. 4: Einspannvorrichtung zum Signaturschilderspritzen.

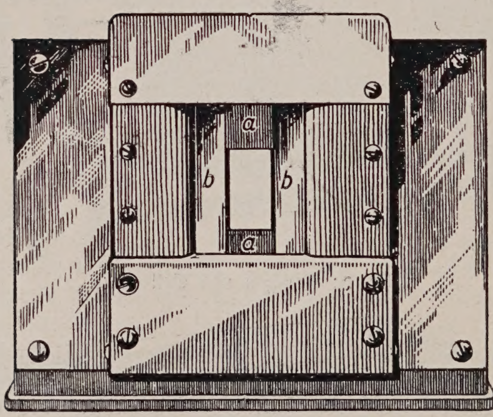


Abb. 5: Mittleres Kopfstück des obigen Apparates von vorn.

sehr viel empfindlicher gegen Luftfeuchtigkeit. Wir machen es daher so, daß wir die Lacke mit „normalen" Lösungsmitteln verwenden und die Bücher erst etwa acht Tage frei aufstellen, so daß sie richtig ausdunsten, ehe sie in die Ausleihe gegeben werden. Doch ist mir versichert worden, daß auch dieser kleine Übelstand sich noch beseitigen läßt.

Der Durchschnittspreis für das gespritzte Buch beträgt 20 Pfg., bei großen Formaten 30 Pfg. Er ist also auf keinen Fall höher als die Kosten für Dermatoidumschläge. Wahrscheinlich wird sich bei weiterer Verbreitung des Verfahrens der Preis aber noch erheblich senken lassen.

Unsere Lacke beziehen wir von den Cellon-Werken, Dr. Arthur Eichengrün, Charlottenburg 1, Tegeler Weg 28—33. Beim Bezug ist anzugeben, daß sie für Bücherspritzen verwendet werden sollen, damit sie in der richtigen Konzentration geliefert werden.

Für das Spritzen benutzen wir in der Zentrale für Nordmarkbüchereien zur Zeit noch einen Hochdruckkompressor, welcher eine Druckluft von etwa 3 Atm. erzeugt, aber leider ziemlich teuer ist und allerhand Nebenapparate erfordert. Da ist es nun ein großer Fortschritt, daß neuerdings viel einfachere Apparate zu haben sind, die mit Niederdruck arbeiten. Dadurch stellt sich der Preis einer solchen Anlage ganz erheblich billiger. An Apparaten benötigt man zunächst die in der Abb. Nr. 1 vorgeführte Universal-Niederdruck-Spritzmaschine Leitag-Lack Type O.K.o., welche ebenso wie die dazugehörige Pistole von dem Leipziger Tangier-Werk, Aktiengesellschaft, Leipzig-Plagwitz, Karl-Heine-Straße 35, hergestellt wird. Der Apparat wiegt insgesamt 61 kg, läßt sich also bequem transportieren und überall hinstellen. Er kann an jede Lichtleitung angeschlossen werden, was ein großer Vorteil gegenüber den Hochdruckkompressoren ist, für die ein besonderer Kraftanschluß hergestellt werden muß. Immerhin dürfte es sich auch bei dem Niederdruckapparat empfehlen, sich einen besonderen Kraftanschluß einzurichten, weil der Strompreis in diesem Fall sehr viel geringer ist. Doch fällt dies namentlich bei kleineren Betrieben nicht so sehr ins Gewicht. Dringend abzuraten ist aber von der Verwendung von Preßluftbomben, da der Luftverbrauch beim Spritzen ein ziemlich großer ist und der Preis der Luft in den Bomben fast zwanzig Mal so hoch ist, als wenn die Luft durch den Niederdruckapparat erzeugt wird. Der Betrieb mit Preßluftbomben stellt sich daher viel zu teuer. Der Niederdruckapparat erzeugt ein Geräusch wie ein sehr lauter Staubsauger. Das ist evtl. bei der Auswahl des Raumes, in dem das Spritzen stattfinden soll, zu bedenken, doch hat mir die Firma versichert, das Geräusch ließe sich durch eine besondere Vorrichtung um etwa 50% herabsetzen, wenn dies nötig sein sollte. Auch läßt sich der ganze Apparat so einkapseln, daß das Geräusch gedämpft wird.

An diesen Niederdruckapparat, der die Luft erzeugt, ist die Spritzpistole angeschlossen, welche in der Abb. Nr. 2 zu sehen ist. Auch die Niederdruckpistole hat gegenüber der Hochdruckpistole große Vorteile. Selbst der Ungeübteste kann nach einigen Versuchen mit ihr arbeiten, was bei einer Hochdruckpistole nicht der Fall ist. Mit dieser ist das gleichmäßige Auftragen des Lackes sehr viel schwieriger und will richtig geübt sein. Die

Pistole wird mit verschiedenen Düsen nud Nadeln geliefert. Da der Lack ziemlich konzentriert gespritzt werden muß, darf man keine zu kleine wählen. Die Pistole muß sehr sorgfältig behandelt werden. Wenn sie nicht stets — besonders auch im Innern — peinlich sauber gehalten wird, arbeitet sie nicht korrekt. Gereinigt wird sie mit den Verdünnungsmitteln der betreffenden Lacke, mit denen man jeweils spritzt.

Auf dem Bild Nr. 2 ist dann auch die Aufstellung des Buches beim Spritzen zu sehen. Auf einem Tisch ist um eine wagerechte Achse drehbar ein eiserner Rahmen so befestigt, daß er schräge mit den Enden auf der Tischplatte steht. Die untere eiserne Querleiste des Rahmens hat zwei Dornen (in der Abb. mit a bezeichnet) von 3 cm Größe, auf denen das Buch, welches nun seinerseits wieder auf einem hölzernen, netzartig überzogenen Rahmen ruht, sich stützt. Da das Buch aufgeschlagen auf diesem Rahmen und auf den beiden Stützpunkten, die durch das Maschenwerk des Rahmens hindurchgreifen, ruht, werden die Falze nicht mitgespritzt, was sich auch nicht empfehlen würde. Der Spritzkegel muß selbstverständlich stets genau senkrecht zum Buchdeckel stehen, weil sonst Lack in den Buchkörper hineingespritzt würde.

Die maschenartig bespannten Holzrahmen dienen gleichzeitig zum Trocknen des gespritzten Buches. Zu dem Zweck sind sie, wie die Zeichnung Nr. 3 zeigt, so eingerichtet, daß sie mit kleinen Zapfen aufeinander gestapelt werden können. Diese Rahmen werden alle aufeinandergesetzt auf einer Platte, welche mit kleinen Rollen versehen ist, so daß man den Stapel in ein Nebenzimmer schieben kann, wenn man dieses zur Verfügung hat, damit sie dort abdunsten und trocknen. Da der Dunst beim Trocknen der Bücher ziemlich stark ist, empfiehlt sich dies, damit die beim Spritzen beschäftigten Leute nicht davon belästigt werden. Auf alle Fälle ist es aus gesundheitlichen Gründen geraten, daß die im Spritzraum arbeitenden Personen einen sog. Respirator, eine Art Gasmaske, tragen, welcher Mund und und Nase gegen das Einatmen der Dünste schützt. Da die Dünste feuergefährlich sind, darf nicht mit offenem Licht oder Feuer in dem Raum gearbeitet werden.

Der Raum, in dem das Spritzen stattfindet, sollte möglichst nicht zu klein sein. Damit die beim Spritzen entstehenden Dünste abgesogen werden, muß der Arbeitstisch vor einem größeren Ventilator (30—40 cm Durchmesser) stehen*). Man darf dabei aber nicht vergessen, daß, je stärker man den Luftzug nimmt, man dem Raum um so mehr Wärme entzieht. Der Ventilator selbst sollte etwa 30 cm oberhalb des Spritzvorganges in der Wand eingebaut sein, aber so, daß man ihn zur Reinigung leicht herausnehmen kann. Der Motor muß gekapselt sein, damit keine Teilchen des Lackes dort eindringen können. Hin und wieder muß man den Niederschlag, der sich auf den Flügeln bildet, mit Hilfe der Lösungsmittel entfernen. Da dem Raum durch den Ventilator ziemlich viel Wärme entzogen wird, muß man sich überlegen, woher man die abströmende Luft ergänzen

*) Zu diesem Zwecke besonders hergestellte, allerdings etwas teurere Ventilatoren liefert die Firma Dénes & Friedmann A.-G., Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 157/158.

will. Im Winter sollte man das nicht durch Außenluft tun, weil diese zu kalt ist und den Lack beeinträchtigt. Der Raum muß daher so liegen, daß er in Verbindung mit anderen geheizten Räumen steht, so daß die nachströmende Luft bereits vorgewärmt ist. Auch sollte der in ihm befindliche Heizkörper nicht zu schwach sein, oder so verstärkt werden, daß er stets die Zimmertemperatur hält.

Von größter Wichtigkeit sind die Vorteile, die das Spritzverfahren für das Signieren gewährt. Die Cellonlacke sind nämlich bei richtiger Zusammensetzung unter Hitze klebfähig. Infolgedessen sind sie das beste Grundiermittel für die Folie beim heißen Prägen der Signaturen mittels Handdruck. Nachdem daher das Buch zum ersten Mal gespritzt ist, wird nach einigen Tagen Trocknens die Signatur geprägt. Dazu verwenden wir weiße Öserfolie Marke B bei dunklerem Untergrund und schwarze Öserfolie Marke B bei hellerem Untergrund (zu beziehen von der Genthiner Cartonpapierfabrik G. m. b. H., Berlin W. 57, Culmstraße 20 a). Bei sehr rauhen Stoffen muß man die zu signierende Stelle noch einmal vorspritzen, so daß die Signatur eine gleichmäßig mit Lack gedeckte Unterlage findet. Wenn nun das signierte Buch zum zweiten Mal gespritzt wird, wird die Signatur luftdicht abgeschlossen und ist, soweit wir bis jetzt, d. h. in anderthalb Jahren, feststellen können, absolut unzerstörbar. Das gefürchtete Abblättern der Signatur oder das allmähliche Auslöschen, was namentlich bei weißer Folie eintritt, wird so mit Sicherheit vermieden. Es sei übrigens nebenbei bemerkt, daß man auf Leder nicht mit weißer Folie prägen kann, sondern daß man dazu Blattgold oder Bronzefolie nehmen muß. Lederrücken darf man auch nicht, wie schon erwähnt, mit dem gewöhnlichen Cellonlack spritzen. Wohl gibt es Leder-Cellonlacke, da aber das Leder immer schon imprägniert ist, verzichten wir darauf, ihm noch einen besonderen Lacküberzug zu geben. Infolgedessen wird auch die Signatur auf Ledereinbänden nicht durch Überspritzen mit Lack geschützt. Man muß also beim Spritzen eines Buches mit Lederrücken den Rücken abdecken und nur die Deckel spritzen.

Eine große technische Schwierigkeit liegt bekanntlich in dem Anbringen von Signaturschildern auf den Büchern, was in sehr vielen Fällen nötig ist. Ich habe bisher noch keine Lösung gefunden, auch trotz vieler eigener anderer Versuche nicht entdeckt, welche die Sicherheit und Sauberkeit bietet, wie das nunmehr zu beschreibende Verfahren, Rückenschilder mit farbigem Cellon zu spritzen. Dazu bedienen wir uns der in Abb. Nr. 4 dargestellten Einspannvorrichtung, die wir nach vielen Vorversuchen konstruiert haben. Den Vorgang verständlich zu machen, möge eine kurze Beschreibung des Apparates an Hand der Abbildung folgen. Das Buch wird zwischen die durch eine Kurbel beweglichen Klemmbacken d eingespannt. Gegen die verstellbaren Anschläge e werden die Buchdeckel geschoben, damit das Buch genau im Winkel steht. Mit Hilfe des verstellbaren Hebels f fährt das Buch dann nach vorne, wo sich ein verstellbarer Schlitz befindet, der das zu spritzende Feld seitlich und nach oben und unten abgrenzt. Durch die vier Spindeln c werden nämlich die Gummibänder b reguliert, so daß sie genau auf eine messerartige Schneide eingestellt werden können, welche 43 mm Höhe hat. Diese Schneide läßt sich durch die Kurbel a öffnen und

schließen, wodurch jede beliebige Breite des Schildes bis zu 40 mm ermöglicht wird. Die Abb. Nr. 5 zeigt noch einmal das mittlere Kopfstück der Maschine, a sind die Gummibänder, b die beiden Schneiden. Die Gummibänder lassen sich leicht auswechseln, so daß sie schnell gereinigt werden können. Mit Hilfe dieses Apparates stellen wir bis zu 80 Rückenschilder in der Stunde her. Diese sitzen, weil der farbige Lack eine hohe Klebkraft besitzt, so fest, daß sie nur mit Gewalt und scharfen Instrumenten unter Verletzung des Stoffes entfernt werden können. Ein Abblättern von Papier-, Stoff- und Spaltlederschildchen gibt es also nicht mehr. Die Signatur wird wie vorher in den farbigen Lack einfach hineingeprägt. Das Schild spritzen wir im allgemeinen erst, nachdem das Buch bereits einmal mit Cellonlack vorgespritzt worden ist. Wenn dann beim zweitmaligen Spritzen des Buches Schild und Signatur durch den Überzugslack gedeckt sind, kann diesen beiden nichts mehr geschehen. Bei rauhen Stoffen muß man natürlich das Signaturschild vor dem Prägen glätten. Bei den imprägnierten Stoffen rauht man die Stelle leicht mit Sandpapier auf, ehe man das farbige Schild spritzt. Das Signaturschild ist stets 12 mm von der unteren Buchkante entfernt.

Das Signieren mit der Lackunterlage ist sehr viel einfacher, als wenn grundiert werden muß. Die stündliche Leistung im Prägen der Signaturen ist bei uns seit Anwendung dieses Verfahrens erheblich gestiegen. So ist dieses Verfahren trotz der Anschaffungskosten nicht nur das sicherste, sondern auch das rationellste. Wer will, kann zu den Schildern mehrere Farben verwenden, doch wird man die hellen im allgemeinen nicht nehmen, da sie bei dunklem Untergrund schwerer decken. Auch auf Dermatoidbänden, auf welche wir die Folie aufprägen nach Grundierung mit einer Lösung aus weißem Schellack, schützen wir die Signatur durch ein farbloses Rückenschild mit dem Überzugslack.

Der ganze Apparat muß außerordentlich genau gearbeitet sein, weil Undichtigkeiten von einem Zehntel Millimeter genügen, um den Lack durchschlagen zu lassen. Der Apparat wurde nach unseren Angaben hergestellt in der Flensburger Maschinenbauanstalt, Johannsen & Sörensen, Flensburg. Der Preis beträgt 450 *RM*.

Im folgenden gebe ich eine Aufstellung über die einzelnen Teile einer vollständigen Spritzeinrichtung und füge die Kosten bei, soweit sie sich genau angeben lassen.

1. Universal-Niederdruck-Spritzmaschine Leitag-Lack Type O.K.o. einschl. Spritzpistole	750,— *RM*
2. 1 Ventilator ca.	100—200,— *RM*
3. Trockenrahmen, 100 Stück ca.	100,— *RM*
4. Einspannvorrichtung	450,— *RM*
5. 2 Respiratoren	24,— *RM*
6. 1 Arbeitstisch mit Auflagevorrichtung ca. . . .	60,— *RM*

Insgesamt betragen also die Kosten bei vollständiger Ausrüstung 1500,— bis 1600,— Mark.

Die Kosten für das Einbauen des Ventilators und der nötigen Anschlüsse sind natürlich darin nicht enthalten.

Das ganze Verfahren kommt nur für größere Betriebe in Betracht. Seitdem wir es verwenden, gehen wir mehr und mehr dazu über, nicht von vornherein broschiert zu kaufen, sondern zunächst den Originaleinband. Gerade für Beratungsstellen scheint es uns sehr wichtig, weil so die Bücher, welche von hier an die Büchereien abgegeben werden, am besten ausleihfertig gemacht werden und am längsten sauber bleiben. Wer weiß, ein wie schwieriges Kapitel die Buchpflege in kleinen Büchereien bildet und wie namentlich die Frage des Signierens hier meist höchst unvollkommen gelöst wird, wird wünschen, die Vorteile dieser Arbeitsweise gerade diesen zukommen zu lassen. Für das Dorf verwenden wir jedoch den Originaleinband nicht. Hier ist die Strapazierung der Bücher so groß, daß wir die Umschläge aus blauem Aktenkarton beibehalten haben. Diese spritzen wir selbstverständlich auch. Die Uniformierung fällt auf dem Dorf auch nicht so sehr ins Gewicht wie in mehr städtischen Büchereien. Wenn das Verfahren sich rentieren soll, muß man wohl mindestens 5000 Bände im Jahr spritzen.

Thesen zur Pädagogik des Katalogs.

Von Büchereidirektor Lic. theol. Ernst Moering (Breslau).

Die nachfolgenden Sätze sind zunächst durch W. Möhrings Besprechung des Auswahlverzeichnisses der Breslauer Volksbüchereien „Deutsche Erzähler" veranlaßt, aber ihr Zweck ist nicht die Verteidigung unserer Arbeit. Nachdem Dr. Narciß seinen Katalog der Öffentlichkeit übergeben hat, haben die Berufsgenossen über ihn zu reden, wir aber haben zu schweigen und aus der Beurteilung unserer gegenwärtigen Arbeit für die zukünftige zu lernen. Es handelt sich also im Folgenden nicht darum, ob unser Katalog (den Möhring freundlich anerkannt hat und für den Narciß und ich durchaus die Verantwortung übernehmen) kritischen Urteil Stand hält, sondern es geht um Fragen der Kataloggestaltung überhaupt.

I.

Möhring sagt in seiner Besprechung: „Führung des Lesers ist Sinn und die Aufgabe besprechender Kataloge. Aber, und das ist die Frage, bis zu welchem Grade darf sich in einem Bücherverzeichnis der pädagogische Wille des Bibliothekars direkt und dem Leser augenfällig geltend machen? Die pädagogische Methodik der Katalogbesprechung muß, das wissen wir, eine andere sein als die der Ausleihe; die bildungspflegliche Absicht muß sich im Katalog mehr im Hintergrunde halten ... Die Führung des Lesers mit Hilfe des Kataloges wird im Wesentlichen sich mehr indirekt äußern müssen, durch Auswahl des Gebotenen und Abstufung der Differenziertheit der Besprechungen gemäß dem Schwierigkeitsgrade der zu charakterisierenden Werke."

1. Auch der beste Katalog vermag niemals so umfassend, so gediegen, so sympathisch, so individuell den Leser zu beraten wie an der Ausleihe ein belesener und psychologisch begabter Bibliothekar, wenn (und hier handelt es sich um eine conditio sine qua non) zwischen ihm und dem Leser das Vertrauen besteht, das überhaupt die Voraussetzung ist für jede fruchtbare Beratung (und für praktische Pädagogik jeder Art). Dieses Vertrauen ist am ehesten vorhanden in kleinsten und kleinen Büchereien, also am besten auf dem Dorfe, sofern die Bücherei von einem bodenständigen Lehrer verwaltet wird, ebenso auch noch in der Kleinstadt; in der Großstadt jedoch nur unter besonders glücklichen Umständen. Je größer die Anstalt ist, umso weniger kann individuelle Bildungspflege getrieben werden, und es heißt: viele Fliegen mit einer Klappe schlagen wollen und keine treffen, wenn man große, imposante „Bücherhallen" baut und zugleich der Volks-

bücherei eine sehr strenge und bewußte pädagogische Aufgabe zuweist. Große, in die Augen fallende Bücherhallen haben sehr wohl werbenden Wert, ihre Existenzberechtigung wird nicht bestritten. Aber man darf nicht von der großen Bücherhalle individuelle Leserberatung erwarten. Denn je größer die Bücherei ist, umso mehr Ausleihebeamte müssen an ihr tätig sein, und der Leser hat bald mit Bibliothekar A, bald mit B, mit C und D und vielleicht sogar noch mit E und F zu tun. Nun mögen diese vielen Bibliothekare aus derselben Einstellung mit derselben Zielsetzung arbeiten (in Deutschland ein Glücksfall), wahrscheinlich werden sie sich in den *einzelnen* Fällen mannigfach verschieden verhalten und ganz gewiß können sie den Leser nicht genau kennen und der Leser wird zu ihnen kein *tiefgehendes* Vertrauen haben.

2. Diese Zurückhaltung des Lesers in größeren Büchereien mit wechselnden Ausleihebeamten wird nun noch verstärkt in Landschaften mit zurückhaltender, scheuer, wortkarger Bevölkerung, die ungern „ihr Herze offenbart". In Sachsen z. B. sind sicherlich viel weniger Hemmungen zu überwinden als etwa in Westfalen oder in Holstein, man ist in Leipzig eher bereit, zu sprechen und zu folgen als etwa in Bremen oder in Königsberg. Selbstverständlich kommen zu diesen landschaftlichen Stammeseigentümlichkeiten nun noch die persönlichen Eigenschaften der Schüchternheit, der Zurückhaltung, des Willens zur Unabhängigkeit und der Freude an der eigenen Wegbahnung. Alle diese Umstände (und viele andere noch) legen dem Bibliothekar größte Zurückhaltung auf, und es wird wenige Fälle geben, in denen nicht *der Wille des Lesers der entscheidende Faktor* ist (wenn der Leser einen bestimmten Willen äußert). Nicht der Bibliothekar, der Leser hat bei der Ausleihe die Entscheidung, und nur durch die Auswahl des Bestandes findet der Leserwunsch seine Einschränkung und Begrenzung; aber auch diese Auswahl muß dem Leser überzeugend begründet werden, andernfalls wird sein Vertrauen verringert, seine Freude an der Bücherei getrübt.

3. Gerade weil die Ausleihe in der großen Bücherei individuelle Leserberatung und sorgsame Führung nur in seltenen Fällen ermöglicht, braucht die *große Bücherei besprechende Verzeichnisse* ganz unbedingt. Natürlich sind sie auch in der Kleinstadt, auch auf dem Dorfe willkommen, aber sie sind hier viel entbehrlicher als in der großen Stadt. *Die pädagogische Zielsetzung einer Bücherei muß gerade in ihren Verzeichnissen hervortreten und sie darf es hier ohne Zurückhaltung.* Es verlangt vom Leser nicht sehr viel Begabung, zu erkennen, daß Buchbesprechungen aufklären, beraten, Hinweise geben usw., andernfalls könnte er ja den Katalog gar nicht benutzen. Warum soll man nicht offen sagen, was ohnehin erkannt wird, warum soll man nicht zupackend raten, wenn auch behutsame Führung unter Umständen den Leser verletzen kann? Durchaus wird einen denkenden Leser interessieren, wie der Leiter oder die Leitung seiner Bücherei über ein Buch oder einen Dichter denkt, und er wird gerade durch solche Orientierung feststellen, ob er in dem Bibliothekar oder in den Bibliothekaren Personen seines Vertrauens hat. Unter Umständen kann ein Katalog Anlaß geben zu fruchtbarer und *beiden* Teilen förderlicher Auseinandersetzung. Auf jeden Fall hat sich der Katalog dem Leser als *Ratgeber* zu empfehlen, und es ist nicht erforderlich, daß der Bibliothekar seine *persönliche* Entscheidung zurücktreten läßt, wenn er nur Takt hat und seine Meinung sorgsam begründet. Der Leser wird gelassen eine bestreitbare Ansicht des Bibliothekars hinnehmen, wenn er sie bei der Ausleihe außer Acht lassen kann, sofern sie seiner Überzeugung nicht entspricht.

4. Noch einmal: Es geht nicht darum, ob unser Breslauer Verzeichnis eine gute oder schlechte bildungspflegliche Absicht zeigt oder ob wir taktvoll oder taktlos den Leser führen (wovon auch Möhring garnicht gesprochen hat), sondern es geht um die Gestaltung von besprechenden Katalogen überhaupt. Hier nehme ich Möhrings Satz auf: „Die pädagogische Methodik der Katalogbesprechung muß, das wissen wir, eine andere sein als die der Ausleihe." Aber nun fahre ich gerade im entgegengesetzten Sinne fort (nicht aus Lust am Widerspruch, sondern aus den oben angeführten Gründen): „Die bildungspflegliche Absicht muß im Kataloge" *offen hervortreten*. „Die Führung des Lesers mit Hilfe des Kataloges wird" *nicht nur* sich „indirekt äußern müssen, durch Auswahl des Gebotenen und Abstufung der Differenziertheit der Besprechungen gemäß dem Schwierigkeitsgrade

der zu charakterisierenden Werke", *sondern auch direkt*, durch klare, begründete und überzeugende Urteile, durch Hinweise auf Wesentliches, Ablehnung von Schwachem oder Minderwertigem, durch Empfehlungen und Warnungen, ja der Katalog darf sogar „stimmungsgemäße Wertungen" enthalten, wenn er nur nicht den Anspruch erhebt, den Leser zu binden oder gar zu gängeln.

II.

„Nur literarisch schon ziemlich gut geschulten Lesern kann meiner Schätzung nach das vorliegende Verzeichnis ein Führer sein. Sie allein werden auch für die ästhetisch formalen Wertungen und charakteristischen Anknüpfungen in den einzelnen Besprechungen Verständnis finden."

1. (Nur scheinbar eine Polemik in eigener Sache). Möhring schreibt: „Die Breslauer „Blätter der städtischen Volksbüchereien" legen uns Außenstehenden ja immer wieder die Vermutung nahe, daß die Breslauer Leserschaft wohl auf einem weit höheren literarischen Niveau stehe als der Durchschnittsleser der meisten Landschaften." Dieses Urteil ist für uns sehr ehrenvoll, stimmt aber so wenig wie das von Schuster (S. 42 im 6. Beiheft zu „Bücherei und Bildungspflege") über Leipzig als „eine unserer modernsten Großstädte". Es ist gar kein Zufall, daß in den Leipziger Büchereien die Werke des bürgerlichen Realismus von 1830—1840 dominieren, und bezüglich Breslaus ist zu sagen, daß natürlich eine Stadt mit vielen Hochschulen und einer vorwärts treibenden Judenschaft auf höherem literarischen Niveau steht als etwa eine zentrifugal gelegene Kleinstadt, aber wir hatten hier, als man dem Willen des Lesers auch auf die Anschaffung maßgeblichen Einfluß zugestand, wie ich kurz nach meinem Dienstantritt feststellte, etwa 615 Bände Ganghofer, 420 Bände Herzog gegen 67 Gottfried Keller. Aber man sollte diese Bemerkung Möhrings zum Anlaß nehmen zu *statistischen Erhebungen über die Lektüre verschiedener Landschaften*. Man findet sicherlich sehr viele Gegensätze: Ich klagte einmal in einer Stadt von etwa 250 000 Einwohnern in deren Zentralbücherei mit rund 4000 Lesern, daß meine Mittel mir zu geringe Staffelung erlaubten, und ich verwies darauf, daß in meiner Hauptbücherei mit 3000 Lesern der „Zauberberg" nur fünfmal vorhanden sei, was in keiner Weise ausreiche. Der Kollege meinte, er habe nur zwei Exemplare, das sei bei ihm durchaus ausreichend. In der Tat: Nur ein Band war ausgeliehen. In Breslau wird noch immer der „Zauberberg" so sehr verlangt, daß heute kein Exemplar auf den Regalen steht. Aber was wir jetzt wissen von anderen Städten, sind nur zufällige und ganz allgemeine Daten. Breslaus Leserschaft wird nicht den Anspruch erheben, auf einem „höheren literarischen Niveau" zu stehen als „der Durchschnittsleser der meisten Landschaften". *Unsere Druckschriften zeigen nur bedingt unseren Zustand, sondern viel eher schon unsere Ziele.* Und das sollte bei den Veröffentlichungen aller Büchereien der Fall sein. *Es kommt weniger darauf an, welches Niveau man vorfindet, sondern zu welchem Niveau man selber strebt.*

2. Selbstverständlich müssen die Besprechungen klar und verständlich sein, keineswegs dürfen sie sich nur an den Akademiker oder literarisch Geschulten wenden. Bei besonderen Aufgaben ist ja sogar vor allem der Werktätige im Auge zu behalten: Wenn Leipzig einen Katalog „Die Welt des Sozialismus" herausgebracht hat, so wäre das Verzeichnis verfehlt, wäre es nicht gerade dem Handarbeiter verständlich und wollte es nicht gerade *ihm* Wege weisen. Verständlich zu schreiben, fällt dem deutschen Gelehrten schwer, hier liegt eine sehr ernste und keineswegs leichte Aufgabe. Sie wird noch erschwert, weil die Besprechungen nicht nur klar und verständlich sein sollen, sondern auch packen und fesseln. *Besprechende Kataloge müssen interessant sein*, in Wirklichkeit sind sie meist unerträglich langweilig. Wiederholungen sind zu vermeiden, aber wie mühsam man stereotypem Ausdruck entgeht, weiß jeder Bibliothekar nur zu gut. Auch die Ausstattung der Kataloge ist spröde; durch Zusammenschluß der Büchereien muß es möglich sein, ohne Erhöhung des Preises *reizvolle Verzeichnisse* herauszubringen. Das unsrige hätte durch die Bilder der Dichter (oder wenigstens durch die der wichtigsten) sehr gewonnen, wie viel anziehender wären die beiden Leipziger Kataloge „Die Welt um Deutschland" und „Deutsches

Land und Volk" schon durch die Beigabe von Karten oder Landschaftsbildern! Die Praxis zeigt, wie ungern der Leser sein Geld nur für ein Hilfsmittel für seine Lektüre ausgibt: Umso leckerer und lockender muß der Katalog sich schon dem Auge bieten. An die Gediegenheit und Schlichtheit der Sprache kann nicht genug Sorgfalt gewandt werden. Ohne lebendige Einstellung auf die Leser ist hier nichts zu erreichen.

3. Aber diese Verständlichkeit der Besprechungen, die Klarheit des Ausdrucks, die Liebe zum Leser dürfen nun nicht zur Niveausenkung führen. Wir sind aus der Zeit heraus, in der Volksbildung in der Quadratwurzel aus der wissenschaftlichen Bildung bestand. Wenn man Liebermanns berühmtes Wort, daß „Malen weglassen heiße", überhaupt auf die Volksbildung übertragen darf und demgemäß auch Volksbildung im Weglassen bestände, so darf man jedenfalls die Probleme und damit die Schwierigkeiten nicht weglassen. Vor allem hat sich der Volksbildner wie jeder Pädagoge gegen Sattheit und Selbstzufriedenheit, gegen Philistertum und Pharisäismus zu wenden. Er hat zu bilden; aber ohne Bewegung kommt kein Gebilde zustande. Daher muß der Volksbildner erregen, Anstoß geben, beunruhigen, Ziele setzen. Gewiß kann der Bibliothekar den Leser an der Ausleihe nicht so zum Mitgehen zwingen wie der Lehrer in der Arbeitsgemeinschaft der Volkshochschule. Aber der Leser und die Leserin, denen Ganghofer ein Evangelium ist und Rudolf Herzog eine nationale Angelegenheit, sollen sich an der Haltung des Bibliothekars ärgern, verwundern und vielleicht auch zum Nachdenken kommen und schließlich für die Befreiung danken.

Bei solcher Zielsetzung kann man nicht wie in der Darwinschen Entwicklungslehre mit unmerklichen, weil ganz kleinen Veränderungen vorgehen. Auch wenn man „keine Sprünge" macht, so muß man auf jeden Fall anständig vorwärts gehen und muß den Mut zum Wagnis haben. Man muß ihn wenigstens gerade in der gedruckten Leserberatung betätigen. Immer bleiben wir Menschen leicht unterhalb jeglicher Norm oder Zielsetzung, schwer nur wird auch eine bescheidene Weisung überschritten. Den festgehakten Leser, den nicht mehr bildungswilligen oder bildungsfähigen kann man an der Ausleihe betreuen in Anpassung an seine Wünsche, soweit sie nur überhaupt zu befriedigen sind; aber immer hat man auf Mittel zu sinnen, auch ihn zu packen, und ganz gewiß ist der Satte, der Angekommene, der Beruhigte usw. bei der volksbildnerischen Zielsetzung nicht zu berücksichtigen.

Aus Katalogen, Blättern, Vorlesestunden usw. ist daher viel weniger zu sehen, wie eine Leserschaft ist, sondern vielmehr, wohin ein Büchereileiter seine Leserschaft führen will. Daß gerade in Vorlesestunden und Verzeichnissen mehr noch als in Katalogen auch die empirische Lage der Leserschaft und das Bedürfnis des Tages mit zum Ausdruck kommt, ist selbstverständlich — in der Volksbücherei wirkt sich ja nicht nur der Bibliothekar als Volksbildner aus, vielmehr hat er zunächst einmal edles Literaturgut zu sammeln und dem Leser mit eigenem Bildungswillen ohne jede Korrektur zu dienen. Aber insoweit die Bücherei überhaupt Bildungsdienst leisten kann im Sinne bewußter Zielsetzung von seiten des Bibliothekars, insoweit muß dieser Bildungswille offen und stark zutage treten. Was wir meinen, wird durch das Folgende noch deutlicher.

III.

In dem ausgezeichneten 6. Beiheft zu „Bücherei und Bildungspflege" verlangt Schriewer, „daß der Leser bei der Buchkritik mit einbezogen wird. Das tut der Volksbibliothekar unbewußt auch stets. Ich bin aber der Meinung, daß das viel bewußter geschehen muß." Dieser Meinung bin ich auch. Aber aus einem ganz anderen Grunde als Schriewer. Indem aber das Folgende gegen ihn gerichtet ist, sei ausdrücklich gesagt, daß ich seinen Aufsatz mit sehr großem Gewinn gelesen habe, wenn ich auch Schusters Aufsatz als notwendige Korrektur seiner Ausführungen begrüßt habe.

1. Der Volksbibliothekar kann gar nicht den Leser bei der Buchkritik außer Acht lassen. Einen guten Teil Bücher liest er nur aus Berufsgründen, und wer nicht bei der Lektüre eines Buches im engsten Rapport mit den Menschen bleibt, ist kein auserwählter Volksbibliothekar, er ist nicht einmal zur Lektüre berufen; denn es ist doch eines der reichsten Geschenke der Dichtung, daß man, durch sie

bereichert, geweitet, erhoben, vertieft das Leben in seiner Gesamtheit anders schaut als vorher. Man löst unstatthaft aus der Totalität seiner Wesenheit eine literarische Provinz und würde dann allerdings ein Literat, der nicht in Boden und Volkstum sondern im Caféhaus wurzelt. Will Schriewer warnen vor dem bloßen Lesen um des Lesens willen, so ist sein Ruf berechtigt. Er enthält aber genügend Gefahren.

2. Denn was heißt die Forderung, den Leser bei der Buchkritik mit einzubeziehen? Wer ist: der Leser? Unsere Leserschaft ist doch wohl auf das mannigfaltigste zusammengesetzt und zwischen ihren Polen ist dieselbe Spannung, die wir im Volkstume überhaupt haben, also die Spannung zwischen Gebundenen, in der Vergangenheit Wurzelnden, Altes Liebenden und denen, die Neuland suchen, die die Forderung nach neuer Gestaltung vernommen haben, die aufgewühlt sind und in dem Heute kein Genüge finden, weil sie das Morgen schon in sich tragen, während jene ersten im Gestern und Vorgestern ruhen. Bei solchen Gegensätzen kann man gar nicht von dem Leser sprechen. Der Leser ist ein ähnlich zur Verzweiflung treibender Begriff wie der Begriff einer durchschnittlichen Gemeinde, an die der unglückliche Predigtamtskandidat seine ihm vom Konsistorium verordnete Predigt richten soll. Es ist keine Tüftelei, wenn der Schriewerschen Forderung, an den Leser zu denken, die Forderung gestellt wird: die Leser im Auge zu behalten. Der Unterschied wird hoffentlich im Folgenden deutlich.

3. Heute, an einem wundervollen Sommersonntage, strömten die Menschen zu Tausenden aus der großen Stadt. Auf alle mögliche Art. Eben hatte mir ein Bekannter gesagt, daß er ins Riesengebirge fliegen wolle, als ich einen alten Pferdekremser sah, mit frischem Laub geschmückt, mit Fahnen dekoriert, mit Menschen dicht besetzt. Das gibt es also auch noch, Freude an dieser alten Art der Fortbewegung, mit der man tatsächlich kaum bis über die eben mächtig erweiterte Stadtgrenze hinauskommt. Es gibt also tatsächlich noch Menschen, die ganz in der Zeit des alten Kremsers wurzeln, und während diese Leute von ihrem nahen Ziele zurückrumpeln, streben ein paar andere aus unserem Volke im Zeppelin gerade Tokio zu. Wir haben, um zur Bücherei zurückzukommen, ganz gewiß allen Schichten zu dienen, und da ich vom Pfarramt herkomme, lege ich Wert darauf, in der Volksbücherei die Lektürewünsche der Witwe Kobilke treu zu befriedigen, denn ich habe von ihr und allen denen, die in der absoluten Anonymität des armen Menschen tapfer und treu das schwere Schicksal des Gebundenen getragen haben und nicht verbittert sind, sondern gütig, anspruchslos, weise und schlicht, ich habe vor diesen Menschen die größte Ehrfurcht. Ich bin wohl bereit, die Mutter Kobilke in einen guten Kremser einsteigen zu lassen, aber ich bin meinerseits allerdings nicht willens, beim Kremser zu bleiben und noch weniger willens, andere Leser mit Rücksicht auf die Witwe Kobilke zurückzuhalten. Gerade in der Aufnahme des Neuen, des Unerprobten, des heute Aktuellen und Treibenden (aktuell natürlich nicht im Sinne der Sensationspresse und treibend im Sinne von aufrührend, zubereitend, Neues suchend und weisend), gerade also in der Aufnahme des Weiterführenden hat sich der volksbildnerische Wille der Bücherei zu zeigen.

4. Aber darin scheiden sich gerade die Geister, dadurch bekommen die Büchereien ihre besondere Physiognomie, dadurch kommen wir aus dem Stellungskampf des Richtungsstreites wieder in den Bewegungskrieg, dadurch erhalten die technischen Fragen den ihnen zukommenden Rang des Dienens, darin und dadurch: daß gerade in Buchauswahl und Buchausleihe, in Katalogen und Vorlesestunden, Ausstellungen und Hauszeitschriften, Vorträgen und Kursen der verschiedene volksbildnerische Wille hervortritt. Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei das Selbstverständliche gesagt, daß jede Bücherei, auch die des vorwärtsdrängenden Bibliothekars, natürlich das große Gut der Vergangenheit zu pflegen hat, und daß neben dem Bildungswillen des Bibliothekars immer der Wille des Lesers (mit den selbstverständlichen Einschränkungen) seine Geltung besitzt, und daß die Bibliothek sehr mannigfaltigem Streben nach Erkenntnis usw. dienen muß. Aber der Volksbibliothekar hat nicht nur das für den Bedarf Nötige anzuschaffen; er hat (immer mit den notwendigen Einschränkungen) zu raten, zu führen, zu bilden. In der Pflege des überlieferten Kulturgutes und in der Intensität der Pflege der zeitgenössischen, der jungen und jüngsten Dichtung

hat die Bücherei ihre besondere Physiognomie, die nun durch die bildungspfleglichen Mittel der Volksbücherei vom Katalog bis zur taktvollen Führung bei der Ausleihe noch schärfer und klarer hervortritt. Hier wird man dann entweder den konservativen Typ feststellen, wie ihn Leipzig mit seiner Pflege des bürgerlichen Realismus aufweist oder wie ihn Schriewer selbst vertritt, oder man wird einen aktiveren Gestaltungswillen aus den Kräften des Heute mit der Freude an der Bewegung, an der Unruhe, an dem Vortasten, Suchen, Entdecken feststellen, wie er in Schusters Ausführungen zu spüren ist, und es werden noch sehr viele andere Möglichkeiten anzutreffen und auch noch viele berechtigt sein. Auf dem Gebiete des Geistes ist Uniformierung der Tod, einzig Mannigfaltigkeit bedeutet Leben: nur der kann Büchereien normieren wollen, der vom Geiste keinen Hauch verspürt hat.

Diese hier geforderte Physiognomie des Bildungswillens der Bücherei ist nun natürlich nicht nur bedingt durch den Willen des Büchereileiters, sondern auch durch die Struktur der Leserschaft. Ganz gewiß hat ein Bauerndorf mit noch fester bäuerlicher Tradition andere Gegebenheiten als ein Industriedorf oder eine Großstadt. Bücher, die dort überhaupt keinen Sinn haben, dürfen hier unter keinen Umständen fehlen. Statt bei Besetzung von Stellen auf die „Richtung“ des Bewerbers zu sehen, hat man besser auf seine Eignung gerade für die vorhandene Stelle zu achten. Wer für die Großstadt hervorragend geeignet ist, ist darum für das Dorf noch gewiß nicht erwünscht (und umgekehrt auch). Immer allerdings sollte der Volksbibliothekar nicht nur unmerklich von dem gegebenen Zustand abdrängen wollen, sondern ganz bewußt seinen volksbildnerischen Willen zur Geltung zu bringen versuchen. Dabei geht es gar nicht ohne Kampf, ohne Schwierigkeiten, ohne Anstoß, wie sie jedwedes Bekenntnis mit sich bringt, aber die Volksbüchereiarbeit ist volksbildnerischer Dienst und es gibt keinen Bildungswillen ohne Bekenntnis. Dieser Meinung ist natürlich auch Schriewer und er hält auch mit seinem Bekenntnis nicht zurück. Nur daß es auch sehr andere verantwortungsbewußte Entscheidungen gibt als die seine, sollte hier zum Ausdruck gebracht und zugleich darauf hingewiesen werden, daß die geistige Physiognomie der Volksbücherei in solchem Bekenntnis liegt und daß wir auf ihre Herausarbeitung bedacht zu sein haben.

Essener „Bücherverzeichnis Schöne Literatur II“.

Von Stadtbibliothekar Leopold Handel (Essen).

Wir geben dieser Anzeige des 2. Teiles des Essener Bücherverzeichnisses ebenso gern Raum wie seinerzeit der Anzeige des 1. Teiles, denn es handelt sich dabei um einen neuen Versuch, der auch für diejenigen von großem Interesse ist, die hier keinen aussichtsreichen Weg sehen können. Eine Debatte über das Verzeichnis, die auch wir wünschen, hätte zunächst einmal sich grundsätzlich mit dem Prinzip der bis ins Kleinste gehenden Gliederung zur literarischen Erziehung und Selbstberatung des Lesers auseinanderzusetzen. Eine weitere Frage wäre dann die, ob dies Prinzip, wenn annehmbar, hier überspitzt wurde oder nicht. In letzter Linie erst wäre dann die hier getroffene Auswahl des Bücherbestandes zu prüfen, in der Essen ja ebenfalls besondere und von der Praxis anderer Büchereien abweichende Grundsätze befolgt, indem es den Kreis der in die Volksbüchereien noch aufzunehmenden Literatur sehr stark erweitert.

In einem aber, glauben wir, tut der Verfasser den Fachkollegen Unrecht, wenn er ihr Schweigen auf mangelndes Interesse zurückführen zu dürfen glaubt. Das Essener Verzeichnis hat lebhafte Aufmerksamkeit gefunden und ist vielfach diskutiert worden. Daß es bisher eine öffentliche Kritik nicht fand, liegt in der Weitschichtigkeit und Schwierigkeit der Materie. Es ist sehr leicht, es von einem andern sozialpädagogischen Standpunkt aus mit guten Gründen abzulehnen, es ist sehr schwer, wenn man einerseits in die dahinter liegenden leserpsychologischen und sozialpädagogischen Theorien eindringen will, die Dr. Sulz seit seiner hierfür wichtigsten

Veröffentlichung, den sehr geistvollen, heute aber schwer zugänglichen Ausführungen im „Eckart" 1914/15 (9. Jg.) nicht mehr öffentlich weiter geführt hat, andererseits die ganze Frage der Leserpsychologie und literarischen Erziehung überhaupt aufrollt, die trotz aller Bemühungen noch sehr in den Anfängen steckt und deren Erörterung doch zu einer wirklich fruchtbaren Kritik gehörte. Hiermit wollen wir nun keineswegs von einer Kritik abschrecken, hoffen vielmehr, durch die Hervorhebung der Bedeutung einer solchen Auseinandersetzung den berechtigten Wunsch der Verfasser nach einer gründlichen Auseinandersetzung mit ihrer Arbeit zu fördern.

Die Schriftleitung.

1925/26 hatte ich für die Essener Städtischen Bücherhallen einen Schönen-Literatur-Katalog zu bearbeiten, dessen Anlage von der gewohnten abwich: Statt der alphabetischen Ordnung nach Verfassern sah man hier Romane, Novellen und Gedichte nach Stoffen, Problemen und Kunstformen geordnet. Man sah den Stoff umfassend nicht nur in Geschichtliche Erzählungen, Heimat- und Bauernromane, Standes- und Berufsromane usw. aufgeteilt, sondern auch die Fülle psychologischer, sozialer und weltanschaulicher Probleme aufgerollt; als drittes Ordnungsprinzip gesellte sich die künstlerische Form hinzu, die zu einer Einteilung nach Roman, Novelle, Skizze, Anekdote, Märchen und Legende usw. führte. Die von den genannten drei Gesichtspunkten aus vorgenommene Gliederung der Masse wurde für die Beratung nutzbarer gemacht durch Einführung ästhetischer Maßstäbe, auf die noch zurückzukommen sein wird. — So die Anlage des Katalogs, die Karl Fuß in einer Anzeige in „Bücherei und Bildungspflege" Jg. 7 (1927) S. 26 ff. ausführlich behandelt hat.

Gleichzeitig ist dort auf die zunächst lokale Bedingtheit des Verzeichnisses hingewiesen worden. Sie liegt nicht nur in der Zusammensetzung des Bücherbestands, der im allgemeinen Essener Bedürfnissen entspricht und sich von dem anderer Volksbüchereien naturgemäß unterscheidet, sondern auch der eigenartigen Mentalität der Leser. Die Rücksicht auf letztere führte zu dem Entschluß, das Verzeichnis nicht nur zum Arkanum des beratenden Bibliothekars zu machen, sondern auch dem Leser selbst Gelegenheit zu geben, sich der hier vermittelten Anregungen zu bedienen. Die Essener Leser fühlen sich als freie Staatsbürger und sind geistig rege genug, um auch über literarische Probleme nachzudenken. Zum Selbstbewußtsein tritt die westfälische Hartnäckigkeit und Verschlossenheit, die es dem Mann an der Theke schwer, wenn nicht unmöglich macht, das Vertrauen seiner Leser zu erringen: das geringste Anzeichen geistiger Gängelung läßt in ihnen Mißtrauen aufschießen.

Geht somit das Essener Verzeichnis der Schönen Literatur, dessen zweiter, rund 350 Seiten umfassender Teil in guter Ausstattung jetzt vorliegt, von lokalen Notwendigkeiten aus, so ist es doch auch von allgemeiner Bedeutung. Zunächst von methodischer. Die erwähnten leserpsychologischen Rücksichten verlangten, einen ausgedehnten Bestand Schöner Literatur so zu gestalten, daß die keineswegs aufgegebene Beratung an der Theke durch Möglichkeit und Anreiz zur literarischen Selbsterziehung ergänzt ward. Nah lag hier die Ausarbeitung eines besprechenden Katalogs. Ist jedoch ein solcher für den Romanbestand einer großen Bücherei überhaupt möglich? Scheitert er nicht schon am Umfang? Und besteht nicht die Gefahr, im räsonnierenden Text zu weitschweifig zu werden, nichtssagende Phrasen à la Waschzettel zu machen, ja sogar an Stelle des zu kennzeichnenden Problems Nebendinge hervorzuheben? Und welche Schwierigkeit liegt in der Anordnung! Erfolgt sie alphabetisch, so erhält der Leser die verschiedensten Probleme vermengt aufgetischt, erfolgt sie systematisch, so erfordern die Inhaltsangaben eine Überschrift, die jene wieder überflüssig macht.

Derlei Erwägungen führten in Essen dazu, die Rohgliederung nach Stoff-, Problem- und Formgruppen durch Zerlegung in zahlreiche Untergruppen zu verfeinern. Nicht aus systematischer Verbohrtheit, sondern in der Absicht, durch prägnante, unmißverständliche Spezialüberschriften (was besagen denn poetisch angehauchte Redensarten wie „Der Einzelne im Ringen mit dem Schicksal" usw.!) die Besprechung selber zu ersetzen. Gewisse Büchereien, denen der Essener Katalog zum Muster gedient hat, sind hier auf halbem Weg stehen geblieben, indem sie

etwa unter „Weltanschauungsromanen“ Bücher der verschiedensten Weltanschauung aufführten. Damit ist dem Leser, der katholisch, evangelisch, monistisch, individualistisch, pantheistisch, theosophisch usw. eingestellt sein kann, fürwahr nicht gedient, abgesehen davon, daß es sich nicht lohnt, einer grob stofflichen Gliederung wegen die hiergegen praktischere Ordnung nach Verfassern aufzugeben. Auch die Essener Bücherhallen sind nicht ohne stoffliche Gliederung ausgekommen — aber sie ist feiner, und in dem Gedanken, daß es hauptsächlich die Problematik ist, die der Schönen Literatur ihre volkserzieherische Bedeutung gibt, ist das Schwergewicht auf die Problemabteilungen (psychologische, soziale und weltanschauliche) gelegt worden. Vor dem besprechenden Katalog hat hier das Essener Verfahren voraus, daß es den im angehängten Verfasserverzeichnis blätternden Leser nicht nur zum Problem des gesuchten Buches führt — die Ziffern hinter dem Buchtitel verweisen auf die verschiedenen Problemgruppen und sind je nach ihrer Wichtigkeit fett oder einfach gedruckt —, sondern ihm auch Werke präsentiert, die dasselbe Problem von anderen Gesichtspunkten aus und in anderer ästhetischer Gestaltung behandeln. Hieraus kann der Leser weltanschauliche und ästhetische Vergleichsmaßstäbe und damit Erweiterung seines geistigen und seelischen Horizonts gewinnen.

Es ist schon die Subjektivität der psychologischen Gliederung gerügt und es als unnötig bezeichnet worden, z. B. die Abteilung „Männlicher Charakter“ in nicht weniger als 33 Untergruppen zu zerlegen. Ist es aber, die in diesem Falle unvermeidliche Subjektivität zugegeben, nicht auch bei der Menge der Charakterromane angebracht, eine Auflockerung vorzunehmen? Gerade hier läßt sich der Hebel für die Selbstberatung ansetzen. Mag auch eine Gliederung nach psychologischen Gesichtspunkten dem Berater an der Theke wenig nützen — er kann sich zum Ausgleich dafür an die zahlreichen Stoff-, Problem- und Formgruppen halten. Auch der Einwand sei hier gleich vorweggenommen, daß im Essener Verzeichnis der Versuch vorliege, die proteische Natur eines Romankunstwerks rationalistisch erfassen zu wollen. Das gerade Gegenteil trifft zu: Die Hauptprobleme stehen in einer Art Scheinwerferlicht, das der Phantasie genügend Spielraum läßt und von dem Roman nicht das vorwegnimmt wie eine Inhaltsangabe.

Eine Gliederung nach Stoff und Form ist nichts besonderes — eine solche nach Problemen, zumal eine eingehende, stellt ein Novum dar. Neu ist ferner der organische Aufbau des Systems, das kein künstlich an den Stoff herangebrachtes ist, sondern — seine Brauchbarkeit für Teil 2 erwies es — sich aus dem Bestand entwickelt hat. Neu ist — last not least — die Gliederung der einzelnen Abteilungen nach Werten. Hier ist so verfahren worden, daß im Gegensatz zu einfachen Stoffen, bei denen eine Wertgliederung unnötig erschien (z. B. „Abenteuergeschichten“), Stoffe, für die literarische Maßstäbe in Frage kamen, durch Trennungsstriche in drei (manchmal auch nur zwei) Wertgruppen geteilt wurden:

1. Bücher für einfache Ansprüche,
(2. mittelwertige Literatur),
3. literarisch wertvolle Werke.

Bei weniger umfangreichen Abteilungen sah man von den Trennungsstrichen ab und ordnete die Werke so, daß sie organisch vom Einfacheren zum Wertvolleren aufstiegen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß dem systematischen Schönen-Literatur-Katalog der Essener Bücherhallen auch allgemein-praktische Bedeutung zukommt. Er stellt für Volksbibliothekare jeder Richtung ein brauchbares Nachschlagewerk dar, das bei aller Zufälligkeit des Bestands die meisten Standardwerke enthält. So darf man ihn — der vorliegende zweite Teil ergänzt den ersten zu einem Gesamtüberblick über die Schöne Literatur einer großen Volksbücherei — als das umfassendste Verzeichnis dieser Art betrachten. Aber nicht nur als umfassendstes, sondern auch zuverlässigstes — beruht es doch auf intensiver Lektüre und ragt hierdurch über die Stofflichkeit des Schemas und die vielfach falschen Einordnungen des Koehler-Volckmarschen Bücherverzeichnisses hinaus. Schließlich ist das Essener Verzeichnis dank den beigefügten Hilfen, die im 2. Teil noch ausgebaut wurden, unschwer benutzbar: Einen Überblick über den gesamten Stoff ge-

währt das vorausgehende systematische Inhaltsverzeichnis. Wer Lesestoff über eine bestimmte Frage sucht, ohne einen Verfasser dabei im Auge zu haben, zieht das grüne Schlagwortverzeichnis zu Rate. Werke eines bestimmten Verfassers führt das gelbe Verfasserregister am Schluß auf, das in Übereinstimmung mit dem Inhaltsverzeichnis zu den Spezialgruppen führt.

Der mühevolle, neue Weg zum Leser, der im Jahre 1926 eingeschlagen wurde, war gewiß einen Gedankenaustausch wert. Die volksbibliothekarische Fachwelt schwieg. Die zahlreichen Bestellungen der Bibliotheken und Beratungsstellen sprechen freilich eine stumme Sprache, und mehrere neue Verzeichnisse sind der Essener Anregung gefolgt. Äußerlich stärker — und zwar freundlich — war der Widerhall von literarischer und buchhändlerischer Seite.

Teil 2 bildet den Abschluß des Versuchs der Essener Bücherhallen, ein neuartiges Hilfsmittel für Beratung und Selbstberatung in Schöner Literatur zu schaffen. Essen wollte zeigen, wie der selbständige Leser anzufassen ist. Hoffen wir, daß nun der 2. Teil die Diskussion hervorruft, nicht allein aus ideellen Gründen, sondern auch aus Gründen der geistigen Ökonomie, die ein Zusammenarbeiten der Büchereien auf dem Gebiet des Schönen-Literatur-Katalogs gebieterisch fordert.

Die 5. Jahresversammlung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare in Frankfurt a. M. vom 29. 9.—2. 10. 1929.

Jahresoersammlungen sollen selbstverständlich immer Arbeitstagungen sein, aber in diesem Falle war der Wille, praktische Arbeit zu leisten, schon durch die Programmgestaltung seitens des Vorstandes besonders unterstrichen. Es war nicht ganz leicht, mit dem reichen Programm fertig zu werden, und über manches wäre eine eingehendere Aussprache gewiß erwünscht gewesen. Trotzdem glaube ich, daß der Gedanke, die an einzelnen Fragen besonders Interessierten zu Sektionen zusammenzufassen, damit sie in engere Arbeitsfühlung miteinander kommen, sich bewährt hat, und als ein sicheres Zeichen dafür gilt u. a., auch wenn man ganz von dem befriedigenden Verlauf absieht, die Tatsache, daß aus diesen Sektionen sich Arbeitsgemeinschaften gebildet haben, die von nun an über die Grenzen etwaiger grundsätzlicher Auffassungen weiter miteinander raten und taten wollen. So bewährte sich die Hoffnung, die der Vorsitzende in seiner Ansprache zu Beginn der Tagung äußerte, daß man sich in den meisten Fragen sehr viel näher kommen müsse, wenn man sie nur tief genug in gemeinsamer Arbeit durchdenkt und so hinter die Schicht der Begriffssprache der verschiedenen Gruppen und Auffassungen in das Wesen der Sache selbst eindringt.

Den Mut zu einem solchen Versuch schöpfte der Vorstand aus den Erfahrungen der Ausbildungskommission, in der nach hartem Ringen mit den Problemen nicht nur eine nachher von allen Mitgliedern vertretene Lösung zu Stande kam, sondern in der man auch die erfreuliche Erfahrung machte, daß jedes der Mitglieder sich durch die Ausführungen der anderen auch dann wesentlich bereichert fühlte, wenn sie von ganz anderen Voraussetzungen ausgingen als den eigenen. So erwuchs der Wunsch, das im Kleinen so überraschend erfolgreich Erprobte auch im Großen zu versuchen, und der Erfolg hat diesem Optimismus recht gegeben. Allerdings muß gleich eingangs davor gewarnt werden, nun von der gemeinsamen Verbandsarbeit allzuviel zu erhoffen, indem man dem Verbande Aufgaben zuzuweisen sucht, die er seiner ganzen Konstitution nach und gemäß den sehr geringen Hilfsmitteln, die ihm vorerst noch zur Verfügung stehen, bis auf längere Zeit hin wenigstens nicht wird übernehmen können. Wir müssen uns damit zufrieden geben, daß er bis auf weiteres der gemeinsame Treffpunkt und die Austauschstelle ist für alles, was in den verschiedenen Gruppen erarbeitet ist. Er kann weiter in seinem Rahmen verschiedene Arbeitsgemeinschaften für einzelne allgemeine Aufgaben (wie Jahrbuch, Ausbildung, gemeinsame Dachstatistik usw.) und für laufende Zusammenarbeit auf Sondergebieten (wie Beratungsstellenwesen, Musikbücherei, Kinder- und Jugendbüchereiwesen usw.) befassen, aber er kann die Einzelarbeit in den Gruppen selbst, sei es daß sie sich um die Zeitschriften, sei es daß sie sich um be-

sondere organisatorische Mittelpunkte sammeln, nicht ersetzen. Er kann nur dafür sorgen, daß alle diese notwendige und fruchtbare Arbeit in Kommunikation miteinander tritt. Daß dies erreicht wurde, ist ein großer Erfolg, der nun für die Stoßkraft der Büchereibewegung tatkräftig ausgenutzt werden muß, denn allzulange hat diese unter der Zerklüftung der Parteien gelitten. Wir dürfen uns nicht der Einsicht verschließen, daß die steigende Finanznot das Volksbildungswesen schweren Gefahren aussetzt, und wir wollen nur hoffen, daß die neue Einigkeit noch rechtzeitig genug gekommen ist, um sich auch für die materielle Ausbreitung der Bewegung noch auswirken zu können.

Selbstverständlich soll mit solcher Betrachtung keine Zukunftsmöglichkeit bestritten werden. Nur zwingen die sehr geringen materiellen Hilfskräfte des Verbandes zu der Warnung, von ihm Dinge zu erwarten, die er nicht leisten kann. Schon im vergangenen Jahre waren diese Hilfskräfte bis auf das Äußerste angespannt und auch die Arbeitskraft der Hauptbeteiligten. Die neue Jahresversammlung hat eine Reihe neuer Aufgaben hinzugefügt. Ihnen soll genug getan werden, indem durch Kommissionen die Arbeit auf eine größere Anzahl von Personen verteilt wird. Beim geschäftsführenden Vorstand sollen alle diese Kommissionen ihren Rückhalt haben. Auch um die Arbeitsgemeinschaften möchte sich der geschäftsführende Vorstand kümmern, wenigstens so weit, daß er sich über ihre Arbeiten auf dem Laufenden hält. Für alles das hat das Büro des Verbandes nicht verstärkt werden können. Es wird nur hin und wieder möglich sein, den Kommissionen eine Zusammenkunft zu ermöglichen, denn das kostet jedesmal viel Geld. Dadurch erhöht sich deren Arbeit, denn sie werden um so mehr schriftlich untereinander erledigen müssen. So liegt der Erfolg der neuen Arbeiten nicht beim Vorstande allein, sondern jeder, der herangezogen ist und noch wird — denn auch für das Jahrbuch u. a. werden wir noch im Folgenden nicht genannte Persönlichkeiten ergänzend heranziehen müssen —, trägt entscheidend zum Gelingen mit bei. Deshalb ergeht an alle die dringende Bitte, Arbeiten für den Verband als eine besondere Ehrenpflicht anzusehen und demgemäß zu behandeln. Eine erfreuliche und zunehmende Stütze hat der Verband bei den beiden Verbandsorganen gefunden; um keines von beiden unbillig zu belasten, ist (wie unten im Einzelnen aufgeführt) auch die Berichterstattung über die Arbeitsergebnisse der Tagung im Einzelnen auf die beiden Organe verteilt worden, so daß sich auch hier eine Zusammenarbeit ergibt, die hoffentlich weiterhin ausgebaut wird.

Schon ehe die Tagung am Sonntag Abend begann, war ein gutes Stück Arbeit geleistet worden, indem der Gesamtvorstand, die Arbeitsgemeinschaft preußischer Beratungsstellen und die Ausbildungskommission je eine mehrstündige Sitzung abhielten. Der Verband preußischer Beratungsstellen hatte zu dieser Sitzung diesmal die noch außerhalb stehenden preußischen Beratungsstellen mit herangezogen. Es ergab sich eine weitgehende Übereinstimmung über die wichtigsten Punkte, die zu einer gemeinsamen Eingabe an das preußische Ministerium führte. Darüber hinaus beschloß der Verband unter dem neuen Titel „Arbeitsgemeinschaft Deutscher Beratungsstellenleiter“ sich auf ganz Deutschland auszudehnen und sich als eine Untergruppe des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare zu erklären. Die einzelnen Länder sollen innerhalb dieser Arbeitsgemeinschaft fallweise zur gemeinsamen Vertretung ihrer Interessen zusammentreten.

Die Eröffnung der Jahresversammlung, zu der der von Alfons Paquet angesagte Vortrag auch zahlreiche Teilnehmer aus der Frankfurter Bürgerschaft herangelockt hatte, erfolgte durch die Ansprache des ersten Vorsitzenden, die in diesem Hefte eingangs mitgeteilt ist. Der Vortrag Paquets „Buch und Welt“ wird in den „Heften für Büchereiwesen“ zum Abdruck gelangen. Es folgten die Begrüßungen durch den Vertreter der Stadt und die vertretenen Behörden. Zu unserer Freude hatte auch der Generaldirektor der preußischen Staatsbibliothek in Direktor Dr. Schnütgen, den Vorsitzenden der preußischen Prüfungskommission, als Vertreter entsandt.

Der Montag brachte zunächst den **Geschäftsbericht des Vorstandes,** der dadurch etwas abgekürzt werden mußte, daß der Schriftführer, Dr. Engelhardt-Berlin, im letzten Augenblick dienstlich verhindert wurde, an der Tagung teilzunehmen. So berichtete der Vorsitzende zunächst über die wichtigsten Vorkommnisse,

darunter den „Tag des Buches" und die internationale Bibliothekartagung in Rom, über welche das Nötige in dieser Zeitschrift bereits früher mitgeteilt worden ist. Danach berichtete H. Hofmann-Leipzig als Kassenwart über die nicht gerade rosige Finanzlage, die dadurch erschwert wurde, daß der Verband sich gezwungen sah, sich ein eigenes Geschäftszimmer zu mieten. Obwohl der Verband seine Mitgliederzahl auf 595 erhöht hat, mußte die Frage der Erhöhung der Mitgliederbeiträge in Erwägung gezogen werden, zumal leider stets sehr viele Außenstände an Mitgliederbeiträgen bestehen. Natürlich entsteht durch solche Unpünktlichkeit auch eine Menge unnützer Arbeit. So mag auch hier die Bitte an die Mitglieder wiederholt werden, pünktlich in der Bezahlung ihrer Beiträge zu sein, zumal der Verband dieses Mal noch von einer Erhöhung absehen zu müssen glaubte. Der Vorstand bemüht sich, für einzelne der Allgemeinheit und auch der Arbeit der Behörden zu Gute kommende Arbeiten, wie etwa das Jahrbuch, Unterstützungen des Reiches und der Länder zu erreichen und hat damit bereits einige kleine Erfolge aufzuweisen, so hat zuerst Sachsen, dann vor allem Preußen den Verband unterstützt.

Nachdem der Vorsitzende noch an die vertretenen Büchereien die dringende Bitte gerichtet hatte, stets ein Exemplar ihrer Drucksachen an das Archiv des Verbandes zu senden, berichtete die Sekretärin des Verbandes, Frl. Hirsch, über die Stellenvermittlung des Verbandes. Leider werden dem Verbande nicht alle Stellen gemeldet und, was noch bedauerlicher ist, auch die, denen die gemeldeten Stellen bekannt gegeben sind, vergessen in der Regel, wenn sie versorgt sind, die Mitteilung, daß die Stelle nun besetzt ist. Das erschwert die Arbeit sehr. Als Stellungsuchende meldeten sich in der Berichtszeit 43 Frauen und 6 Männer, 32 offene Stellen konnten nachgewiesen werden.

Es folgte der **Bericht über das Jahrbuch** durch Herrn H. Hofmann-Leipzig in Vertretung des Schriftführers. Es sollte eigentlich fertig vorliegen, doch scheiterte dies an der immer weiter sich ausbreitenden Arbeit: darunter die diesmal einbezogene Berücksichtigung außerreichsdeutscher Büchereien, ein ergänztes und vermehrtes Verzeichnis der Büchereiberatungsstellen, der Wanderbüchereien und der Kreisbüchereien, eine erstmalige Zusammenstellung der Musikbüchereien und eine Übersicht über die volksbibliothekarischen Fachschulen. Die Erweiterung der Arbeit läßt es als unmöglich erscheinen, fernerhin das Amt des Schriftleiters mit dem des Jahrbuchbearbeiters zu verbinden. Im Anschluß an den Bericht wurde folgender Antrag gestellt und angenommen:

> Der VDV wählt für die Bearbeitung des Jahrbuches der deutschen Volksbibliotheken auf der Jahresversammlung 1929 folgende Mitglieder, die die Jahrbuchkommission bilden: Dr. Engelhardt-Berlin, Dr. Jansen-Hannover, Frl. von Hesse-Berlin, Dr. Rothardt-Berlin, Dr. Taupitz-Leipzig.

Der Vorsitzende begründete sodann den nächsten Antrag auf Einsetzung einer besonderen Kommission zum Studium eines deutschen **Büchereigesetzes.** Es könnte geschehen, daß die leitenden Stellen diese Aufgabe in Angriff nehmen, ohne daß der Verband gerüstet wäre, seine Stimme geltend zu machen, sich vielleicht gar in sich uneins ist. Diese Kommission soll ausdrücklich eine Studienkommission sein. Sie kann zu der Ansicht gelangen, daß ein Büchereigesetz für Deutschland verfrüht ist, sie kann ein solches Büchereigesetz für wünschenswert erklären. Sie soll das vorhandene Material sammeln und übersichtlich zusammenstellen, sie soll die Erfahrungen prüfen, die andere Länder mit Büchereigesetzen gemacht haben. Es muß endlich darauf Bedacht genommen werden, wie sich ein Büchereigesetz in den Grenzbezirken auswirken würde, wo es mit einem andern Büchereigesetz des Nachbarstaates zusammenstößt. Aus diesen Gründen nahm der Verband folgenden Antrag des Vorstandes an:

> Um für die Frage der Büchereigesetzgebung in Deutschland die erforderlichen Grundlagen zu erhalten, setzt der VDV eine Kommission zum Studium der Frage eines Büchereigesetzes ein. Der Kommission sollen angehören: Dr. Ackerknecht-Stettin, Dr. Fischer-München, Prof. Dr. Fritz-Berlin, Nicklisch-Leipzig, Dr. Reuter-Köln, Dr. Schriewer-Flensburg, Dr. Waas-Frankfurt a. M., Dr. Wieser-Berlin.

Es soll der Kommission anheimgegeben sein, für die einzelnen Grenzgebiete die dort tätigen Kollegen fallweise heranzuziehen.

Um dem Vorstande den Überblick über die Arbeiten der Kommissionen zu sichern und danach einen Maßstab dafür zu haben, wann und in welchem Falle eine der immer sehr kostspieligen Zusammenkünfte der Kommissionen notwendig wird, wurde folgender Antrag gestellt und angenommen:

> Der VDV ermächtigt den geschäftsführenden Vorstand, an den Sitzungen und Arbeiten der Kommissionen des Verbandes teilzunehmen.

Ein weiterer Antrag betraf sodann die Zusammenarbeit mit den Kollegen von der wissenschaftlichen Bibliothek. Der Vorsitzende führte hierzu aus, daß wir diese Zusammenarbeit in allen den Dingen wünschen müssen, die gemeinsame Interessen berühren. Insbesondere gilt dies für die Vertretung des gesamten deutschen Bibliothekswesens bei internationalen Veranstaltungen. Während alle übrigen Länder nur eine gemeinsame Bibliothekarvereinigung haben, bestehen in Deutschland deren mehrere. Die Richtlinie für das Zusammenarbeiten mit dem Verein Deutscher Bibliothekare in dieser Hinsicht wurde in folgendem Antrag niedergelegt:

> Der VDV ermächtigt den Geschäftsführenden Vorstand zum Zwecke der gemeinsamen Vertretung des deutschen Bücherei- und Bibliothekswesens dem Ausland gegenüber, einen Ausschuß aus Vorstandsmitgliedern des VDB und VDV zu bilden.

Wie dieser Ausschuß dann im Einzelnen zu gestalten sein wird, wird von den Verhandlungen mit dem Verein Deutscher Bibliothekare abhängen.

Zum Schluß wurde über die Wahl des Tagungsortes für die kommenden Jahresversammlungen gesprochen. Da sowohl der Verein Deutscher Bibliothekare wie der Reichsverband der Deutschen Volkshochschulen an den Verband herangetreten sind mit der Anfrage, ob man nicht die Tagungen gemeinsam an einem Orte, bei getrennten Verhandlungen, abhalten könne, einigte man sich nach längerer Debatte auf folgende Richtlinie:

> Der VDV hat die Absicht, seine Jahresversammlung gegebenenfalls in Verbindung mit dem VDB, dem Reichsverband der Deutschen Volkshochschulen oder anderen ihm nahestehenden Verbänden*) zu veranstalten, sofern dadurch die besonderen volksbibliothekarischen Interessen nicht beeinträchtigt werden. Der geschäftsführende Vorstand wird ermächtigt, in diesem Sinne Vorbereitungen für die nächsten Jahresversammlungen zu treffen.

Da sich Herbsttagungen aus mancherlei Gründen als ungünstig herausgestellt haben, stimmte die Versammlung dem Antrage des Vorstandes zu, künftig wieder im Frühjahr zu tagen, und zwar, wenn nicht besondere Ereignisse bereits eine frühere Tagung notwendig machen, das nächste Mal erst wieder im Frühjahr 1931, also in anderthalb Jahren.

Die Arbeiten des Vormittags wurden beschlossen mit zwei Berichten der Herren H. Becker-Leipzig und H. Hofmann-Leipzig über die Tagungen des Weltkongresses für Erwachsenenbildung und der englischen Bibliothekare, worüber in den „Heften für Büchereiwesen" berichtet ist. Über den Weltkongreß in Rom berichtete Dr. Reuter-Köln.

Am Nachmittage erfolgte dann der **Bericht der Ausbildungskommission** und die sich daran knüpfende Aussprache. Der Vorsitzende erläuterte zunächst den von der Kommission vorgelegten Entwurf**) in seinen wesentlichsten Punkten. Er zeichnete eingangs die Situation, die durch den Wechsel im Referat für das Volksbildungswesen im preußischen Ministerium und durch die Absicht entstanden ist, die Regelung der Ausbildungsfrage dort nunmehr unverzüglich in Angriff zu nehmen. Besonders durch die finanzielle Lage gehemmt, war es der Ausbildungskommission nicht möglich, den Entwurf früher fertig zu machen und bereits vor der Tagung zu versenden.

Um ihn richtig beurteilen zu können, ist es notwendig, sich die Richtlinien ins Gedächtnis zurückzurufen, die der Kommission von der Münsterer Jahresversammlung mitgegeben wurden. Es heißt dort:

---

*) Gedacht ist hierbei etwa an die Volksbühne.

**) Den Text des Entwurfes siehe S. 427.

1. Die Mitgliederversammlung beschließt, als Vorbedingung der Zulassung zur Ausbildung für den volksbibliothekarischen Dienst das Abiturium oder eine gleichwertige Abschlußprüfung zu fordern. Was als „gleichwertig" zu betrachten ist, ist von der Ausbildungskommission festzulegen.
2. Die Mitgliederversammlung beschließt: Für den volksbibliothekarischen Beruf ist mindestens eine dreijährige praktische und theoretische fachmännische Ausbildung und eine besondere Abschlußprüfung zu fordern.

Die diesjährige Versammlung brauchte also in die Debatte über diese schon seinerzeit lebhaft umstrittenen Punkte nicht mehr einzutreten. Der Entwurf bringt denn auch zum ersten Punkte als neu nur die Ausführungsbestimmungen, zum zweiten Punkte die Verteilung der drei Jahre auf die praktische und theoretische Ausbildung. Die dritte Richtlinie der Münsterer Versammlung bildete für die Ausbildungskommission die größte Schwierigkeit. Sie lautete:

3. Die Mitgliederversammlung tritt grundsätzlich für die Gabelung der Ausbildung des volksbibliothekarischen und des wissenschaftlich-bibliothekarischen Nachwuchses ein. Die Methoden, die Vorteile und die Nachteile sind von der Ausbildungskommission zu untersuchen und klarzustellen.

Obwohl der Begriff der „Gabelung" in dieser Richtlinie nicht näher bestimmt worden ist, kann man der Ansicht sein, daß die Brücke zwischen den beiden Ausbildungen durch die Lösung des Entwurfes sehr schmal geworden ist. Die Ausbildungskommission glaubte jedoch zu einem anderen Ergebnis nicht kommen zu können.

Der Vorsitzende betonte, daß er den Entwurf in seiner vorliegenden Form nicht als ein Kompromiß, sondern als eine Lösung betrachte, die die sich im Anfange vielfach widersprechenden und überschneidenden Auffassungen vereinige. Selbstverständlich kann eine solche Lösung nicht die Meinung jedes einzelnen unter den Kommissionsmitgliedern darstellen. Jeder Einzelne hat noch nach manchen Richtungen hin Wünsche, die er zurückstellte, weil er sich entweder überzeugen ließ, daß in der augenblicklichen Lage eine andere Lösung nicht möglich war, oder weil er die persönliche Meinung der notwendig gemeinsamen Lösung unterordnete. Dieses Zusammenarbeiten bedingt es auch, daß es für die Versammlung nicht möglich war, den Entwurf in seinen wichtigen Bestimmungen zu ändern, ohne ihn als Ganzes an die alte oder eine neu zu wählende Kommission zurückzuverweisen; denn eine so große Versammlung würde aus sich heraus niemals zu einer befriedigenden Lösung bei so zahlreichen und abweichenden Meinungen kommen können. Eine Zurückverweisung an die Kommission hätte aber einen Aufschub bedeutet, der den Verband praktisch jeder Mitwirkung an den neuen Ausbildungsbestimmungen beraubt hätte.

Im Einzelnen führte der Vorsitzende etwa Folgendes aus:

Punkt 3 des Entwurfs sucht eine Lösung dafür zu finden, daß solchen Personen, die ihrer ganzen Befähigung und Berufung nach sich für unsere Arbeit besonders eignen, aber nicht die vorgeschriebene Vorbildung besitzen, nicht der Zwang auferlegt wird, sich noch einmal auf die Schulbank zu setzen und das Abitur nachzumachen, sondern daß ihnen unmittelbar der Eintritt in den Beruf ermöglicht wird unter Nachweis derjenigen Kenntnisse, die notwendig vorausgesetzt werden müssen. Wir wollten uns einerseits nicht mit dem Stacheldraht der Berechtigungen umgeben, andererseits aber auch die nötigen Sicherungen gegen ungeeignete Anwärter schaffen (Punkt 3 b und 3 c).

Punkt 4 betrifft die Anmeldung zur Ausbildung. Mit dieser Bestimmung wollen wir sowohl den Büchereileitern der Praxis wie der Schule eine gleiche Einwirkungsmöglichkeit auf die Auswahl der Anwärter zugestehen. Beide sollen gehört werden und ihr Urteil abgeben können.

Unter B folgt die Ausbildung der Praktikanten. Es sind von den geforderten 3 Jahren 1½ Jahre auf die praktische und 1½ Jahre auf die theoretische Ausbildung verteilt worden, weil nach den Erfahrungen der Schulen sich ein Jahr als zu kurz für eine gründliche Ausbildung erwiesen hat. Von der praktischen Ausbildung soll ein Jahr in Volksbüchereien, ½ Jahr an einer größeren Bildungsbücherei abgemacht werden, die zugleich als Zentralbücherei einer größeren Gemeinde anzusehen ist. Selbstverständlich soll dieses dritte halbe Jahr

am Ende der praktischen Ausbildung liegen, da mit dieser Zeit bei einem Neuling nichts erreicht werden könnte. Gleichzeitig soll dieses halbe Jahr als Brücke zur wissenschaftlichen Bibliothek dienen. Denn es kann und wird vorkommen, daß ein junger Anwärter zu der Überzeugung kommt, daß ihm doch mehr das Bibliothekstechnische, das Bibliographieren usw. liegt als das Volkspädagogische. Wir hoffen, daß ihm dann wenigstens dieses halbe Jahr auf seine Ausbildung an der wissenschaftlichen Bibliothek angerechnet werden kann.

Nun kommt der einzige Punkt, über den sich die Kommission nicht aus theoretischer Dogmatik, sondern aus den praktischen Erfahrungen der verschiedenen Schulen heraus nicht ganz einigen konnte. Es ist die Frage, ob die theoretische Ausbildung an den Anfang oder das Ende der ganzen Ausbildung gestellt werden solle. Leipzig hat die besseren Erfahrungen damit gemacht, daß es den Anfänger zunächst in die Schule nimmt. Wir dagegen in Berlin, die wir beides durchgeprobt haben, sind zu der Überzeugung gelangt, daß man besser mit dem praktischen Jahr an der Volksbücherei beginnen solle. Es kann aber dieser Punkt auch ohne Schaden offen bleiben, denn der Anwärter kann, je nach der Schule, die er sich wählt, mit der Praxis oder mit dem Schuljahr beginnen.

Über die darauf folgenden Lehrfächer an den Schulen herrschte im allgemeinen in der Kommission weitgehende Übereinstimmung. Manche Büchereileiter werden es freilich bedauern, daß Stenographie und Schreibmaschine nur mehr Wahlprüfungsfach ist und daß auch die Büchereihandschrift nicht offiziell in den Schulplan aufgenommen ist (Büchereihandschrift wird auch an den ausländischen Fachschulen überall betrieben). Da aber beide Fertigkeiten die Anstellungsfähigkeit entschieden erhöhen werden, ist zu erhoffen, daß sich die Anwärter um ihren Erwerb bemühen werden. Es wird Sache der Büchereien sein, bei ihren Ausschreibungen darauf Bedacht zu nehmen, wenn sie dieser Fertigkeiten zu bedürfen glauben.

Zu der Frage der Diplomprüfung selbst ist wesentliches nicht zu sagen. Das geforderte Mindestalter von 22 Jahren ergibt sich schon praktisch dadurch, daß heute (bei meist vierklassiger Grundschule) das Abiturientenalter 19 Jahre zu sein pflegt. Eng mit der Frage der Prüfung steht die Forderung nach einem eigenen volksbibliothekarischen Beirat in Zusammenhang und braucht an dieser Stelle nicht ausdrücklich begründet zu werden, da wir glauben, dasselbe fordern zu dürfen, was den Bibliothekaren der wissenschaftlichen Bibliotheken seit Jahren gewährt ist. Es ist selbstverständlich, daß dieser neue Beirat sich aus Vertretern der verschiedenen Gattungen und Gruppen innerhalb unseres Berufes zusammensetzen muß, also etwa ebenso die Beratungsstellen wie die verschiedenen geistigen Richtungen innerhalb der Bewegung vertreten sein müssen, damit dieser Beirat eine wirkliche Vertrauensstelle für die Büchereien gegenüber dem Ministerium darstellen kann.

Endlich ergab sich der Kommission gewissermaßen als Krönung des ganzen Entwurfes die Notwendigkeit der Einführung eines zweiten Examens, wie andere Berufe es schon längst besitzen. Es verfolgt einen zwiefachen Zweck. Einmal soll es dem Zustande ein Ende machen, daß junge Akademiker nach kurzer Lehrzeit an allen möglichen Büchereien, die nicht immer die Gewähr einer allseitigen Ausbildung zu bieten vermögen, ohne weiteres in leitende Stellungen einzutreten vermögen. Andrerseits aber wollen wir hierdurch den nicht akademisch vorgebildeten Berufsgenossen mit Diplomexamen bei besonderer Bewährung in der Praxis die Möglichkeit des Aufstieges bieten, die ihnen heute vielfach verschlossen ist. Wenn wir für den Akademiker drei Jahre Praxis fordern, so erklärt sich das daraus, daß wir nur ein akademisches Examen von ihm verlangen, also etwa nur den Doktor, und ihm das zeitraubende und umständlichere Staatsexamen ersparen. Wir legen auch hier den größeren Nachdruck auf die praktische Bewährung.

Nach diesen Ausführungen nahm zunächst Dr. Sulz-Essen das Wort. Er legte Wert auf die Feststellung, daß die dreijährige Ausbildung und deren Aufteilung auf drei Semester Praxis und drei Semester theoretische Ausbildung, die von beiden Schulen vertreten wurde, eine andere Form der „Gabelung" unmöglich gemacht habe. Das halbe Jahr an einer größeren Einheitsbibliothek, das sinnvoll natürlich nur als letztes Halbjahr der Ausbildung sein könne, bilde nun die Brücke zu den wissenschaftlichen Kollegen. „Wir haben den einen Pfeiler gebaut, nun

soll die andere Seite den anderen Pfeiler bauen, damit wir die Brücke richtig schlagen können. Ich will damit sagen, daß wir die wissenschaftlichen Bibliothekare anregen sollten, nun ihrerseits ebenfalls ein halbes Jahr Ausbildung in einer Bildungsbücherei zu verlangen, zumal diese ihrer Tätigkeit etwas näher steht und die doch auch wieder im großen und ganzen vom Geist volksbibliothekarischer sozialpädagogischer Arbeit erfüllt ist." Die Sache würde für ihn dann wieder anders liegen, wenn die Forderung des Abituriums nicht durchgehe und wieder eine vierjährige Ausbildung komme. Er begrüßte es sodann, daß nach dem Entwurf keine Richtung fürderhin mehr Prüfungen für sich allein abhalten würde, sondern die gemischte Prüfungskommission auch die Schulen veranlassen werde, über einen begrenzten Richtungshorizont hinauszugehen.

Der Vorsitzende schloß sich den Ausführungen über Examen und Schulen an. Es sei Sache des Leiters, der Schule ihr Gesicht zu geben und zu wahren, daneben aber sei es erwünscht, wenn an den Schulen nicht nur Lehrer einer Auffassung unterrichteten, denn die Schüler sollen alles lernen, was Wertvolles von den verschiedenen Seiten her erarbeitet worden ist. Es könne nicht im Interesse einer Schulform liegen, die andere tot zu machen, vielmehr sollten die Schulen sich im richtig verstandenen Berufsinteresse gegenseitig stützen.

Anschließend führte der Schatzmeister Hans Hofmann für sich und seine Freunde aus, daß der Entwurf in der vorliegenden Form selbstverständlich auch eine ganze Reihe von Wünschen von ihrer Seite her offen lasse, daß er ihn aber doch, wie der Vorsitzende, nicht nur als einen Kompromiß, sondern als eine Lösung ansehe. Vor allem schaffe er Klarheit gegenüber den wissenschaftlichen Bibliotheken. Diese Klarheit solle nicht Auseinanderreißung bedeuten. Sie aber werde gerade erst die Möglichkeit schaffen, die Wege zur Zusammenarbeit mit den wissenschaftlichen Bibliotheken vorurteilslos zu prüfen und auszubauen. Er begrüßte dieses erste Beispiel praktischer Zusammenarbeit der verschiedenen Auffassungen und gab der Hoffnung Ausdruck, daß diese Arbeit Schule machen werde und neue Möglichkeiten weiteren Zusammengehens schaffe.

Als Vertreter der Staatsbibliothek nahm darauf Direktor Dr. Schnütgen das Wort und betonte, daß auch der jetzige Beirat stets und nach bestem Können den Wünschen der Volksbibliotheken gerecht zu werden versucht habe. Seit Jahren liege auch ein Entwurf des Beirates für die Umformung der Ausbildung und der Examensbestimmungen vor, der den Volksbibliotheken und ihren besonderen Erfordernissen nachzukommen suche. Solange der bisherige Zustand bestehe, bitte er dem Beirat das Vertrauen entgegenzubringen, das dieser für die Lösung seiner schwierigen Aufgabe brauche.

Die danach einsetzende allgemeine Debatte wurde sehr lebhaft geführt. Größere Bedenken gegen den Entwurf wurden vor allem von Dr. van den Briele-Elberfeld (2. Vorsitzender) und Dr. Winker-Düsseldorf geäußert. Beide Herren erklärten jedoch, nicht gegen den Entwurf stimmen zu wollen. Sie würden sich lediglich der Stimme enthalten. Danach wurde folgender Antrag mit allen Stimmen bei acht Enthaltungen angenommen:

> Der VDV hat die Entwürfe der Ausbildungskommission zur Frage der Ausbildung und Prüfung für den Dienst an Bildungsbüchereien geprüft. Der VDV stimmt diesem Entwurf nachdrücklichst zu. Er sieht in diesen Entwürfen die zur Zeit beste Lösung der für das gesamte Büchereiwesen entscheidenden Ausbildungsfrage. Der VDV ermächtigt den geschäftsführenden Vorstand, diesen Entwurf an das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung weiterzuleiten und alle erforderlichen Maßnahmen zu treffen.
>
> Der VDV bittet und erwartet, daß das Preußische Ministerium diese Entwürfe der neuen Regelung der Ausbildungs- und Prüfungsfrage zu Grunde legt.

Einstimmig angenommen wurden die nachfolgenden Anträge:

> In Zusammenhang mit der vom VDV erneut eingehend behandelten Ausbildungsfrage und im Hinblick auf den gegenwärtigen Stand des Büchereiwesens hält der VDV die Schaffung eines besonderen Preußischen Beirates für die Bildungsbüchereien jetzt für unbedingt erforderlich.
>
> In diesem Beirat sollen die verschiedenen Gattungen und Auffassungen des deutschen Büchereiwesens vertreten sein.

Der VDV stellt sich dem Preußischen Ministerium zur weiteren Mitarbeit für diese Angelegenheit zur Verfügung.

Der VDV beschließt die Einrichtung eines Verbandsexamens zum Nachweis der Befähigung für die oberen und leitenden Stellen an Bildungsbüchereien oder Büchereisystemen nach den von der Ausbildungskommission vorgelegten Entwürfen. — Der VDV ermächtigt den geschäftsführenden Vorstand, alle in dieser Angelegenheit erforderlichen Schritte zu unternehmen.

Der VDV wählt als Mitglieder der Prüfungskommission: Dr. Ackerknecht-Stettin, Dr. Angermann-Hagen, Dr. van den Briele-Elberfeld, Frl. Hansen-Hamburg, Walter Hofmann-Leipzig, Frl. Dr. Nathan-Berlin, Dr. Reuter-Köln, Frau Schultz-Schmula-Görlitz, Dr. Schriewer-Flensburg, Dr. Schuster-Berlin, Dr. Sulz-Essen, Dr. Waas-Frankfurt a. M.

Der VDV betrachtet die Tätigkeit der Ausbildungskommission als noch nicht beendet. Sie soll in der bisherigen Zusammensetzung weiter bestehen zur Regelung aller mit der Ausbildung und Prüfung zusammenhängenden Fragen.

Nachdem der Vorsitzende der Versammlung seinen Glückwunsch zu der geleisteten Arbeit ausgesprochen hatte, in der er ein bedeutsames Zeichen für die glückliche Fortentwicklung nicht nur des Verbandes, sondern des gesamten deutschen Büchereiwesens erblicken zu können meinte, wurde der arbeitsreiche Tag durch eine gemeinsame Fahrt zur Gerbermühle beschlossen, wo nach dem Abendessen mit dem landesüblichen Äpfelwein noch lebhaft debattiert und auch — getanzt wurde.

Am Dienstag Vormittag tagten dann zunächst drei **Sektionen**; die Sektion über den Büchereibau, an der möglichst alle teilnehmen wollten, wurde auf den Nachmittag verlegt, nach der Besichtigung der sehr interessanten Frankfurter Siedlungen. Für die Sektion „Büchereiarbeit an Kindern und Jugendlichen" (Frl. Schwenke-Berlin und Dr. Waas-Frankfurt a. M.) folgt ein besonderer Bericht; die von Dr. Waas aufgestellten Thesen sollen in den „Heften für Büchereiwesen" veröffentlicht werden. Einen Bericht über die Sektion „Musikbüchereien" hoffen wir in einem der nächsten Hefte noch bringen zu können; der dort von Dr. Angermann-Hagen gehaltene Vortrag wird ebenfalls in den „Heften für Büchereiwesen" abgedruckt werden. Erfreulicherweise will die Sektion, die sehr gut besucht war, weiter zusammenarbeiten, so daß wir noch mehr von ihr hören dürften. Die sehr stark besuchte Sektion „Die Büchereiarbeit auf dem Lande nach ihren soziologischen Voraussetzungen" brachte zwei große Referate von Dr. Schriewer-Flensburg und Dr. Koch-Saarbrücken. Wir teilen beide im Auszug mit. Eine Weiterarbeit dieser Kommission ergibt sich im Rahmen des Verbandes der Beratungsstellenleiter, Ergänzungen zu den hier mitgeteilten Auszügen wird das bei Quelle & Meyer demnächst erscheinende, von Dr. Schriewer herausgegebene Buch über Grenzbüchereiwesen bringen.

Der Vortrag von Dr. Schriewer „Die Büchereiarbeit auf dem Lande nach ihrer soziologischen Voraussetzung" setzte sich das Ziel, aus der Monographie eines regionalen Büchereiwesens einige grundsätzliche Fragen der ländlichen Büchereiarbeit anzuschneiden, soweit sie aus der Lage des Bauerntums hervorgehen. Zu dem Zwecke wurden kurz die geographischen, wirtschaftlichen, sozialen und charakterologischen Unterschiede des schleswig-holsteinischen Grenzgebietes und seiner Bewohner erläutert, wie auch besonders auf die durch die Geschichte des geistigen Grenzkampfes herausgebildeten Besonderheiten hingewiesen (Grundtvigianismus, religiöse Strömungen, Volkshochschulbewegung, deutsch-nordische Kulturverbundenheit, Fehlen völkisch-rassischer Gegensätze usw.). Eine kurze Gegenüberstellung der weit zurückreichenden deutsch-dänischen Büchereientwicklung führte dann zu einer Skizzierung ganz allgemeiner leserpsychologischer Beobachtungen, welche in ausgedehnterer Form in der Zeitschrift „Neue Landjugend" Jg. 1929, Heft 11 und 12 mitgeteilt sind. Dann wurden grundsätzlichere Fragen erörtert, zunächst einmal die für die Bildungsarbeit auf dem Lande entscheidende geistige Einstellung zum Bauerntum. Das wurde kurz an der literarischen Gestaltung desselben als Motiv der Dichtung bis zur Gegenwart hin dargelegt*).

---

*) Hierzu ist zu vergleichen der demnächst in einer Sonderveröffentlichung des Verlages Bücherei und Bildungspflege „Zur Frage der Literaturpädagogik" erscheinende Aufsatz des Vortragenden über das Bauerntum in der Dichtung.

Ein Hauptpunkt war dann die Klärung des sogenannten Begriffes der Rationalisierung des Bauerntums. Das Wesen früherer biologischer Gemeinschaftsgebilde steht im Gegensatz zu dem rationalen Zweckgebilde der heutigen Genossenschaften. Die Berufsspezialisierung und das Vordringen des Händlerischen wurde als das wesentliche Merkmal dieses Vorgangs angesehen, während der Einfluß der Technisierung der landwirtschaftlichen Betriebe geringer angesetzt wurde. Dann wurde die überaus wichtige Frage angeschnitten nach der Bewertung stammestümlicher Unterschiede und wie sich der Grad der Rationalisierung im Lesen auswirke. Hinsichtlich des ersten Punktes wurde vor einer Überbewertung des Stammestümlichen gewarnt, bei dem zweiten wurden die Unterschiede mehr gesehen in dem Stärkegrad als in der Art des Lesens. Daher wirkt sich die Frage der Bodenständigkeit besonders auf organisatorischem Gebiete aus. Danach folgte eine Abwägung der Unterschiede, welche durch die Individuallage und durch die Soziallage gegeben sind (Unterscheidungen im Lesen der Geschlechter — das Generationsproblem usw. — auf der einen Seite; auf der andern Seite die Frage nach der Lesebetätigung des Großbauern, Kleinbauern, Landarbeiters, Handwerkers, Beamten usw.).*)

Im Anschluß an das Referat des Leiters der Zentralstelle für Nordmarkbüchereien, Stadtbüchereidirektor Dr. Schriewer (Flensburg), sprach der Leiter des Verbandes der Volksbüchereien des Saargebietes, Stadtbüchereidirektor Dr. Koch (Saarbrücken) über die Industriearbeiterschaft auf dem Lande in ihrem Verhältnis zur Büchereiarbeit. In Folgendem gibt Koch den Gedankengang seiner Ausführungen kurz wieder.

„Ich ging umgekehrt wie Dr. Schriewer vor, indem ich zunächst die methodischen Fragen zu erledigen suchte, um von dort aus zu der inhaltlichen Frage der Lektüre der Industriearbeiterschaft auf dem Lande Stellung nehmen zu können. Es war mir dabei um eine Klärung der Kontroverse von Dr. Schriewer mit Hans Hofmann über die ländliche Volksbüchereiarbeit zu tun. Mein Referat konnte bei dem Mangel an wissenschaftlichen wie bibliothekarischen Vorarbeiten sich wesentlich nur auf die Herausarbeitung der wichtigsten Fragestellungen beschränken. Jahrelanger, auf gründlichster Erfassung der Wirklichkeit und sorgfältiger Durcharbeitung dieser Beobachtungen gerichteter Bemühungen wird es bedürfen, um auch nur zu einigermaßen brauchbaren Ergebnissen für die gesamte deutsche Volksbüchereiarbeit zu kommen. Methodisch ist eine Verbindung intuitiver Erfahrung mit typologisch statistischer Durchdringung dieser Einzelerfahrungen anzustreben. Wenn auch die Grenzen statistischer, wie überhaupt soziologischer Betrachtungsweise im Auge behalten werden müssen, so ist doch die soziologische Fragestellung im Sinne einer recht verstandenen ökonomischen Geschichtsbetrachtung, wie sie etwa Max Weber als heuristisches Prinzip anwendete, von großer Bedeutung auch für die praktische Volksbüchereiarbeit. Es ist Schriewer zuzugeben, daß die Frage der Bauernbildung heute von großer Wichtigkeit ist, doch ist die Frage nur lokal zu entscheiden, ob die Bildungsarbeit zu bäuerlichen oder industriellen Menschen dringender ist. Jedenfalls ist es methodisch fruchtbar, zunächst einmal die bäuerliche Eigenart wie die proletarische klar als Pole herauszuarbeiten, die allerdings dann in der konkreten Wirklichkeit sich mannigfach verbinden und verschmelzen. In der speziellen Auffassung des Bauerntums, besonders in seiner unromantischen Gegenwartsbedeutung, stimmte ich Schriewer durchaus zu und verwies dabei auf den seiner Zeit in den Städtischen Bücherhallen zu Leipzig gehaltenen Vortrag des Gießener Universitätsbibliothekars Professor Dr. Koch über „Maß und Ordnung, Wesen und Stellung des Bauerntums im Aufbau" (Hefte für Büchereiwesen, Bd 12, Heft 2, Seite 73).

Wenn schon Wilhelm Heinrich Riehl den Bauern zu den Mächten der Beharrung, den Arbeiter dagegen zu den Mächten der Bewegung gezählt hatte, so ist in der Folgezeit dieser Gegensatz auch von volksbildnerischer Seite häufig, wenn auch nie umfassend und erschöpfend dargestellt worden. Gertrud Hermes schilderte in ihrem Buch über „Die Gestalt des Marxistischen Arbeiters" den Arbeiter

*) Eine ganze Reihe der hier nur kurz berührten Fragen sind näher ausgeführt in der demnächst erscheinenden Schrift des Verfassers: Franz Schriewer, Zur Berufskunde der Dorfbücherei. Veröffentlichungen der Bibliothekskurse in der Berliner Stadtbibliothek Heft 7 (Volksbibliothekarische Berufskunde III). Stettin: Verlag Bücherei und Bildungspflege 1930.

als den entwurzelten bäuerlichen Menschen. Der Blick auf den bäuerlichen Ursprung ist dabei grundsätzlich richtig, wenn auch die Beobachtungsbasis von den Leipziger Volkshochschulheimen aus zu schmal und einseitig ist, da hier wesentlich nur jüngere und betont klassenbewußte sächsische Arbeiter aufgenommen werden. Diese Volkshochschulerfahrungen müssen daher durch die viel weitere Erfassung proletarischer Leserschaft in der Volksbüchereiarbeit ergänzt und korrigiert werden, wozu Walter Hofmann seiner Zeit schon auf Grund umfassender Feststellungen der proletarischen Leserwünsche in den Leipziger Bücherhallen in seinem Aufsatz „Menschenbildung, Volksbildung, Arbeiterbildung" eine bedeutsame Grundlage gelegt hat. Zu betonen ist jedenfalls gegenüber Gertrud Hermes, daß diese Entwurzelung des bäuerlichen Menschen doch nur einen langsamen Entwicklungsprozeß darstellt, und daß daher auch selbst der großstädtische Arbeiter oft überraschend stark mit seiner ursprünglichen bäuerlichen Heimat Verbindung hat, worauf von mir schon seiner Zeit bei der Heimattagung des Hohenrodter Bundes 1924 (siehe Sammlung Volk und Geist „Heimat", Verlag der Arbeitsgemeinschaft 1925) hingewiesen worden ist.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte hat sich das Schwergewicht entscheidend von der ländlichen zur städtischen Bevölkerung verlagert. Während 1871 noch rund 64% auf dem Lande und nur etwa 36% in der Stadt lebten, hat sich heute das Verhältnis so gut wie umgekehrt, wobei natürlich die Landflucht des Ostens und die verschiedene Agrar-Verfassung in Deutschland von besonderer Bedeutung ist. Je nach der Herkunft haben wir daher auch mit verschiedenen Arbeitertypen zu rechnen. Hingewiesen wurde dabei unter anderem auf die Hessen, die im Ruhrgebiet, und die Leute vom Hochwald und Hunsrück, die im Saargebiet arbeiten, ferner auf die verschiedensten Beobachtungen, die ich seiner Zeit bei meiner Volkshochschularbeit in Kassel wie in Remscheid machen konnte. Wenn bei der Auffassung des Bauerntums die Gefahr der Romantik besteht, so bei der Auffassung der Arbeiterschaft die der wirklichkeitsfernen Utopie. Die konkrete Erfahrung, die allein ausschlaggebend sein darf, zeigt uns selten die reinen Typen des noch völlig verwurzelten Bauern oder des restlos entwurzelten Proletariers, sondern vielmehr einen langsamen Übergang von der bäuerlichen zur industriellen Welt. Mit Recht hat auch Hendrik de Man auf die stark kleinbürgerlichen Züge auch im großstädtischen Proletariat hingewiesen.

Die Industriearbeiterschaft auf dem Lande vollends stellt einen eigenartigen Mischtypus dar, für den auf keinen Fall die übliche Charakterisierung des Arbeiters, als völlig von Sitte und Tradition gelöst, gelten kann. Der Industriearbeiter auf dem Lande teilt vielmehr häufig mit dem Bauern ähnliche Wohnverhältnisse, wie den Besitz eines wenn auch kleinen Gartens und eines Stück Feldes. Daraus ergibt sich noch ein gewisser Zusammenhang mit der dörflichen Nachbarschaft. Wesentliche Merkmale dagegen teilt der ländliche Industriearbeiter mit dem städtischen Arbeiter, vor allen Dingen die grundsätzliche Trennung seines Arbeitsraumes von seinem Lebensraume. Auch auf ihn trifft zu, was Rosenstock einmal vom Arbeiter als solchem sagt: „Der Arbeiter arbeitet, um zu leben, dort wo er arbeitet, lebt er nicht". Die Frau dagegen führt als Leiterin des Haushaltes und der Landwirtschaft noch stärker als der Mann die bäuerliche Sitte fort, während der Mann durch seine Arbeitsverhältnisse weit mehr in die industrielle Lebenswelt eingespannt ist.

Die ländliche Industriearbeiterschaft ist nun in der verschiedensten Weise stark differenziert. Neben den landschaftlichen und weltanschaulichen Faktoren spielen auch die individuellen Verschiedenheiten eine große Rolle. Es fragt sich allerdings, ob nicht das gemeinsame Arbeiterschicksal mehr vereinheitlicht, als alle diese Faktoren differenzieren. Im Sinne der Aufstellung verschiedener Typen ländlicher Gemeinden in dem Aufsatz von Hans Hofmann „Büchereiarbeit auf dem Lande und in der Kleinstadt", Hefte für Büchereiwesen 1929, S. 353 ff., können unterschieden werden: Das reine Bauerndorf mit nur einzelnen einheimischen Arbeitern, die nach auswärts arbeiten gehen, das Bauerndorf mit schwächerer oder stärkerer einheimischer industrieller Beimischung am Orte selbst, das bäuerliche Dorf mit zugewanderter Arbeiterschaft, das reine Industriedorf ohne Landwirtschaft, sowie der ländliche Vorort der größeren Stadt. Hinzuweisen ist auch auf die folgenreiche neue Entwicklung internationaler Industriearbeiteransiedlung auf dem Lande, wie sie zum Beispiel an den Grenzen des Saargebietes in dem französischen Lothringen

sich vollzieht. Unterschieden müssen ferner werden, die älteren Industriedörfer, etwa im Sinne der Dörfer von Gerhart Hauptmanns „Weber" oder der thüringischen Heimindustrie, von den neuen Industriegemeinden. Die Feststellung dieser Typen ist vielleicht nicht so sehr für die Ausleihe, als vielmehr für die kulturpolitische und die volkspädagogische Einstellung des Volksbibliothekars selbst von großer Wichtigkeit.

Es erhebt sich nun die Frage, wie sich nun die verschiedenen soziologischen Typen von Industriearbeiterschaft auf dem Lande in ihrem Lesebedürfnis auswirken. Die Beantwortung wäre nur durch eine umfassende Sammlung von Erfahrungsmaterial möglich, wozu hier zunächst nur einige wenige Beobachtungen aus dem Saargebiet beigesteuert werden sollen. Zunächst wurde das Saargebiet in seiner soziologischen, wirtschaftlichen, politischen und konfessionellen Struktur und Gliederung dargestellt. Auf Kohlen- und Eisenverarbeitung beruhend, lebt hier eine durch das ganze Land verteilte Arbeiterschaft, die sich wesentlich aus Bergarbeitern und Hüttenarbeitern zusammensetzt. Einzelne dieser Industriegemeinden wurden als Beispiele verschiedener hiesiger Einstellung auch bei ähnlicher Berufsgliederung nachgewiesen. Andererseits prägt der Beruf des Bergarbeiters einen ganz anderen Menschen, wie etwa der des Kranführers einer Eisenhütte. Auch auf die eigenartigen Verbindungen etwa katholisch-kirchlicher und kommunistischer Denkweise wurde hingewiesen.

Bei der Betrachtung des Lesebedürfnisses dieser so mannigfach zusammengesetzten ländlichen Industriearbeiterschaft des Saargebietes wurde von allen büchereipädagogischen oder büchereitechnischen Fragen, wie etwa über die Autobücherei, ihre Bedeutung für das ländliche Bildungsproblem, grundsätzlich abgesehen, in der Erwartung, daß diese Fragen teils in der Aussprache, teils bei späteren Zusammenkünften angeschnitten werden sollen. Das Lesebedürfnis im Saargebiet wurde auf Grund der statistischen Aufstellungen, die sich auf Alter, Geschlecht und soziale Lage beziehen, beleuchtet. Im Anschluß daran wurde der prozentuale Anteil der verschiedenen Gebiete der belehrenden Literatur mit Schriewers Statistik ländlicher Büchereiarbeit verglichen und dabei ebensowohl Gemeinsamkeiten wie auch Verschiedenheiten festgestellt. Als weitere Beobachtungsquelle können die individuellen Lesehefte dienen, ferner die Feststellung der meistgelesenen Bücher. Hier ergeben allerdings vorläufig nur die sehr allgemein und schätzungsweise möglichen Beobachtungen, daß eine auffallende Ähnlichkeit in der Grundrichtung des Arbeiterlesers auf dem Lande mit dem in der Stadt vorhanden zu sein scheint. Allerdings erhebt sich hier die Frage, ob diese soziologische und auch landschaftliche Angleichung teilweise nicht dem Umstand zugeschrieben werden muß, daß besonders bei dem Fehlen von Büchern aus der Arbeiter- und Bauernwelt heraus, in der Volksbüchereiarbeit weitgehend die literarischen Erzeugnisse einer städtisch bürgerlichen Bildungsschicht auch auf die übrige Masse des Volkes ausgedehnt werden. Es muß dahingestellt bleiben, ob dieser Angleichungsprozeß im Sinne einer nationalen Einheitskultur zu begrüßen oder im Sinne einer weitergehenden Differenzierung der einzelnen Volksschichten zu verwerfen ist. Auf jeden Fall besteht eine gewisse Wahrscheinlichkeit auch schon auf Grund allgemeiner Erfahrung, daß die ländliche Industriearbeiterschaft in ihrer Geisteshaltung mehr Ähnlichkeit mit der städtischen Arbeiterschaft als mit dem Bauerntum hat. Daraus ergeben sich dann aber wichtige sozialpädagogische Aufgaben für das konkrete Dorf, das im allgemeinen heute soziologisch, politisch und weltanschaulich stark differenziert ist. Der Volksbildner muß in diesen Spannungen bei voller Anerkennung der politischen und konfessionellen Überzeugung seiner Leser eine überparteiliche, echt pädagogische Haltung einnehmen, die den Blick auf das Ganze gerichtet hält. Für seine praktische Arbeit ist es aber von allergrößter Bedeutung, daß er den großen Umwandlungsprozeß vom Bauerntum zur Industriearbeiterschaft auf dem Lande in all ihren soziologischen und sozialethischen Folgen erfassen lernt, um diesen Umwandlungsprozeß im Sinne einer künftigen Volksordnung fruchtbar mitgestalten helfen zu können."

Die Aussprache brachte bei Übereinstimmung mit den grundsätzlichen Ausführungen der Referenten wesentliche Beiträge aus der praktischen Arbeit aus der Pfalz, Hannover, Oberschlesien und den Hinweis auf die gleichgerichteten Bestrebungen

der deutschen Schule für Volksforschung und Erwachsenenbildung. Allgemein hielt man für notwendig, auf dem hier beschrittenen Wege weiter fortzufahren und einen fruchtbaren Austausch der Erfahrungen in den einzelnen Landschaften und Lebenskreisen mehr und mehr herbeizuführen.

Aus den Ausführungen beider Redner ergab sich die Notwendigkeit, eine Vereinheitlichung der Statistik zu schaffen, vielleicht in Form einer Dachstatistik, um vergleichbare Größen zu bekommen, soweit dies möglich ist. Es wird dies eine weitere Aufgabe des Verbandes sein, die sich aus der Arbeit dieser Sektion heraus ergeben hat.

Obwohl das gemeinsame Mittagessen nach Möglichkeit beschleunigt wurde, nahm der Besuch der Frankfurter Siedlungen doch soviel Zeit weg, daß die Verhandlungen der Bausektion bis in den späten Abend hinein dauerten. Der große, mit viel Beifall aufgenommene Vortrag von Dr. Wieser-Spandau wird als Beiheft dieser Zeitschrift erscheinen, die von Hans Hofmann-Leipzig vorgetragenen und erläuterten Thesen werden in den „Heften" abgedruckt. Beide Redner erläuterten gemeinsam das in reicher Fülle beigebrachte Lichtbildmaterial*).

Der letzte Tag der Versammlung wurde ausgefüllt durch die Besichtigung der Frankfurter Volksbüchereien, bei denen besonders die in zwei Zweigstellen auch für die Schöne und erzählende Literatur durchgeführte Freihand interessierte, dann aber auch die streng nach den Prinzipien der „neuen Sachlichkeit" sehr schön hergerichteten neuen Zweigstellen. Wer die lebhaften Farben gewöhnt ist, stellte mit Überraschung fest, wieviel Leben auch durch eine feinsinnige und vielfältige Abstimmung von Schwarz zu Weiß mit Hilfe von Zwischentönen einem Innenraum gegeben werden kann.

Endlich brachte dieser Tag noch einen sehr interessanten Lichtbildervortrag des Direktors der Frankfurter wissenschaftlichen Bibliotheken Dr. Oehler über den Plan eines großzügigen Neubaues der Stadt- und Universitätsbibliothek. Der Nachmittag wurde durch einen leider etwas verregneten Ausflug in den Taunus ausgefüllt, der aber noch eine ganze Reihe von Teilnehmern fand.

Zwischen den einzelnen Vorträgen und Verhandlungen wurden technische Einrichtungen erläutert und vorgeführt, so besonders das Schriewersche Spritzverfahren für Bucheinbände, das aus unserer Zeitschrift bekannt ist. Die Leipziger Einkaufsstelle hatte eine Ausstellung ihres büchereitechnischen Materials beigebracht.

Für das Gelingen der Tagung ist der Verband dem Direktor der Frankfurter Volksbüchereien, Dr. Waas, und den ihn unterstützenden Kolleginnen zu großem Danke verpflichtet. Sie haben nicht nur vor der Tagung, sondern auch während derselben eine Fülle von Arbeit übernommen und mit nie versagendem guten Willen durchgeführt. So klappte schließlich alles ausgezeichnet, trotzdem am Programm mehrfach geändert werden mußte.

Fassen wir das Ergebnis der Tagung zusammen, so dürfen wir sagen, daß sich über die gemeinsam erledigte große Aufgabe des Ausbildungsentwurfes hinaus überall neue gemeinsame Aufgaben gezeigt haben, und daß im Zusammenhang mit den Arbeiten der Sektionen sich von Person zu Person, von Gruppe zu Gruppe Fäden angesponnen haben, die nun nicht wieder abreißen dürften. Der unmittelbar sich jedem Teilnehmer aufdrängende Eindruck aber war, daß sich die früheren „Richtungen" in so vielfacher Weise genähert haben und zum Teil überschneiden, daß man eigentlich von Richtungen im bisherigen Sinne nicht mehr sprechen darf. Das bedeutet keine Verwischung der Unterschiede, die nicht im Interesse der Entwicklung liegen kann. Aber es zeigt sich heute klar, daß die Auffassungsgruppen, sowie man den Fragen näher auf den Leib rückt, sich durchaus nicht immer mit den alten Richtungsparteien decken. Je nach der behandelten Frage stehen sich Gruppen gegenüber, die auf jeder Seite gemischt aus den beiden alten Richtungen sind. Das zweite eindringliche Erlebnis der Tagung aber war, daß sich alle gegenseitig sehr viel zu sagen hatten und alle voneinander sehr viel lernen zu können glaubten und dem auch lebhaften Ausdruck gaben.

So hat eigentlich die Tagung, von der man vielleicht sagen darf, daß sie einen neuen Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volksbüchereiwesens einleiten könnte, doch nur das Facit aus einer Entwicklung gezogen, die sich während der kritischen Auseinandersetzung im Stillen und doch wohl gerade durch sie vollzogen

hat. Deshalb soll diese kritische Auseinandersetzung auch nicht aufhören, aber in einem Geiste geführt werden, der ihre Fruchtbarkeit sichert und zugleich der neuen Lage Rechnung trägt, daß wir die große einigende Macht gemeinsamer Arbeit kennen und würdigen gelernt haben. Dr. W. Schuster.

Ausbildung und Prüfung für den Dienst an Bildungsbüchereien in Preussen.

Entwurf der Ausbildungskommission des VDV.

A. Auswahl und Vorbildung der Berufsanwärter.

1. Die Auswahl und die Ausbildung der Berufsanwärter (Praktikanten) für den Dienst an volkstümlichen Büchereien (bisher Dienst an Volksbibliotheken) ist bestimmt durch die Aufgaben, welche die neue deutsche Bildungsbücherei zu erfüllen hat.
2. An den Berufsanwärter sind folgende Forderungen zu stellen:
   a) Verständnis und Fähigkeit, sowie Verantwortungsgefühl für pädagogisch-psychologische Aufgaben an jugendlichen und erwachsenen Menschen aller Lebenskreise (als Voraussetzung für die erzieherische Aufgabe der Bildungsbücherei).
   b) Verständnis für literarische, kulturelle und gesellschaftliche Fragen als Voraussetzung für die Erschließung der Bildungsgüter des Schrifttums.
   c) Verständnis und Fähigkeit für technische, organisatorisch-verwaltungsmäßige Arbeiten.
3. An Vorbildung des Berufsanwärters ist erforderlich:
   a) Das Zeugnis der Reife einer höheren Lehranstalt (Abiturientenexamen) oder eine als gleichwertig zu achtende Abschlußprüfung an einer sozialen Fachschule oder
   b) der Nachweis einer erfolgreichen Berufstätigkeit in einem sozialen, pädagogischen oder literarischen Beruf und Ablegung einer Eignungsprüfung vor einer hierfür zu bestimmenden Kommission.
   c) Ausnahmen sind zugelassen für solche Persönlichkeiten, die ohne die obengenannten Voraussetzungen erfüllt zu haben, sich durch besondere Begabung für den volksbibliothekarischen Beruf und geistige Reife als geeignet ausweisen können und die Eignungsprüfung mit „gut" bestehen.
4. Die Anmeldung für die Ausbildung
   kann bei einer der zur Ausbildung zugelassenen Büchereien oder Schulen erfolgen. Die Büchereien leiten die Anmeldungen mit ihren Kenntnissen und ihrem Urteil über den Betreffenden an die vom Anwärter gewünschte Fachschule weiter. Die Fachschule prüft, ob der Anwärter den von der Schule festgesetzten Anforderungen entspricht, und zu welchem Zeitpunkt in Anbetracht der zur Verfügung stehenden Plätze die schulmäßige Ausbildung beginnen kann. Die Anmeldungen werden von der Schule an den Beirat für Bildungsbüchereien beim Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung weitergegeben, der entsprechend dem Preußischen Beirat für Bibliotheksangelegenheiten der wissenschaftlichen Bibliotheken einzurichten ist.
5. Die Annahme der Praktikanten.
   Der Beirat prüft, ob die für die Zulassung zur Staatsprüfung erforderlichen Voraussetzungen erfüllt sind. Er überweist den Anwärter entweder sogleich der von ihm gewünschten Schule (falls die Ausbildung mit der Schule beginnt) oder nach Möglichkeit an eine der von dem Anwärter gewünschten Ausbildungsbüchereien unter Berücksichtigung der bei den einzelnen Büchereien vorhandenen Praktikantenstellen. Ebenso geschieht die Zuweisung für die folgenden Ausbildungsstationen durch den Beirat unter möglichster Berücksichtigung der Anträge.

B. Die Ausbildung der Praktikanten.

Die Ausbildung der Praktikanten umfaßt drei Jahre, von denen 1½ Jahr der praktischen Ausbildung, 1½ Jahr der theoretischen Ausbildung gewidmet sind.

---

*) Beide Referenten planen für einen späteren Zeitpunkt eine gemeinsame größere Publikation über den Bibliotheksbau.

Die praktische Ausbildung ist unentgeltlich abzuleisten, doch kann auf besonderen Antrag auch eine teilweise bezahlte Tätigkeit auf die praktische Ausbildung angerechnet werden, falls während dieser Zeit den Anforderungen entsprochen wird, die an die Ausbildung der Praktikanten zu stellen sind.

Über die Reihenfolge der theoretischen und praktischen Ausbildung hat in der Kommission eine Einigung nicht erzielt werden können. Die eine Gruppe der Ausbildungskommission möchte das praktische Jahr an der volkstümlichen Bücherei voranstellen, darauf die theoretische Ausbildung an der Fachschule folgen lassen und mit dem dritten praktischen Halbjahr an einer größeren Bildungsbücherei die Ausbildung beschließen. Die andere Gruppe der Ausbildungskommission wünscht die Ausbildung an der Fachschule an den Anfang der Ausbildung zu stellen. Die Frage der Reihenfolge der Ausbildungsstationen ist deshalb in diesem Vorschlag offen gelassen. Sie kann vielleicht offen bleiben, indem je nach der Wahl der Schule die einen die Schulausbildung voranstellen, die anderen mit dem praktischen Jahr an der Bücherei beginnen.

Die praktische Ausbildung umfaßt:

a) Ein Jahr an einer volkstümlichen Bücherei, welche die Berechtigung zur Ausbildung von Praktikanten besitzt, wovon nach Möglichkeit drei Monate an einer Jugendbücherei oder Kinderlesehalle abzuleisten sind.
b) Ein halbes Jahr an einer größeren Bildungsbücherei als Zentralbücherei einer größeren Gemeinde.

Das praktische Jahr an der volkstümlichen Bücherei führt in alle Zweige des Dienstes bei einer mit den typischen Hilfsmitteln der volkstümlichen Bücherei arbeitenden Lehrstelle ein, wie sie mit den nötigen Abwandlungen der Bücherei mittlerer Größe ebenso eigentümlich sind, wie der kleinen Volksbücherei. Das letzte (dritte) Halbjahr soll der praktischen Ausbildung an einer größeren Bildungsbücherei dienen, die zugleich die Spezialaufgaben einer größeren Stadtbücherei zu erfüllen hat, und in eine wissenschaftliche Systematik des Bestandes, in die Technik und Organisation eines größeren Systems, in den Leihverkehr und die dorthin gehörigen Beziehungen zu den wissenschaftlichen Bibliotheken einführen.

Zugleich soll dieses halbe Jahr den Übergang von der Ausbildung zum Dienst an volkstümlichen Büchereien in die Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken erleichtern, indem dieses halbe Jahr, sei es vor Ablegung des Diplomexamens für den Dienst an volkstümlichen Büchereien, sei es nach Ablegung des Examens für die Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken in Anrechnung gebracht werden kann, indem es so dem für diesen Dienst geeigneteren Menschentyp den Weg ebnet. Umgekehrt kann von der Ausbildung für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken ein halbes Jahr auf das an einer größeren Bildungsbücherei abzuleistende Halbjahr der Vorbereitung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien umgerechnet werden.

Die theoretische Ausbildung umfaßt 1½ Jahr an einer volksbibliothekarischen staatlich anerkannten Fachschule.

Die Lehrfächer an den Schulen haben zu umfassen:

1. Volksbildungskunde.
   Begriff und Wesen der Volksbildung — Geschichte — Formen und Organisation des Volksbildungswesens.
2. Büchereiwesen.
   Begriff und Wesen der volkstümlichen Bücherei — Geschichte — Organisation des Volksbüchereiwesens, zugleich im Rahmen des allgemeinen Bibliothekswesens — Typische Formen der Volksbüchereien — Wissenschaftliches Bibliothekswesen.
3. Büchereiverwaltungslehre.
   a) Gebäude, Raumanordnung, Einrichtung und Ausstattung — Zugang und Abgang — Katalogisierung, Signierung, Aufstellung der Bücher — Bestandspflege — Statistik — Verkehr mit Behörden — Etat — Personal.
   b) Verkehr mit dem Leser. Die Ausleiheverfahren nach ihren technischen und pädagogischen Aufgaben, Hilfsmittel der Ausleihe — Die Leserkataloge in Hinsicht auf die Gliederung der Leserschaft, die Erschließung des Bücherbestandes und die Bildungsziele der Bücherei.
   c) Auswahl und Gliederung des Bücherbestandes.

d) Besondere Formen der Büchereien nach Größe und sozialer Zusammensetzung der Leserschaft, nach Siedelungsformen (Wanderbücherei, Autobücherei), und besonderen Bildungsaufgaben (Kinder- und Jugendbücherei, Musikbücherei, Blindenbücherei, Gefängnisbücherei, Krankenhausbücherei, Werk- und Soldatenbücherei).

4. Buchkunde.

Geschichte, Herstellung und Vertrieb des Buches.

5. Bücherkunde.

a) Bücherkunde der Schönen Literatur.
Literaturgeschichte, besonders der neueren Zeit, Gliederung nach typischen Formen unter besonderer Berücksichtigung der soziologischen und weltanschaulichen Grundlagen und der sozialen und psychischen Faktoren in der Leserschaft, Übungen in der Wertung und Besprechung der Literatur.

b) Bücherkunde der belehrenden Literatur.
Einführung in die Einteilung und die Arbeitsgebiete der Wissenschaften, Einführung in die gegenwärtige Problemstellung der volksbibliothekarisch wichtigsten Wissensgebiete. Gliederung der belehrenden Literatur unter Berücksichtigung der besonderen Bildungsaufgabe der volkstümlichen Bücherei.

c) Hilfsmittel der Bücherkunde.
Bibliographische Hilfsmittel, Nachschlagewerke und Handbücher, Einführungen, Zeitschriften.

6. Leserkunde und Bevölkerungskunde

a) im Hinblick auf die soziale, politische und staatliche Gliederung des Volkes, sowie auf seine weltanschaulichen, stammlichen und landschaftlichen Besonderheiten,

b) im Hinblick auf die entwicklungs-, individual- und sozialpsychologischen Voraussetzungen.

Die Diplomprüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien.

Die Diplomprüfung für den Dienst an volkstümlichen Büchereien soll in der Regel nicht vor vollendetem 22. Lebensjahr vor einer Kommission abgelegt werden. Die Prüfungen finden statt am Ort der Schulen.

Für die Prüfung wird eine Prüfungskommission ernannt, die sich zusammensetzt aus 12 Mitgliedern, von denen je 3 Lehrer an den Fachschulen und 6 Bibliothekare der an der Ausbildung beteiligten Büchereien sein sollen. Mit der Durchführung einer Prüfung sind jeweils 6 Mitglieder der P. K. zu beauftragen, von denen 3 der ausbildenden Fachschule angehören müssen. Bei jedem Prüfungsakt müssen mindestens 3 Mitglieder anwesend sein. Zu den Prüfungen kann als Beisitzer ein Vertreter der wissenschaftlichen Bibliotheken herangezogen werden.

Die Prüfung selbst gliedert sich in

1. eine schriftliche Prüfung und zwar in
   a) einen Klausuraufsatz über ein Thema aus der Berufskunde der volkstümlichen Bücherei (3 Stunden),
   b) die Aufnahme von 8 Werken für den alphabetischen Zettelkatalog (Klausur 2 Stunden),
   c) die Anfertigung einer Klausurarbeit zu berufskundlichen Einzelfragen,
   d) die Anfertigung einer größeren schriftlichen Hausarbeit aus der Berufskunde, auch in Form einer Besprechung eines Werkes oder einer Gruppe von Werken der neueren Literatur unter Berücksichtigung der Verwendungsmöglichkeit in der volkstümlichen Bücherei. (8 Wochen Zeit.)
2. eine mündliche Prüfung, die umfaßt
   a) Volksbildungswesen und volkstümliches Büchereiwesen (Geschichte und Formen),
   b) Büchereiverwaltungslehre und Buchkunde,
   c) Bücherkunde,
   d) Leserkunde,
   e) eine praktische Ausleihübung.

Die mündliche Prüfung soll nicht nur in Frage und Antwort vor sich gehen, sondern soll dem Prüfling Gelegenheit geben, sich in einem zusammenhängenden Referat über die eine oder die andere Frage zu äußern. Die Zeitdauer der mündlichen Prüfung beträgt 1 Stunde 20 Minuten pro Kopf.

Der Nachweis der Kenntnis von Stenographie und Schreibmaschine ist Wahlprüfungsfach.

Zur Prüfung sind einzureichen:

Selbstgeschriebener Lebenslauf, Zeugnisse über den Nachweis der vorgeschriebenen Vorbildung, Zeugnis der besuchten Bibliothekarschule, Zeugnisse über die erfolgreiche Absolvierung der praktischen Ausbildung.

Das Zeugnis des staatlichen Diplomexamens berechtigt zur Anstellung im Dienst an volkstümlichen Büchereien.

Verbandsexamen für den Nachweis der Befähigung für obere und leitende Stellungen an Bildungsbüchereien und Büchereisystemen.

Für den Nachweis der Befähigung für die Leitung größerer Bildungsbüchereien oder Volksbüchereisysteme richtet der Verband Deutscher Volksbibliothekare ein Verbandsexamen ein. Eine Verstaatlichung des Examens wird erstrebt, sowie sich durch die Praxis feste Formen herausgebildet und bewährt haben.

1. Vorbildung. Als Vorbildung wird verlangt: abgeschlossene akademische Ausbildung (Doktor- oder Staatsexamen) und mindestens dreijährige erfolgreiche Praxis an einer größeren Bildungsbücherei und an Volksbüchereien, davon ein Jahr im Zusammenhang mit einer Schule, oder Nachweis eines staatlichen Diplomexamens für den Dienst an Bildungsbüchereien und mindestens fünfjährige erfolgreiche praktische Berufstätigkeit.
2. Prüfungskommission. Der Verband Deutscher Volksbibliothekare wählt auf seiner Jahresversammlung eine 12gliedrige Prüfungskommission, von denen 6 Mitglieder an jeder Prüfung teilnehmen. Die Zusammenstellung der jeweiligen Prüfungskommission für die einzelne Prüfung erfolgt durch den Geschäftsführenden Vorstand. Die Kommission wählt sich selbst aus ihren Reihen den Vorsitzenden, der die Geschäfte führt. Zu jedem Prüfungsakt müssen mindestens drei Mitglieder der Kommission anwesend sein.
3. Prüfung.
   a) Schriftliche Prüfung. Anfertigung einer größeren berufskundlichen Prüfungsarbeit. Ablieferung 8 Wochen nach der Zustellung des Themas durch die Kommission. Anfertigung von je einer Besprechungsarbeit aus der belehrenden wie aus der schönen Literatur mit Angabe über die büchereimäßige Verwendung. Für diese beiden Arbeiten wird insgesamt eine Frist von 4 Wochen gewährt. Anfertigung je einer Klausurarbeit über ein allgemeines berufskundliches Thema und über eine berufskundliche Einzelfrage.
   b) Mündliche Prüfung in den gleichen Fächern, wie beim Diplomexamen, mit entsprechend höheren Anforderungen, insbesondere auf den Gebieten der Wissenschaftskunde, der Literaturgeschichte, der Psychologie, der Sozialpädagogik, der Staatsbürger- und Bevölkerungskunde.

Die Bekanntmachungen der Prüfungstermine erfolgen in den Verbandsorganen. Zwischen Bekanntmachung des Prüfungstermins und Schluß der Anmeldefrist soll ein Zeitraum von 2 Monaten liegen. Die Meldung zur Prüfung geschieht bei dem Geschäftsführenden Vorstand.

Der Meldung zur Prüfung sind beizufügen: ein selbstgeschriebener Lebenslauf, Zeugnisse über die Schulbildung, Universitätsexamina, erfolgreich abgeleistete praktische Ausbildung resp. berufliche Tätigkeit, bei Nichtakademikern Zeugnis der staatlichen Diplomprüfung.

Der Prüfling erhält nach erfolgreicher Ableistung der Prüfung das Verbandsdiplom für die Befähigung zur Leitung größerer Bildungsbüchereien oder Volksbüchereisysteme. Die deutschen Kommunen und Kommunalverbände werden gebeten, die Ableistung der Prüfung zur Vorbedingung für eine Anstellung der bezeichneten Art zu machen, sofern die Betreffenden nicht früher als zwei Jahre vor Abhaltung der ersten Prüfung in den volksbibliothekarischen Dienst getreten sind oder bis zur Abhaltung der ersten Prüfung eine festbesoldete Stellung noch nicht innegehabt haben.

Die Ausbildungs-Kommission
des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare.

Julie Hansen-Hamburg, Hans Hofmann-Leipzig, Johanna Mühlenfeld-Berlin-Pankow, Dr. Helene Nathan-Berlin-Neukölln, Dr. Wilhelm Schuster-Berlin, Dr. Maria Steinhoff-Köln, Dr. Eugen Sulz-Essen.

Lehrgänge der pommerschen Beratungsstelle.

Die Praxis der bewährten sechstägigen Arbeitslehrgänge mit kleiner Teilnehmerzahl wurde auch im Jahr 1929 fortgesetzt. Vom 29. April bis 4. Mai fand ein solcher Lehrgang in den Räumen der Stadtbücherei Stettin statt, zu dem diesmal nur solche nebenamtlichen Büchereileiter (8 Herren) zugelassen waren, die schon einen Arbeitslehrgang mitgemacht hatten. Die Beherrschung der Büchereitechnik konnte also diesmal vorausgesetzt und der Nachdruck auf die Einführung in einzelne Buchgruppen gelegt werden. Es wurden behandelt: der Bauernroman, erd- und völkerkundliche Literatur in der Volksbücherei, die bildungspflegliche Bedeutung des Entwicklungsromans. Dabei gaben die Leiter des Lehrgangs allgemeine, einleitende Ausführungen über die einzelnen Gruppen, für die dann jeweils durch das Spezialreferat eines Teilnehmers über ein ausgesuchtes, besonders kennzeichnendes Buch die Gegenprobe gemacht wurde. Das wichtigste Ergebnis dieses Lehrgangs aber war die Aussprache über die Aufgaben der Schülerbücherei. Die starke innere Beteiligung aller Teilnehmer ließ erkennen, wie brennend die Schülerbüchereifrage durch den Ministerialerlaß vom 9. Juni 28 geworden ist und wie stark in Lehrerkreisen das Interesse dafür gewachsen ist. Von hier spinnen sich unmittelbare Fäden zur X. Pommerschen Büchereitagung, die in der Zeit vom 26. bis 28. September d. J. unter der Leitung von Stadtbüchereidirektor Dr. Ackerknecht in Stralsund stattfand. Die Stadtverwaltung hatte in entgegenkommender Weise den schönen und ehrwürdigen Loewenschen Saal im Rathaus zur Verfügung gestellt, sodaß diese Tagung mit der bisher höchsten Teilnehmerzahl (117) einen prächtigen Rahmen fand. Nach der Begrüßung gab Dr. Ackerknecht in den einleitenden Ausführungen Bericht über die in der Zeit zwischen der IX. und X. Büchereitagung geleistete Arbeit, der in einen ehrenden Nachruf auf den langjährigen, verdienstvollen Verwalter der städtischen Volksbücherei in Stolp, Konrektor O. Schmidt, ausklang.

Das sehr einheitliche Vortragsprogramm eröffnete ein Referat von Dr. Ackerknecht über Jugendschriftenfragen. Darin behandelte der Redner eingehend einen Fragenkomplex, der folgende Punkte umfaßte: künstlerischer Wert und bildungspflegliche Bedeutung des Jugendbuches (d. i. negativ die Frage nach Kitsch und Schund), besondere literarische Formen des Jugendbuches die spezielle Wirkung der Kurzgeschichte, des Romans, der Zeitschrift; die illustrierte Jugendschrift und die verschiedenen Illustrationsstile; die Frage der belehrenden Jugendliteratur. Besonders eingehend wurde alles im Anschluß an neue Wissenschaftsergebnisse psychologisch begründet und damit für eine nicht minder eingehende Erörterung der pädagogischen Seite des Kitsch- und Schundproblems die Bahn freigemacht. Ziel und Zweck des Vortrags war, den Umfang der Fragen aufzuzeigen und die Verantwortung des Erziehers anschaulich zu machen.

Anschließend behandelte Dr. Langfeldt (Mülheim-Ruhr) die organisatorische Seite der Schülerbüchereifrage in einem Vortrag über den „Anteil der Schule an der Büchereiarbeit". Der Redner forderte Ausdehnung des Schülerbüchereierlasses auf alle Schulen und besprach dann, gestützt auf die Kenntnis nordischer Verhältnisse, die verschiedenen möglichen Organisationsformen der Schulbücherei. Bei der eingehenderen Betrachtung der Büchereiarbeit an einer einzelnen Schule setzte sich der Redner stark ein für die Einrichtung eines Schullesezimmers nach nordisch-amerikanischem Muster, für obligatorischen Unterricht in der Benutzung von Buch, Zeitung und Zeitschrift sowie für Vorbereitung der Lehrerschaft auf diesen Unterricht in den Pädagogischen Akademien.

Der dritte Redner des Tages, stellvertretender Gewerbeschuldirektor Barth (Stettin), sprach über „Die Bücherei der Berufsschule". Diese Schulart bestimmt, indem sie den Beruf des Schülers in den Vordergrund rückt, zugleich die Sonderart ihrer Schülerbücherei. Gerade an der Berufsschule gilt es einen zähen Kampf

gegen die Wirkungen der Schundliteratur zu führen, und das ist aussichtsreich möglich durch eine Bücherei, namentlich wenn sie — beruflich orientiert — auch dem freien Ergänzungsstreben des Schülers entgegenkommt.

Der nächste Vormittag war ganz den Vertretern der Schule zur Verfügung gestellt und von ihnen wurde das eigentliche Thema in seiner durch den Schülerbüchereierlaß umrissenen Form behandelt. Die Themen dieser zusammenhängenden Vortragsreihe waren: „Die Aufgaben der Schülerbücherei" (Lehrer Dröse, Neuzarnow); „Umfang der Schülerbücherei" (Lehrer Koch, Stettin), und „Die Arbeit mit der Schülerbücherei im Unterricht" (Lehrer Gierke, Frauendorf). Der erste Redner stellte seinen Vortrag ab auf den Gegensatz Lernschule — Arbeitsschule mit ihren grundsätzlich verschiedenen Bildungszielen: Bildungsergebnis — Bildungsvorgang. Bei Anerkennung der modernen Schulbestrebungen erhält das Buch und damit die Schülerbücherei als Bildungsmittel eine ungeheure Bedeutung und sie muß auf Grund dieser Bedeutung zum organischen Bestandteil jeder Schule werden. Der zweite Redner forderte, von den Gedanken seines Vorredners ausgehend, für die Schülerbücherei Bereitstellung zweier Buchreihen: Literarische Stoffe und Sachbücher, beide Reihen nach Altersklassen geordnet. Wort- und Sachnachschlagebücher zur eigenverantwortlichen Arbeit sind notwendig; Bilderbücher für die ganz Kleinen dürfen nicht fehlen. Die methodische Verwendung der Schülerbüchereibestände hätte in der Form des häuslichen Lesens, der Klassenlektüre und als Arbeitsbücherei im Sachunterricht zu geschehen. Die Ausführungen des dritten Redners aus seiner praktischen Arbeit bringen wir an anderer Stelle in diesem Hefte.

Mittelschullehrer Sielaff (Stettin) faßte zum Schluß die gesamten Schülerbüchereifragen noch einmal zusammen und ergänzte die Ausführungen seiner Vorredner. Er behandelte die Fragen des Leseunterrichts, des Vorlesens, der Urteilsbildung durch das Buch und der Eigenbücherei. Besonders wertvoll waren die zahlreichen, aus der eigenen Praxis herangezogenen Beispiele.

Nach lebhafter Aussprache wurde folgende Entschließung einstimmig angenommen:

> Die Teilnehmer an der X. Pommerschen Büchereitagung, Büchereifachleute und Lehrer aus allen Teilen der Provinz, begrüßen aufs Wärmste den Ministerialerlaß vom 9. Juni 1928 über die Schülerbücherei. Sie sind überzeugt, daß bei Durchführung der Bestimmungen dieses Erlasses die Schülerbücherei ein wertvoller organischer Bestandteil der Volksschule wird. Nur mit Hilfe der Schülerbücherei können zeitgemäße Bestrebungen im Volksschulwesen (Ausbau der Volksschule, Volksschule als Lebensschule, Bildungspflege in der Volksschule) gefördert werden. Darum sind alle Bestrebungen, die Schülerbücherei auszugestalten, entschieden zu betreiben und tatkräftig zu fördern, denn der augenblickliche Zustand der meisten Schülerbüchereien entspricht nicht im geringsten den Forderungen des Ministerialerlasses.
>
> Die Teilnehmer der X. Pommerschen Büchereitagung stellen daher als Mindestforderung auf, daß
>
> 1. keine Schule ohne Schülerbücherei sein darf,
> 2. den Gemeinden die Aufbauarbeit an den Schülerbüchereien zur Pflicht gemacht wird und durch staatliche Mittel die Gemeinden (in vorzugsweiser Berücksichtigung der kulturwilligen) in dieser Arbeit unterstützt werden,
> 3. bei den Beratungsstellen für das Volksbüchereiwesen Beratungsstellen für Schülerbüchereifragen geschaffen werden, damit die Lehrer in der Schülerbüchereiarbeit unterstützt werden und für die in Schülerbüchereifragen unbedingt notwendige Zusammenarbeit von Lehrern und Büchereifachleuten eine Grundlage geschaffen wird.

Mit dem Vortrag „Die Stellung der Phantasie im Jugendleben" rundete Dr. Joerden (Göttingen) das Bild der Tagung und ließ alle Sonderfragen wieder ins Allgemeine ausmünden. Eine konzentrierte Fassung seiner Ausführungen ist zum Preise von —,30 RM als Sonderdruck vom Verlag unserer Zeitschrift zu beziehen.

Nach den Vorträgen, insbesondere während des ganzen zweiten Nachmittags, hatten die Teilnehmer Gelegenheit, eine im Sitzungssaal von der staatlichen Beratungsstelle, ihrer Gemeinnützigen Einkaufsstelle und der Pommerschen Landes-

wanderbücherei veranstaltete Ausstellung zu besichtigen. Besonders wichtig für das Tagungsthema war ein Schaubestand von etwa 140 Jugendschriften (samt Verwaltungskartei usw.), die von der Beratungsstelle und den Vertretern der Lehrerschaft zusammen ausgewählt waren und über die auch jeder Teilnehmer ein maschinenschriftliches Verzeichnis erhielt. Auch sonstige Beratungshilfen, Manuskriptdrucke usw. standen zur Verfügung und die Pommersche Landeswanderbücherei hatte neben ihrem neuen Katalog, sozusagen als Stichprobe auf seine wissenschaftlichen Bestände, jugendpsychologische Bücher ausgestellt. Außerdem war an einem Vergleichsbestand zoologischer Werke der Unterschied zwischen der Bestandsabgrenzung einer kleinen und mittleren Volksbücherei einerseits und der der Landeswanderbücherei andererseits und damit die praktische Auswirkung ihres Ergänzungscharakters veranschaulicht.

Am Abend des zweiten Tages fand eine auch der Öffentlichkeit zugängliche Vorlesestunde statt, an der Dr. Ackerknecht und Dr. Saltzwedel (Stralsund) Werke von Friedrich Huch und Gottfried Keller lasen.

Sehr genuß- und lehrreich war schließlich für die Teilnehmer die Führung durch das Stralsunder Heimatmuseum durch seinen Direktor Dr. Adler. Den Vortrag, den er dabei über das Thema „Bücherei und Museum" hielt, hoffen wir unsern Lesern demnächst bieten zu können. Dr. Adler führte auch durch die von ihm geleitete Stadtbücherei und durch die Stadt, die sich während der ganzen Tagung in spätsommerlicher Schönheit darstellte.

Die Beratungsstelle weiß, daß die Erörterung der Schülerbüchereifrage auf der Tagung nur ein Auftakt sein kann. Sie hat inzwischen die Entschließung in Tausenden von Exemplaren an alle Lehrer der Provinz versandt. Außerdem steht der Schulbüchereischaubestand, der auf der Tagung ausgestellt war, als ständiges Anschauungs- und Studienmaterial in der Stettiner Bücherei allen Interessenten aus Stadt und Land jederzeit zur Verfügung. Schl.

Bücherschau.

B. Wissenschaftliche Literatur.

I. Religion, Philosophie, Erziehung.

Christiansen, Broder: Das Gesicht unserer Zeit. Buchenbach: Felsen-Verlag 1929. 114 S. Geb. 4,50.

Was Christiansen in seiner kurzen, fast formelhaften Darstellung der Gegenwart-Stilrichtungen zu sagen hat, ist das Ergebnis eigenen Sehens und Denkens. Er unterscheidet als für die Gegenwart von Bedeutung den vorgestrigen, den gestrigen, den heutigen und den morgigen Stil, d. h. den Stil des Impressionismus, des Expressionismus, der neuen Sachlichkeit und der neuen Dynamik. Die gleichen Triebkräfte und Wesenszüge dieser Stile findet er auf allen Gebieten des Lebens, in Kunst, Philosophie, Religion, in Kleidung, Handschrift, Erziehung usf. Jeder Stil ist der Ausdruck eines besonderen Lebensgefühls. Das Erfassen dieses Lebensgefühls ist zum guten Teil Sache des persönlichen intuitiven Erkennens, mit eigentlichen Beweisen ist ihm nicht beizukommen. Dennoch ist in der Aufeinanderfolge der Stile Logik und Notwendigkeit nicht zu verkennen. Von der Überlegenheit eines Stils über den andern kann nach Christiansen keine Rede sein, erst das Niveau von Kraft und Schwäche entscheidet über Wert und Unwert des Kunstwerks. Alles in allem lohnt es sich, das kleine flott geschriebene Buch Christiansens zu lesen, auch aus manchem anspruchsvolleren Kompendium mit stiltheoretischen Betrachtungen wird man nicht das gleiche Maß von Belehrung schöpfen.

G. Kohfeldt (Rostock).

Federn, Karl: Das ästhetische Problem. Hannover: Sponholtz 1928. 142 S. 3,60. Geb. 5,50.

Der Verfasser folgt einem von B. Croce, dem italienischen Philosophen, gewiesenen Wege, um das ästhetische Problem zu lösen. Nach Croce ist die Ästhetik

die Wissenschaft des Ausdrucks. Federn ergänzt dies dahin, daß der Ausdruck lediglich der Form wegen und um eine gewisse vom Künstler gewollte Stimmung hervorzurufen zustande gekommen sein muß. Nur dann könne von Kunst die Rede sein. Eine bloße Nachahmung der Natur sei nicht die Aufgabe der Kunst. Der Künstler bearbeite die Natur, d. h. seine gesamten Eindrücke und Erlebnisse. Von Richtungen und Schulen in der Kunst und von Abgrenzungen der Kunstgebiete nach mehr oder weniger willkürlich gemachten Gesetzen hält Federn nichts. Die Persönlichkeit des Künstlers müsse sich selbst den für sie geeigneten Weg zur Formgebung suchen. Die Ästhetik mit ihren vorgefaßten Meinungen über den Schönheitsbegriff, über die Naturtreue, über die Gesetze des Tragischen und Komischen u. dgl. könne dem Künstler keinerlei Bindungen auferlegen. Wer vom Künstler noch eine irgendwie geartete Deutung der Welt, den Ausdruck des Erlebens des Naturganzen, glaubt fordern zu müssen, der würde wohl von Federn die Antwort erhalten, daß die von ihm verlangte Formgebung des Erlebten in dieselbe Richtung weise. G. Kohfeldt (Rostock).

Leopardi, Giacomo: Gedanken. Deutsch von Richard Peters. Mit einem Geleitwort von Theodor Lessing. Hamburg-Bergedorf: Fackelreiter-Verlag 1928. 84 S. Kart. 1,50.

Der Fackelreiter-Verlag hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, die von dem italienischen Dichter und Denker Leopardi (1798—1837) selbst aus seinen Werken zusammengefaßten „Pensieri" (Gedanken) zum ersten Male in vollständiger Übersetzung zu veröffentlichen. Unter den über hundert schön geschliffenen Gedankensplittern findet sich wohl kaum einer, der nicht auch noch heute für uns Bedeutung besitzt. Ob freilich die messerscharfe, nur einer vornehm-überempfindlichen und am Leben scheiternden Persönlichkeit entspringende Kritik der Lebenserscheinungen und die in stoischem Pessimismus vorgetragene Weltanschauung weiteren Kreisen zuträglich sein kann, ist zu bezweifeln. Bereits das Geleitwort von Theodor Lessing gibt den nachhaltigen Eindruck einer schon fast übersteigerten Feingeistigkeit. Nur größere Büchereien werden daher das Werk für differenzierte und kulturkritische Leser einstellen. P. v. Schroeders (Stettin).

Bab, Julius: Albert Bassermann. Weg und Werk eines deutschen Schauspielers um die Wende des 20. Jahrhunderts. Mit 48 Taf. Leipzig: Weibezahl 1929. 356 S. Geb. 14,—.

Das Buch Babs über Albert Bassermann ist mehr, als sein Titel verspricht. Es ist der Lebenslauf eines bedeutenden Menschen, es zeichnet die Entwicklung eines seltenen Künstlers, und es liefert einen wesentlichen Beitrag zu der Geschichte des deutschen Theaters innerhalb der letzten vierzig Jahre, der Zeit, mit der Albert Bassermanns Aufstieg verknüpft ist. Die alte Familie der Bassermanns, aus der Kaufleute und Parlamentarier hervorgingen, gibt nach neun Generationen der Welt einen Künstler, der ihr das Beste dankt in seinem Menschentum, die Vornehmheit seines Wesens, den zähen Willen zum Aufstieg, der beharrlich alle darstellerischen Mittel entfaltet, um das große Hindernis des Schauspielers auf dem Wege zur Höhe zu überwinden: das immer belegte, heisere, brüchige Organ. Die Entwicklung des Künstlers ist kein stürmischer Genieaufstieg. Es ist der hart errungene Sieg eines Kämpfers. Nach acht Jahren oft erfolglosen Theaterspielens kommt Bassermann nach Berlin (1896), und erst sein junger Heinrich in dem zweiten Teil von Wildenbruchs „Heinrich und Heinrichs Geschlecht" gewinnt ihm endgültig Publikum und Presse. Neun Jahre bei Brahm und fünf bei Reinhardt führen ihn auf die Höhe seiner Kunst, in der er als Träger des Ifflandringes heute den ersten Rang einnimmt. In den 41 Jahren seiner Tätigkeit hat Bassermann 570 Rollen gestaltet. Wie er arbeitet und schafft, zeigt Bab in acht ausführlichen Rollenporträts, die den zweiten Teil des Buches füllen. Und endlich ist das Buch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters. Die Überschriften zu den Abschnitten über Bassermanns Tätigkeit bei Brahm und Reinhardt: „Vollendung des Realisten" und „Befreiung des Komödianten" geben schlaglichtartig das Wesen dieser beiden großen Regisseure wieder. Aus dem Verhältnis Brahms und Reinhardts zu Bassermanns Kunst

gewinnen wir die wertvollsten Aufschlüsse über ihre Bedeutung für das Theater überhaupt. Am Schluß des Buches gibt Bab eine in der Hauptsache auf Bassermanns Notizen aufgebaute Zusammenfassung aller Rollen, die er bisher gespielt hat. Die übliche Einengung auf ein bestimmtes Rollenfach besteht für Bassermann nicht. — Die Zuverlässigkeit der Darstellung ist durch Babs mehr als dreißigjährige Verbundenheit mit dem deutschen Theater gewährleistet. Der Verlag hat das Werk mit Liebe betreut. Der Druck und die Wiedergabe der zahlreichen Lichtbilder ist in jeder Beziehung einwandfrei. Ein Buch wie das vorliegende kann nicht nur Theaterfreunde in ihrer Liebe bestärken, sondern dem Theater und der Schauspielkunst auch neue Freunde gewinnen. Es gehört in jede größere Bücherei. Erich Sielaff (Stettin).

2. Geschichte, Kulturgeschichte, Biographie.

Bielschowsky, Albert: Goethe. Sein Leben und seine Werke. Neubearbeitet von Walther Linden. 2 Bde. München: Beck 1928. Geh. 18,—. Lw. 25,—.

Neben der großen Gundolfschen Wesensschau Goethes hat die Biographie von Bielschowsky sich durch alle Wandlungen der literarhistorischen Auffassung ihr Daseinsrecht bewahrt. Und das mit Recht, denn wir brauchen eine Darstellung, die das Leben des großen Dichters mit der ganzen Fülle des Details und Milieus gibt, die Verehrung und Wärme ohne falsches Pathos sprechen läßt, die in die Tiefe dringt und doch auch dem schlichteren Sinne verständlich bleibt. Dennoch war natürlich das schöne Werk allmählich auch im Sachlichen in manchen Punkten überholt. Walther Linden hat sich der schwierigen und meist wenig dankbaren Aufgabe der Erneuerung unterzogen und sie überraschend glücklich gelöst. Außer kleinen Änderungen hat er im ersten Bande die Kapitel über Götz von Berlichingen und Werther durch größere Einfügungen vertieft, das Kapitel über den Egmont ganz neu gestaltet, die Kapitel über Iphigenie und Tasso vollkommen umgearbeitet. Zahlreiche kleinere Streichungen sind dem Werke zugute gekommen, gelegentlich auch im Stilistischen. Erheblich bedeutender mußten die Änderungen im zweiten Teil sein, der ja von Bielschowsky unvollendet hinterlassen wurde. In dem wichtigen Kapitel über Goethe und die Philosophie wurde die übertriebene Betonung des Spinozismus gemildert, das Verhältnis zu Leibniz, Kant, Schelling und Hegel nach Richtung der Verwandtschaft oder Beeinflussung stärker herausgearbeitet. Die Hypothese von den vorweimarischen Anfängen des Wilhelm Meister ist nun beseitigt, das ganze Kapitel über den großen Bildungsroman stark verändert, desgleichen das Kapitel über Hermann und Dorothea. Nach dem Jahre 1806 ist ein Kapitel „Eintritt ins Alter" eingeschoben, es stellt den alten Goethe gegen den klassischen Kulturpolitiker der elfjährigen Gemeinschaft mit Schiller. Das große Kapitel über die Lyrik ist ganz verändert, ohne daß allerdings hier allen Ansprüchen dadurch Genüge geschehen wäre, es bleibt für mich die schwächste Stelle im Ganzen, ist aber auch das am schwersten zu Bewältigende. Ganz neu sind dann noch die Kapitel über Goethe als Naturforscher und den Faust. — Das Buch kann in seiner neuen Gestalt warm empfohlen werden und wird in keiner größeren Volksbücherei fehlen dürfen. W. Schuster.

Chamberlain, H. St.: Briefe 1882—1924 und Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. 2 Bde. München: Bruckmann 1928. 332, 288 S. Geb. 16,—.

Man wird den Briefen Chamberlains nur unvollkommen gerecht, wenn man sie als zeitgeschichtliche Dokumente eines als Schriftsteller wie als Charakter hervorragenden Menschen wertet. Sie bieten weit mehr. Die rätselhaft anmutende Wahlverwandtschaft des geborenen Engländers, der noch dazu auf französischen Schulen gebildet war, mit deutschem Wesen, seine innerliche Verbundenheit mit dem kulturellen Eigenleben unseres Volkes, seine Hellsichtigkeit, seine erstaunliche Universalität, sein tiefreligiöser Sinn und nicht zuletzt die Gabe sich mitzuteilen, sind Eigenschaften, welche die Lektüre dieser Briefe zu einem großen Genuß machen. Chamberlain führt uns nicht nur in die Werkstatt seines Geistes — von besonderem Interesse sind die Äußerungen über sein bekanntes Werk „Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts", das heute trotz seiner Schwächen zu Unrecht in den

Schatten der Spenglerschen Geschichtsphilosophie getreten ist — als einer der Hauptvertreter des geistigen Lebens der Vorkriegszeit nimmt er Stellung zu fast allen lebenswichtigen Fragen, wobei die philosophisch-religiösen Probleme im Vordergrund stehen. Mag man seine im besten Sinne konservative Grundanschauung, die besonders in den Kriegsbriefen tragisch zum Ausdruck kommt, und in manchem betrachtet, neben Lagarde gestellt werden kann, teilen oder nicht, in jedem Falle wird man dem Wahrheitsmut und der Gedankenfülle dieses „echten Gottsuchers" die höchste Bewunderung zollen müssen. Als geborener Briefschreiber hat Chamberlain Beziehungen zu einer großen Reihe von hervorragenden Zeitgenossen unterhalten: abgesehen von dem Bayreuther Kreise, dem er lange Jahre angehörte, zu Staatsmännern, Gelehrten, Verlegern, Fürsten und Heerführern bekannten Namens. Ein im Jahre 1911 an die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung gerichtetes Schreiben mag hier hervorgehoben werden wegen seiner beachtlichen Stellungnahme zu den Fragen der Bildungspflege und zur Schundliteratur. In dem am Schluß der Sammlung zusammengefaßten Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. fesselt vor allem die eindringliche Aussprache über kirchlich-religiöse Fragen, wobei freilich der geistige Abstand der beiden Korrespondenten manchmal etwas peinlich hervortritt. — Büchereien mit entwickelter Leserschaft sollten auf die Anschaffung des Buches nicht verzichten. G. Fritz.

Credé, Carl: Vom Corpsstudenten zum Sozialisten. Der Roman eines Arztes. Dresden: Reißner 1928. 330 S. Geh. 6,—. Lw. 7,50.

Das Buch ist kein Roman, sondern eine breit angelegte Selbstbiographie. Credé erzählt sehr ausführlich von seinem Werdegang, dem typischen eines deutschen Corpsstudenten, von seiner medizinischen Karriere. Neben den beruflichen Ereignissen nehmen einen besonders breiten Raum die Schilderungen des Verbindungslebens und der mit ihm zusammenhängenden amoureusen Abenteuer ein. Fremd bleibt der Student und der junge Arzt den „unteren" Volksklassen, fremd allen echten kulturellen Strömungen der Zeit. Erst der Weltkrieg bringt die Wandlung. Credé lernt Menschen anderer Schichten kennen, er erlebt die Schrecken des Krieges, er wendet sich ab von dem Geist seiner Kaste, von dem alten Kaiserreich. Aus Überzeugung arbeitet er mit am Aufbau der jungen deutschen Republik, von seinen bisherigen Freunden schwer befehdet. Zunächst ist er Demokrat, dann Sozialist. Sein Sozialismus ist weniger gesellschaftswissenschaftlich verwurzelt als vielmehr Gefühlsverbundenheit mit dem Proletariat, dem er als Arzt treu zur Seite steht. Unschuldig kommt er durch eine Denunziation ins Gefängnis, schreibt dort seine Selbstbiographie, ferner ein Buch gegen den Abtreibungsparagraphen, gegen den er sich angeblich vergangen haben sollte, und ein juristisches Buch für das Volk. Nach seiner Entlassung bleibt er ein wackerer Kämpfer seiner neuen Weltanschauung. Sein Buch ist die Geschichte eines geraden, nicht sehr problematischen Menschen, der keineswegs über besondere schriftstellerische Fähigkeiten verfügt. Aufbau und Stil sind primitiv, oft hilflos. Das Werk ist ein ehrliches Zeitbuch, das viel typische Entwicklung schildert und größeren Büchereien als soziale Biographie von Nutzen sein kann. C. Wormann (Berlin).

Drygalski, Irma von: Juliane von Krüdener. Roman eines Lebens. Mit 8 Abb. Jena: Diederichs 1928. 256 S. Lw. 7,20.

Juliane von Krüdener, die Dichterin des seinerzeit viel gelesenen Moderomans „Valerie", der 1804 erschien, war mit gutem Recht dem Gedenken der Nachwelt entschwunden. Ihr Lebensschicksal jedoch, menschlich erschütternd und symbolisch zugleich, der Vergessenheit zu entreißen, ist ein großes Verdienst, mehr noch, es künstlerisch wahrhaft bedeutsam zu gestalten. Dieses Lebensschicksal, wie es Irma von Drygalski hier mit voller Beherrschung des Stoffes und klarer Durchbildung der Sprache erzählt, beginnt mit der Heirat der kleinen siebzehnjährigen Baltin Juliane mit dem nicht mehr ganz jungen Baron von Krüdener, dessen dritte Frau sie ist. (Zwei früher geschlossene Ehen waren an der Leichtfertigkeit der Frauen und der Unerbittlichkeit des Gatten zerbrochen.) Aber die schöne und geistsprühende Juliane ist keineswegs gesonnen, in der Einförmigkeit eines baltischen Adelsfamilien-Daseins ihr Leben zu vertrauen. Sie findet den Weg in die große Welt, in die Gesellschaft von Venedig, von Paris und von Südfrankreich, meistens fern

von dem Gatten, in immer neue Liebesbeziehungen und in Abenteuer des Geistes sich verstrickend. Da ist, mitten in den Wirren der französischen Revolution, Chateaubriand und Bernardin de Saint Pierre und der Fürst Ligne, der sie vor dem Verhungern rettet, als sie, in einer wahnwitzigen Leidenschaft zu einem französischen Offizier befangen, von Paris über Belgien nach Deutschland flieht. Und dann folgt eine Versöhnung mit Krüdener und eine Art wiedererstandenes Eheglück während der Gesandtenzeit am Berliner Hofe, das gespensterhaft den Geist der Flitterwochen heraufbeschwört. Aber die Nachricht von Burkhard Krüdeners plötzlichem Ende findet Juliane schon wieder in Paris. Langsam, erschreckend langsam und zähe bereitet sich in ihr der Wandel vor. Zinzendorfs Schriften und Tersteegens Lieder vermitteln ihr den Geist eines mystischen Pietismus. Sie beginnt eine ausgedehnte Tätigkeit als Samariterin, als Predigerin und Beschützerin der Armen. Sie weilt bei Jung-Stilling in Karlsruhe und beim Pfarrer Fontaine in Markirch, und ihr Name bekommt einen Glanz von Heiligkeit. Zar Alexander I. wird ihr Beichtkind und begründet, durch sie begeistert, die „Heilige Allianz". Aber Julianens Weg geht durch unendliche Leiden und Entbehrungen unter den Armen und Gedrückten, deren Abgott sie wird, zur erhofften Seligkeit: zur Auflösung des Leibes und zum Frieden der Seele. An einem Weihnachtsabend verscheidet sie nach einer langen Schiffsreise weichselaufwärts in den Armen ihrer Kinder. — Für die reiferen Leser aller Büchereien.

E. Guttmann (Breslau).

Du Moulin-Eckart, Richard Graf: Cosima Wagner. Ein Lebens- und Charakterbild. Mit Bildtaf. und Faks. München: Drei-Masken-Verlag 1929. 1002 S. Geb. 25,—.

Der dem Hause Wahnfried und der Biographierten selbst nahestehende Verfasser bietet auf Grund eines überwiegend neu erschlossenen, außerordentlich umfangreichen Materials — großenteils erstmalig veröffentlichter Briefwechsel und Tagebücher Cosimas — sowie auf Grund persönlichen Umgangs die erste authentische Lebensdarstellung und Charakterschilderung der Tochter Liszts, der Gattin Hans von Bülows und Richard Wagners, die in der Geistesgeschichte eine bedeutsame Rolle wie wenige ihrer Geschlechtsgenossinnen zu spielen berufen gewesen ist. Die bisweilen sehr ins Einzelne gehende und etwas farblose, weniger künstlerisch als chronistisch ergiebige Darstellung wird von den Ursprüngen bis (vorläufig) zum Tode Wagners geführt (der „Herrin von Bayreuth" will der Verfasser eine besondere Darstellung widmen). Bei allem ehrlichen Bemühen um Objektivität gegenüber der Gestalt Cosimas und ihrer zeitgeschichtlichen Einordnung kann die Darstellung naturgemäß noch nicht als kritisch und frei von Verzeichnungen gelten; dazu fehlt es an Abstand, nicht nur an zeitlichem. So macht sich eine etwas zu einseitig unterstrichene Aversion gegen Bülow und gegen die Fürstin Karoline Wittgenstein, die „katholisch denkende jüdische Russin" bemerkbar. Das Werk bringt aber auch manche Klärung und neue Deutung der Ereignisse, so der Trennung Cosimas von ihrem ersten Gatten, der bedeutsamen Rolle, die Cosima sowohl während der Münchener Episode Wagners in den Verhandlungen mit König Ludwig wie bei der Entwicklung des Bayreuther Gedankens und der Gründung des Festspielhauses gespielt hat, auch eine Richtigstellung der noch schwankenden Persönlichkeitsbilder von Marie d' Agoult, von Liszt, von König Ludwig II. Durch die Fülle des interessanten, beziehungsreichen Stoffes wird das Buch auch über die musikalischen Kreise hinaus für jeden geistesgeschichtlich tiefer Interessierten und mit den Hauptdaten bereits Vertrauten von hohem Interesse sein ;dem Kenner aber vermittelt es zudem eine Fülle von unschätzbarem neuem historischen und charakterologischen Material zum Kreise Wagner-Liszt-Bülow. Auch die 21 Bildbeigaben bringen manches Interessante.

K. Th. Bayer (Berlin).

Ebert-Stockinger, Klara: Helden des Willens. Lebenswerke aus neuerer Zeit. Stuttgart: Strecker & Schröder. 239 S. Geh. 5,50. Lw. 7,50.

„Alle andern Dinge müssen, der Mensch ist das Wesen, welches will." Diesem Schillerwort ist die Verfasserin nachgegangen und hat aus den Großen der neueren

Zeit Willensmenschen ausgewählt, Diener ihres inneren Triebes, Propheten ihrer bewußten Sendung, um sie dem Leser und besonders unserer Jugend in ihren Lebenswerken erstehen zu lassen als ernste Vorbilder auch für die heutige Zeit. Der geistige Kämpfer Fichte, der priesterliche Held Görres, der deutsche Idealist Schliemann, Tolstoi, der große Sucher nach Licht und Wahrheit, der soziale Praktiker Booth, Carnegie, der große Stahlkönig Amerikas und noch größere Menschenfreund, der bedeutende Optiker und soziale Idealist Abbe, die segnungsreiche Forschung Robert Kochs, der kulturschaffende Feuergeist des Künstlers Keim, das Liebeswerk der deutschen Königin Eleonore von Bulgarien, die volkhafte Künstlerschaft Max Regers, die eiserne Energie der blinden und tauben Helen Keller und ihrer Willensgefährtin Anne Sullivan, der vorgeschichtliche Forscher Otto Hauser und das höchste Geistesheldentum eines Mahatma Gandhi — diese Lebensbilder des Willens, oft durch Leid und Not, Verbitterung und Enttäuschung bewegt, läßt die Verfasserin in einfacher und um so eindrucksvollerer Sprache vor das Auge des Lesers treten. Ein Werk, das den Vorzug weltanschaulicher Ungebundenheit hat; seine Einstellung in alle Büchereien ist aufs wärmste zu empfehlen.

W. Salewski (Stettin).

Hanstein, Otfried von: Vom Segelschiffsjungen um Lloydkapitän. Den Erinnerungen des Kapitäns Adolf Winter nacherzählt. Ill. Minden: Köhler 1929. 228 S. Geb. 5,—.

Die Schilderung der Lebensschicksale des Kapitäns Winter vom Norddeutschen Lloyd hat wenig Abenteuerliches und Phantastisches an sich, sie ist vielmehr ein fesselnder Bericht vom Werdegang eines Mannes, der sich von den kleinsten Anfängen als 16jähriger Schiffsjunge auf einem Segelschiff zum Kapitän eines der größten deutschen Dampfer emporgearbeitet. Energie, Fleiß und Pflichtbewußtsein sind die drei Tugenden, denen er seinen Aufstieg verdankt. Manches muß der Obersekundaner „mit der guten Kinderstube" in den rauhen Jahren des Matrosenlebens verlernen, bis er sich mühselig wieder zurückfindet in die Welt, der er entstammt. In den Zeiten niedrigster Arbeit aber läßt er nie sein Ziel aus den Augen, einmal als Kapitän auf einem großen Schiff über den Ozean zu fahren. Die allmählich versinkende Welt der Segelschiffsromantik wird in seinen Erzählungen noch einmal lebendig, fremde Häfen und ferne Völker erstehen plastisch vor den Augen des Lesers und hinter allem steht die Persönlichkeit eines Mannes, der sich seines Deutschtums auch in der Fremde voll stolzer Verantwortung bewußt bleibt. Jeder, der Sinn hat für das abwechslungsreiche Leben auf hoher See, aber auch alle, die ein zielbewußtes und energisches Leben an sich vorüberziehen lassen wollen, werden das spannende Buch gern lesen. Auch für Jugendliche in allen Büchereien. W. Eggebrecht (Stettin).

Hoelz, Max: Vom „weißen Kreuz" zur roten Fahne. Jugend-, Kampf- und Zuchthauserlebnisse. Berlin: Malik 1929. 392 S. Lw. 4,80.

Gegenüber den vielen widersprechenden und häufig verleumderischen Nachrichten über Hoelz gewinnt man aus diesen Aufzeichnungen das Bild eines wirklich überlegenen, mit Führereigenschaften begabten Revolutionärs, der allerdings trotz allem vermeintlichen Realismus eine etwas naive Revolutionsromantik nie abgelegt und jedenfalls in den thüringischen Aufständen seine Rolle etwas Karl-May-mäßig ausstaffiert hat. Darüber hinaus ist das Buch historisch wichtig als Revolutionsdokument, das sehen läßt, wie uneins damals in den kritischen Tagen selbst die entschiedenen Revolutionäre gewesen sind. Äußerst aktuell ist es aber durch seine Kritik des Strafvollzuges unserer Gefängnisse und Zuchthäuser. Hoelz berichtet von seinem zähen Kampf gegen all die willkürlichen Schikanen der Behörden und die mit der Haft in der heutigen Form zwangsnotwendig verknüpften Unbilden. Er wird zum Ankläger einer Institution, die in den meisten Fällen schlechter als besser macht, und stellt sich damit neben einen anderen politischen Gefangenen, Karl Plättner, der kürzlich in einem Buch „Eros im Zuchthaus" (Berlin: Mohr 1929) von einer Seite, die Hoelz nur gelegentlich berührt, eine gründliche Revision des Strafvollzuges verlangte. Es ist zunächst noch nicht so wichtig, ob die zur Besserung des Verfahrens vorgeschlagenen Wege gangbar sind; worauf es ankommt, ist eine allgemeine Interessierung für diese Fragen, und da das Buch von Hoelz dieses

Interesse in weitem Maße wecken kann, ist es in die städtische Volksbücherei — für erwachsene und urteilsfähige Leser — einzustellen.

R. Joerden (Göttingen).

Hoover, Irwin Will Herbert: Biographische Erinnerungen. Übers. von E. Mellinger. Berlin: Hobbing 1929. 280 S. Lw. 10,—.

Diese Biographie des neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten aus der Feder eines ihm seit der Studienzeit befreundeten Journalisten wird viele Leser finden und verdient sie auch. Sie schildert, wie sich der unvermögende elternlose Quäkerjunge in schnellem Aufstieg zu einem der führenden Bergwerksingenieure der Welt heraufarbeitet, dessen Interessen und Arbeitsgebiete über die ganze Erde verstreut sind. Erst bei Kriegsbeginn tritt er in das öffentliche Leben ein, als der Schöpfer des belgischen Hilfswerks. Nach Amerikas Kriegseintritt übernimmt er die Organisierung der amerikanischen Lebensmittelzufuhr an die Alliierten überhaupt und wirkt damit entscheidend auf den Kriegsausgang ein. Nach Kriegsende rettet er durch den Ausbau ähnlicher Hilfswerke große Teile Mittel- und Osteuropas vor dem Verhungern. Seitdem hat sein Name auch bei uns guten Klang. Vielleicht ist das für Hoover Charakteristische und zugleich typisch Amerikanische an diesen Hilfsorganisationen, wie in ihnen Wohltätigkeit und amerikanisches Wirtschaftsinteresse ineinander übergehen. Nur durch diesen gewaltigen Lebensmittelabsatz konnte Hoover die amerikanische Landwirtschaft vor dem Zusammenbruch retten. Von 1920 ab rationalisierte er als Leiter des Handelsministeriums die amerikanische Wirtschaft im großen, und führte so an seinem Teil die Prosperität herbei, als deren Garant er jetzt auf den Präsidentenstuhl berufen wurde. „Der große Ingenieur" wird in ihm in durchaus zeitentsprechender Weise erstmalig auch zur politischen Leitung der größten Weltmacht berufen. Über das persönliche Moment hinaus vermag das Buch in vieler Hinsicht zum besseren Verständnis Amerikas beizutragen. Die Übersetzung liest sich gut. G. Franz (Göttingen).

Jouvenel, Henry de: Graf Mirabeau, der Volkstribun. Ein stürmisches Leben. Leipzig: List 1929. 312 S. Geb. 10,—.

Wie schon der Untertitel andeutet, handelt es sich bei diesem Buch wieder um eine der jetzt beliebten romanhaften Biographien. Die geschichtliche Persönlichkeit wird nicht auf dem Hintergrund ihrer Zeit dargestellt, aus ihrer Zeit verstanden und in ihrer Bedeutung für das Zeitgeschehen geschildert, sie wird losgelöst von geschichtlichen Zusammenhängen zum Mittelpunkt eines spannenden „Lebensromans" gemacht. Stoff genug für einen solchen Roman bietet Mirabeaus Leben, und so werden fast zwei Drittel des Buches von dem Bericht über seine Liebes- und Eheabenteuer ausgefüllt. Und doch wäre sowohl seine Persönlichkeit wie der Zeithintergrund einer tieferdringenden und sachlichen Darstellung würdig gewesen. Aber auch die Schilderung der politischen Tätigkeit Mirabeaus bleibt, in leichtem Plauderton gehalten, ganz an der Oberfläche. Nirgends wird, wie etwa in der älteren Monographie von Erdmannsdörfer, versucht, seine Gestalt in größere geistige und politische Zusammenhänge einzuordnen. So bleibt ein leicht zu lesender und etwas sensationeller Roman, aber was wirklich interessant ist an der Persönlichkeit Mirabeaus, das Nebeneinander von leidenschaftlichem und zügellosem Lebensdrang und staatsmännischem Genie, das Fragmentarische seines Lebens, das vielleicht nicht nur ein äußeres Geschick war, wird dem Leser dieser Biographie keineswegs lebendig. Die Anschaffung des Buches für Volksbüchereien erscheint somit überflüssig. Meta Corssen (Lübeck).

Landauer, Gustav: Sein Lebensgang in Briefen. Unter Mitwirkung von Ina Britschgi-Schimmer. Hrsg. von Martin Buber. 2 Bde. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1929. Geh. 11,50. Lw. 16,—.

Zehn Jahre nach Landauers Tod — der wehrlose politische Gefangene wird am 2. Mai 1919 von verrohten Offizieren und Soldaten in München erschossen und erschlagen — gibt sein Freund Martin Buber seine Briefe heraus. Sie sind eins der erschütterndsten menschlichen Dokumente, die wir besitzen. In ihnen wird noch einmal lebendig das Wesen dieses großen Menschen, der in aller Liebe zum

Volk und zur Menschheit, in allem Sozialismus ein Einsamer war. Die Briefe gestalten — in der verständnistiefen Auswahl Bubers — Leben und Entwicklung Gustav Landauers, schildern die Menschen, die ihn begleiten, die Menschen, die gegen ihn stehen, die Zeit, für die er schafft und der er ein Fremder ist. Zwei Jahrzehnte deutscher Politik, Kultur und Kunst finden in den Briefen einen ihrer größten Künder und einen ihrer schärfsten Kritiker, der aber nie grollend abseits steht, sondern immer tätig bessern will. In diesen Briefen spricht nicht nur der Politiker, dessen anarchistischer Sozialismus sich schroff gegen die marxistische Ökonomie auflehnt, nicht nur der Dichter, der feinsinnige Übersetzer, der Philosoph, der literarische Kritiker und Dramaturg zu uns, sondern der Mensch in seiner herben, tiefen Freundschaft mit Mauthner und Buber, in seiner reinen, völlig im Gleichmaß schwingenden Liebe zu seiner Lebensgefährtin Hedwig Lachmann, in seiner liebevollen Kameradschaft zu seinen Kindern. Man kann gegen Gustav Landauers politische, soziale Ideen viele Einwände erheben, und er selbst ist der Letzte gewesen, der sektiererische Hingabe verlangt hat, aber alle Kritik tritt doch zurück vor diesem großen Menschtum, das mit 49 Jahren vernichtet wurde. In dem durchschnittlichen Vielerlei heutiger Bekenntnisse gehört dieses Briefwerk Landauers zu den wenigen Büchern vom Range des Lebensbildes Max Webers, das uns Marianne Weber überliefert hat, und der Briefe Walther Rathenaus. So verschieden das Lebensgefühl ihrer Bekenner war, so eint sie doch für uns ihre menschliche Größe. Landauers Briefe verlangen aufnahmebereite Leser, die vor manchen Schwierigkeiten nicht zurückschrecken, aber sie gehören um ihres Wertes willen schon in jede mittlere Bücherei. C. Wormann (Berlin).

Pupin, Michael: Vom Hirten zum Erfinder. Mit einem Bildnis des Verf. u. 1 Taf. Leipzig: Meiner 1929. 384 S. Lw. 12,—.

Seinen fast abenteuerlich anmutenden Aufstieg vom serbischen Viehhirten bis zum amerikanischen Universitätsprofessor schildert der bekannte Erfinder in diesem Werk mit anschaulicher Bildkraft. Der an scharfe Selbstbeobachtung gewöhnte Verfasser versteht es, besonders das allmähliche, tastende Sichhineinfinden eines gänzlich Unvorgebildeten in den Sinn wissenschaftlicher Arbeit klar und überzeugend darzustellen. Durch seinen Werdegang kam Pupin mit einer ganzen Reihe von hervorragenden Persönlichkeiten der amerikanischen, englischen und deutschen Universitäten in Berührung, deren besondere Eigenarten in ihrer Wissenschaftsauffassung und ihrem Arbeitsgebiet er sehr ernsthaft nachprüft und für seine eigene Persönlichkeitsbildung als Wissenschaftler verwertet. So läuft in dem ganzen Buch neben der Lebensgeschichte des Verfassers gleichzeitig ein Stück Wissenschaftsgeschichte der letzten Jahrzehnte nebenher. Das Werk gipfelt in dem Bekenntnis zu dem wissenschaftlichen Idealismus des Landes, das die zweite Heimat Pupins wurde, und in der hohen Meinung von der strengen Naturwissenschaft, daß deren Endergebnisse die Einkleidungen der „Wahrheit“ schlechthin seien. Die starke Begeisterungsfähigkeit des trotz seines Alters noch mit jugendlichem Feuer erfüllten Erfinders läßt ihn wohl in beiden Fällen über manche Schattenseiten sowohl der amerikanischen Geisteshaltung als auch im Vermögen der exakten Forschung hinwegsehen. — Das Buch hat sicher einen ungemein hohen erzieherischen Wert und kommt deshalb neben den Volksbüchereien auch besonders für Schulbüchereien in Frage. Da verschiedene wissenschaftliche Lehren mit in den Kreis der Betrachtungen gezogen sind, wird nur ein Leser mit einer gewissen naturwissenschaftlich-technischen Vorbildung das Werk restlos verarbeiten können. C. Barth (Stettin).

Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von: Erinnerungen. 1848 bis 1914. Leipzig: Köhler 1928. 319 S. Geh. 7,—.

Die Erinnerungen des greisen Altphilologen umfassen sein Leben von der Kindheit an bis zum Ausbruch des Weltkrieges, geschrieben in dem etwas achtlosen Stil, der auch für die wissenschaftlichen Publikationen des großen Gelehrten so bezeichnend ist. Das Buch liest sich heute wie der Bericht aus einer abgesonderten Welt: der Welt der Gelehrtenrepublik. Es ist als Beitrag zur Geschichte der klassischen Philologie und der Universitäten Göttingen und Berlin mehr denn als Geschichte einer Persönlichkeit zu werten. Das eigentlich Biographische erscheint

oft in allzu privaten Bezügen, als daß es, vielleicht von den der Kindheit und ostdeutschen Heimat gewidmeten Kapiteln abgesehen, allgemeinere Teilnahme beanspruchen dürfte. Zudem spricht sich hier eine auch vor den üblichen Gehässigkeitsphrasen nicht zurückhaltende Ablehnung alles dessen aus, was nicht seines Geistes ist. Über die erstaunlich schroffe Einseitigkeit der Urteile (z. B. in kulturpolitischer und pädagogischer Hinsicht) hilft auch der Respekt vor der aufrichtigen Gesinnung nicht hinweg. Für Volksbüchereien kommt das Buch jedenfalls kaum in Frage.

H. Stresau (Spandau).

3. Staat, Politik, Wirtschaft.

Lenin: Reden. Ausgew. u. hrsg. von L. F. Boroß. Berlin: Neuer deutscher Verlag 1928. 128 S. 1,50. (Redner der Revolution. Bd 13.)

Eine kleine Auswahl aus den politischen Reden Lenins von 1905 bis 1922. Sie erscheint nicht besonders geeignet, von der Persönlichkeit und dem politischen System Lenins ein deutliches Bild zu geben, da sie allzu fragmentarisch ist. Außerdem setzt sie eine genaue Kenntnis der Ereignisse, die den Reden jeweils zugrunde liegen, voraus; es fehlen jegliche erklärenden Hinweise. Um Lenin kennen zu lernen, wird man besser zu einer größeren Auswahl seiner Reden und Schriften greifen. Vor allem aus seinen theoretisch-programmatischen Abhandlungen wie etwa „Staat und Revolution" wird man ein klareres Verständnis seines politischen Charakters gewinnen als aus diesen Reden. Da sie außerdem keine besonderen rednerischen Qualitäten aufweisen, erübrigt sich die Anschaffung für Büchereien.

Meta Corssen (Lübeck).

Rawicz, Erwin: Die deutsche Sozialpolitik im Spiegel der Statistik. M.-Gladbach: Volksvereinsverlag 1929. 332 S. Geh. 14,—.

Die sprunghafte Entwicklung der deutschen Sozialpolitik der Nachkriegszeit hat es mit sich gebracht, daß die veröffentlichte Literatur sich fast ausschließlich nur mit Teilproblemen beschäftigt, ohne das Gesamtgebiet in einheitlicher Form zu behandeln. Im vorliegenden Werk wird zum ersten Mal der Versuch gemacht und zwar ins Blickfeld der Statistik die wesentlichsten Merkmale der gesamten sozialpolitischen Maßnahmen bis auf die jüngste Zeit hinein wiederzugeben. Bei dem Umfang der heutigen sozialpolitischen Einrichtungen konnte dies nur in äußerst begrenzter Form geschehen, die der Verfasser aber durch zahlreiche graphische Darstellungen recht übersichtlich und instruktiv gestaltet hat. Es ist ein wertvolles Orientierungsmittel sowohl für die praktische Anwendung als auch für das erste Eindringen in die heute nicht leichte Materie. Auch für die politische und internationale Beurteilung der deutschen sozialen Einrichtungen ist es von hohem Wert. Durch die leichte und einfache aber recht eindringliche Sprache ist es sowohl Lesern mit weniger gepflegten Kenntnissen verständlich als auch für höher geschulte Kräfte ein gutes Hilfsmittel, auf das häufig wird zurückgegriffen werden können.

W. Fiedler (Berlin).

Wegner, Arthur: Jugendrecht. Ein Lehrbuch zur Einführung. Berlin: de Gruyter 1929. VIII, 219 S. Geh. 6,—.

Das Jugendrecht ist eine ebenso neue Rechtsdisziplin wie das heute bereits so ausgedehnte Arbeitsrecht. Ebenso wie sich unser moderner Staat der Arbeitskraft besonders annimmt, bemüht er sich auch besonders um das Wohl und die Erziehung der Jugend. Die verschiedenen Rechtsnormen, die bisher hierfür erlassen sind, stehen noch weniger in einem inneren Zusammenhang, wie das beim Arbeitsrecht der Fall ist, wo wenigstens schon ein gewisser Rahmen vorhanden ist. Diesem Übelstand sucht Wegner abzuhelfen, indem er das Jugendrecht systematisch in drei Teilen darzustellen versucht und dabei einheitliche Gesichtspunkte herausarbeitet. Er unterscheidet das Kindesrecht, die öffentliche Jugendhilfe und den Jugendschutz im öffentlichen Leben und schließlich den staatlichen Erziehungszwang mit der Fürsorgeerziehung und dem Jugendstrafrecht. In der Darstellung beschränkt er sich durchaus nicht nur auf die nüchterne Behandlung der gegebenen Rechtsnormen, sondern versteht es, die verschiedenen Reformbestrebungen an den entsprechenden Stellen in passender Weise einzuflechten. Damit ist das Werk für die ausführen-

den Organe der Jugedpflege ebenso wertvoll wie es zur ersten Orientierung mit der gesamten Materie von Nutzen sein kann. W. Fiedler (Berlin).

Lufft, Hermann: Samuel Gompers. Arbeiterschaft und Volksgemeinschaft in den Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin: Hobbing 1928. 213 S. 6,—. Lw. 7,20.

Im Anschluß an eine bisher noch nicht ins Deutsche übersetzte Autobiographie wird der ideelle und praktisch-organisatorische Einfluß charakterisiert, den der im Jahre 1924 verstorbene Gompers auf das wirtschaftliche und gewerkschaftliche Leben Nordamerikas ausgeübt hat. Das vorliegende Buch setzt kritische Leser voraus, die gründlich mit den entsprechenden Verhältnissen der Vereinigten Staaten vertraut und in der Lage sind, die ganz anders gelagerte Situation, die sich aus der deutschen Entwicklung ergibt, richtig zu bewerten. Da erfahrungsgemäß Literatur über Gewerkschafts- wie auch über Genossenschaftswesen leider selbst in Volksbüchereien, die einen guten Bestand solcher Literatur haben, sehr selten verlangt wird, erübrigt sich die Anschaffung; sie kommt nur für große Gewerkschaftsbüchereien in Frage, die die einschlägige Literatur möglichst vollständig zu sammeln bestrebt sind. K. Löffler (Berlin).

4. Sprach- und Literaturkunde, Theater.

Schnabel, Paul: Wahrheit und Dichtung in Hermann Löns' „Zweitem Gesicht". Ein Beitrag zur Psychologie der Dichtung. Leipzig: Köhler & Amelang 1928. 269 S. Lw. 5,50.

Aus dem vielfachen Gerede subjektiver Auffassungen und persönlicher, allzupersönlicher Deutungen hebt sich dies Buch eines Literarhistorikers als ein erster Versuch hervor, dem eigentlichen Zentralproblem des Lönsschen Lebens, das im „Zweiten Gesicht" seinen Niederschlag gefunden hat, mit den Mitteln objektiver biographischer Forschung nahezukommen. Auf Grund eingehender Studien eines bisher noch unveröffentlichten Briefmaterials und persönlicher Aussprache mit den beteiligten Personen stellt Professor Schnabel die genauen Zusammenhänge zwischen dem Leben von Löns und dessen künstlerischer Selbstgestaltung im „Zweiten Gesicht" fest, im wesentlichen das als objektiven Befund bestätigend, was „Swaantje" als ihre Erinnerungen an die entscheidende Zeit in Löns' Leben vorgetragen hat. Wenn man weiß, in welchem Maße gerade um Löns sich ein Kliquenwesen übelster Art breitgemacht hat, kann man dies Buch, das hoffentlich dem vielen Hin- und Hergerede und den aus Sensationsbedürfnis geborenen Schreibereien über Löns endlich ein Ende macht, nur begrüßen. Als ein ausgezeichneter Beitrag zur Psychologie des schaffenden Künstlers wird das Werk auch dem nur allgemein literarisch Interessierten von Wichtigkeit sein. K. Schulz (Gera).

Welter, Nikolaus: Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart. 3. verm. Aufl. München: Kösel & Pustet o. J. (Sammlung Kösel. Bd 106—108.)

Der neue, einbändige Welter hat gegenüber dem zweibändigen der früheren Ausgaben den Nachteil, daß er die beiden völlig ungleichwertigen Teile, in welche er nach wie vor zerfällt, zu einer als Ganzes abzulehnenden Einheit zusammenfaßt. Der Teil des Buches, der die ältere Literatur behandelt, ist — für sich genommen — eine lebendig geschriebene, klar gegliederte, bis auf wenige sachliche Fehler (Abbé Galiéni statt Galiani) und stilistische Mängel („Vorliebe zum . . .", „entnüchtert" statt „ernüchtert") einwandfreie Arbeit, die zwar entschieden katholische Weltauffassung vertritt, aber selbst Gegnern wie Montaigne oder Voltaire (dem Dichter wenigstens, wenn auch nicht dem Menschen) gerecht zu werden vermag. Eine charakteristische Schwäche Welters geht allerdings durch das ganze Buch: Bei allem Streben nach Gerechtigkeit, das den ersten Teil auszeichnet, fehlt doch dem Verfasser auch hier das Gefühl für die Verteilung der Akzente, so daß nirgends ein abgewogenes Urteil herauskommt, sondern ein oft überraschendes Gemisch von Lob und Tadel: Da „züchtet" G. de Balzac „den Gemeinplatz" und bleibt dabei

— „der erste Stilist seiner Zeit“, Malherbe „reimt mit gleichmäßig kalter Gewissenhaftigkeit“, aber „die Form bleibt kristallen und voll Wohllaut“ u. a. m. Vielleicht hat Welter sich nur nicht die Zeit genommen, die Prämissen seiner Urteile in der gehörigen Reihenfolge zu entwickeln — es passiert ihm nämlich auch sonst, daß er (um schneller vorwärtszukommen?) Tatsachen als bekannt voraussetzt, die alles andere als allgemeines Bildungsgut sind. Der zweite Teil des Buches, etwa von dem Kapitel „Romantik“ an, bedeutet dann einen rapiden Abstieg; zum Schluß ist es nur noch eine flüchtige Bibliographie ohne rechtes Einteilungsprinzip, der pure Zufall regiert (wie käme z. B. sonst Maeterlinck ans Ende der französischen Dramatik zu stehen?), ein Chaos von Namen, Buchtiteln und Jahreszahlen sprudelt auf, Dichter werden aufgegriffen, kurz auf ihre Katholizität untersucht und mit gleich plumpem Lob oder Tadel entlassen. Daß Welter, der sich an Loti und Rostand entzückt, für Baudelaire und Mallarmé Verständnis aufbringe, wird niemand erwarten, aber daß er eine so reinlinige unproblematische Erscheinung wie Jammes mit dem Urteil „schlicht, treu und brav“ nicht nur zu charakterisieren, sondern zu ehren glaubt, das beweist eine mehr als landläufige Ahnungslosigkeit. Und schlimmer noch als alle Geschmacklosigkeiten (deren tollste die „dreiste Schnauze“ Clémenceaus ist!), als alle Provinzialismen („die Sammlung enthält des Flitters und der Empfindsamkeit noch ziemlich“), schlimmer als alle einzelnen Entgleisungen ist die Haltung, die zuchtlose geistige Haltung dieses zweiten Teils, der sich nicht mehr die Mühe gibt, Intoleranz, handfesten Nationalismus und primitiven Antisemitismus zu verbergen oder zu sublimieren. So anerkennenswert die Leistung des ersten Teils ist — als Ganzes ist das Buch für uns unbrauchbar.

G. Hermann (Treptow).

5. Bildende Kunst, Musik, Lichtspiel.

Brandt, Paul: Schaffende Arbeit und bildende Kunst vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Bd 1—2. Leipzig: Kröner 1927—1928. Lw. 18,—.

Der Titel des Buches ist die Inhaltsangabe. Indem Brandt uns schildert, wie die Völker und ihre Künstler ihre Stellung zur Arbeit dargestellt haben, gibt er gleichzeitig einen beachtlichen Ausschnitt aus der Kulturgeschichte, die sich auch in dem großen, mit vielem Geschick und eindringendem Verständnis ausgewählten Bildermaterial widerspiegelt. Der Text ist lesenswert und anregend, oft den Blick erweiternd einprägsam. Und wenn auch das eine oder das andere Kapitel noch Wünsche nach einem Mehr — besonders eben in kulturgeschichtlicher Beziehung — offen läßt, so handelt es sich doch im ganzen um die bedeutsame Arbeit eines seinen Stoff durchaus beherrschenden Kunsthistorikers, die in jeder Volksbücherei zur Pflege und Förderung der Kunstbetrachtung sehr gut verwendbar ist.

M. Schaefer (Solingen).

Müller-Wulckow, Walter: Wohnbauten und Siedlungen. Ill. Königstein i. T.: Langewiesche 1928. 122 S. Kart. 3,30. (= Blaue Bücher.)

— Bauten der Arbeit und des Verkehrs. Neue erw. Ausg. Ill. Ebenda 1929. 119 S. Kart. 3,30.

— Bauten der Gemeinschaft. Ill. Ebenda 1928. 110 S. Kart. 3,30.

Neundörfer, Ludwig: Wie wohnen? (Neuzeit-Einrichtung kleiner Wohnungen.) Hrsg. im Auftrage des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung, Frankfurt a. M. Ill. Ebenda 1929. 48 S. Kart. 1,20. (= Der eiserne Hammer.)

Einzelhäuser, Siedlungen, Mietbauten sind das Thema des ersten Bandes. Die Einleitung sucht den neuen Baustil in seinem Wesen und seinen Zielsetzungen begreiflich zu machen, sie geht auf das Ganze und läßt aus ihm die Einzelheiten als logische Folge erwachsen (z. B. in der einleuchtenden Formulierung für die Bedeutung des flachen Daches im modernen Bau). Das Wesentliche, wie immer bei den Blauen Büchern, der Bildteil: er stellt die typischen Leistungen des neuen

Bauens in den Vordergrund, ohne die Spielarten zu verschweigen. Den Eindruck, den die Außenansichten vermitteln, ergänzen einige wenige Innenaufnahmen; und Grundrißzeichnungen ermöglichen die Nachprüfung der Zweckmäßigkeit in der Aufteilung des Baukörpers. —

An der Neuauflage des zweiten Buches — es wurde Jahrgang 8, S. 246 bereits angezeigt — wird klar, mit welcher Sorgfalt Herausgeber und Verleger bemüht sind, die starke Stoßkraft gerade dieses Bandes der „Blauen Bücher" ganz lebendig zu erhalten. Um den Fortschritt in den baulichen Leistungen der letzten Jahre voll zur Geltung kommen zu lassen, ist die Abbildungszahl auf 110 erhöht; diese Zahl enthält von den 78 Abbildungen der ersten Auflage aber nur 50. Weggefallen sind im wesentlichen Wiedergaben von Bauten der Übergangsperiode, die die klare Vorstellung vom Wesen und Wert jetziger Industriebauten nur verwirren. Ein Vergleich etwa der abgebildeten Verkehrsbauten in den beiden Auflagen läßt schlaglichtartig erkennen, wieviel echter, einfacher, zweckmäßiger und doch großartiger man in den letzten Jahren bauen gelernt hat. Es ist zu begrüßen, daß nun auch Innenaufnahmen etwas mehr Platz gegönnt ist (10 statt 3), daß auch Schnitte und Risse beigefügt wurden; es ist bemerkenswert, wie einzelne Architekten in ihrer persönlichen Leistung klarer hervortreten (etwa Alfred Fischer-Essen oder Erich Mendelsohn-Berlin). —

Der Herausgeber spricht im dritten Bande davon: „Bauten der Gemeinschaft umfassen insonderheit die I n h a l t e d e r K u l t u r". Wohn- und Industriebau nehmen ihre Anregungen und ihre Gesetzmäßigkeiten aus der Aufgabe, der sie dienen sollen. D i e s e Aufgaben können klargestellt werden, und so gibt es hier heute schon nicht nur befriedigende, sondern vorbildliche, reife Lösungen. Dagegen muß sich der Zwiespalt in unserem kulturellen Leben, das bewußte Festhalten an einer oft nicht mehr lebendig gefühlten Tradition einerseits, und das Vorwegnehmen zukünftiger Entwicklung andrerseits, im Kultbau — das Wort im weitesten Sinne — widerspiegeln. Hieraus erklärt sich der zwiespältige Eindruck des Bandes, hieraus erklärt sich auch, daß die besten Leistungen bei Krankenhäusern, Schulen und ähnlichen Bauten vorliegen, daß aber bei Theatern, Festhallen und erst recht bei Kirchen noch mancher störende Kompromiß sich aufdrängt; denn wo hier „wirklich neue Raumideen Gestalt annehmen" wollen, „da fehlt es an der Gemeinde, die sie mit ihrem Erleben erfüllen und sich — ihrer geistigen Haltung nach — zu ihrer Verwirklichung bekennen könnte". Deswegen wird man ihres teilweise sehr problematischen Charakters wegen die „Bauten der Gemeinschaft" nur für einen eingeweihteren Leserkreis n e b e n den Wohnbauten und Bauten der Arbeit, die jede Bücherei besitzen sollte, bereithalten. —

Im Hammerbändchen wird über das Einrichten im allgemeinen, über das einzelne Möbelstück, über Gerät, Farbe und Schmuck in der Wohnung in einfachen Ratschlägen alles Wichtige gesagt. Die Kostenfrage wird nicht nur theoretisch behandelt, sondern durch genauen Nachweis der Hersteller und durch Preisangaben bekommt das Büchlein eine eminent praktische Bedeutung. Hier ist klar durch Wort und gute Abbildung der j e d e m gangbare Weg in eine neue Wohnungskultur gewiesen. J. B e e r (Berlin).

A l t m a n n, Wilhelm: Handbuch für Streichquartettspieler. Bd 3. Berlin: Hesse 1929. 372 S. Geb. 7,50. (Hesses Handbücher der Musik. Bd 92.)

Hatten die ersten beiden Bände dieses sehr verdienstvollen Führers die Literatur des Streichquartetts erläutert (vgl. die Besprechung in Jg. 9 H. 1), so behandelt Altmann in diesem dritten, abschließenden Bande in gleicher Anlage die Literatur des Streichtrios, -quintetts, -sextetts, des Doppelquartetts und des Streichoktetts von Bach bis zur Gegenwart und bringt außerdem einen Nachtrag zu den ersten beiden Bänden. Das ganze Werk stellt also einen gründlichen Führer durch das gesamte internationale Gebiet der reinen S t r e i c h - K a m m e r m u s i k dar (was der Titel nicht erkennen läßt) und wird als solches von keiner größeren Bücherei entbehrt werden können; auch im Lesesaal wird es gute Dienste leisten können. Zu bedauern bleibt nur, daß dem dritten Bande aus Ersparnisgründen keine Notenbeispiele beigegeben werden konnten. K. Th. B a y e r (Berlin).

6. Länder- und Völkerkunde, Reisebeschreibungen.

Consten, Hermann: Der rote Lama. Ein Erlebnis aus dem innersten Asien. Stuttgart: Strecker & Schröder. 180 S. Lw. 5,50.

Hermann Consten, der durch sein Werk über die Weideplätze der Mongolen bestens bekannte Asienforscher, legt hier ein Buch aus Innerasien vor, das das Interesse aller derer finden wird, die sich mit der Kultur und der Landschaft dieser Gebiete befassen. Ohne eine bestimmte Zeit oder bestimmte politische Verhältnisse näher darzustellen, baut er eine äußere Handlung auf, deren Hauptzüge sind, daß der Lama, der in die Welt hinausgegangen war und in Rußland als „Politischer" gefangen gesetzt ist, sich aus den Fesseln der sibirischen Zwangsarbeit befreit und in schwerstem Kampf mit den Naturgewalten sein Kloster, in das einzugehen ihm nach tiefer geistiger Läuterung bestimmt ist, erreicht. Mit unerhörtem Reichtum der Schilderung weiß Consten Natur und Land darzustellen, unerschöpflich, farbenreich stimmungsvoll fließen ihm die Worte und Bilder. Aber tief führt er auch in die Kultur und in das Geistesleben der Lamas ein. Dies ist ihm der Hauptzweck des Buches. Meines Wissens hat noch niemals ein Europäer etwas derartiges geschildert wie Consten, wenn er uns in die Klöster der Räuberlamas, der Selbstversenker, in den Tempel der Tigersphinx und in den Tempel des Lebens führt. — Für den kritischen Betrachter liegt die große Schwierigkeit in der Frage, wieweit die Wahrscheinlichkeit geht und wo die Dichtung anfängt. Unmöglich erscheint der Gedanke, daß der Forscher Consten alles ohne Anhaltspunkte mit dichterischer Phantasie geschaffen habe. Falls es wirklich solche Geheimnisse gibt, oder wenn es im Geistesleben der mongolischen Lamas so unerhörtes inneres Erleben gibt, dann führt uns das Buch an religiöse und geistige Tiefen des Buddhismus, an die noch nie ein Europäer soweit herangekommen ist. Ein Abenteurerbuch ist es jedenfalls nicht, obgleich mancher sich ohne Zweifel gern von dem unerhörten Geschehen würde fesseln lassen. H. Schüen (Stettin).

Colditz, Rudolf von: Unter Gauchos und Siedlern in Argentinien. Ill. Berlin: Safari-Verlag 1928. 260 S. Lw. 8,—.

Der Verfasser ist bereits durch sein Buch „Im Reiche des Kondor" bekannt geworden. Er war bis zu seinem Lebensende argentinischer Konsul in Düsseldorf und hat 15 Jahre in Argentinien gearbeitet, so daß er Land und Leute gründlich kennen lernte. — Das vorliegende Werk enthält Eindrücke und Erlebnisse einer Reise, auf der v. Colditz alle argentinischen Siedlungsgebiete persönlich in Augenschein nahm, um als Konsul deutsche Auswanderer richtig beraten zu können. Für uns steht Argentinien unter den zur Ansiedlung geeigneten Ländern in der ersten Reihe, und das argentinische Volk, kulturell schon jetzt die führende Macht in Südamerika und in wenigen Jahren auch zahlenmäßig wie politisch, sieht den deutschstämmigen Einwanderer als einen der wertvollsten, kulturfördernden Bestandteile in seinem Volkskörper an. In einem reizvollen Plauderton, oft mit köstlichem Humor gewürzt, führt uns der Verfasser in die seit 80 Jahren blühenden deutschen Siedlungen im Süden Chiles, von da über die Kordillere durch das argentinische Neuquen-Territorium nach San Martin de los Andes, weiter über den Ipela-Paß zurück nach Chile und von dort mit einer Schleife über den Paß von Santa Helena wieder in die argentinische Hauptweinprovinz Mendoza. Dann lernen wir die reichen, aber zur Ansiedlung ungeeigneten Provinzen Santa Fé, Entre Rios Corrientes kennen und zum Schluß die für Ansiedler wichtigen Gebiete im Checo und Misiones. — Das Buch ist nicht nur für Auswanderer bestimmt, sondern für alle Freunde zwangloser Schilderungen von Reiseerlebnissen, denn die Wiedergabe dieser Erlebnisse hat mehr Raum beansprucht als das, was den Auswanderer interessiert. Es hätte auch ruhig hin und wieder die Erzählung der einen oder anderen — an und für sich allerdings köstlichen — Episode etwas kürzer sein dürfen. Für die Jugend ist das Buch leider ungeeignet, da es gelegentlich Stellen recht derber Erotik enthält. W. Klein (Essen).

Kaufmann, Alfred: Ewiges Stromland. Mit Abb. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. 223 S. Lw. 10,—.

Kaufmanns Ägyptenbuch, das 1929 bereits in zweiter, vermehrter Auflage erscheinen konnte, ist nicht, wie es der Titel vermuten läßt, eine empfindsame Reiseschilderung, sondern eine bei aller Knappheit ungemein vielseitige und übersichtliche Darstellung des ganzen Gebietes nach allen Richtungen. Landschaft, Bevölkerung, Wirtschaft, sächliche und geistige Kultur, Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, alles findet wohl abgewogen im Gesamtbilde seinen Platz. Das reich bebilderte Buch ist solcher Art auch schon für kleinere Büchereien als Handbuch empfehlenswert; wegen der frischen und bei aller Sachlichkeit doch so von persönlichem Erleben und Anschauen durchdrungenen Verarbeitung und Gestaltung des Stoffes werden es ernsthafte Leser aber auch gern an Stelle einer Reisebeschreibung lesen. (Vgl. auch „Ferne Länder" II, S. 127.)

B. Sauer (Plauen i. V.).

Kohl, Ludwig: Nordlicht und Mitternachtssonne. Mit Abb. Stuttgart: Strecker & Schröder 1926. 139 S. Lw. 6,—.

Bevor Kohl 1923 auf die Walfischfängerfahrt „Zur großen Eismauer des Südpols" ging (Strecker & Schröder, 1926), weilte er vier Jahre als norwegischer Regierungsarzt am Tanafjord in Finnmarken. Von dieser Zeit, vom eigenartigen Reiz des Landes während der verschiedenen Jahreszeiten und vom Leben der Lappen erzählt er in diesem schönen Buche, das gleich weit entfernt ist von trockenem Bericht wie von oberflächlich-geschwätziger Tagesschriftstellerei. Besonderer Wert kommt seinen ärztlichen und rassischen Beobachtungen zu. Schon kleineren Büchereien, insbesondere für völkerkundlich wißbegierige Leser, kann das vorzüglich bebilderte Buch empfohlen werden. (Vgl. auch „Ferne Länder" II, S. 115.) B. Sauer (Plauen i. V.).

Le Coq: Von Land und Leuten in Ost-Turkestan. Berichte und Abenteuer der vierten deutschen Turfan-Expedition. Mit 156 Abb. im Text und auf 48 Taf., sowie 5 Kt. Leipzig: Hinrichs 1928. VII, 183 S. Lw. 12,—.

Die Hauptaufgabe der im Jahre 1912 vom Direktor des staatlichen Museums Berlin geleiteten Expedition bestand in dem Nachweis der Beziehungen zwischen der antiken hellenistischen Kultur und Kunst Indiens, Chinas und Japans, eine Aufgabe, die trotz großen Schwierigkeiten dem Ausbruch politischer Wirren zwischen China und Rußland gerade in jener Zeit vollkommen geglückt ist. In dem vorliegenden Buch berichtet der Expeditionsleiter von den einzelnen Etappen seines beschwerlichen und gefahrvollen Reiseweges, von seinen Eindrücken von Land und Leuten, hauptsächlich aber von den interessanten kunstgeschichtlichen Funden, wie sie namentlich in verschütteten Felsentempeln entdeckt wurden. Das Buch kommt nur für großstädtische Büchereien mit besonderen Studienbücherei-Abteilungen in Frage, da es in erster Linie nur für kunstgeschichtlich interessierte Leser von Interesse ist.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Prorok, Byron Graf Khun de: Göttersuche in Afrikas Erde. Fünf Jahre Ausgrabung in Karthago, Utica und der Sahara. Mit 44 Abb. u. 1 Kt. Aus dem Engl. von W. R. Rickmers. Leipzig: Brockhaus 1928. Lw. 13,—.

Dieses Buch ist von einem Ungenannten in den Nachrichten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft begeistert gepriesen worden; wie mir scheint, zu Unrecht. Der Verfasser beschreibt in ihm mit den Stilmitteln der amerikanischen volkstümlichen Presse die Ausgrabungen, die von ihm finanziert und von französischen und amerikanischen Gelehrten in Karthago und Utica vorgenommen wurden. Daran schließt sich als verhältnismäßig interessantester Teil des Buches die Schilderung verunglückter Versuche, bei der Insel Dscheba durch Taucher antike Reste festzustellen. Es folgen in blühendstem Stil gehaltene und trotzdem unanschaulich bleibende Beschreibungen altbekannter südtunesischer Ruinenstätten und zuletzt einer — wie auch das karthagische Unternehmen — von gewaltiger Zeitungsreklame begleiteten Automobilexpedition in die zentrale Sahara, bei der ein großes Grabmal flüchtig und nicht zur Freude der Umwohner untersucht wurde.

Als wichtigste Persönlichkeit bei all diesen Unternehmungen erscheint der Filmoperateur. Im Einzelnen strotzt das Buch von Ungenauigkeiten, wie ja auch, charakteristisch für den Geist des Ganzen, nicht der bescheidenste Plan der Ausgrabungen und kein Index beigegeben ist. — Französische Gelehrte ersten Ranges haben Nordafrika wissenschaftlich erschlossen und in großenteils glänzenden Büchern über ihre Entdeckungen und Funde berichtet. Mußte da wirklich ein hochangesehener deutscher Verlag seine Mühe und seine wie immer ausgezeichnete Ausstattung an dieses oberflächliche Werk eines reklamegewandten Dilettanten wenden?

E. Gratzl (München).

Schebesta, Paul: Bei den Urwaldzwergen von Malaya. Mit 150 Abb. u. 1 Kt. Leipzig: Brockhaus 1927. Lw. 16,—.

Die Orang-Utan oder, wie sie in der Völkerkunde gewöhnlich genannt werden, Semang im Innern der malayischen Halbinsel gehören mit einer Durchschnittsgröße der Männer von 151 cm und der Frauen von 140 cm zu den wenigen echten Zwergvölkern der Erde. Es sind Urwaldnomaden, die noch auf einer vorsteinzeitlichen Kulturstufe stehen — Bambuszeit nennt sie der Verfasser — und sich in der Hauptsache vom Früchte- und Knollensammeln ernähren. Wie alle primitiven Völker sind sie im Aussterben begriffen. Ihre bis dahin fast unbekannten Lebensverhältnisse erforscht zu haben, ist das Verdienst des Paters Schebesta, der größtenteils ganz allein fast zwei Jahre, 1924 und 1925, unter ihnen geweilt hat, in ihren weiten, unwegsamen Wandergebieten umhergezogen ist und ihre Lebensweise mit ihnen geteilt hat. Durch diese weitgehende Anpassung gelang es ihm, ihr Vertrauen zu erlangen, ihre Sprache zu erlernen und dadurch wiederum auch wirkliche Einblicke in ihre gesellschaftlichen und kulturellen Zustände, in ihr Wesen und ihre Anschauungen zu gewinnen. In der Form eines wohltuend schlichten, warmherzigen Reiseberichtes breitet Schebesta vor dem Leser seine Erlebnisse und Erkenntnisse aus, die sich zu einem lebensvollen Bild runden. Abenteuerleser werden mit dem wertvollen Buche trotz der vielen schönen Lichtbilder nicht viel anzufangen wissen; dessenungeachtet sollten schon mittlere Büchereien es für völkerkundlich eingestellte Leser bereit halten. B. Sauer (Plauen i. V.).

Stefansson, Vilhjalmur: Neuland im Norden. Die Bedeutung der Arktis für Siedlung, Verkehr und Wirtschaft der Zukunft. Deutsche Bearb. von H. Rüdiger. Ill. Leipzig: Brockhaus 1928. 288 S. Lw. 8,—.

Das ist ein kühnes Buch voll neuer Gedanken! Stefansson behauptet nichts Geringeres, als daß das bisher als unbewohnbar und wertlos geltende Gebiet der arktischen Gegenden noch eine ungeheure Rolle für die Zukunft der Völker spielen werde. Nicht nur, weil es für den künftigen Weltluftverkehr zwischen den Kontinenten das gegebene Passiergebiet ist (eine Katastrophe dort ist, das beweist für ihn der Fall Nobile, längst nicht so unbedingt vernichtend wie eine Katastrophe auf dem Weltmeer), sondern vor allem, weil nach seiner Meinung die wirtschaftlichen Möglichkeiten dieser Länder noch immer weit unterschätzt werden. Wie heute schon das früher streng gemiedene Kanada und das für völlig wertlos gehaltene Alaska wertvolle Bezirke der Weltwirtschaft geworden sind, so werden später auch die weiter nördlich gelegenen Gebiete besiedelt werden, wenn man sich nur erst einmal auf die in ihnen liegenden Erwerbsmöglichkeiten besinnt. Und Stefansson zeigt einen Weg dazu: Diese Gebiete bieten, zumal die Winter dort längst nicht so streng sind wie der Winter Sibiriens, eine glänzende Möglichkeit für Viehzucht zum Zwecke der Fleischerzeugung, wenn man die nötigen Renntiere einführt und den Polarochsen zähmt. Daß es sich hier um keine bloßen Utopien handelt, zeigt die Einführung und glänzende Vermehrung der Renntiere in Alaska und das Interesse, das die kanadische Regierung an all diesen Fragen nimmt, wie ja überhaupt Stefansson nicht ziellos ins Blaue redet, sondern alle Behauptungen nur auf Grund seiner langen Kenntnis der Arktis wagt. — Das Buch gibt ein wirklich fesselndes und oft überraschendes Bild der nur wenig bekannten arktischen Welt und eröffnet für jeden nachdenklichen Leser weite Perspektiven. — Für die Volksbüchereien sehr geeignet. K. Schulz (Gera).

Schuster, Adolf N.: Paraguay. Land, Volk, Geschichte, Wirtschaftsleben und Kolonisation. Mit 18 Karten, 68 Abb. auf Taf. sowie 321 Abb. im Text. Stuttgart: Strecker & Schröder 1929. XX, 667 S. Lw. 40,—.

Der Verfasser, Schweizer Arzt und Konsul, ist bereits durch ein umfangreiches Werk über Argentinien bekannt. Das vorliegende Buch, glänzend ausgestattet und mit Karten, Tabellen und Registern reich versehen, gibt eine erschöpfende Landeskunde von Paraguay. In den geschichtlichen Abschnitten durchaus lesbar, wird es im übrigen mehr als Nachschlagewerk dienen und ist als solches für größere geographische Handbibliotheken unentbehrlich. E. Gratzl (München).

Dugmore, A. Radclyffe: Frieden im Sudan. Ill. Leipzig: Brockhaus 1926. 283 S. Lw. 9,50.

Schriftstellerische Schilderungen aus den vorwiegend von der europäischen Zivilisation erfaßten Teilen des englisch-ägyptischen Sudans, unterhaltsam und nicht ohne Humor und durch die bei Brockhaus fast immer guten Abbildungen noch in ihrer Wirkung auf den Leser verstärkt. Da Dugmore wohl in amtlichem oder halbamtlichem Auftrage reiste und insbesondere auch den Aufstieg des Landes unter der britischen Verwaltung aufzuweisen bemüht ist, können seine politisch-wirtschaftlichen Auslassungen, zumindest was Vollständigkeit, bzw. die Auswahl des Stoffes anlangt, von Einseitigkeit natürlich nicht frei sein. Für Colin-Roß-Leser mögen mittlere und größere Büchereien das Buch einstellen. Vgl. „Ferne Länder" II, S. 119 f. B. Sauer (Plauen i. V.).

Grühl, Waldemar: Aus der Untersekunda ins Innere Abessiniens. Mit 45 Abb. u. 1 Kte. Minden: Köhler 1929. 182 S. Geb. 5,50.

Der 14jährige Verfasser begleitete seinen Vater auf einer Forschungsreise über Ägypten und Abessinien nach Kaffa, dem afrikanischen Tibet. Echt jungenhaft erzählt er, zum größten Teil in Tagebuchblättern, von den furchtbaren Strapazen und von den Erlebnissen der Reise und berichtet mancherlei Merkwürdiges von den Bewohnern und der Tierwelt des bereisten Gebietes. — Nur für große Büchereien. W. Eggebrecht (Stettin).

Hedin, Sven: Auf großer Fahrt. Meine Expedition mit Schweden, Deutschen und Chinesen durch die Wüste Gobi 1927—28. Mit 110 bunten und einfarb. Abb. und 1 Routenkarte. Leipzig: Brockhaus 1929. 347 S. Lw. 15,—.

Nach vielen Jahren hat der berühmte Asienforscher im Jahre 1927 erneut den Boden Asiens betreten, der seit seiner Jugend einen unwiderstehlichen Reiz auf ihn ausübte. Diesmal unternahm er an der Spitze eines wissenschaftlich ausgezeichnet ausgerüsteten Expeditionsstabes und mit Hilfe von 270 Kamelen eine Forschungsreise in ostwestlicher Richtung quer durch die Wüste Gobi von Paoto bis Urumtschi. Das vorliegende Buch enthält die Schilderung des Verlaufes des ersten Teiles dieser Expedition. Es berichtet fesselnd von den mancherlei Hemmungen, mit denen die Reisenden zu kämpfen hatten, die aber schließlich durch die zähe Energie und die unverwüstliche Zuversicht Sven Hedins überwunden wurden. Es gelang aller Widerwärtigkeiten an Krankheit, Kälte, Revolte der Kamele, rasenden Sandstürmen, Bedrohung durch Räuberhorden Herr zu werden. Die Hauptaufgabe der Expedition bestand in der Errichtung mehrerer meteorologischer Stationen, um wichtige Aufschlüsse über die klimatischen Verhältnisse Innerasiens zu gewinnen. Der Schilderung von Land und Leuten sind eine große Anzahl photographischer Aufnahmen und mehrere farbige Skizzen beigegeben, die insbesondere eine Vorstellung von der eigentümlichen Farbenwirkung der Wüstenlandschaft vermitteln. — Bereits für mittelgroße Büchereien. H. Horstmann (Gleiwitz).

Hermann, Franz: Auf Wanderschaft ins Wunderland. Eine abenteuerliche Fahrt von Passau nach Indien quer durch die Lande des Islam. Mit 10 Bildern und 4 Kt. Leipzig: Koehler 1928. 319 S. Geb. 5,50.

Zwei junge Burschen, kaum volljährig, unternehmen wagemutig und nur mit

den notwendigsten Dingen ausgestattet, eine einjährige Reise. Die Reise geht von Passau aus die Donau abwärts durch Bulgarien bis Rustschuk, von dort über Varna am Schwarzen Meer nach Konstantinopel, weiter quer durch Anatolien nach Bagdad, durch Persien zum Persischen Golf und von hier nach Karachi in Indien. Von dort aus begeben sich die beiden Unternehmungslustigen auf die Heimreise nach Hamburg, mit dem Schiff durch das Rote und Mittelländische Meer. Der eine der beiden Burschen, von dem der Reiseplan ausging, beschreibt im vorliegenden Buch schlicht, aber ansprechend und unterhaltsam die Einzelheiten des Reiseweges, berichtet von mancherlei abenteuerlichen Erlebnissen, von allerlei Volk und Menschen, mit denen die Reisegefährten in innigere Berührung kamen. — Irgend ein geographischer Wert kommt dem Buche nicht zu. Es bietet aber einfachen Lesern eine unterhaltsame Lektüre. Schon für reifere Jugendliche geeignet.

H. Horstmann (Gleiwitz).

Jaspert, Willem: Afrikanisches Abenteuer. Auf der Walze durch Urwald, Sumpf und Steppe. Minden: Köhler 1929. 234 S. Geb. 5,50.

Das Buch enthält eine Schilderung der Abenteuer und Erlebnisse auf der in den Jahren 1926—27 unternommenen Forschungsreise des Frankfurters Willem Jaspert nach Portugiesisch-Angola, den im Norden an das ehemalige Deutsch-Südwest grenzenden Bezirk Afrikas. Kaum eine Expedition ist bisher mit solcher Aufopferung und derartiger Begeisterung durchgeführt worden wie diese. Ohne fremde Hilfe, ohne jede Geldunterstützung reist Jaspert, anfangs von seinem Bruder und dann von seiner Frau und seinem einjährigen Söhnchen begleitet, durch größtenteils noch ganz unbekannte Gegenden „des Landes tausendjähriger Kulturen". Wochen- und monatelang trifft er keinen Weißen, sondern sammelt nur im Verkehr mit den Schwarzen systematisch alles vorhandene und erreichbare äußere Kulturgut der verschiedenen Eingeborenenstämme und zeichnet ihre Sprache, ihre Sagen und Dichtungen auf, wobei er ihnen auch menschlich nahe kommt. Den größeren Teil des Tages aber muß er, um das Geld für die Expedition und für die Heimreise aufzubringen, körperlich sehr schwer arbeiten in einem Klima, das ihm und seiner Familie Fieberschauer, Schwarzwasser, Malaria und alle nur denkbaren Tropenkrankheiten beschert. In diesem Buch tritt vor den Leser ein neuer Typ des Forschungsreisenden, der als Land- und Eisenbahnarbeiter, Zugführer, Dolmetscher, Ingenieur usw. meist ohne Waffen, ohne Arzt und Medikamente seinen Lebensunterhalt verdient und so Land und Leute auf andere Weise kennen lernt als die meisten Forscher und Reisenden vor ihm. Von allen seinen interessanten und abenteuerlichen Erlebnissen erzählt Jaspert so schlicht, so unaufdringlich und mit so launigem Humor, daß alle Leser, auch jugendliche, dieses wertvolle Buch nicht bloß mit Spannung, sondern auch mit innerem Gewinn lesen werden. W. Eggebrecht (Stettin).

Mjöberg, Eric: Durch die Insel der Kopfjäger. Abenteuer im Innern von Borneo. Aus dem Schwed. von Th. Geiger. Mit 100 Abb. u. 1 Kt. Leipzig: Brockhaus 1929. Geh. 8,—. Lw. 10,—.

Der schwedische Verfasser hat als Zoologe von 1919—1922 auf Sumatra gearbeitet, dann als Vorstand des Museums von Sarawak auf Borneo in den drei folgenden Jahren große Forschungsreisen in das zentrale Hochgebirge der noch unvollständig erschlossenen Insel durchgeführt. Über seine Tätigkeit berichtet er nun in zwangloser Frische, manchmal vielleicht allzu formlos in Ton und Aufbau, und als Naturwissenschaftler wohl auch allzuleicht zu materialistischer Erklärung eingeborenen Brauches bereit. Dafür kennt er wirklich, was er beschreibt, und kann das Gesehene anschaulich und unter Zurückstellung gelehrten Beiwerkes darstellen. Das eigenartige Staatswesen von Sarawak, das nun schon in der dritten Generation von einer englischen Familie ziemlich unumschränkt regiert wird, schildert er nicht gerade liebevoll. Mit den Eingeborenen aber hat er sich offenbar gut verstanden und hält sich von überlegenem Aburteilen auch da ferne, wo ihre Sitten, wie die religiös bedingte, jetzt allmählich verschwindende Kopfjägerei, europäischem Geschmack reichlich unsanft scheinen. Gute Bilder ergänzen geschickt den Text des auch sonst hübsch ausgestatteten Buches. Es darf willkommen geheißen werden, da es Neues aus einem wenig bekannten Stück Erde bringt.

E. Gratzl (München).

Norden, Hermann: Persien wie es ist und war. Mit Karawane, Auto und Flugzeug durch Risas Königreich. Mit 59 Abb. u. 1 Kt. Leipzig: Brockhaus 1929. 204 S. Lw. 8,50.

Von „Persien, wie es war" ist trotz des Titels in diesem Buche nicht die Rede. Dem Verfasser hätten zu seiner Schilderung offenbar auch alle Kenntnisse gefehlt. Es ist einfach die Beschreibung der Reise eines wohl amerikanischen Globetrotters auf der oft und besser geschilderten Strecke Buschir—Schiras—Jspahan—Teheran—Enseli, ohne besondere Erlebnisse, ohne neue Beobachtungen. Eine Schilderung der großen Anlagen der Anglo-Persian Oil Company, die der Verfasser besucht hat, wäre verdienstlich gewesen; leider fehlt sie. Dafür ist gut die Hälfte aller Eigennamen und persischer Worte auf unmenschliche Weise verstümmelt. Dieses ganz oberflächliche Buch ist ursprünglich englisch erschienen; die deutsche Übersetzung, an die der Verlag einen hübschen Einband verschwendet hat, war herzlich überflüssig. E. Gratzl (München).

Rosenberger, Eugenie: Auf großer Fahrt. Minden: Köhler 1929. 334 S. Geb. 6,—.

Diese ursprünglich für Verwandte und Freunde bestimmten Tagebuchblätter und Briefe einer deutschen Kapitänsfrau, die ihren Gatten auf vielen Reisen über den Ozean begleitete, schildern das Leben an Bord eines großen Segelschiffes in der Zeit, da bereits die Dampfer den weit schöneren Segelschiffen den Rang streitig gemacht haben. Von Sturmnächten, windstillen Tagen und ruhiger Fahrt, aber auch vom Leben und Treiben in den Häfen erzählt eine belesene, mannigfach interessierte Frau, die sich auf dem Schiff an der Seite ihres Mannes so recht in ihrem Element fühlt. — In großen Büchereien wird sich mancher Leser für das Buch finden. W. Eggebrecht (Stettin).

7. Naturwissenschaft, Technik.

Dobe, Paul: Wilde Blumen der deutschen Flora. Hundert Naturaufnahmen. Leipzig: Langewiesche 1929. 108 S. Kart. 3,30.

Ein neuer Band der „Blauen Bücher", aus dem der innere Reichtum der heimischen Blütenwelt spricht. Mit voller Absicht sind die fremdländischen, eingebürgerten und gezüchteten Blumenerscheinungen fortgelassen, damit das Ganze einen Blick in den Wesensausdruck der deutschen Landschaft, soweit er sich in ihrem Pflanzenkleid verkörpert, geben kann. Wie die Pflanze als Lebewesen, harmonisch in sich und ihrer Umwelt beruhend und als Sprache des Unaussprechlichen jedwede seelische Eigenart heimatlich verwurzelten Lebens sinnbildhaft wiedergebend, dem botanischen Gegenstand der Wissenschaft übergeordnet werden muß, deutet der Verfasser durch sein Vorwort an, das in seiner fein abgewogenen Form einen angemessenen Auftakt zu dem nur aus Bildern bestehenden Hauptteil gibt. Hier sind in ganz vorzüglichen Aufnahmen, teilweise vergrößert, hundert Blütenpflanzen, Knospenzweige und Fruchtstände dargeboten, von denen fast jede einzelne für sich den Anspruch auf ein abgerundetes kleines Kunstwerk machen kann. — Da Druckausstattung und Papier von bekannter Güte sind, wird das Werk bei allen Büchereien der wärmsten Aufnahme sicher sein können.
C. Barth (Stettin).

Eipper, Paul: Tiere sehen dich an. Berlin: Reimer 1929. 165 S., 32 Abb. Lw. 8,50.

Der Titel des Buches führt ein wenig irre. Der Schwerpunkt liegt nicht in den Bildern, wie man vermuten könnte, sondern im Text und hier wieder nicht auf der naturwissenschaftlichen, sondern auf der ethischen Seite. Der Verfasser schildert nur gefangene Tiere, er versteht es, den Leser die Grausamkeit der tierischen Gefangenschaft vergessen zu machen. Aber was noch wichtiger ist, er zeigt, wie der Mensch dem seiner Freiheit beraubten Geschöpf gegenüber zu treten hat. Wird doch mit Recht über die Verständnislosigkeit des Publikums in unseren Tiergärten geklagt. Die tiefe und einfache Menschlichkeit, mit welcher der Verfasser

an die Geschöpfe herantritt und diese zu seinen Freunden macht, teilt sich auch dem Leser mit. So ist dieses Buch ein Führer, nicht zum Tier der Wildnis, sondern zu dem hinter Gittern, dem es helfen kann, sein bitteres Los leichter zu ertragen. Großstädtische Büchereien werden auf dieses Werk nicht verzichten dürfen.

O. Schnurre (Berlin).

Schoenichen, Walther: Der Umgang mit Mutter Grün. Ein Sünden- und Sittenbuch für jedermann. Mit 73 Abb. Berlin-Lichterfelde: Bermühler 1929. 151 S. Geh. 4,—. Hlw. 5,25.

Das Buch ist ein einziges Sündenregister. Die mannigfachen Sitten und Unsitten der Wochenendausflügler sind in Wort und Bild festgelegt. Ob es richtig ist, unerfreulichen Dingen, die in der Natur zum Glück vergänglich sind, auf diese Weise eine Unvergänglichkeit zu sichern, darüber läßt sich streiten, ebenso wie über den sonstigen Wert dieses Buches, das von dem Leiter der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen verfaßt wurde. Die Verschandelung der Landschaft durch Ausflügler ist eine beklagenswerte Sache, aber sie wird durch ein solches Buch nicht besser. Schoenichen bemüht sich, humorvoll zu sein; es ist aber ein verärgerter Humor. Der Verfasser geht im Einzelnen auch oft zu weit,, wenn er z. B. den weißen Anstrich der Straßenbäume verurteilt. Gewisse Dinge müssen von zwei Seiten betrachtet werden. Bauminschriften sind gewiß vom Standpunkt des Naturschützers zu verdammen, haben aber unbestreitbar ihren volkskundlichen Wert. Alles in allem: Der Zweck des Büchleins wird nicht erreicht, da es auf einer falschen psychologischen Voraussetzung aufgebaut ist und infolgedessen keine Saite im Gemüt des Lesers mitschwingen läßt. Von einem ästhetischen Wert kann ebensowenig die Rede sein. O. Schnurre (Berlin).

8. Verschiedenes.

Glaeser, Ernst: Fazit. Ein Querschnitt durch die deutsche Publizistik. Hrsg. von Ernst Glaeser. Hamburg: Enoch 1929. 313 S. Lw. 6,50.

Ernst Glaeser will mit der Herausgabe dieser Sammlung von Zeitungs- und Zeitschriftenaufsätzen verschiedenster Verfasser eine Überschau über die wichtigsten Themen geben, mit denen sich die literarische Publizistik in den Jahren 1928/1929 beschäftigt hat. Es kommt ihm also nicht wie Kisch in seiner Sammlung „Klassischer Journalismus" auf die eigentliche schriftstellerische Leistung an, sondern auf die behandelten Probleme. Das Fazit wird nicht in ästhetischer, sondern in soziologischer Hinsicht gezogen. Selbstverständlich wird ein solcher Querschnitt immer lückenhaft und auch in den Auswahlgrundsätzen angreifbar sein. Er kann aber für das Verständnis der Gegenwart wertvolle Hilfe bieten. Diese Sammlung, die ihre Fortsetzung finden soll, bringt Aufsätze sehr unterschiedlichen Wertes. Der im Vorwort Glaesers aufgestellte leitende Gesichtspunkt der strengen Sachlichkeit und der bedeutsamen gehaltlichen Darstellung ist durchaus nicht immer erfüllt. Aufsätze wie Feuchtwangers „Selbststatistik" und Wieglers „Der Kaiser der 99 Tage" haben keinerlei Beziehung zum Gesamtthema. Die Auswahl der Themen selbst ist zu stark aus dem Lebenskreis des Großstädters heraus getroffen. Doch ist das Buch als Versuch zu begrüßen, es kann besonders in großstädtischen Büchereien als Zeitbuch von Nutzen sein. C. Wormann (Berlin).

Hoppé, O. E.: Romantik der Kleinstadt. Eine Entdeckungsfahrt durch das alte Deutschland. München: Bruckmann 1929. 11 S., 176 Taf. Lw. 20,—.

Die schönen Bilder des bekannten englischen Landschaftsphotographen bekunden dessen Vertrautheit auch mit den versteckteren Reizen der deutschen Kleinstadt (z. B. Harburg a. d. Wörnitz, Monreal i. d. Eifel, Schwalenberg b. Höxter, Zons a. Rhein); er bietet aber auch Bekanntes in neuen, malerischen Ausschnitten und überschreitet die Grenze der Kleinstadt, wenn er aus Städten wie Braunschweig, Regensburg, Passau zwar vorwiegend idyllische Motive bringt, gelegentlich doch auch Imposantes anklingen läßt. Im ganzen entspricht die malerisch-weiche, oft verschwommene Wiedergabe durchaus den etwas antiquiert-romantischen Vorstel-

lungen dieses Engländers, die sich auch bei den Einleitungsworten aufdrängen, so, wenn er das Wesen der Wandervogelbewegung zu umschreiben versucht oder sich über all diese Kleinstädte „als einzelne Kleinode aus Germanias juwelengeschmücktem Gürtel" etwas spießig-hymnisch ergeht. Für Lesesäle großer Büchereien wird das Buch immerhin willkommenes Bildmaterial bieten. J. Beer (Berlin).

Winkler, Franz: „Ich hab's". Stichwort-Katalog und Autorenverzeichnis. (ca. 20000 Stichworte) zu den Sammlungen: Aus Natur und Geisteswelt, Denkmäler, Enßlins bunte Bücher, Deutsche Hausbücherei, Hendelbücher, Inselbücher, Deutsche Jugendbücherei, Kröners Taschenausgabe, Lehrmeister-Bücherei, Miniatur-Bibliothek, Quellen, Reclams Universal-Bibliothek, Sammlung Göschen, Sammlung Kösel, Schaffsteins blaue und grüne Bändchen, Schatzgräber, Die Schatzkammer, Tagblatt-Bibliothek, Wege zum Wissen, Wiesbadener Volksbücher und Wissenschaft und Bildung. Ein Handbuch für Buchhändler und Bibliothekare. Zweite verm. Aufl. Linz a. d. Donau: Franz Winkler 1929.

Daß ein Nachschlagewerk wie das Winklersche, von dem die erste Lieferung der 2. Auflage vorliegt, auch dem Bildungspfleger, insbesondere dem Volksbibliothekar, gute Dienste leisten kann, ist selbstverständlich. Soweit sich auf Grund der ersten Lieferung urteilen läßt, ist die Winklersche Arbeit zuverlässig. Es ist nur schade, daß außer den von ihm verarbeiteten 23 „volkstümlichen Sammlungen" (auf dem Titelblatt sind Enßlin & Laiblins „Bunte Bücher" versehentlich nicht erwähnt) nicht auch noch die ebenso volkstümlichen Sammlungen „Deutsche Bibliothek", „Cottasche Handbibliothek", „Hafis-Lesebücherei", „Der eiserne Hammer", „Kranzbücherei" und „Weltgeistbücher" berücksichtigt sind. Auch wäre es gut gewesen, in dem Abkürzungsverzeichnis (zu Beginn des Werkes) die Titel der verarbeiten Sammlungen genauer anzugeben. „Denkmäler" und „Tagblatt-Bibliothek" werden den allermeisten Benutzern nicht deutlich genug sein. Auch werden viele reichsdeutsche Benutzer nicht wissen, daß die „Deutsche Hausbücherei" eine Wiener Sammlung ist. Stichworte und Verfassernamen sind in ein Alphabet zusammengefaßt (Kreuzkatalog) und nach dem Schriftgrad unterschieden. Es sollen künftig jährliche Nachträge und alle fünf Jahre eine Neuausgabe erscheinen. — Das Werk sei der Aufmerksamkeit der Büchereien und Beratungsstellen empfohlen.
E. Ackerknecht.

C. Schöne Literatur.

2. Neuausgaben älterer Werke der erzählenden Literatur.

Kivi, Aleksis: Die sieben Brüder. Roman. Übers. von Gustav Schmidt. Dresden: Heinrich Minden 1929. 323 S. Geh. 7,50. Lw. 10,—.

Dieses klassische Werk der finnischen Erzählungsliteratur hat schon beim ersten Erscheinen der vorliegenden Übersetzung in unserer Zeitschrift eine treffende Würdigung erfahren (Jg. 1923, S. 241). Heute ist nur hinzuzufügen der Ausdruck der Freude darüber, daß der Verlag, der sich ja auch sonst so große Verdienste um die Eindeutschung der neueren finnischen Literatur erworben hat, die längst vergriffene Inflationsausgabe durch eine neue, zeitgemäß ausgestattete ersetzt hat. Denn die Geschichte von den sieben Prachtsflegeln, die sich unter den unglaublichsten Abenteuern und Streichen zu rechten Männern entwickeln, ist eins jener Meisterwerke, deren Volkstümlichkeit an keine Zeit und kein Land gebunden ist und zu der wir recht viele Leser unserer Volksbüchereien hinführen sollten, auch wenn sie zuerst vor der dramenähnlichen Form der Darstellung zurückscheuen. Wer über die ersten Seiten des Buches hinaus ist, der wird von selbst mitgerissen von der kernigen und dabei stets bedächtigen Schlagfertigkeit unserer sieben Helden. — Besonders zu rühmen ist schließlich noch die Übersetzung dieses bei vielen Finnen für unübersetzbar geltenden Buches. — Für alle Büchereien E. Ackerknecht.

3. Neuerscheinungen der erzählenden Literatur.

Andersen Nexö, Martin: Im Gottesland. Roman. München: Langen 1929. 375 S. Lw. 9,50.

In den „Bauernnovellen" von Andersen Nexö (vgl. Seite 376 f dieses Jahrgangs) gibt es ganz am Schluß eine kleine Skizze „Und was noch?", in der überaus anschaulich der Spekulationstaumel geschildert wird, in den ein großer Teil der dänischen Bauernschaft während des Weltkrieges geriet. Dort ist bereits die große kulturproblematische Perspektive angedeutet, in welcher diese moralische Volksseuche als Symptom für die „Überwindung" Grundtvigschen Bauerngeistes durch den Rationalismus des modernen dänischen Landwirtes erscheint, und dort begegnen wir auch schon Jens Vorup und seiner Frau und sehen ihre Ehe in die Brüche gehen. So können wir jene Skizze recht eigentlich als die Keimzelle zu dem Roman „Im Gottesland" ansehen. Nun erkennen wir aus einem figurenreichen Gemälde deutlicher, wie es kam, daß die patriarchalisch-demokratische Gesinnung Grundtvigs, das wurzelstarke Vertrauen darauf, daß „Freiheit für Loki so gut wie für Thor" das beste Entwicklungsprinzip sei, abgelöst werden konnte von einem atomistischen „Liberalismus", der auch hier, wie so oft, nur ein verkleideter, hundeschnäuziger Opportunismus des Geldbeutels ist, von jenem Ungeist, dessen eigentlicher Wahlspruch lautet: „Deine Hand sei gegen alle, und aller Hände gegen dich!" Zu den Mittelpunktsgestalten von Jens und Marie Vorup hat der Dichter nun eine Fülle origineller Persönlichkeiten hinzu erschaffen, vor allem Maries Vater, den alten Ebbe Fisker, der „wie Sündenvergebung auf seine Mitmenschen wirkt", was seine Freunde damit erklären, daß er Grundtvig selbst noch gesehen und gesprochen hat. Das ist eine jener unvergeßlichen, echt Andersenschen Vatergestalten, aus denen echte Güte ohne Weichlichkeit und Süßlichkeit und nicht ohne Schelmerei strahlt. Als eine besonders geistvolle Schöpfung sei auch noch die groteske Figur des Pastors Vraa erwähnt, in der sich die Lichter und Irrlichter jener dänischen Gründerzeit aufs eigenartigste spiegeln. — Viel mehr als in „Pelle" oder „Stine" stehen hier die eigentlich weltanschaulichen (kulturpsychologischen, religiösen, sozialen) Werte im Vordergrund. Und es empfiehlt sich, die Leser darauf schon an der Ausleihe vorzubereiten. Denn man wird diesem neuen Werke von Andersen Nexö nicht gerecht, wenn man von ihm erwartet oder gar verlangt, daß sein Schwergewicht im rein Menschlichen liege wie dort; man liest dann zu leicht vorbei an dem großen, freilich schwerer zugänglichen Reichtum, den der Dichter auch hier aus seinem warmen Herzen und aus seinem überlegenen Verstand gespendet hat. — Für alle Leser. E. Ackerknecht.

Baumgardt, Rudolf: Der Kardinal. München: Müller 1928. 171 S.

In den beiden Novellen aus dem italienischen Rokokozeitalter werden große Männer in kühnem, leidenschaftlichem Handeln gezeigt. So fein in Sprache und Handlung die Novellen sind, so gehen sie doch über das Empfinden des Durchschnittslesers weit hinaus, und nur ganz große Büchereien mit entsprechender Differenzierung der Leserschaft werden genügend Liebhaber für sie haben.

H. Schüen (Stettin).

Bruder, Otto, und Eduard Reinacher: Stimme der Erde. Erzählungen. München: Kaiser 1928. 119 S.

In den fünf ungleichen Erzählungen dieses Bändchens, von denen die historische „Legende vom zerbrochenen Schwert" ohne Zweifel die beste ist, zeigen die Verfasser, wie sich Menschen in tiefem inneren Erleben zu geistig und ethisch hochstehenden Persönlichkeiten entwickeln. Da aber die Grundstimmung, von der sie sich erheben, das „Seufzen der Kreatur" „über den Leidenskern dieses Lebens zwischen Wiege und Grab" allzu pessimistisch sich durch die Erzählungen hindurchzieht, muten die Entwicklungen doch mehr intellektuell-dogmatisch als gefühlsmäßig erhebend an. Da außerdem der Stil nicht so schlicht ist, wie solche ethisch-religiösen Erzählungen es fordern würden, sondern oft stark gekünstelt erscheint, wird man leicht abgestoßen. Volksbüchereien werden das Buch deshalb entbehren können.

H. Schüen (Stettin).

Cather, Willa: Antonia. Roman. Stuttgart: Engelhorn 1928. 351 S. Geh. 4,50. Lw. 6,50.

Antonia — das ist ein prachtvolles lebensstarkes Naturkind, die Tochter böhmischer Auswanderer. Als Zehn- oder Elfjährige ist sie mit den Eltern über das große Wasser gekommen und tief in die Prärie von Nebraska, hat das ganze Elend landesunkundiger Auswanderer während des ersten furchtbaren Winters in einer Erdhöhle hungernd und frierend durchlebt und den an Heimweh sterbenden geliebten Vater begraben. Nun mußte die Halbwüchsige schon Mannesarbeit leisten, dem Bruder die wilde Grasnarbe der Steppe umbrechen helfen, und das zarte Kind wuchs schnell zu einem kräftigen Bauernmädchen heran. Dann ist sie wie andere Landmädchen, die gleich ihr in der Zeit des bitterschweren Entsagens aufgewachsen waren, in die Stadt gezogen in fremden Dienst, selbst ihr Brot zu verdienen und der Familie die Schulden abarbeiten zu helfen. Gewiß entging sie den Gefahren ihrer vollblütigen, leidenschaftlichen Natur nicht ganz, verlor sich in ihrer Gutherzigkeit für kurze Zeit an einen unwürdigen Abenteurer, der sie verließ, aber sie lernte schnell ihr eigenes Schicksal meistern, half einem Landsmann als wackere Frau die unruhige Wandersehnsucht überwinden und eine ansehnliche Farm aus der Präriewildnis schaffen und wurde einem kleinen Dutzend Jungen und Mädeln, die stolz waren aufeinander und darüber, daß sie so viele waren, eine eifersüchtig geliebte Mutter. Neben diesem Entwicklungsgang eines weiblichen Pioniers laufen die Schicksale ebenfalls eingewanderter Europäer, namentlich einiger Skandinavierinnen. Eine Hauptfigur ist ein amerikanischer Junge, den mit Antonia eine Kinderfreundschaft und uneingestandene und nie erlöschende Jugendliebe verbindet; als seine Erinnerungen ist der ganze Roman in der Ich-Form erzählt. Die eigenartige Landschaft der nordamerikanischen Steppe mit dem bunten Völkergemisch der Farmer und den verschlafenen, zwischen Weizen und Mais verborgenen kleinen Städten bilden den Hintergrund. — Es ist beste Unterhaltungsliteratur, ein wirklich heiteres Buch, das allen Büchereien willkommen sein und jeden unverbildeten Leser ansprechen wird. W. Möhring (Königsberg i. P.).

Diehl, Ludwig: Aton. Roman aus dem alten Ägypten. Stuttgart: Strecker & Schröder 1929. 341 S. Lw. 7,—.

Zwei Modeströmungen, die Neigung für die Biographie in Romanform und die Vorliebe für das alte Ägypten, vereinigen sich in diesem Roman. Großes wird in ihm angestrebt: am Bild des religiösen Reformators, des Königs Echnaton, will der Verfasser zeigen, wie ein hochgesinnter Mensch, der seine idealen Ziele nicht mit den kleinen Notwendigkeiten und rauhen Pflichten des Tages in Einklang bringen kann, an diesem Widerstreit zerbrechen muß. Aber die darstellende Kraft hat nicht ausgereicht, um den großen Gegenstand voll lebendig zu machen; und die Sprache, flüssig freilich und gewandt, sinkt allzu oft ins Platte. So zweifle ich, ob dem Verfasser, trotzdem ihm Kenntnis des geschilderten Landes und seiner Altertümer zur Seite gestanden hat, mit diesem Versuch einer Wiederbelebung Ägyptens und des 14. vorchristlichen Jahrhunderts der gleiche Erfolg zuteil werden wird, den sein weitverbreiteter Seuse-Roman gefunden hat. E. Gratzl (München).

Döblin, Alfred: Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte vom Franz Biberkopf. Berlin: Fischer 1929. 529 S. Lw. 9,50.

Franz Biberkopf, Berliner Zement- und Transportarbeiter, ein klobiger, im Grunde gutherziger Mann Anfang der Dreißiger, hat eben vier Jahre Gefängnis abgemacht, nachdem er seine Braut bei einem Eifersuchtsstreit tötlich verwundet hatte. Er leidet zunächst an einer Art moralischer Platzscheu, aber rasch gelingt es ihm, wieder in der alten „Heimat", der Gegend um den Alexanderplatz, Fuß zu fassen. Er will jetzt „anständig bleiben", wird zunächst Zeitungshändler. Die Herrlichkeit dauert nicht lange. Durch seine kraftmeierische Geschwätzigkeit gibt er einem ordinären Kollegen Gelegenheit, ihn in einer Weise zu betrügen, die sein Ehrgefühl aufs tiefste verletzt. Anstatt nun die Schuld vor allem bei sich selbst zu suchen und sich zu einer nüchternen, auf echte Kameradschaft gestützten Existenz durchzuringen, gibt er alle guten Vorsätze preis und läßt sich immer weiter her-

untersinken, erst zum Zuhälter, dann, nach einer furchtbaren neuen Enttäuschung, in trotzigem Selbstbetrug zum Einbrecher, bis ihn die schreckliche Ermordung seiner Geliebten durch einen seiner Komplizen „zur Vernunft bringt". „Du willst dich endlich, endlich nicht mehr bewahren" hört er den Tod singen, als in der Bucher Irrenanstalt seine Seele bereits im Begriffe ist, „ihre Pflanzenkeime zurückzugeben". Was aus dem Fegefeuer hervorgeht, ist ein anderer Franz Biberkopf, „dem der alte nicht das Wasser reicht und von dem zu erwarten ist, daß er seine Sache besser macht", kein „starker Mann" mehr, der alle Puppen tanzen lassen muß, um seinen naiven Egoismus bei guter Laune zu erhalten, sondern ein entsagender, dienstbereiter Mensch, der weiß: „Man fängt nicht sein Leben mit guten Worten und Vorsätzen an, mit Erkennen und Verstehen fängt man es an und mit dem richtigen Nebenmann." — Daß der Roman den Namen seines Helden nur im Untertitel trägt und „Berlin Alexanderplatz" heißt, also mit allem Nachdruck auf den — wenn das Wort auch für einen solchen Großstadtbezirk erlaubt ist — genius loci hinweist, ist insofern berechtigt, als dieser Mann der Masse im Grunde nur einer jener Millionen Facetten ist, in denen sich das Phänomen Berlin spiegelt. Und wie ist die besondere Nuance von geistiger Beweglichkeit und Hellhörigkeit (z. B. auch im Verstehen von Anspielungen), die dem Berliner eigen ist, schon durch die ganze Darstellungsweise gekennzeichnet! Hier ist ohne Manier und ohne Kaltschnäuzigkeit oder Gehässigkeit das Chaos von Eindrücken und Schicksalen, das für die Lebensform Großstadt charakteristisch ist, wirklich gestaltet und die scheinbare Disharmonie auf den Orgelpunkt Berlin gestimmt. Es konnte gelingen, weil hier (im Gegensatz etwa zum Ulysses von Joyce) Liebe und echter Humor, denen nichts Menschliches fremd ist, die letzten bewegenden Kräfte waren. Es kam dem Dichter rein literarisch sehr zugute, daß er sich in früheren Romanen so ernsthaft schöpferisch mit der expressionistischen Kunstform eingelassen hatte. So konnte er es wagen, zwischen die eigentliche Erzählung scheinbar planlose Bündel von Lokalnotizen, wissenschaftlichen Bemerkungen, Genrebildern und biblischen Gestalten einzustreuen, ohne daß man den Eindruck bloßer Willkür oder Frivolität bekommt. So kann er vom quäkenden Bänkelsängerton bis zur Donnersprache der Apokalypse seine Stimme auf- und abschwellen lassen, und es bleibt doch immer die unverstellte Stimme des Berliner Erzählers und Menschenfreundes Alfred Döblin. So ist das Buch zugleich ein Markstein in der Geschichte des modernen Proletarierromans geworden. — Leider wird man nur in Großstädten und Mittelstädten auf so viele verständnisvolle Leser für den Roman rechnen dürfen, daß sich die Anschaffung lohnt, und auch da wird man mit der Ausgabe an Jugendliche vorsichtig sein müssen. Besonders wichtig ist jedoch seine Kenntnis für alle Großstadtbibliothekare und -bibliothekarinnen und überhaupt für alle, die in der Großstadt soziale und pädagogische Funktionen ausüben. E. Ackerknecht.

Donat, Franz: Georg und Isabella. Ein Buch von Kampf und Liebe. Stuttgart: Strecker & Schröder 1928. 204 S.

Der Diamantenhändler Georg wird bei Erfüllung eines geschäftlichen Auftrages in Südamerika zum Gefangenen einer Räuberbande, mit der zusammen er notgedrungen eine einsame Ansiedlung überfallen muß. Er flüchtet im Getümmel mit der Tochter des Hauses und lebt monatelang mit ihr „keusch" in der Wildnis, bis sie vom suchenden Vater aufgefunden werden. Georg muß nun allein noch allerhand Abenteuer mit Indianern usw. überstehen, bis er seiner Isabella in die Arme sinken darf. — Dies alles ist sprachlich so banal, inhaltlich besonders auch im Erotischen so lebensunwahr und verzuckert hingepinselt, daß man vor diesem Buch nur dringend warnen kann. E. Holtz (Allenstein).

Ferber, Edna: Das Komödiantenschiff. Roman. Hamburg: Enoch 1929. 408 S. Lw. 7,50.

Wenn auch der Roman „Die Mädchen" das stärkere und reifere Werk der amerikanischen Schriftstellerin ist, so hat doch auch diese Geschichte des schwimmenden Palasttheaters „Zur Baumwollblüte", also eines Schiffes mit eingebautem Theater, das den Mississippi hinauf und hinunter fährt und den Farmern und son-

stigen Bewohnern der Anlegestellen Vorstellungen vermittelt, seine Verdienste und die vorliegende gute und flotte Übertragung ist berechtigt. Die Schicksale der Besitzerfamilie Ravenal, deren Tochter sich aus der Umgebung des Schmierenkomödiantentums herauf-„arbeitet“, die Erlebnisse der ganzen buntgewürfelten Schauspielergesellschaft sind anschaulich, um des Kulturkuriosums willen reizvoll und mit leichtem und echtem Humor beschrieben, so daß man es mit einem um seiner Romantechnik willen bemerkenswerten, um seines Inhaltes willen freundlichen Buche zu tun hat, das man zur Unterhaltung an Leser empfehlen kann, die von Natur anspruchslos sind oder sich mit unterhaltsamer Lektüre erholen wollen und den Mut haben, diese gewollte Anspruchslosigkeit einzugestehen.

M. Schaefer (Solingen).

Freuchen, Peter: Die Flucht ins weiße Land. Ein Eskimo-Roman. Berlin: Safari-Verlag 1929. 345 S. Lw. 5,80.

Es wird manchem Freund des Freuchenschen „Eskimo“ (vgl. Jahrgang 8 dieser Zeitschrift S. 370 f) so gehen, wie es mir erging, daß er zunächst erschrickt, wenn er hört, daß dieser Dichter seinem Roman einen zweiten Teil hat folgen lassen. Er wird sich besorgt fragen, ob es keine Abschwächung des dichterischen Eindruckes jenes grandiosen Schlusses bedeute, wenn Freuchen seinen Helden im zweiten Teile wieder auftauchen läßt. Diese Besorgnis ist glücklicherweise unbegründet: Die Gestaltungskraft und die Erzählungskunst Freuchens halten sich bis zu den letzten Zeilen des zweiten Teiles auf ihrer außerordentlichen Höhe, und dieser Schluß ist jenem künstlerisch ebenbürtig, ja er übertrifft ihn noch an Schönheit und Tiefe des Menschentums. Und welche Fülle völkerkundlicher und tierkundlicher Anschauung ernten wir so nebenbei auf dem Wege, den Mala nach der Wiedergewinnung seiner Familie weit hinaus zieht in das von den Weißen nie betretene Land und auf dem schließlich den Alternden alle seine Familienmitglieder außer der treuen alten Aba verlassen! Wie gerecht sucht Freuchen namentlich auch die Möglichkeit guter Einwirkung der Weißen auf die Eskimo anschaulich zu machen! Ja, das ist eine besonders tragische Erkenntnis, die sich dem nachdenklichen Leser bei der weltanschaulichen Auswertung dieses monumentalen epischen Werkes aufdrängt, daß der unaufhaltsam fortschreitende tragische Untergang des Eskimovolkes (dieses Volkes, von dem schon Nansen vor bald 40 Jahren sagte, daß man nicht unter ihm leben könne, ohne es lieb zu gewinnen) vermeidlich gewesen wäre, wenn Männer mit einem so wesentlichen Verständnis für die Eskimo wie Freuchen, Nansen, Rasmussen, Stefansson, Mikkelsen usw. schon vor hundert Jahren dagewesen wären und einen entscheidenden Einfluß auf die „Kolonisierung“ der nördlichen Polarländer gewonnen hätten. — Die beiden Bände des Freuchenschen Romanes gehören in jede Bücherei, die sie erschwingen kann, und es ist unsere Ehrenpflicht, ihnen trotz der hohen Ansprüche, die sie stellen, recht viele verständnisvolle Leser zuzuführen.

E. Ackerknecht.

Haukland, Andreas: Ol Jörgen. Roman: Hannover: Sponholtz 1928. 287 S. Lw. 6,50.

Wenn man so will, ein norwegisches Seitenstück zu Karl Brögers „Held im Schatten“. Die Entwicklungsgeschichte eines Proletarierkindes, das zur Höhe strebt und zur Freiheit, die Dichtergabe in sich spürt und es als seine Aufgabe erkennt, den Klassengenossen in all ihrem Elend ein Helfer zu werden. So wenigstens läßt sich das Buch an, und da der Verlag mitteilt, es sei Hauklands eigene Lebensgeschichte, geht man mit einigen Erwartungen an das Werk heran, um zu erfahren, wie aus dem armen hungernden Ol Jörgen der Dichter des hübschen Tierbuches „Elch“ und der „Ansiedlergeschichten“ geworden ist. Aber wir erfahren wenig von dieser Entwicklung außer dem äußeren Schicksal des Umhergetriebenwerdens und dem sozialen Elend, aus dem dieser Held im Schatten herausstrebt, nichts eigentlich, was das Wesen dieses Ol Jörgen prägt, der abwechselnd als fahrender Handelsmann, Holzfäller und Grubenarbeiter mit zahllosen Menschen in Berührung kommt. Eine ausgesprochene Reizsamkeit und ein reichlich starkes Selbstgefühl erscheinen fast als der einzige Ausweis für seinen Dichterberuf, und seine Eigenwilligkeit lebt sich kaum anders als in beinahe krankhafter erotischer Willkür aus. Das Gefühl sozialer Verpflichtung bleibt ein Lippenbekenntnis,

und sein Wille, den Bedrückten zu helfen, erschöpft sich in dem immer erneuten Ausdruck ohnmächtiger Wut über die Ungerechtigkeit sozialer Weltordnung. Die breite, oft geschmacklose und peinliche Schilderung eigener wie fremder Liebeserlebnisse nimmt fast die Hälfte des Buches ein und auf dem übrigen Raum spreizt sich monoman und theaterhaft der werdende Dichter und entwickelt blasierte, meist recht platte Gedankengänge über Gott, Welt und Frauen. Die Sprache ist nicht selten maniriert, und die eingestreuten Verse zeugen nicht gerade von einer Skaldengabe, die das Selbstgefühl des werdenden Dichters rechtfertigen könnte. — Dennoch stoßen wir hier und da auch in diesem sonst ebenso belanglosen wie peinlichen Buche auf einiges wirklich Schöne. Namentlich die prächtigen Naturschilderungen gemahnen an den Dichter des „Elch"; aber sie bleiben Oasen in der Wüste. Die Büchereien werden getrost auf den Roman verzichten können.

W. Möhring (Königsberg i. Pr.).

Lewis, Sinclair: Der Mann, der den Präsidenten kannte. Berlin: Rowohlt 1929. 220 S. 5,—. Lw. 8,—.

Mr. Lowell Schmaltz, Verkörperung des hundertprozentigen Amerikaners, ein erfolgreicher Geschäftsmann und versierter Redner, stellt sich persönlich vor: die einzige vom Autor mit allen Rechten ausgestattete Figur des Buches. Hemmungslos produziert er sein rhetorisches Talent im Pullmannwagen, am Pokertisch, am Familienkamin, in der Kirchengemeinde. Er redet über alles. Es gibt kein Gebiet, auf dem er sich nicht zu Hause fühlt. Seine Beurteilung der Prohibition oder der Psychoanalyse, seine Revue prominenter U.S.A.-Männer, sein System moderner Geschäftsmethoden: alles das entspricht dem Format seiner Persönlichkeit. George F. Babbit, der Reverend Dr. Gantry und andere Bekannte aus Zenith tauchen auf, allerdings zum Stummsein verurteilt. Lowell Schmaltz führt allein das Wort, und wir lauschen gebannt und bewunderungsvoll. — Das Buch ist, abgesehen vom „Elmer Gantry", die bitterste Satire, die Lewis bisher geschrieben hat. Daß es, wie übrigens alle anderen Werke des Autors, in bezug auf dichterische Kraft nicht an den „Babbit" hinanreicht, ist eine Folge seiner formalen Eigenart. Diese gibt aber andererseits dem Buche einen gewissen Vorrang gegenüber den Romanen, weil Lewis sich hier gänzlich auf seine Stärke, die Charakterisierung durch direkte Rede, beschränkt. Schwächen, wie sie frühere Werke aufweisen: Sorglosigkeit in der Komposition und eine gewisse Primitivität in der Gestaltung erzählender Partien, bleiben von vornherein vermieden. — Das Werk kann mittleren und größeren Büchereien zur Einstellung sehr empfohlen werden.

R. Ruseler (Berlin).

Sinclair, Upton: Boston. Berlin: Malik 1929. 797 S. Lw. 7,—.

Sinclair erzählt hier die Geschichte des Justizmordes an Sacco und Vanzetti nicht isoliert, sondern versucht sie zu beschreiben mitsamt der Gesellschaft, dem Land und der Stadt, wo dies möglich war. Das ist tief berechtigt. Allerdings um die Ungeheuerlichkeiten dieser Gesellschaft zu malen, in welcher derartiges nur Nebenprodukt ist, dazu fehlt es Sinclair an Blut, an Haß, an Monumentalität. Dafür geht er zu sehr im Juristischen, in Einzelzügen des blaublütigen Boston, in zu heiterer Satire auf. Das ist die schwache Seite dieses Buches. Die sehr starke Seite liegt in der Beschreibung des eigentlichen Sacco-Vanzetti-Falles. Trotzdem 500 von den 800 Seiten des Buches fast nur Gerichtsverhandlungen usw. schildern, liest man gerade diesen Teil unter atemraubender Spannung. Das Buch ist nur auf authentischem Material aufgebaut, enthält auch viele (und immer noch zu wenige) Äußerungen der Märtyrer, welche sieben Jahre Leiden und der Widerhall dieser Leiden ganz „verklärt" haben. — Für alle Büchereien.

E. H. Ackerknecht (Leipzig).

Mann, Thomas: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman. (Ungekürzte Volksausgabe.) Berlin: Fischer 1929. 729 S. Lw. 2,85.

Indem er diese unglaublich billige Volksausgabe der „Buddenbrooks" herausbrachte, hat der Verlag von S. Fischer ebenso klug wie kulturpolitisch verdienstvoll gehandelt: Ein Hauptwerk der Weltliteratur unserer Zeit, das bisher für die allermeisten Leser unerschwinglich war, ist nun für die kleine Eigenbücherei schon zu Lebzeiten seines Dichters gewonnen. Und wo für das Buch vorerst noch

keine Käufer zu finden sind, wo sein Ruhm noch nicht hingedrungen ist, da wird es jetzt durch die Volksbüchereien weiteres Neuland erobern können. Denn sowohl innerhalb als außerhalb des deutschen Sprachgebietes wird nun auch die kleinste Volksbücherei in der Lage sein, die „Buddenbrooks" einzustellen, und wird, sofern ihre Leserschaft nicht fast ausschließlich aus Landarbeitern oder Kleinbauern besteht, mit Freuden von dieser Möglichkeit Gebrauch machen.

E. Ackerknecht.

Neumann, Robert: Sintflut. Roman. Stuttgart: Engelhorn 1929. 472 S. Lw. 9,75.

Das Vorspiel des großzügig angelegten Romans bilden Kindheit und Wachsen eines Jungen im Wiener Vorstadtmietshaus, seine Berührungen mit der Welt der Vorder-, Seiten- und Hinterhausbewohner in ihrer Buntheit und sozialen Abstufung von dem erfolgreichen Fabrikanten bis zu dem kleinen jüdischen Händler, der sich mit seinem Haufen Kinder durchhungert. Die Erzählung überspringt den Krieg, um 1922 wieder einzusetzen. Der Kreis der Personen weitet sich ins Vielfache. Thema ist, trotz der — etwas zwangvoll — beibehaltenen Form des Ichberichts, nicht der Einzelne, sondern, die „Sintflut": die Inflation mit ihrem Wirbel der Ereignisse, der Erschütterung alles Bestehenden und Entfesselung der Leidenschaften. Haarscharf gesehene Typen: Schieber, Spekulanten, Börsianer, Betrüger und Verbrecher aller Schattierungen, Richter, Journalisten, Kokotten, religiöse Sektierer, die lautlos arbeitende Maschinerie der politischen Parteien — all das ist mit virtuoser Schachspielkunst zu- und gegeneinander in Beziehung gesetzt. Die ganze, unter- und oberirdische Großstadt ist Schauplatz; doch immer wieder laufen die Fäden in dem einen Mietshaus zusammen, bis dieses in einer letzten Steigerung des Inferno durch die Rachetat einer Wahnsinnigen in Brand gesteckt wird und auf seinem First der Tiermensch Anton Horak, Raub- und Lustmörder, mit der Leiche seines letzten Opfers in den Flammentod reitet. Der Roman, dem eine zweite Hälfte „von der neuen Besiedelung der Erde" folgen soll, ist, wenn auch nicht frei von Literatenhaftem, doch in seiner Ballung des Stoffes, der metallischen, mit allen Erregungen geladenen Sprache — die glänzende formale Begabung Robert Neumanns erwies sich schon in den „Fremden Federn" — und der groteskunheimlichen Lebendigkeit eine nicht gewöhnliche Leistung. — Das Buch wird nur einem Leser, der weitgehend aufnahmefähig ist und kritisch werten kann, und vornehmlich dem Großstädter, etwas geben können.

Nora Immendörffer (Berlin).

Olden, Balder: Kilimandscharo. Ein Roman aus Deutsch-Ost. Berlin: Universitas. 235 S. Geh. 3,50.

Das Eingangskapitel dieser neuen Ausgabe des Romans, das an die Stelle des viel schwächeren der früheren Ausgabe getreten ist, zwingt den Leser mit einem Schlag in die Atmosphäre afrikanischen Lebens hinein. Das Ganze zeigt die Auswirkung des Weltkrieges in den Kolonien, wie gerade dort dieser Krieg zerstörend einbrach als ein Fremdes und ganz Sinnloses: Menschen, die — in harter und beglückender Arbeit dem Boden verbunden — in dem ungeheuren Land „Schöpfungsmorgen, der seine Gesetze hat", wieder ahnend hatten erleben dürfen, reißt er in sein Getriebe; bei Schnaps und schwarzen Weibern suchen die Entwurzelten Vergessen, so verwirrt von dem Taumel dieser Zeit, daß sie, statt zu Selbstbesinnung zu Spott und Verachtung getrieben werden angesichts des Mutes der Verzweiflung, mit dem einer aus ihren Reihen sich dem Ablauf dieses wahnsinnigen Geschehens entgegenzustellen versucht. — All dies findet in spannender Handlung seinen Ausdruck. Gut charakterisiert erscheinen dabei auch diejenigen unter den Weißen, die, berauscht von der Grenzenlosigkeit dieses Landes, ihr Ichgefühl steigernd bis zum Wahnsinn, alles Maß verlieren. — Man möchte manchmal den oft überlegen und journalistisch anmutenden Ton bedauern, in dem diese Dinge vorgebracht werden, wenn man nicht immer wieder spürte, daß tiefes und schmerzliches Erleben dahinter sich verbirgt. Das spannende Buch sei allen Büchereien für ihre reifen Leser empfohlen. Hilde Schmid (Stettin).

Poppe, Kurt: Kolobrezeg. Roman aus Kolbergs Wendenzeit. Berlin: Meyer 1928. 222 S.

Die wendische Siedlung Kolberg nach den ersten Christianisierungsversuchen ist der Schauplatz dieses Romans. Er schildert das Leben und die Anschauungen der vom Christentum abgefallenen wendischen Bewohner Kolbergs und stellt vor diesen kulturgeschichtlichen Hintergrund die Liebesgeschichte eines deutschen, durch Schiffbruch an den Strand geworfenen Mädchens und eines edlen Wenden aus fürstlichem Geschlecht, der durch seine Neigung in Widerspruch zu seinen Landsleuten gerät. Stark, bisweilen etwas übertrieben sind die Gegensätze zwischen Heidentum und Christentum herausgearbeitet, auch sprachlich könnte das Buch mit seiner altertümelnden Redeweise (z. B. der häufige Ausfall des Subjekts) eine glättende Bearbeitung vertragen. Trotzdem wird es mindestens in pommerschen Büchereien seiner einfachen und spannenden Handlung wegen nicht ungern gelesen werden. W. Eggebrecht (Stettin).

Reinacher, Eduard: Bürgerin Eugenie. Eine Erzählung aus dem alten Elsaß. München: Kaiser 1928. 112 S. Lw. 3,50.

Es ist die alte Geschichte von der Liebe zweier junger Menschen aus zwei einander feindlichen Familien, der Tochter Eugenie des Klempnermeisters Voltzenlogen und des jungen Theologen Anton, Sohn des Ratsschreibers Bolcher in Straßburg. Wie die auch im Elsaß ausbrechenden Wirren der französischen Revolution zunächst einer glücklichen Verbindung der Liebenden noch weitere Gefahren in den Weg stellen, aber endlich dazu führen, daß die Familien ihren kleinlichen Zwist beilegen und alles ein gutes Ende findet, erzählt Reinacher in schlichter, wenn auch etwas gewählter Sprache und in einem in schönem Sinne deutschen und Elsässer Geist. Als kulturgeschichtlich gelungene Studie kommt das Büchlein schon für einfachere Leser, die an beschaulicher Schilderung Freude finden, in Betracht. P. v. Schroeders (Stettin).

Valmigère, Pierre: Otani. Hannover: Sponholtz 1928. 133 S. Geb. 4,50.

Ein französischer Frontoffizier, zur Patrouille befohlen, von Todesahnungen ergriffen, nimmt Abschied vom Leben und von den Kameraden. In dieser seltenen Stunde, in der das Jenseits schon seine Pforten für ihn geöffnet hält, blickt er mit der Hellsichtigkeit des Ertrinkenden auf sein Dasein zurück; und so übermächtig ist mit einem Male seine Erinnerung, daß sie sogar über die Schwelle der Geburt hinausschießt in ein früheres Leben: ein Leben im alten Japan, voll zarter Liebesabenteuer und unheimlicher, grausamer Gebräuche, ein Leben in Schönheit, berauschend, musikalisch — blumenhafte Frauen, tragische Helden, melancholische Weise. Der Bericht des armen Leutnants wird zu einem wilden Lied der Sehnsucht nach dem verlorenen Paradies, das von der grauen Häßlichkeit unserer Tage, der schwunglosen Brutalität des Maschinenkrieges doppelt trostlos umschattet wird. Ein packendes Buch, aber die Schwüle seiner Stimmung wird nur für wenige Leser erträglich sein. G. Hermann (Berlin-Treptow).

Wescott, Glenway: Die Towers. Der Roman einer Familie. Wien: F. G. Speidel 1928. 451 S. Geh. 6,—. Lw. 7,80.

Die Geschichte der amerikanischen Familie Tower, deren Tradition auf die Zeit des Bürgerkrieges zurückgeht, ist aufgelöst in eine Anzahl von Novellen, die sich bewegen zwischen romanhafter Breite und anekdotischer Knappheit. Gesehen aus der erwachenden Phantasie des jungen Alwyn Tower und der etwas schwatzhaften und nicht immer mehr klaren Erinnerungsseligkeit der Großmutter erstehen hier die Lebensschicksale einer Anzahl von Männern und Frauen, deren Dasein erfüllt war von dem doppelten Ringen mit dem noch ungebändigten Boden und mit ihrer oft problematischen Geistesart, die ein Erbe der Towers ist. Die ganze uns heute meist unbekannte Zwiespältigkeit amerikanischen Lebens, die Großzügigkeit des Landes einerseits und die bedrückende Enge der bürgerlichen, zumal der religiösen Lebensauffassung andererseits, scheinen diesen Gestalten ihren Stempel aufgedrückt zu haben. Selten kommen sie zu einer befriedigenden Lebensgestaltung;

fast alle gehen ein in die geisterhafte Starre der Tradition. Nur unter den Frauen — sie gelingen Wescott immer am besten — sind einige einprägsame Erschei-scheinungen, voller Tatkraft und dünnlippiger Entschlossenheit; aber die anderen bleiben Geschöpfe ihrer Erziehung, farblos und von einem oft krankhaften Schamgefühl gepeinigt. Ganz ähnlich die Männer: meist abenteuerlustig, aber nicht kraftvoll, in einem nutzlosen Junggesellendasein verblassend oder in knabenhafter Unwissenheit hineintreibend in ein glanzloses Eheschicksal, wie Evan Tower: „Nach aller Voraussicht und Wahrscheinlichkeit war ihre Ehe schon vorbei, bevor sie begonnen hatte; die Liebe hatte ihren Weg beendet. Der Rest ihres Lebens würde nur das Denkmal dieser Liebe sein — ein Denkmal, das nach außen gefestigt erscheint, doch innen hohl ist, und in dem, wie die paar Atemzüge Luft, die in einer Bronzefigur eingeschlossen sind, die Bittersüße der Jugend, Leidenschaft und Schande verborgen lag." — Der Roman, der trotz der Verklammerung der Anfangs- und Schlußkapitel kein eigentliches Ganzes bildet und durch die Vielheit der Gestalten verwirrt — ein Stammbaum zu Anfang soll das Verständnis erleichtern —, wird nur einigen reiferen, besinnlichen Lesern zugänglich sein. Trotzdem sollten ihn, seines unbestreitbaren bildungspfleglichen Wertes wegen, größere städtische Büchereien, sowie zentrale und Wanderbüchereien in landschaftlichen Bezirken einstellen.

E. Guttmann (Breslau).

D. Jugendschriften.

1. Bilderbücher, Kinderreime.

Bortnyik-Sándor: Die Wunderfahrt. Lustige Bilder. Mit Versen von Albert Sixtus. Leipzig: Dietrich 1929. Hlw. 4,—.

Das ist freilich eine Wunderfahrt. Da wird die Kindersehnsucht, mit dem Drachen aufzusteigen, Wirklichkeit, man kommt ins Gummiland, wo die Bälle wachsen, schwimmt auf dem größten übers Meer ins Reich der Puppen, reist im Flugzeug zu den Sternen und schließlich mit einem Strauß von bunten Luftballons und einem Riesenhunger nach Haus zur Mutter. So buntes Erleben, so bunte Bilder und so lustige Verse. Die Bilder wirken, als seien sie aus verschiedenfarbigem Papier geklebt und dürften manchem Kinde zu dieser Beschäftigung Anregung geben. Sie sind einfach in der Darstellung, dabei gibt es auf jedem der 18 vollseitigen Bilder soviel zu sehen, daß das kindliche Entdeckervergnügen lange befriedigt sein wird. Dies Bilderbuch ist ein durchaus achtbarer Versuch in nur zweidimensionaler Darstellung und kräftiger Farbigkeit eine gute Bildhaftigkeit zu erzeugen.

Irene Graebsch (Breslau).

Caspari, Gertrud: Das lustige 1×1 für unsre ABC-Schützen. Leipzig: Alfred Hahn 1929. Hlw. 4,—.

Das Ein-mal-Eins ist bekanntlich eine rechte Quälerei für die Köpfe unserer Kleinen, und manchem unter uns wird es erinnerlich sein, daß das Lernen Mühe, womöglich Tränen gekostet hat. Wenn aber eine Künstlerin wie Gertrud Caspari sich dieses trockenen Stoffes annimmt und ihn mit Bildern und Versen versieht, dann schaut die Sache gleich anders aus. Reitersleut und Puppen marschieren auf, zu zweien und zu dreien, Gertraude hängt die bunten Tüchlein auf die Leine, wieviel Brot und Kuchen backt Herr Brutzelmeier, wieviel Schuhe hat der Fritz zu putzen, ein ganzer Zirkus mit Hunden, Hasen und Klowns ist da, die Jahrmarktsfrau packt lange Reihen von bunten Töpfen aus, und zum Schluß vergnügt sich der lustige Chinese Ping-Pang-Pö mit seinen Bällen, — wieviel, wieviel? So ist das 1×1 keine Schulplage mehr mit Abstraktem, sondern ein lustiges Spiel mit bunten Dingen, und es wird bei jedem Kind Freude an der Vielfältigkeit erwecken und das Schullernen aufs beste unterstützen. Dies Buch gehörte in jede Kinderlesestube.

Irene Graebsch (Breslau).

Kallmeyer-Mehlhorn, M.: Komm spiel mit. Verse von Hans Watzlik. Köln: Schaffstein 1929. 8 ungez. Bl. quer 8⁰. Hlw. 4,80.

Die Bilder an sich sind gut: Der klaren Flächenaufteilung, der einfachen, kräftigen Linienführung und der Farbenkontraste wegen — eine Art, die das Buch

schon für Fünfjährige geeignet macht und Größere unwiderstehlich zum Nachmalen reizt. Stofflich indes bringen diese zwanglos aneinandergereihten, dem täglichen Spielleben entnommenen Bilder nichts Besonderes. Die Verse sind nicht gut und muten recht herangeholt an, so daß man — im Ganzen genommen — von der Anschaffung des Buches wenigstens für kleinere Kinderlesehallen, absehen kann. Bei größeren wird sich die Anschaffung der farben- und formfreudigen Bilder wegen lohnen. Lateinische Druckschrift! Ursula Dietz (Stettin).

Klement, Richard: Vom Hopperl, vom Stopperl und vom Springerl. Ein Bilder- und Malbuch. Bilder von Ernst Kutzer. Reichenberg: Gebr. Stiepel 1929. 12 Bl. Hlw. 4,50.

Wie so viele Tiergeschichten für kleine Kinder krankt auch diese daran, daß der große Erzähler dem kleinen Zuhörer dadurch nahe zu kommen sucht, daß er durch allerlei mystische Erfindungen und vergleichende Beziehungen zum menschlichen Leben das Leben und Treiben der Tiere dem Kinde verständlich machen will, und er erreicht damit nur, daß er unwahr wird und daß dem Kind, das begierig diese Phantasien anhört, zugemutet wird, später umzulernen und ungläubig zu werden, wenn es die Erfahrung gemacht hat, daß durchaus nicht alles stimmt, was man ihm erzählt hat. Wer nicht wirklich die Gabe hat, Märchen zu erzählen, der sollte sich lieber an die schöne und lebendige Wirklichkeit halten. Die bunten Bilder sind „ganz niedlich", aber durchaus nicht immer dem Text angepaßt. Zum Schluß sind ein paar Bogen mit Zeichnungen eingeheftet, die von dem kleinen Leser ausgemalt werden können. Schon aus diesem Grunde möchte ich von der Anschaffung für Büchereien abraten, da es doch unsere Aufgabe sein soll, die Kleinen zur Ordnung und zum Sauberhalten der ihnen anvertrauten Bücher zu erziehen. Wie soll ein Kind unterscheiden können, wenn es in ein Buch malen darf und in die andern nicht? Diese Bücher müssen dem häuslichen Vergnügen vorbehalten bleiben. Irene Graebsch (Breslau).

Kruse, Käthe: Bei Spiel und Sport. Ein neues Bilderbuch. München: Dietrich 1929. Hlw. 7,50.

Käthe Kruse hat mit ihren hübschen Puppen längst alle Welt erobert. Ihr Bilderbuch „Bei Spiel und Sport" stellt sich ebenbürtig neben ihre plastischen Schöpfungen. Wie hier ihre Puppenkinder sich in den entzückend gestellten, farbigen Bildern (Farbätzungen) in allen Arten von Sport belustigen, beim Turnen Tennisspielen, Paddeln, Schwimmen, Autofahren, Skilaufen und Tanzen, das ist so meisterhaft erfaßt und mit so lustigen Versen versehen, daß Klein und Groß seine helle Freude daran haben wird. Schon die Eingangsverse über die Veränderungen in der modernen Kinderstube zeigen, wie gut Käthe Kruse mit Kindern plaudern kann. Sie schreibt sich selber ein Reimchen, das man diesem Bilderbuch als Motto geben könnte: „Ja, es läßt sich nicht bestreiten, auch der Sport hat zarte Seiten." Irene Graebsch (Breslau).

Das offene Tor. Ein Strauß Kindergedichte zusammengest. von Emil Weber. Ill. von Dieter Pfennig. Stuttgart: Thienemann 1929. 79 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

Die kleine Sammlung ist in einzelne Abschnitte — Mutter und Kind, Spiel und Scherz, Kind und Tiere usw. — gegliedert. Unter den in großer Fraktur gedruckten Gedichten finden sich manche leicht lernbare kindertümliche Verschen von Paula Dehmel, Gustav Falke, Joh. Trojan u. a., daneben auch einiges Belanglose, Süßlichsentimentales und gesucht Kindliches. Aber nicht zu vergessen ist das reizend poetische „Gnomenwirtshaus" von Heinrich Seidel. Das Hübscheste an dem Büchlein sind die frohen, leicht stilisierten Bilder, besonders die bunten. — Zum Vorlesen für 3—5jährige Kinder und zum eigenen Studium für ABC-Schützen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Weber, Käte: Kunterbunt. Bilder von J. Schmidt-Schultze. Danzig: Kafemann 1929. 8 Bl. (= Danziger Bilderbuch.)

Wenn ein Erwachsener in irgend einer lustigen Laune anfängt, zu reimen, weil er Spaß daran hat, schnelle Reime zu finden, kann es für die Zuhörer belustigend

sein, sofern es nicht zu lange dauert und damit peinlich wird. Aber wenn man solche Verse für Kinder macht und schlechte, sehr schlechte Bilder dazu besorgt, das druckt und dann glaubt, es sei ein Bilderbuch, so ist das eine sehr verfehlte Sache. „Kunterbunt" ist ein ausnehmend treffendes Beispiel dafür, wie ein Bilderbuch nicht sein soll, und wer eine Sammlung für Gegenbeispiele hat, dem sei es empfohlen. Es ist ein betrübliches Zeichen für die Verfasserin, wenn sie glaubt, einem Kinde mit Versen Freude zu machen, die nicht etwa dem kindlichen Verständnis angepaßt sind, sondern einfach kindisch dumm und noch dazu schrecklich holprig sind. Dazu sind die Bilder von ausgesuchter Scheußlichkeit: Kinder, die aussehen wie die ordinärsten Marktweiber, Tiere, die man nur mit Mühe als solche erkennt, dazu jugendstiliges Blumengerank. Es ist bedauerlich, daß es heute noch Verleger gibt, die Arbeit, Mühe und Geld an solche Unkultur wenden und womöglich noch glauben, es sei für Kinder gerade gut genug.

Irene Graebsch (Breslau).

2. Märchen, Sagen.

Burggraf, Waldfried: Prinzessin Allerliebst oder Der wundersame Regenschirm. Ein Märchenspiel für Kinder in 5 Bildern. Leipzig: K. Scholtze Nachf. 1929. 79 S. Geb. 2,50.

Hier ist eine an sich ganz reizvolle und lustige Idee für ein Märchenspiel verwandt. Prinzessin Allerliebst begegnet auf einem Spaziergang mit ihrer Hofdame dem Hirtenjungen Heino, einem richtigen kleinen Naturburschen, der ihr gefällt, weil er so ganz anders ist, als ihre Umgebung. Heino bekommt von der Waldalten den wundersamen Regenschirm geschenkt, der die Gabe hat, regnen zu lassen, wenn er aufgespannt ist, und schönes Wetter zu zaubern, wenn er geschlossen ist, und er gewinnt, wie er beschlossen, nach vielen Hindernissen das Herz des Königs und die Hand der Prinzessin und wird zum Schluß König. — Es ist nur schade, daß die Ausführung so mancherlei Mängel aufweist. Es ist alles ein wenig gewaltsam zusammengeholt und zurechtgebogen, das Einfügen von Kinder- und Volksliedern und vor allem zum Schluß das Weihnachtsfest, das in diesem Spiel, das doch wohl ein Stückchen belebte Natur darstellen soll, so ganz und gar unorganisch wirkt. Es ist eben ein kleines Stück, wie wir sie alljährlich als Weihnachtsspiele für die Kleinen über unsre Bühnen gehen sehen, die aus allerlei Märchenstoffen zusammengeholt und -geflickt sind und denen die Schlichtheit und feine Gestaltung abgeht, die sie für die Welt der Kinder erst wirklich lebendig und für Erwachsene zur Mitfreude machen würden.

Irene Graebsch (Breslau).

Croner, Else: Die Schutzengel und 15 andere Bildermärchen. Den schönsten Meisterbildern deutscher Gemäldesamml. nacherz. Berlin: Furche-Kunstverlag 1929. 36 S. 4⁰. Hlw. 4,80.

Zunächst sei hervorgehoben, daß sich der Verlag mit der Ausstattung des Buches große Mühe gegeben hat. Die 16 Bildtafeln zeigen bekannte Gemälde, hauptsächlich von Runge, Schwind, Richter und Spitzweg, in sehr guten Reproduktionen auf festem Kunstdruckpapier. Und doch ist das Ganze ein bedauerlicher Mißgriff, denn die Geschichten zu den Bildern sind mit Ausnahme einer einzigen („Der arme Poet" von Spitzweg) mehr oder minder unmöglich. Wenn die Verfasserin in ihrem Vorwort sagt, „die Eindrücke der Jugendjahre übertreffen alle späteren an Dauer und Kraft", so sind wir mit ihr sicher der gleichen Überzeugung. Die nächste Folgerung daraus aber ist, daß man Kindern nicht derart gekünstelte, z. T. sogar sinnwidrige Geschichten erzählen darf, die ihnen das wahre Verständnis für manche dieser Kunstwerke auf Jahre hinaus, wenn nicht für immer verschließen. So schade es um die schönen Bilder ist, — das Buch muß abgelehnt werden. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Deutscher Märchenschatz. Ausgew. von Hermann Heß. Mit Zeichn. von Ernst Kutzer. (2. Aufl.) Hamburg-Großborstel: Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1927. 326 S. Lw. 6,50. Büchereieinband 8,—.

Diese in zweiter Auflage völlig veränderte Auswahl enthält 22 Grimmsche

Märchen und 25 Stücke aus der Sammlung „Germanischer Märchenschatz" (Jena: Diederichs). Nur die „Prinzessin auf dem Baum" ist den „Märchen aus Pommern und Rügen" von Ulrich Jahn entnommen. Sämtliche Märchen sind in der Urform wiedergegeben, so daß von ihrer Eigenart nichts verloren gegangen ist. Allein maßgebend für die Auswahl — ohne alle spitzfindige Einteilung — war wohl der Wunsch, alle deutschen Stämme und Landschaften zu Wort kommen zu lassen. Das gänzliche Fehlen des Tiermärchens und der einfachsten und bekanntesten Märchen (Rotkäppchen, Schneewittchen usw.) kennzeichnet die Eignung der Auswahl für die dem ersten Märchenalter entwachsenen Kinder, etwa vom 9. Jahre an. Kutzers Schwarz-weiß-Zeichnungen sind größtenteils lieblich märchenhaft ;die Buntbilder dagegen sind gar nicht schön, wohl aber der große Druck (Mainzer Fraktur) des Buches, das gute Papier und der feste geschmackvolle Leineneinband. Zur Anschaffung in Kinderlesehallen und Jugendbüchereien gut geeignet. Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Roth, Otto: Die Glücksuhr. Ein deutsches Märchen mit vielen Bildern von Martin Claus und Melodien von Martin Ulbricht. Dresden: Meinhold 1928. 128 S. 4⁰. Hlw. 4,80.

Nicht eigentlich ein Märchen haben wir vor uns, sondern ein Märchenspiel. Im Wald vor dem Wetterhäuschen begegnen sich die Heinzelmännchen, der Papierdrachen und zwei wandernde Gesellen. Sie wollen mit vereinten Kräften die Hexe zwingen, die tote Stadt von dem Zauber zu lösen und den goldenen Zeiger der Glücksuhr auf dem Kirchturm wieder in Gang zu bringen. Es ist ein hartes Stück Arbeit, das sie sich vorgenommen haben, aber es gelingt nach mancherlei Zwischenfällen. Der Nikolaus und die gute Fee können nun nach vielen Jahren endlich wieder Alt und Jung in der Stadt zum Weihnachtsfest erfreuen. — Die Ausstattung des Buches ist farbenfroh und geschmackvoll. Viele sehr gut gelungene bunte und schwarz-weiße Bilder begleiten die Handlung und erleichtern den Kindern, die sich besonders anfangs mit der rein dramatischen Form nicht so leicht abfinden werden, das Eindringen in den Stoff. Besser als zum Lesen eignet sich das Spiel überhaupt zum Aufführen für Schulen oder Heime, wo genügend Kinder zur Verfügung stehen. Die Noten der Lieder sind mit einfacher Begleitung beigefügt. Es sind alles gut singbare Melodien. Textbücher zum Preise von 0,80 und 0,90 RM sind im gleichen Verlag erschienen. — Für 9—12jährige.
Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Weber, Leopold: Gisli der Waldgänger. Aus Islands Heldenzeit. Mit Abb. Stuttgart: Thienemann 1927. 124 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

Den Inhalt der isländischen Sage von Gisli, dem Geächteten, hat L. Weber, der bewährte Bearbeiter alter Sagenstoffe, für die Jugend nacherzählt. Es ist ihm trefflich gelungen, die Eigenart der nordischen Heldengeschichte im wesentlichen zu bewahren und dabei doch ihre Herbheit so zu mildern, daß sowohl Mädchen wie Jungen von der Darstellung dieser knorrigen, ehrenhaften, todesmutigen Menschen gefesselt sein werden. Entbehrlich dagegen erscheinen in der Einleitung und am Schluß die Gespräche der Kriegskameraden am serbischen Lagerfeuer, die einen Rahmen um die Saga bilden sollen und in einem zum Sagaton sehr gegensätzlichen Stil geschrieben sind. Für Jugendbüchereien (vom 13. Jahre an).
Elisabeth Joerden-Wernecke (Stettin).

Wenz-Viëtor, Else: Fahrt ins Blumenland. 16 Bilder von E. Wenz-Viëtor mit Text von Albert Winkler. Stuttgart: Thienemann 1929. 62 S. Geb. 4,80.

Wieder eine Bilderreihe der Wenz-Viëtor, die an Anmut und Zartheit den besten ihrer früheren Werke gleichkommt. Sie zeigt ein kleines Mädchen auf der Fahrt durch das Reich der Blumen. Das Kind ist winzig klein wie Däumelinchen und kann so die Geheimnisse der Natur ganz aus der Nähe belauschen. Bald sieht man es in einer Taubnesselblüte schaukeln, oder es schläft im Frauenschuh, dann wieder geht die lustige Fahrt in einer mit Heupferden bespannten Kutsche oder auf einem Löwenzahnsamen vom Winde getragen davon. Auf einer großen Schierlingsblüte wird Schmetterlingshochzeit gefeiert, und in der

Winde ist großer Andrang von Insekten aller Art, um Honig einzukaufen. Kurz, eine Fülle von sonnigen Naturbildern in so künstlerischer Darstellung, daß sie nicht nur Kindern, sondern auch Erwachsenen Genuß bereiten. Um so bedauerlicher ist es, daß der Text all diesen Feinheiten durchaus nicht immer gerecht wird, mitunter sogar abweicht. Muß da von Jazzkapelle, Tanzgirls, Saxophon und Radiotelegramm die Rede sein, wenn keins der Bilder auch nur Ähnliches andeutet. Und warum ist die Unterhaltung des frischen natürlichen Landkindes mit dem Laufkäfer (es muß ein Adjutant sein!) so unglaublich konventionell? Das einzige, was am Text wirklich gut ist, das ist die naturwissenschaftliche Seite; der Bau der Blüten, die Bestäubung und damit im Zusammenhang einiges aus dem Insektenleben wird schon für kleinere Kinder sehr unterhaltend verständlich gemacht. Aber das Ganze ist kein Märchen, wie man es zu den Bildern der Wenz-Viëtor haben möchte. Dazu gehören echte Märchen, einerlei ob in Vers oder Prosa. Das zeigen ihr „Däumelinchen", „Der kleine Häwelmann", die „Sonnenkinderstuben", der „Blumenhimmel" und „St. Nicolaus in Not". Vielleicht findet sich das richtige Märchen auch noch für diese schönen Bilder, um deretwillen man das Buch doch empfehlen muß. Der Text gestattete leider die Verwendung erst vom 9. Jahre an. Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

3. Erzählungen.

Angebauer, Karl: Wir Wilden sind doch bess're Menschen. Bilder nach Original-Aufnahmen. Leipzig: Verlag Buchwerkstätten 1929. 108 S. Hlw. 2,85.

Das Buch enthält neun locker zusammenhängende Geschichten aus Südwestafrika. Der Verfasser berichtet nach eigenen Erlebnissen. Der Erzählton ist frisch und lebendig, wenn auch zum Teil herkömmliche Klischees für die Formung benutzt sind: der Gauner, der den gerissenen Juden doch noch übers Ohr haut, der Missionar, der erst durch Schaden klug werden muß, der Abenteurer, der in der bereits literarisch gewordenen nachlässigen Ausdrucksweise erzählt. Wie allerdings das Seumesche Zitat des Titels zu dem Inhalt paßt, das herauszubringen wird der Leser vergeblich sich bemühen. Die Eingeborenen können nicht gemeint sein, denn sie sind aus der moralisch-überheblichen Perspektive des Europäers gesehen und sind darum Räuber und Gauner. Oder soll das Seumewort auf die Weißen angewendet werden? Soll es entschuldigen, daß sie so und nicht anders sein können, im Grunde aber besser sind? Jugendlichen sollte das Buch nur in die Hand gegeben werden, wenn sie bereits eine gewisse Urteilsreife erlangt haben. In Büchereien ist darauf zu achten, daß es nicht solchen Lesern anvertraut wird, die über Afrika noch nichts gelesen haben. Dann würden sie ein schiefes Bild bekommen. Geschulte Leser werden es richtig aufnehmen. Die Photos sind inhaltlich ein bißchen „ateliermäßig" aufgebaut. Die Reproduktion ist gut, ebenso der Druck und die Ausstattung. E. Sielaff (Stettin).

Angebauer, Karl: Buschtrecker. Leipzig: Deutsche Buchwerkstätten 1929. 120 S. Geh. 2,85. Geb. 3,50.

Von den Erzählungen dieses Büchleins sind „Volk ohne Sorge", „Hagulas Freund" und „Löwen" recht erfreulich. In der Geschichte vom „Schiffbruch" des Hermann Jupp kommt der Humor prachtvoll zur Geltung. Die Abschnitte „Überfall" und „Teufel und Bestien", in denen die Greueltaten der Buschleute dargestellt werden, wirken dagegen fast abstoßend. Der Bericht von dem Treck durch das Sandfeld enthält starke Spannungsreize. Das mit einigen schönen Bildern ausgestattete Buch zeigt den südafrikanischen Auslanddeutschen „mit einem Schuß Abenteurerblut" von der besten Seite und ist für Jugendliche, die Abenteuer in fremden Ländern lesen wollen, eine ausgezeichnete Lektüre.

H. Schüen (Stettin).

Arenhövel, Friedrich: Hie Kuno Stichling! Tierabenteuer zu Wasser und zu Lande. Mit 6 Vollbildern von R. H. Roederer. Hannover: Sponholtz 1929. 186 S. Lw. 5,—. (Sponholtz' Jugendbücher.)

Die Geschichte eines jungen Stichlings wird hier erzählt, der sich aus dem

alles angreifenden und nur nichtsnutzigen Raufbold in seinem Gewässer zu einem sorgsam bauenden Hausvater und liebevollen Brutpfleger entwickelt und so in die Eigenart seines Geschlechts hineinwächst, das diese Aufgaben dem Männchen überläßt. Der Einblick in das Leben dieses munteren, immer kampfbereiten Fischvölkchens und seiner engeren Umwelt wird in einfacher, frischer Form gegeben, die das Buch, zusammen mit seiner biologischen Glaubwürdigkeit (s. auch die zweite Geschichte) als Jugendbuch recht verwendbar machen. — Die zweite Geschichte „Kilian und Wenzeslaus" ist bereits 1926 selbständig erschienen. Die Abenteuerreise geht hier ins Ameisenreich, und mit zwei befreundeten Helden, dem langen Kilianritter aus dem Geschlecht der Waldameisen und der kleinen runden Blattlaus Wenzeslaus (man denkt an Pat und Patachon) geht es zu den Soldatenameisen, den Sklavenhaltern, den Ernteameisen, Weberameisen und Jagdameisen, wobei man jedesmal ein brauchbares Sümmchen „Belehrung" davonträgt. — Die Darstellungsart ist wesentlich anspruchsloser als die der ersten Geschichte. Trotzdem wird man das Buch besser erst 12jährigen geben. — Die Bilder empfindet man als Bereicherung. Ursula Dietz (Stettin).

Bubeck-Panzer, Bertha Luitgarde: Im Spechtloch. Eine heitere Kindergeschichte. Mit Bildern von Erna Krüger. Heilbronn: Salzer 1928. 158 S. Geb. 4,—.

Eine humor- und gemütvolle Kindergeschichte aus Süddeutschland, in der, unmerklich und absichtslos ein wenig belehrend, von einem Professor erzählt wird, den die Kinder Onkel Apollo nennen. Er wohnt in einem Gartenhäuschen, dem „Spechtloch", geht dort eifrig seinen Arbeiten und Studien nach und vervollständigt seine naturwissenschaftlichen Sammlungen. Nebenbei ist er der treue Freund einer kleinen Schar von Kindern und Erwachsenen, die an seiner Schmetterlingszucht Interesse und Freude gefunden haben. Den heiter-fröhlichen Charakter geben dem Büchlein die vier verschwisterten Kindergestalten, zwei Jungen und zwei Mädchen, deren freudige und schmerzliche Erlebnisse, wie in wenigen anderen Kinderbüchern, den Stempel wirklich erlebter Ereignisse tragen. Im Einklang mit den hübschen einfachen Bildern wird die abwechselungsreiche und teilweise recht originelle Erzählung Kinder von 10—14 Jahren und kinderfreundliche erwachsene Leser restlos erfreuen. Nur in dem Kapitel „Die Eisfee" ist die Verfasserin ein wenig aus der Rolle gefallen und in ein ihr sonst fremdes Symbolisieren geraten. — Für alle Kinderlesehallen und Jugendbüchereien.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Burnett, F. H.: Der kleine Lord. Für die Jugend bearbeitet von Rose Viera. Mit Bildern von O. Kubel. Reutlingen: Enßlin & Laiblin 1929. 112 S. Lw. 2,—.

Die von Rose Viera vorgenommene Bearbeitung des Burnettschen Romans ist in Umfang und Inhalt durchaus annehmbar. Es fragt sich nur, ob eine zwingende Veranlassung zu solchem Tun vorhanden ist. Die hier die Voraussetzung der Handlung bildenden sozialen Verhältnisse sind unsern Kindern durchaus fremd. Sie wundern sich z. B. schon darüber, daß Vater und Enkel anders heißen als der Großvater. Und dann: Eine Geschichte von Kindern ist noch lange keine Geschichte für Kinder. Diese pflegen erfahrungsgemäß solchen Geschichten ablehnend gegenüberzustehen, es sei denn, daß Dinge erzählt werden, die unsere Jugend wesentlich angehen — siehe z. B. „Jungen der Paulstraße", „Madumas Vater" oder auch „Mit fünfzehn Jahren um die Welt". Von solchen Dingen ist aber in dem Burnettschen Roman nicht die Rede. Es ist schade, daß ein anständig gedrucktes und gebundenes Buch in seinem Inhalt dem Kritiker die Möglichkeit nimmt, es den Eltern zu empfehlen. An dem „Kleinen Lord" haben höchstens noch heranwachsende Mädchen Gefallen. E. Sielaff (Stettin).

Gramatzki, H. J.: Das weiße Tier. Erlebnisse eines deutschen Knaben im Vorlande von Tibet. Bilder von Georg Walter Rößner. Köln: Schaffstein 1929. 230 S. Lw. 5,50.

Als Sohn eines deutschen Ingenieurs in englischen Diensten wächst Ernst Matthies in Shillong auf, der Hauptstadt der ostindischen Provinz Assam am

Fuße des Himalaya. Seine Angelleidenschaft gibt den ersten Anstoß, daß er sich in seinen Gedanken mit dem „weißen Tier" beschäftigt, einem merkwürdigen fischartigen Fabelwesen, das nach den phantastischen Erzählungen der Eingeborenen in einem Höhlensee im Gebirge hausen soll, geraubte Schätze hütend. Uralte Sagenverwandtschaft mit dem Lindwurm auf der Gnitaheide taucht auf. Heitere Spiele und furchtbarer Ernst, Kinderlust und der Aufstand eines Bergvolkes, den er mit all seinen Schrecknissen miterlebt, können die Sehnsucht des Knaben, das „weiße Tier" aufzusuchen und zu schauen, nicht ertöten. Seinem Wunsch wird endlich Erfüllung: Er kommt in den Himalaya und glaubt im magischen Fackelschein einmal das „weiße Tier" zu schauen. Die Erzählung ist ein Musterbeispiel dafür, wie aus einer einfachen Tatsachenschilderung die Darstellung allmählich in das rein Dichterische übergeführt werden kann, so daß selbst 13- und 14jährige Leser eine Ahnung bekommen von dem Symbolhaften dieses weißen Tieres. Das vorzüglich gedruckte und ausgestattete Buch wird aber nicht nur jugendliche Leser begeistern, sondern in Volksbüchereien selbst anspruchsvolle Leser befriedigen.

E. Sielaff (Stettin).

Gumtau, Lotte: Die sieben Monde überm Geiersberg. Mit 4 farb. Bild. von K. M. Schultheiß. Stuttgart: Thienemann 1929. 111 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

In dem Schlosse Geiersberg, das in der Nähe einer kleinen Stadt in Mitteldeutschland liegt und nach dem Kriege in mehrere Wohnungen aufgeteilt wurde, wohnt u. a. auch ein ehemaliger Offizier, der sich aus Liebhaberei mit Botanik beschäftigt. Den mutterlosen Haushalt, den Vater, einen älteren etwas verwachsenen, und einen jüngeren Bruder, betreut die kaum 19jährige Mathilde, ein zartes und doch tatkräftiges Mädchen, das sich voll verantwortlich fühlt für das Wohl „ihrer Männer". Da aber ihr Pflichtenkreis im Hause immer kleiner wird, sehnt sie sich nach einem Beruf, der sie ausfüllt und ihr Unabhängigkeit sichert. Die Einförmigkeit ihres täglichen Lebens wird für die Bewohner Geiersbergs unterbrochen, als ein junger Botaniker, der in der Gegend Studien macht, mit seiner Schwester für den Sommer dort einzieht. Diese Schwester, ein begabtes, aber verwöhntes, reiches Großstadtmädel, hat eben das Abitur gemacht und begleitet den Bruder nur zum Zeitvertreib, denn über einen Beruf kann sie sich noch nicht schlüssig werden. Es tritt dann in den Kreis noch ein junges Mädchen, das gern Sängerin werden möchte, aber anfangs nicht die Einwilligung der Mutter erlangen kann. Wie sich nun diese verschiedenen Menschenkinder näher kommen und voneinander lernen, wie sie darum kämpfen, sich ihr Leben aufzubauen, äußerlich und innerlich, um etwas Nützliches zu leisten, bildet den Inhalt der Erzählung. Und wenn auch der Ausgang der Geschichte schon bald zu Anfang unschwer zu erraten ist, so ist doch die Entwicklung der Charaktere bis zum Schluß psychologisch einwandfrei und der Aufbau des Ganzen bis auf einige Kleinigkeiten gut durchdacht. — Ein brauchbares Buch für reifere junge Mädchen, frühestens von 14 Jahren, bei denen Verständnis für die Problematik der heranwachsenden Jugend vorausgesetzt werden kann.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Herrmann, Ala: Ein ganzer Kerl. Erzählung. Ill. Leipzig: Schneider 1929. 144 S. Hlw. 3,80.

Ein ganzer Kerl ist der österreichische Offizier von Frohn, dessen persönlicher Tapferkeit und Geistesgegenwart mehrere Hunderte österreichischer Kriegsgefangenen gegen Ende des Siebenjährigen Krieges ihre Befreiung aus der preußischen Festung Magdeburg zu verdanken haben. Von diesem unerschrockenen, sein Leben nicht schonenden jungen Soldaten werden hier noch einige andere, z. T. recht humorvoll anzuhörende kühne Streiche erzählt, die ihn immer als den gleichen ehrenhaften, hilfsbereiten Draufgänger zeigen. Die frische, kurzweilige Erzählung „folgt in einzelnen Teilen in freier Bearbeitung dem Stoff des Wiener Romans „Der Pandurenoberst" von Levin v. Schücking" und gibt in dieser Form ein spannendes gut ausleihbares Jungensbuch ab. Die lebhaften farbigen Bilder verschönen das tüchtige kleine Werk sehr. — Vom 12.—15. Jahre, auch für Mädchen.

Elisabeth Joerden-Wernecke (Göttingen).

Kapherr, Egon von: Die Fahrt ins Mammutland. Eine abenteuerliche und phantastische Geschichte. Mit Bildern von Georg Walter Rößner. Köln: Schaffstein 1929. 230 S. Lw. 5,50.

Ein Amerikaner unternimmt auf Veranlassung eines deutschen Gelehrten mit den modernsten Hilfsmitteln, Flugzeug und Motorboot, eine Jagdexpedition nach Ostsibirien. Die Erlebnisse des kleinen Trupps in der unendlichen Weite des Landes, der sibirische Winter und der gewaltsame Einbruch des Frühlings, die Fahrten auf den breiten Flüssen und die Begegnungen mit den Eingeborenen werden eindringlich und mit Sachkenntnis, wenn auch zuweilen ein bißchen aufdringlich belehrend geschildert. Die wichtigsten Beutetiere der Jäger sind — ein Mammut und eine Riesenspitzmaus, die Menschen fressen soll. Vor diesem Purzelbaum des Verfassers von der beschreibenden Naturwissenschaft in die Phantastik muß man halt machen. Auf realen Tatsachen läßt sich sehr wohl phantastisches Geschehen aufbauen, und jugendliche Leser haben dafür sehr weitgehendes Verständnis. Das beweist der Eifer, mit dem einmal die Geschichten von Jules Verne verschlungen wurden. Aber ein nachweisbar ausgestorbenes Tier wieder lebendig machen und seine Jagd mit aller modernen Verfolgungskunst schildern, das ist ein schriftstellerisches Unternehmen, zu dem man den Kopf schütteln muß. Der Verfasser springt am Schluß aus den wolkigen Höhen seiner Phantastik zwar wieder auf die Erde zurück: Bei einem Überfall durch Chunchusen verbrennen die sorgsam präparierten Teile dieser seltsamen Tiere bis auf das letzte Knöchelchen. Ich glaube nicht, daß die Jungen, denen das Buch in die Hände fällt, dem Verfasser auf seinen phantastischen Wegen folgen werden. E. Sielaff (Stettin).

Lobsien, Wilhelm: Jürgen Wullenweber. Mit 4 farb. Bildern von L. Eberle. Stuttgart: Thienemann 1929. 61 S. Hlw. 4,80.

Wie in seinem Werk „Jodute“ macht hier der Verfasser das alte Lübeck in seiner Hansemacht lebendig. Nur ist es diesmal nicht die Zeit des Freiheitskampfes zwischen Rat und Zünften um 1400, sondern die Lutherzeit, in der sich die freien Lübecker Bürger — dem Beispiel der Hamburger folgend — die Anerkennung ihres neuen Glaubens von dem alten Rat ertrotzen und dann, mitgerissen von ihrem neuen Führer, Jürgen Wullenweber, den Kampf um die Wiederherstellung des alten Lübecker Glanzes fast gegen den gesamten Norden aufnehmen. Mit der Zähigkeit, die jede große Idee gibt, verfolgt Jürgen Wullenweber sein Ziel: Lübeck wieder zu der mächtigsten der nordischen Hansestädte zu machen, ja, weit hierüber hinaus — einen nordischen Bundesstaat zu schaffen, der sowohl die nordischen Länder als auch sämtliche Küstenstädte der Ostsee unter Lübecks Oberhoheit vereinigt. Eine bunte, mächtige, schließlich auch gefahrvolle Zeit für Lübeck unter diesem Bürgermeister, bis Mißgeschick auf Mißgeschick ihn äußerlich zu Fall bringen und die Lübecker dem wenige Jahre zuvor ausgepfiffenen Rat wieder zujubeln. — Die Art, wie die Menschen hier reden und handeln, ist echt und überzeugend. Man wird mit derselben Freude und Spannung, mit der man die Unbeugsamkeit und die Widerstandskraft des Titelhelden erlebt, das Schicksal seines Freundes, des mächtigen Lübecker Stadthauptmanns Marx Meyer in all seiner abenteuerlichen Kühnheit und Treue verfolgen. Das Zeitbild als solches, in knapper und klarer Sprache gegeben, ist gut und wird durch den farbigen Bildschmuck verhältnismäßig glücklich ergänzt. Das Buch ist zur Anschaffung schon kleinen Schülerbüchereien zu empfehlen. — Für 13—16jährige.

Ursula Dietz (Stettin).

Lobsien, Wilhelm: Strandläufer. Nordseegeschichten. Stuttgart: Thienemann. 110 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

Der Meermann „Ekke Nekkepenn“ wird in der ersten dieser Märchenerzählungen von den Syltern und Unterirdischen gefoppt, in dem „Kampf auf der Heide“ ist er der lachende unbeteiligte Dritte und in der „Silbermöwe“ greift er grausam in das Leben der Kinder ein. Die andern Geschichten erzählen von den Seejungfrauen, die dem jungen Seefahrer wohl helfen wollen, ihn aber nicht retten können. — Für nachdenklicher veranlagte Kinder, die anfangen für den

Ernst des Lebens Verständnis zu zeigen, vom Märchenland aber noch nicht zu weit entfernt sind. H. Schüen (Stettin).

Matthiessen, Wilhelm: Der Nordlandzug des Herrn mit den 100 Augen. Eine Abenteuergeschichte. Freiburg: Herder 1928. 158 S. Kart. 2,30. Lw. 3,20.

Was „der Herr mit den 100 Augen" hier auf der Suche nach dem im hohen Norden verschollenen Vater seines Freundes bis zur endlichen Erreichung des Zieles an bunten Abenteuern zu bestehen hat, das überschreitet wirklich erheblich das Maß dessen, was man der Jugend an Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten zumuten darf. Für Büchereien kommt das Buch deswegen nicht in Frage.

R. Kock (Schneidemühl).

Morstatt, Else: Die Fahrt ins Weite. Erzählung aus Afrika. Mit Bildern von Karl Mühlmeister. Reutlingen: Enßlin & Laiblin 1929. 111 S. Lw. 2,—.

Afrikabücher gibt es nicht viele für die Jugend. Aber die wenigen guten, die es gibt, genügen, um auf mittelmäßige und programmäßig zusammengebaute wie das vorliegende verzichten zu können. — Da fahren drei deutsche Kinder „ins Weite"; ein Geschwisterpaar, nach Johannisburg zu den wartenden Eltern, die dann — natürlich — weit drinnen im ehemaligen Deutsch-Ost eine Farm kaufen, und ein Junge, der bei einem Onkel in Südwest ein herrlich-freies Prairieleben zu finden hofft. Er findet es aber nicht. Im Gegenteil! Auf der Farm wird scharf gearbeitet, und aus der hieraus folgenden Flucht in eine phantastische Weite hinein (zu den alten deutschen Freunden, die derweil bereits weit im Innern Deutsch-Osts sitzen) wird eine Reise mit den möglichsten und unmöglichsten Abenteuern. Man kann es auch — bei der manchmal peinlich „bewußt" werdenden Erziehungsabsicht der Verfasserin — Erziehungsweg nennen vom frisch-fröhlich-trotzigen Faulenzer bis zum kreuzbraven deutschen Pflichtmenschen, der dann mit Leib und Seele seine Schuldigkeit im Kolonialkrieg tut, von dem er — ziemlich am Ende seiner Reise — überrascht wird. — Gewiß ist das eine oder andere in dem Buch lehrreich und amüsant zu lesen. Aber im ganzen sind doch so viel kleinere und größere Unwahrscheinlichkeiten und merkbares „Programm" darin, daß das Buch — wie schon gesagt — zu Gunsten echterer Bücher dieser Art, besser nicht eingestellt würde. Die Bilder übrigens passen sich, abgesehen von der leichten Sentimentalität, dem Text geschickt an. Ursula Dietz (Stettin).

Niese, Charlotte: Das Lagerkind. Mit 4 farb. Bildern von E. Winkler und 4 schwarzen von H. Schroedter. Stuttgart: Thienemann 1929. 128 S. Hlw. 2,—. Lw. 3,—.

Eine genaue Inhaltsangabe dieser packenden historischen Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege erübrigt sich hier, da das Lagerkind Burga — das sich mit seinem treuen Wolfshund so tapfer durchhungert und durchschlägt, dabei immer noch hilfsbereit gegen andere ist, und nach Jahren des Umherirrens zu den Seinen wieder zurückfindet — sich seit seinem ersten Erscheinen 1920 in unseren Büchereien längst Freunde erworben hat. Umso erfreulicher ist es, daß der Verlag das Buch jetzt in dieser geschmackvollen und gediegenen Ausstattung in seiner Zweimarkreihe neu herausgibt. Die alte Ausgabe liegt mir zum Vergleich leider nicht mehr vor, der neuen kann man jedenfalls nur zustimmen. — Für alle Volks- und Jugendbüchereien für Knaben und Mädchen von 11—15 Jahren.

Hanna Voll (Stargard i. Pom.).

Olden, Balder: Madumas Vater. Berlin: Universitas 1928. 176 S. Geh. 3,—.

Rudi, der Hannoveraner Tertianer, kehrt mit seinen Eltern — der Vater ist Missionar — wieder „heim" nach Afrika. Aus seiner Verbundenheit mit der afrikanischen Erde heraus gelingt es ihm, auf einer abenteuerlichen „Safari" den einst ebenfalls dem Zauber dieses Landes verfallenen, für die Weißen seit Jahren verschollenen Onkel Gregorovius wieder aufzufinden. — Dies innere Erleben des Jungen schwingt zum Vorteil des Buches in der überaus humorvoll erzählten Ge-

schichte mit. Jungens werden sich an der bunten Abenteuerlichkeit des Erlebnisses begeistern, Erwachsene an dem treuherzigen, himmelstürmenden Tatendurst und der entzückenden Gradlinigkeit der Wünsche dieser schwarzen und weißen Kinder Afrikas.

Hilde Schmid (Stettin).

Ott, Estrid: Drei Mädel in einem Auto. Aus dem Dän. übers. von Else v. Hollander-Lossow. Mit 15 Zeichn. von Peter Anton Gekle. Stuttgart: Thienemann 1929. 192 S. Lw. 5,50.

Drei Mädel von 17—20 Jahren machen allein eine Autofahrt von New York nach San Franzisko. Diese Fahrt wird zufällig eine Art Wettfahrt mit einem andern Auto, in dem mehrere junge Herren dasselbe tun. Das Verdienst der Verfasserin besteht nicht zum wenigsten darin, daß sie vermeidet, die hier geradezu aufdrängende Backfischliebesgeschichte zu schreiben und nur eine nett und flott geschriebene Schilderung der Erlebnisse der drei Mädel mit all den Zufälligkeiten ihrer Fahrt gibt. Damit hätten wir also ein im guten Sinne modernes Jungmädchenbuch. Aber eine der drei Autofahrerinnen ist eine siebzehnjährige Deutsche, die eigens von Europa nach Amerika eingeladen wird, um an der Autofahrt teilzunehmen und unmittelbar nach der Heimfahrt sich wieder unter ihre Mitschülerinnen setzt und mathematische Aufgaben löst. Die Rückversetzung nach Europa wird in 9½ Zeilen (!) abgetan. Da muß man sich doch allen Ernstes fragen, ob unsere sozialen Verhältnisse so sind, daß für eine Siebzehnjährige, selbst wenn sie das Gymnasium besucht, eine Fahrt durch Amerika nicht mehr als eine kleine Spritztour ist? Bleibt an Eindrücken gar nichts zu verarbeiten? Oder ist das alte Europa mit seiner Mathematik stärker als Amerika? Darauf bleibt uns die Verfasserin die Antwort schuldig. Man legt das Buch mit etwas geteiltem Herzen beiseite, denn für die Töchter aus vielen, vielen Familien hat es gar keine Beziehungen zur Wirklichkeit. E. Sielaff (Stettin).

Sonnleitner, A. Th.: Dr. Robin-Sohn. Mit 59 Bildern. Stuttgart: Franckh 1929. 178 S. Lw. 5,60.

Eine abenteuerliche Geschichte, worin der Held eine Reise durch Italien macht, um im Auftrage eines reichen Brasilianers einen politischen Gefangenen aus der sizilianischen Strafkolonie zu befreien. Die Handlung der Erzählung ist durchflochten mit eingestreuten Reisebildern und naturkundlichen Einzelheiten. — Die handlungtragende und die sozusagen belehrende Seite stehen einander mitunter etwas beziehungslos gegenüber. Das Ganze ist zu sehr willkürliche Summe und Reihung als notwendiges Gefüge. Gegen die altbekannte Robinson-Geschichte gehalten wirkt es erlebnisarm trotz der außergewöhnlichen Begebenheiten. — Jugendlicher Lesеeifer wird sich dem Buch zwar zuwenden, jedoch wird es hinter geeigneteren Werken zurückstehen müssen. C. Barth (Stettin).

4. Belehrende Schriften.

Byrd, Richard: Himmelwärts. Leipzig: Brockhaus 1929. 159 S. Hlw. 2,80.

Der bekannte Nordpolflieger schildert in einer Reihe von Erzählungen und Betrachtungen seine Flugerlebnisse, unter denen der Polflug und die Überquerung des Atlantischen Ozeans die erste Stelle einnehmen. Die Darstellung ist überaus fesselnd, lebendig und frisch, so daß der Leser von Anfang bis Schluß in Spannung bleibt und durch treffsichere Kennzeichnung aller Begleitumstände zum Miterleben gebracht wird. Von einigen Amerikanismen abgesehen kann das Buch darum in jeder Weise für Volks- und Schülerbüchereien empfohlen werden.

C. Barth (Stettin).

Dominik, H.: Über und unter der Erde. Mit 169 Abb. Berlin: Bong 1929. 345 S. Hlw. 5,—.

Ein sehr fesselnd geschriebenes Buch über die bauende Technik über und unter der eigentlichen Erdoberfläche. Die verschiedenen Verfahren und Hilfsmittel werden behandelt, mit denen es gelingt, Bergwerksschachte abzuteufen, Brückenpfeiler im Strom zu errichten, Tunnels vorzutreiben, Untergrundbahnen zu bauen und Taucharbeiten in tiefen Gewässern durchzuführen. Aber auch die Hochbau-

technik in Gestalt des Großbrückenbaues, der Eisenbetonkonstruktionen und der Errichtung von Hochspannungs-Überlandleitungen findet ihre Beachtung. — Es ist erstaunlich, wie gut es dem Verfasser gelingt, die besonderen Schwierigkeiten und Anfangshemmungen, die solchen Arbeiten entgegentreten, in eine klar verständliche und auch dem Laien faßliche Form zu bringen; den nur scheinbar recht trockenen Dingen weiß er zudem Reize abzugewinnen, so daß die Spannung des Lesers niemals abreißt. Merkwürdigerweise stellt der Verfasser die Verwendbarkeit von druckfesten Tauchausrüstungen in Frage, obwohl diese Konstruktionen sich inzwischen durchaus bewährt haben. — Das Buch ist auch durch seine dem Nichttechniker besonders angepaßten überaus anschaulichen Bilder in hohem Maße geeignet, Verständnis und Wertschätzung technischer Dinge in weitere Kreise zu tragen und ist für Schüler von etwa 14 Jahren ab und für Erwachsene bestens zu empfehlen.

C. Barth (Stettin).

Durch die weite Welt. Jahrbuch für Natur, Sport und Technik. Mit einer Schautafel und 400 Textbildern. Stuttgart: Franckh 1929. 262 S. Lw. 6,—.

Eine große Fülle anregender Erzählungen, Aufsätze, Skizzen, Aufgaben, Scherze und Rätsel enthält das Werk in einer wechselvollen Anordnung, die dem jugendlichen Bedürfnis nach immer wieder Neuem, Nicht-zu-langatmigem, entgegenkommt. Neben Reise- und Abenteuererzählungen sind es besonders die Dinge der Naturwissenschaft und der Technik, die dem Jugendlichen in verständlicher und anregender Form nahegebracht werden, wobei die rühmlichst bekannten Bildstöcke des Franckhschen Verlages, die in anderen volkstümlichen Veröffentlichungen ihren Wert bewiesen haben, unterstützend wirken. — Das Werk kann als Jugendbuch für das Alter von 12 bis 18 Jahren bestens empfohlen werden.

C. Barth (Stettin).

Freizeitbücher für die Jugend. Bern: Haupt 1929.

H. 4: Schüler, F.: Mein Aquarium. 20 S. 1,— Fr.

H. 5: Gilgien, R.: Der Photoapparat. 27 S. 1,— Fr.

Kleine Heftchen, die dem Jugendlichen bei seinen Basteleien zur Hand gehen wollen. Die Sprache paßt sich der Vorstellungswelt und dem Denken der Jugendlichen an, einige Abbildungen erläutern die nötigen Handgriffe. Für Ausleihezwecke etwas zu dürftig. C. Barth (Stettin).

Hansen, Jörgen: Im Banne der hellen Nächte. Leipzig: Brockhaus 1929. 160 S. Hlw. 2,80. (Reisen und Abenteuer 47.)

Der Verfasser will in dem vorliegenden Buche eine Schilderung geben, die die Reisenden zu einer tieferen Auffassung der Wesenheit fremder Landschaften führt und auch den deutschen Schülern ein anschauliches Bild norwegischer Landschaftsräume und ihrer Einwirkung auf das Volkstum gibt. Er führt uns an der norwegischen Küste aufwärts bis Narvik, verweilt eingehend an den Mittelpunkten des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens, verknüpft mit der Schilderung geschickt eine Menge wichtiger Zahlen und Tatsachen und plaudert anregend von den Fjorden und der großartigen Gebirgslandschaft Norwegens. So hält er den Leser dauernd fest und hat die Gewißheit, daß dieser, wenn er das Buch schließt, wirklich ein deutliches Bild von Land und Leuten hat. Eine Karte dient der Orientierung. Die zahlreichen Photos, gut gesehene und reproduzierte Ausschnitte, machen das Buch besonders wertvoll. Es ist nicht nur für jugendliche Leser (vom 14. Jahre ab), sondern auch für Volksbüchereien zu empfehlen.

E. Sielaff (Stettin).

Heurich, Alfred: Fix, des Silberfischleins Abenteuer. Leipzig: Eckstein 1927. 181 S. Hlw. 4,—.

Dieser Versuch, den jungen Lesern durch die Lebensgeschichte eines Fisches das vielfache Leben unter Wasser nahezubringen, ist mit etwas zu billigen Mitteln unternommen: was da an Erlebnissen geboten ist — es gibt sogar ein Unterwasservarieté und hinterher allerlei Liebesverhältnisse zwischen den „Artisten" —, ist denn doch zu primitiv, als daß wir unsern jungen Lesern hier das Mitgehen zumuten möchten. K. Schulz (Gera).

Kosmos-Taschenkalender für die deutsche Jugend. Stuttgart: Franckh 1929. 188 S. Lw. 1,80.

Ein mit bemerkenswertem Geschick zusammengestellter Jugendkalender, der außer dem für Aufzeichnungen bestimmten Kalenderteil zur anderen Hälfte kleine Erzählungen, Scherze, Ratschläge, Denkaufgaben und Tabellen bringt. Die Auswahl und Darbietung zeugt von Verständnis für die Eigenart des Jugendlichen, der für seine besonderen Liebhabereien reiche Anregungen findet. — Für Schüler von 10 bis 16 Jahren geeignet. C. Barth (Stettin).

Kublank, Walter: Nordpolfahrer. Abenteuerliche Fahrten im Hundeschlitten, Walfischkutter, Flugzeug und Luftschiff zum Nordpol. Bildschmuck von Willy Planck. Reutlingen: Enßlin & Laiblin o. J. 111 S. Lw. 2,—.

Seit Jahrhunderten schon hat es immer mutige Männer aller Nationen, vor allem Amerikaner und Skandinavier, zum hohen Norden gezogen, um, von sportlichem Ehrgeiz oder wissenschaftlichem Forschungsdrang getrieben, den Nordpol zu entdecken und das Polarmeer zu erkunden. Das vorliegende Buch berichtet von allen Polfahrten seit der ersten bekannt gewordenen durch die Friesen im 11. Jahrhundert bis zu Nobiles Polflug 1928. Wo Kublank nicht die Tagebücher einzelner Expeditionsteilnehmer selbst als eindrucksvolle Dokumente heranzieht, gestaltet er die benutzten Quellen zu äußerst lebendiger Schilderung der unsagbar mühevollen Unternehmungen. Wie diese Menschen unter Verzicht auf das Minimum des zum Leben Notwendigen, mit größter Opferbereitschaft für eine Idee, und sei sie noch so tollkühn, und mit Anspannung aller Kräfte ihr Leben einsetzen zur Erreichung des Zieles — und es oft hergeben müssen unter der Macht des Hungers und der Kälte —, das werden alle Jungen von etwa 14 Jahren an mit größter Spannung verfolgen.— Zu bedauern ist, daß statt der wenig guten Bilder nicht mehr und anschaulichere Karten als die zwei am Schluß des Buches befindlichen beigegeben sind. Charlotte Gudopp (Stralsund).

Maresch, Maria: Neue Jugend. Ein Buch der Lebensgestaltung für junge Mädchen. München: Kösel & Pustet 1929. 399 S. Lw. 9,—.

Es wird der Wunsch mancher Eltern und manches Erziehers sein, jungen Menschen, die die Schule verlassen, ausführliche Beratung für die zukünftige Lebensgestaltung mitzugeben, und es ist freudig zu begrüßen, daß von Maria Maresch in diesem Buch der Versuch, und man kann wohl sagen, der geglückte Versuch gemacht worden ist, durch eine sehr vielseitige Sammlung von Aufsätzen über Fragen der Lebenspraktik und Lebensgemeinschaft Auskunft zu erteilen. Es kommen hier eine Reihe wohlbekannter und berufener Frauen zu Worte, deren Rat und Erfahrung dem modernen jungen Mädchen lebensbereichernd und wertvoll sein wird. Schon ein Blick in das Inhaltsverzeichnis zeigt, wie vielseitig und gründlich die Fragen moderner Frauenjugend behandelt werden. Abgesehen von den ersten Kapiteln über das „Frauenleben früherer Zeiten“ und die „Fragen der Reifezeit“, finden wir Aufsätze über „Hauswirtschaft und Volkswirtschaft“, „Stil und Mode“, „Grundlagen neuer Wohnkultur“, „Klein- und Kleinstwohnung“, „Neue Ernährungsformen“, „Rohkost“, „Häusliche Krankenpflege“, „Vom Dienst am Kinde“, „Moderne Nadelarbeit“, „Die Form im täglichen Verkehr“, „Berufswahl“, „Von höheren Schulen und Bildungsanstalten“, „Die Lage in den höheren Frauenberufen“, „Die Werkstudentin“, „Ländliche Berufe“, über Jugendbewegung, Frauen in der Politik, Sport, Tanz, Musik und Kunst und vieles mehr. Man kann den meisten dieser Aufsätze nachsagen, daß sie leichtverständlich, sachlich, in aller Kürze gründlich und mit gutem psychologischen Feingefühl der besonderen Eigenart des heranwachsenden Mädchens Rechnung tragend geschrieben sind. Sie werden von jeder jungen Leserin, die ihren Platz im modernen Leben erstrebt und den Anforderungen unserer Zeit gewachsen sein will, gern gelesen werden und werden ihr, da sie der jüngsten wirtschaftlichen Lage entsprechen, manchen direkten praktischen Rat erteilen. Dies Buch sei jeder Jugendbücherei dringend empfohlen (auch der Volksbücherei!) und es ist ihm sehr zu wünschen, daß es bald seinen Vorläufern, den üblichen Konfirmationsgeschenken dieser Art, den Rang abläuft. Irene Graebsch (Breslau).

Payer, Julius: Die Entdeckung des Kaiser-Franz-Joseph-Landes. Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition 1872/74. Leipzig: Brockhaus 1929. 160 S. Hlw. 2,80. (Reisen und Abenteuer 45.)

Julius Payer hatte als wissenschaftlicher Begleiter an der zweiten deutschen Nordpolexpedition teilgenommen, die das eine der beiden Expeditionsschiffe, die „Germania“, bis zum 77. Grad nördlicher Breite hinaufgeführt hatte. Die auf dieser Fahrt gewonnenen Erfahrungen verwertete Payer zunächst auf einer Erkundigungsfahrt bis zum 79. Breitengrad und dann bei der österreichisch-ungarischen Expedition von 1872—74. Seine Erlebnisse auf dieser Reise füllen den Hauptteil des vorliegenden Büchleins, das ein Auszug aus seinem großen Reisewerk ist. Das Hauptergebnis der Reise war die Entdeckung des Franz-Joseph-Landes. Der Leser gewinnt auch aus dem Auszug ein überzeugendes Bild von der hingebenden Arbeit der Forscher, von den Kämpfen mit der rauhen Natur und von den Jagden, von dem Wesen wissenschaftlicher Forschung und von dem freundschaftlichen Verhältnis der Expeditionsteilnehmer. Payer war auch ein ausgezeichneter Landschaftsmaler. Diese Begabung kam ihm besonders zustatten, denn in jener Zeit war die photographische Kamera noch nicht der selbstverständliche Begleiter eines Forschungsreisenden. — Für Jugend- und Volksbüchereien.

E. Sielaff (Stettin).

Rohlfs, Gerhard: Kreuz und quer durch die Sahara. Leipzig: Brockhaus 1928. 158 S. Lw. 3,50. (Reisen und Abenteuer 43.)

Gerhard Rohlfs gehört zu dem Kreis jener wagemutigen, selbstlosen deutschen Forscher, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts allein oder mit wenigen Begleitern und fast ohne Mittel hinauszogen, um die unbekannte Weite Innerafrikas zu bereisen und zu erforschen. Vom Jahre 1861 bis zum Jahre 1880 unternahm er zahlreiche Reisen, die ihn insbesondere von Marokko über den Atlas und quer durch die Wüste nach Tripolis, von hier aus südwärts durch die Sahara über den Tschadsee und Niger an den Golf von Guinea führten. Weitere Forschungen unternahm er auch in dem östlichen Teil der Sahara durch die Lybische Wüste und in Abessinien. Von mancherlei Erlebnissen und Ergebnissen dieser oft äußerst gefährlichen Reisen berichtet er in schlichter, aber immer ansprechender Schilderung. Das Werk ist ein von seinem Neffen bearbeiteter Auszug aus seinen Originalwerken. Jeder Volksbücherei, insbesondere auch den Jugendbüchereien ist das Buch zu empfehlen. H. Horstmann (Gleiwitz).

Seiffert, Otto: Heinrich Schliemann, der Schatzgräber. Mit 27 Abb. u. 1 Kt. 2. Aufl. Neu-Finkenkrug: Paetel 1929. 194 S. Lw. 4,—.

Heinrich Schliemanns Name ist mit den Ausgrabungen an der Stätte des alten Troja fast so eng verbunden wie der Name Homers mit den Helden seiner beiden Epen. Es mag daher manchen heranwachsenden Jungen reizen, nun auch etwas Tatsächliches über das sagenhafte Ilion und seine Bewohner zu erfahren. Ob das vorliegende Buch diese Erwartung vollkommen erfüllt, muß leider bezweifelt werden. Der Verfasser stellt Schliemanns Leben bis zum Beginn seiner Ausgrabungen in erzählender Form dar. Aber die Darstellung wird dem Wesen Schliemanns, der „gleich ausgezeichnet durch nie versiegenden Idealismus wie durch rücksichtslose Tatkraft“ war, kaum gerecht. Für die Schilderung der Ausgrabungen von Hissarlik und Mykene sowie der mykenischen und kretischen Kultur ist der Tatsachenbericht gewählt worden. Durch diese zwei Darstellungsformen kommt ein Riß in das Buch, der ihm gerade nicht zum Vorteil gereicht. Auch die äußere Aufmachung ist ein bißchen altmodisch. Der Druck läßt gleichfalls zu wünschen übrig. Die beigegebenen Photos sind gut. Eine besondere Empfehlung erübrigt sich.

E. Sielaff (Stettin).

Steinhardt: Auf dunkler Spur durch Afrika. Abenteuererzählung für die Jugend. Mit 4 Vollbildern. Reutlingen: Enßlin & Laiblin 1929. 112 S. Lw. 2,—.

Ein junger Kunstmaler und sein Bruder werden durch die Vermittlung des Geheimrats Heck vom Berliner Zoo Reisebegleiter eines Afrikaforschers auf seiner Filmfahrt zum Kilimandscharo. Die Erzählung dieser Reise hätte ein gutes Jungen-

buch werden können. Aber der Verfasser hat mit dieser Afrikafahrt so viele tief geheimnisvolle und wild abenteuerliche Geschehnisse verbunden — einen verschollenen Vater, einen vergrabenen Diamantenschatz, einen Hamburger Verbrecherkeller und eine internationale Gaunerbande —, daß es des Erträglichen einfach zu viel wird. Das Buch muß, da auch die Darstellung unzulänglich ist, als geeignete Lektüre für „Knaben von 9—14 Jahren" abgelehnt werden.

E. Sielaff (Stettin).

Viera, Josef: Kampf um Wild-Süd. Afrika-Erzählung aus großer Zeit. Mit vielen Bildern von Karl Mühlmeister. Reutlingen: Enßlin & Laiblin 1929. 224 S. Lw. 3,50.

Der Verfasser erzählt, wie der bereits aus anderen Wild-Südbüchern bekannte Abenteurer Wolf Vogel mit seinem Freunde Kornel, einem jungen Buren, in die Kämpfe in Ostafrika zur Zeit des Weltkrieges verwickelt wird und der Truppe Lettow-Vorbecks wichtige Dienste leistet. Es ist ein gut Teil von den tatsächlichen Kriegsereignissen in die Erzählung verflochten, und da der Kampf Lettow-Vorbecks gegen die Engländer des Abenteuerlichen genug bietet, werden die jugendlichen Leser sicher auf ihre Rechnung kommen. Was die wissenschaftliche Grundlage des Buches angeht — Natur, Tierwelt, Volkskundliches —, so sind Zweifel an ihrer „unbedingten" Zuverlässigkeit stellenweise doch am Platze. Wenn man z. B. an Negererzählungen und Negermärchen denkt, dann sieht die Redeweise der Eingebornen doch etwas anders aus, als sie bei Viera dargestellt ist. Und hoffentlich wird der nun fünf Zeilen umfassende Vorspruch weder von den Eltern noch von den jugendlichen Lesern unbeachtet gelassen! Das Buch kann für Knaben vom 13. Lebensjahr an empfohlen werden. E. Sielaff (Stettin).

Wegener, Georg: Fliegt mit! Neue Erinnerungen eines Weltreisenden. Leipzig: Brockhaus 1928. 159 S. Lw. 3,50. (Reisen und Abenteuer 44.)

Das Buch stellt einen Auszug aus dem rühmlich bekannten größeren Werk des Verfassers „Ein neuer Flug des Zaubermantels" dar, das in den Volksbüchereien seinen besonderen Platz einnimmt. Diese gekürzte Ausgabe werden namentlich kleinere Büchereien begrüßen, denen die bescheidenen Mittel nicht die Anschaffung des Originalwerkes erlauben. Trefflich eignet sie sich auch für Jugendbüchereien. H. Horstmann (Gleiwitz).

Kleine Mitteilungen.

Personalveränderungen. Dr. Erich Guttmann, bisher wissenschaftlicher Hilfsarbeiter an der Stettiner Stadtbücherei wurde als Mitarbeiter an die staatliche Beratungsstelle für das niederschlesische Volksbüchereiwesen nach Breslau berufen. Fräulein Johanna Menge, Büchereiassistentin der Stadtbücherei Zwickau, ist zum 1. Januar 1930 zur Leiterin der neu zu errichtenden Stadtbücherei in Greiz gewählt worden.

Verband Preußischer Beratungsstellen. Auf die Eingabe des in Frankfurt am Main begründeten Verbandes Preußischer Beratungsstellenleiter über ihre Wünsche zum weiteren Ausbau des preußischen Beratungsstellenwesens an den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung traf folgende Antwort beim Verbande ein:

> „Auf das gefällige Schreiben vom 30. September d. J. — Von den bei der Jahrestagung des Verbandes Deutscher Volksbibliothekare aufgestellten Richtlinien für den Ausbau der Beratungsstellen für das freie volkstümliche Büchereiwesen habe ich mit Interesse Kenntnis genommen.
>
> Ich bitte mir mitzuteilen, wann wieder eine Zusammenkunft der Beratungsstellenleiter in Aussicht steht und werde, wenn es die Geschäftslage des Ministeriums gestattet, meinen Sachbearbeiter beauftragen, an der Zusammenkunft teilzunehmen. — J. A.: Kaestner."

Preußische Diplomprüfung. In der Zeit vom 9. bis 31. Oktober wurde in den Räumen der Preußischen Staatsbibliothek die 49. und 50. Diplomprüfung abgehalten. Zugelassen waren 74 Anwärter, 5 Herren und 69 Damen. 11 Prüflinge traten während des Examens zurück, 3 weitere bestanden nicht.

Folgende 60 Herren und Damen haben die Prüfung bestanden, davon die 14 zuerst genannten mit der Note gut: Gertrud Fischer, Käthe Genz, Gertrud Kallmann, Ulrike Küster, Lilly Lau, Brigitte Meißner, Käthe Rosenstock, Gertrud Scheller, Rudolf Schetter, Ursula Schober, Wolfgang Schöningh, Traute Such, Elisabeth Winkler, Edith Zimmer — Hildegard Berg, Anneliese Bergmann, Anneliese Beutler, Hildegard Beyer, Meta Block, Klara Boese, Ingeborg Bruns, Hedwig Christensen, Eugenie Daniels, Edith Ediger, Ilse Margarete Ehrenforth, Anneliese Feldmann, Margarete Flaischlen, Hannah Freudenthal, Anneliese Gerlach, Emma Gies, Magdalene Grimek, Irmingart Hartmann, Elisabeth Heynemann, Wilhelmine Hiete, Hildegard Hirt, Ilse Hoheisel, Gertrud Hoppe-Seyler, Nora Huth, Charlotte Kinzel, Annemarie Knopp, Hildegard Kosler, Margarete Kranz, Charlotte Kuhn, Eva von Kunowski, Hildegard Marggraff, Dr. Werner Marold, Elisabeth von Natzmer, Elisabeth Nölke, Gerda Paffenholz, Hildegard Pohl, Sieglinde Quehl, Barbara Reinsch, Ulla Reiter, Elsbeth Sauer, Lucy Seehase, Lieselotte Senge, Oda Steinbeck, Edith Wachhausen, Erika Zander, Ilse Zank. — Die nächste Prüfung beginnt voraussichtlich im März 1930. — Schn.

Prüfungen in Sachsen. Das Sächsische Prüfungsamt für Bibliothekswesen teilt uns mit: Im Laufe des September fanden bei dem Sächsischen Prüfungsamt für Bibliothekswesen Prüfungen statt. Es waren zugelassen in der Abteilung A für den mittleren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken 21 Prüflinge, in der Abteilung C für den höheren Dienst an wissenschaftlichen Bibliotheken 4 Prüflinge. Davon stammten aus Sachsen in der Abteilung A 7, in der Abteilung C keiner. Es erhielten in der Abteilung A 1 Prüfling die Note I, 9 die Note II, 5 die Note III, 1 Prüfling ist während der Prüfung zurückgetreten, 5 haben nicht bestanden; in der Abteilung C 2 die Note II, 1 die Note III, 1 Prüfling hat nicht bestanden. Die Voraussetzung für die Zulassung zur Ausbildung im bibliothekarischen Beruf und für die Zulassung zur Staatsprüfung ist der Nachweis einer zweijährigen theoretischen und praktischen Ausbildung an den hierzu zugelassenen Bibliotheken und für die Abteilung A Obersekundareife, für die Abteilung C der Nachweis, daß der Bewerber die erste theologische Prüfung oder die erste juristische Prüfung oder die ärztliche Prüfung oder die Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen oder die Diplom-Ingenieur-Prüfung erfolgreich abgelegt hat, oder von einer deutschen (Universität oder Technischen) Hochschule auf Grund einer gedruckten Dissertation und mündlichen Prüfung zum Doktor oder, soweit Theologen in Frage kommen, zum Lizentiaten promoviert worden ist.

Andreas Sch. Steenberg †. Andreas Sch. Steenberg ist am 27. November zweiundsiebzigjährig in seinem Heim in Charlottenlund bei Kopenhagen gestorben, nachdem er schon seit bald zwei Jahren durch eine rasch fortschreitende Arterienverkalkung seiner Lebensarbeit mehr und mehr entzogen war. Wir haben Grund, des um das Büchereiwesen seines Heimatlandes hochverdienten Entschlafenen, des Bahnbrechers des modernen dänischen Volksbüchereiwesens, auch an dieser Stelle dankbar zu gedenken, nicht nur, weil unsere Zeitschrift ihm mehrere wichtige Beiträge verdankt (siehe 6. Jg. S. 1 ff. und 7. Jg. S. 16, vgl. auch 4. Jg. S. 87 ff) sondern vor allem, weil Professor Steenberg, wie mit den erwähnten Beiträgen auf literarischem Wege, so in mündlichem Verkehr und lebhaftem Briefwechsel mit deutschen Volksbibliothekaren, von denen sich besonders Dr. Ackerknecht und Dr. Langfeldt seiner väterlichen Freundschaft erfreuten, die Beziehungen zwischen dem deutschen und dem dänischen Büchereiwesen immer enger und fruchtbarer gestalten half. Mit diesem herzlichen, volkstümlichen und humorvollen Kollegen ist eine der Charaktergestalten des europäischen Büchereiwesens unserer Zeit aus der Sichtbarkeit verschwunden. Sie soll auch im deutschen Volksbüchereiwesen unvergessen bleiben.

Zur Arbeitsökonomie des konfessionellen Büchereiwesens. In einem Bericht über die 17. Schulungswoche des Borromäusvereins in der „Bücherwelt“ (November/Dezember-Heft) befinden sich folgende Sätze:

„Vergleicht man einmal den Kostenaufwand und die Leistungen auf Seite der paritätischen Büchereien mit denen des Borromäus-Vereins, so ergeben schon die bisherigen amtlichen Zahlen als Tatsache:

1. daß die Personalkosten der paritätischen Büchereien um ein Vielfaches die für Bücherbeschaffung ausgeworfenen Gelder übersteigen, wogegen beim Borromäusverein umgekehrt,

2. zeigt sich, daß es große paritätische Stadtbüchereien gibt, die mit einem bis zehnfachen Kostenaufwand eine viel kleinere Bücherzahl und Ausleiheziffer erreichen als die nur mit einem Bruchteil dieser Kosten arbeitenden Borromäusbüchereien.

Legt sich also nicht zwingend der Gedanke nahe: warum nicht öffentliche Mittel — d. h. doch unsere Steuergelder! — den Bildungsbüchereien zuwenden, die bisher nachweislich mit erheblich geringeren Mitteln größere Leistungen aufzubieten vermochten und die erst recht zu Bildungsbüchereien ersten Ranges werden könnten, wenn sie nur ein Weniges mehr aus öffentlichen Geldern erhielten?“

Was hat der Borromäusverein für einen Grund, in einer offiziösen Auslassung die freie Büchereiarbeit der Öffentlichkeit gegenüber, insbesondere den städtischen Behörden gegenüber (denn diese sind doch schließlich für die sparsame Verwendung der „Steuergelder“ verantwortlich!), als unwirtschaftlich zu verdächtigen? Seine Leiter wissen doch so gut wie wir, daß die Höhe der Ausleiheziffern nicht gleichbedeutend ist mit der Höhe der bildungspfleglichen Leistung und daß Personalersparnis in jedem volksbildnerischen Betrieb — wenigstens sofern es sich um qualifiziertes Personal handelt —, die denkbar schlechteste Ersparnis ist.

Man beachte übrigens die Formulierung der zweiten „Tatsache“! Da ist zuerst der Kostenaufwand der neutralen Bücherei „bis zehnfach“, dann ist die Bücherzahl und Ausleiheziffer überdies „viel kleiner“ und schließlich ist der Kostenaufwand der Borromäusbüchereien nur „ein Bruchteil“. Wer rechnet nun aus, wie sich die Arbeitsökonomie der beiden Büchereigattungen zahlenmäßig zueinander verhält?

Deutsche und schwedische Kinderlesehallenarbeit. Einen sehr interessanten Beitrag zu einer vergleichenden Betrachtung der deutschen und der schwedischen Jugendbüchereiarbeit aus dem Gesichtswinkel der schwedischen Büchereipraxis bringt Heft 6 des laufenden Jahrganges von „Biblioteksbladet“ in Gestalt einer ausführlichen Besprechung von Johanna Mühlenfelds Heft über „Kinderlesehallen“ durch die bisherige Bibliothekarin der Kinder-Abteilung der Stockholmer Stadtbücherei, Fräulein Hildur Lundberg. Nachdem die Referentin einleitend bemerkt hat, daß sie „in keiner Weise das amerikanische Büchereiwesen mit dem deutschen vertauschen möchte“ (obwohl sie von diesem zugibt, daß es „mehr rein pädagogisch und auch mehr individuell arbeite“), weist sie gleichwohl auf „Verschiedenes in Fräulein Mühlenfelds Darstellung hin, was interessiert und zur Nachfolge mahnt“. Der erste Punkt, den sie in diesem Sinne erwähnt, ist die in Deutschland übliche räumliche Trennung von Kinderlesesaal und Jugendausleihe. „Hier in Schweden haben wir nach amerikanischem Vorbild in der Regel alle Arbeit (der Kinderabteilung) in einen einzigen Raum verlegt. Wenn es sich um kleinere Büchereien handelt, geht das ganz gut, auch wenn wir ein wenig von der Forderung der Ruhe, die wir hier in Europa in Büchereien haben wollen, abgehen müssen. Aber das macht nicht so viel, denn Kinder können gut lesen, ohne daß es ganz still um sie ist. In großen Büchereien liegen die Dinge jedoch ganz anders. Wo Hunderte von Kindern sich um die Regale und Tische bewegen, kann keine Ruhe herrschen, und wir gebrauchen deshalb besondere Leseräume. Nun ist die Disziplinfrage gewiß auch hier ein genügend schwieriges Problem — nicht alle Kinder kommen, wie wir wissen, zur Bücherei um zu lesen — aber die deutschen Kinderbibliothekare haben es doch wohl nicht so schwierig wie wir und vielleicht liegt das Geheimnis in der großen Kontrolle, die über jeden Besucher geführt wird, und in der Tatsache, daß keine „Freihand“ angewandt wird.“

Und nachdem Fräulein Lundberg die Kontrolleinrichtungen der deutschen Kinderlesehallen aufgezählt hat, sagt sie: „Ich will durchaus nicht die „Freihand“ fort-

genommen sehen, wenn es sich um die Entleihung nach Hause handelt. Ich habe sie selbst, meines Wissens, hier zu Lande eingeführt. Aber im Kinderlesesaal würde sogar ich dazu imstande sein, das muß ich zugeben. Ich bin völlig dieser Massen von Büchern müde, die auf den Tischen verstreut liegen, nachdem die Benutzer ein wenig in sie hineingeschaut, vielleicht eine Seite gelesen und dann ein neues ergriffen haben, um auch dieses nach kurzer Zeit wieder bei Seite zu werfen. Und wenn wir die Lektüre etwas mehr kontrollieren könnten, so würde das nichts schaden. Fräulein Mühlenfeld meint, daß e i n Buch nebst einem Bilderbuch für den Abend das Normale sei. Für „Fachliteratur" (nach deutschem Sprachgebrauch = belehrende Bücher) werden natürlich Ausnahmen gemacht. Wenn die Kinder wissen, daß sie nicht mehrere auf einmal bekommen, so wählen sie mit größerer Sorgfalt. Ich weiß, daß man auch andernorts das Bedürfnis empfunden hat, die Lektüre in der Bücherei zu kontrollieren und sie auf einige Bücher auf einmal einzuschränken. In größeren Sälen halte ich dies jedoch nicht für möglich, ohne die Kinder unter Aufsicht wählen zu lassen und das gewählte Buch als Entleihung anzuzeichnen. Vielleicht ist die deutsche Methode zwar umständlich, aber in modifizierter Form scheint sie mir eines Versuches wert."

Zusammenarbeit zwischen Buchhandel und Bücherei. Zu einer Notiz unter diesem Stichwort (vgl. S. 316 des laufenden Jahrganges der „B. u. B.") bittet der S a f a r i - V e r l a g in Berlin die folgenden Ausführungen machen zu dürfen:

„Herr Dr. Langfeldt bedauert, daß wir uns bei der allgemein anerkannten inhaltlichen Qualität unserer Verlagserscheinungen bisher nicht entschlossen haben, die „für Büchereien nicht zu brauchende Ausstattung unserer Bücher mit dem flockigen und empfindlichen Alphapapier" aufzugeben.

Zu unserer Rechtfertigung müssen wir betonen, daß wir bereits seit mehreren Jahren bis auf wenige Ausnahmen gerade auf die Anregung zahlreicher Bibliothekare hin unsere Neuerscheinungen und Neuauflagen nicht mehr auf Alphapapier, sondern auf einem viel festeren Papier haben drucken lassen.

Auftragendes Papier haben wir nur soweit verwendet, als wir mit Rücksicht auf die allgemeinen Anforderungen des Marktes dazu gezwungen wurden. Der gegenwärtige Geschmack des breiteren, Bücher kaufenden Publikums geht dahin, für einen bestimmten Betrag ein möglichst dickes Buch zu erwerben. Die Folge davon ist, daß fast alle schöngeistigen Neuerscheinungen, soweit ihr Umfang 16 Bogen nicht übersteigt, auf Alphapapier gedruckt herauskommen. Dieser Geschmacksrichtung können wir uns leider nicht widersetzen, wollen wir nicht einen wesentlichen Rückgang unseres Gesamtabsatzes (der Absatz unserer Werke in broschierten und rohen Exemplaren, die wohl den ungefähren Bedarf der Büchereien darstellen, beträgt nur 8% des Gesamtabsatzes) riskieren.

Widersprechen möchten wir vor allem dem Gedanken, daß ein möglichst dickes Buch dem Verleger einen besonders günstigen Verkaufspreis gestattet. Die Preise der deutschen Bücher sind gegenwärtig so gedrückt, daß sie nur in Ausnahmefällen für eine bescheidene Verzinsung des in nur-belletristischen Verlagen investierten Kapitals ausreichen. Ein Vergleich mit den Preisen englischer Unterhaltungsbücher dürfte unsere Behauptung auch dem mit den wirtschaftlichen Verhältnissen des deutschen Verlagsbuchhandels nicht Vertrauten unterstreichen.

Bei der Ausstattung jeder Neuerscheinung alle offensichtlich berechtigten Wünsche der Volksbüchereien zu erfüllen, scheint uns dennoch möglich. Der Weg des Sonderdruckes für Büchereien, der beispielsweise in Skandinavien wiederholt beschritten wurde, müßte doch auch in Deutschland gangbar sein. Vielleicht ließe sich auch durch eine besondere Behandlung des beanstandeten Papiers durch die Büchereien der schnelle Verbrauch der Bücher aufhalten.

Auf jeden Fall können die deutschen Büchereien versichert sein, daß wir nicht nur bestrebt sind, für ihre Arbeit inhaltlich wertvolle Bücher zu schaffen, sondern daß wir auch herstellerisch einwandfreie Werke herauszugeben uns bemühen und jeder Anregung, soweit sie nur wirtschaftlich tragbar ist, wie bisher jederzeit gerne Folge leisten werden."

Offene Stellen. Dessau: Bibliothekarische Hilfsarbeiterin.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. J. Beer, Berlin W. 54, Brunnenstr. 181.
Verlag „Bücherei und Bildungspflege", Stettin, Stadtbücherei. — Druck: Herrcke & Lebeling, Stettin.

Die Dorfbücherei

Beilage zur „Bücherei und Bildungspflege"

Staat und Volk.

Hawel: Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919 mit Bildern und Skizzen. Köln: Gilde-Verlag. 142 S. Geh. 1,20.

Mit viel Geschick ist es hier dem Verfasser gelungen, den sonst etwas trokkenen und gerade einfachen Lesern unzugänglichen Stoff durch Bilder, graphische Darstellungen, Kartogramme usw. recht lebendig und anschaulich zu machen. Ich halte diese Aufgave, deren Bildreproduktion allerdings nicht ganz auf der Höhe ist (bei dem billigen Preis ließ sich das wohl nicht anders machen), von allen mir bekannt gewordenen für die für Volksbüchereizwecke brauchbarste und möchte wünschen, daß sie in jeder, auch in der kleinsten ländlichen Bücherei zu finden ist.
R. Kock (Schneidemühl).

Boehm, Max Hildebert: Die deutschen Grenzlande. Berlin: Hobbing 1925. 294 S. Geb. 14,—.

Das Buch gibt in klarer, knapper und rein sachlicher Darstellung einen Überblick über die neuen Verhältnisse, wie sie die Friedensverträge von Versailles und St. Germain Deutschland aufgebürdet haben, über die durch sie geschaffenen neuen Grenzgebiete innerhalb Deutschlands und über die Lage und das Schicksal der vielen Deutschen, welche durch die unmögliche Grenzziehung zu fremden Staaten geschlagen sind. Die Anschaffung des Buches, das mit vielen Abbildungen und einer Anzahl Karten versehen ist, kommt im allgemeinen wohl nur für größere Dorfbüchereien in Frage und setzt einen für politische Fragen interessierten Leserkreis voraus. R. Kock (Schneidemühl).

Im Kampf ums deutsche Volkstum.

Stegemann, Hermann: Die Krafft von Illzach. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1920. 322 S. Geb. 6,—.

In feiner und vornehmer Weise wird in diesem Roman, dessen Handlung um die Zeit des Krieges von 1870/71 in Elsaß-Lothringen spielt, ein Rassen- und Eheproblem behandelt: das völlige Zueinanderfinden der beiden Ehegatten, von denen der Mann Deutscher ist, während die Frau altem elsässischen, ganz unter französischem Einfluß stehenden Geschlechte entstammt. — Für vorgeschrittene Leser.
R. Kock (Schneidemühl).

Dill, Liesbet: Der Grenzpfahl. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1926. 385 S. Geb. 7,—.

Der Roman vermittelt den Lesern ein wohlgelungenes Bild von den Nöten, die das Kriegsende über die früheren Reichslande Elsaß-Lothringen und seine Bewohner gebracht hat. Im Vordergrund der recht lebendigen Handlung steht Isy Mathieu, die Tochter eines preußischen Obersten, die in eine lothringische Familie hineingeheiratet hat. Nach vielen Irrfahrten und Kämpfen erkennt sie, daß ihr und ihrem heranwachsenden Sohne, den sie zu einem guten Lothringer erziehen will, nur die lothringische Heimat Frieden und Ruhe geben kann. — Ein guter Unterhaltungsroman für etwas fortgeschrittene Leser.
R. Kock (Schneidemühl).

Keller, Paul: Die alte Krone. Roman aus Wendenland. Breslau: Bergstadt-Verlag. 349 S. Lw. 7,—.

Der anregend geschriebene Roman stellt den erbitterten Kampf zweier Brüder für das Wendentum dar. Der eine erblickt das Heil in einem Anschluß der Wenden an das Deutschtum, der andere kämpft leidenschaftlich, aber vergeblich für einen Anschluß an die slavischen Tschechen. Das leicht lesbare Buch entbehrt nicht einer gewissen Spannung und eignet sich für alle ländlichen Leserkreise.
R. Kock (Schneidemühl).

Busse, Karl: Das Gymnasium zu Lengowo. Ein Schulroman aus der Ostmark. Bd 1 und 2 in einem Bande. Stuttgart: Engelhorn. 160, 144 S. Geb. 4,—.

Professor Rüdiger, der als Gymnasialdirektor nach Lengowo, einem kleinen Städtchen der früheren Provinz Posen, gekommen ist, geht Schritt für Schritt daran, den Deutschen, denen bisher in der Stadt eine Führerpersönlichkeit gefehlt hat, zu helfen. Die Polen, die sich anfangs nach Kräften gewehrt haben, geben sich schließlich in die neuen Verhältnisse, und es wird Friede zwischen beiden Lagern. Etwas romanhaft sind in dies Geschehen zwei Liebesgeschichten verwoben. Künstlerisch steht das Buch nicht hoch. Für ostdeutsche Verhältnisse hat es seines Inhalts wegen aber doch besondere Bedeutung. R. Kock (Schneidemühl).

Bauernromane.

Moeschlin, Felix: Der Amerika-Johann. Ein Bauernroman. Leipzig: Grethlein. 432 S. Lw. 7,50.

Der Kampf und schließliche Sieg alter bodenständiger Bauernkultur gegen gewissenlosen amerikanischen Geschäftsgeist ist der Grundgedanke dieses wertvollen Romans, der gerade in der heutigen Zeit dem deutschen Bauerntum sehr viel zu sagen hat. Für ein noch in patriarchalischen Zuständen lebendes Bauerntum kommt das Buch seiner ganzen Problemstellung nach weniger in Frage, desto mehr aber für ein Bauerntum, das bereits neuzeitlicher Entwicklung erschlossen ist.
R. Kock (Schneidemühl).

Polenz, Wilhelm von: Der Büttnerbauer. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1925. 479 S. Geb. 8,—.

Der Roman enthält eine erschütternde Darstellung von dem Kampf des Büttnerbauern, der so zäh an den alten Überlieferungen festhält und es nicht versteht, mit den Forderungen der neuen Zeit fortzuschreiten, gegen die mehr und mehr vordringende Industrie, die ihn schließlich zugrunde richtet. Das sehr realistische Buch kommt im allgemeinen nur für vorgeschrittene Leser in Betracht.
R. Kock (Schneidemühl).

* *
*

Kurz, K. F.: Der Mooshof. Roman. München: Langen. 213 S. Lw. 6,—.

Der Moosbauer ist bis in die kleinste Faser mit seinem Bauernhof verbunden. Daß sein Sohn ganz anders ist, mehr ein Träumer und Grübler, das kann der Moosbauer nicht verstehen. Der Konflikt, der zwischen Vater und Sohn entsteht, wird erst durch den Tod des Vaters beendet. Etwas unwahrscheinlich mutet der Schluß des Romans an: die freiwillige Entsagung des Sohnes auf Frauenliebe, nachdem die heimlich geliebte Pfarrerstochter einem andern gefolgt ist. — Leichte Lektüre; jedoch nicht für Spannungsleser. R. Kock (Schneidemühl).

Kohne, Gustav: Ellernbrook. Roman. Leipzig: Grunow 1920. 403 S. Lw. 5,50.

Ein Bauernroman aus der Lüneburger Heide, der sich in seiner Handlung mit dem Problem ländlicher Volksbildung auseinandersetzt und das Entstehen ländlicher Genossenschaften schildert. Das Buch, mit dessen Darlegungen man durchaus nicht immer übereinzustimmen braucht, setzt mehr einen überlegenden, kritischen, als einen flüchtigen, auf Unterhaltung ausgehenden Leser voraus und kommt ferner nur für Leser in Frage, die neuen Ideen zugänglich sind.
R. Kock (Schneidemühl).

Frey, Jakob: Der Alpenwald. Eine Erzählung. Köln: Schaffstein. 59 S. Geb. 3,40.

Christen Steinberger, ein Bauer und Holzhändler von der Hinteralm, bringt aus lauter Eigennutz sich und seine Familie in höchste Gefahr. Nur durch die Wachsamkeit seines Schwiegervaters wird er mit den Seinigen im letzten Augenblick gerettet. Eine ganz einfache, leicht lesbare, auch schon der Jugend zugängliche Erzählung, vorwiegend für noch in patriarchalischen Anschauungen lebende Leser.
R. Kock (Schneidemühl).

Zeit- und Gesellschaftsproblem.

Federer, Heinrich: Berge und Menschen. Roman. Berlin: Grote 1925. 654 S. Geb. 8,50.

Im Mittelpunkt dieses wertvollen Romans stehen zwei kraftvolle Schweizer Gestalten, der zielbewußte Ingenieur Manuß und der junge wagemutige Mang, sein unehelicher Sohn. Wie diese beiden harten Menschen durch die ausgleichende, glättende Hand einer gütigen Frau zueinander finden, das wird mit tiefer Eindringdringlichkeit dargestellt. — Die Lektüre des Buches setzt einen schon geübten Leser voraus. R. Kock (Schneidemühl).

Freytag, Gustav: Soll und Haben. Leipzig: Hesse & Becker. 2 Bde. Lw. 5,70. (Schatzkammer.) (Einbändige Ausgaben, die jetzt vielfach auf dem Buchmarkt angeboten werden, sind nicht zu empfehlen, da im allgemeinen der dicke Buchblock für die verhältnismäßig lockere Verbindung mit den Buchdeckeln viel zu schwer ist und nach wenigen Entleihungen sich schon lockert.)

Dieser breitangelegte, umfangreiche Roman gibt dem Leser ein buntes Bild aus dem Lebenszuschnitt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ein Bild aus dem tüchtigen, emporstrebenden Kaufmannsstande, den niedergehenden, kraftlosen Adelskreisen und den unredlichen, habgierigen jüdischen Wuchertum. Auch uns Menschen von heute, die wir unter ganz anderen Verhältnissen leben, bereitet dieser spannende Roman noch einen hohen Genuß.

R. Kock (Schneidemühl).

Zahn, Ernst: Das zweite Leben. Erzählung. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. 252 S. Lw. 6,—.

Der Held des Buches, der soeben aus dem Zuchthaus entlassen ist, will ein zweites besseres Leben beginnen. Die unbarmherzige Härte der Menschen, die in ihm immer noch den Verbrecher sehen, macht ihm diesen Weg aber bitter schwer. Ein wertvolles Buch, das allen Lesern angelegentlich empfohlen sei.

R. Kock (Schneidemühl).

Brey, Henriette: Es fiel ein Reif. Roman. Elberfeld: Bergland-Verlag. 285 S. Geb. 4,—.

Sieben Erzählungen, geschrieben aus einem warm mitfühlenden Herzen für Menschen, die bedrängt und in sozialer Not sind. Die Titelerzählung, die bedeutendste der Sammlung, berichtet, wie Gedankenlosigkeit und menschliche Hartherzigkeit ein junges, von Natur aus gut veranlagtes Menschenkind auf die Bahn des Verbrechens treiben. Das schlicht und eindringlich, ganz aus christlichem Geiste geschriebene Buch möchte man besonders in die Hände von Frauen und jungen Mädchen wünschen. R. Kock (Schneidemühl).

Aßmussen, Georg: Hans Hühnchens Feierabend. Eine Geschichte aus unserer Zeit. Braunschweig: Westermann. 212 S. Geb. 4,50.

Hans Hühnchen, der Sohn von Seidels bekanntem Leberecht Hühnchen, hat sich nach einem Leben voller Arbeit mit seiner Frau zur Ruhe gesetzt, da brechen Krieg und später Inflation über Deutschland herein und zerstören auch ihm sein ganzes Vermögen. Aber trotz aller Verluste lassen sich die beiden Alten nicht unterzwingen, sondern nehmen den Kampf ums Dasein erneut auf. Ein literarisch nicht gerade sehr hochwertiges, aber doch für einfache, anspruchslose Leserkreise gut brauchbares Buch. R. Kock (Schneidemühl).

* * *

Dreyer, Max: Ohm Peter. Leipzig: Staackmann. 295 S. Geb. 3,—.

Das Problem des Romans, das fein und zart und mit tiefer Einfühlung in das seelische Geschehen durchgeführt ist, bildet die Liebe eines alternden Mannes zu einem jungen Mädchen. Das wertvolle Buch wird anspruchsvollen, besinnlichen Lesern vieles geben können. R. Kock (Schneidemühl).

Ebner-Eschenbach, Marie von: Das Gemeindekind. Erzählung. Leipzig: Schmidt & Günther. 274 S. Lw. 3,50.

Das Gemeindekind ist der Sohn eines Mörders und einer zu Unrecht mit Zuchthaus bestraften Mutter. Von den Dorfbewohnern wird er verachtet und verstoßen. Die Gutsherrin nimmt sich aber seiner an und erzieht ihn trotz seiner ererbten schlechten Anlagen zu einem tüchtigen Menschen. Die aus einem mitfühlenden Herzen geschriebene Geschichte ist durchaus leicht lesbar. In erster Linie wird sie weiblichen Lesern zusagen. Katholiken gegenüber ist bei der Ausgabe Vorsicht geboten. R. Kock (Schneidemühl).

Enking, Ottomar: Patriarch Mahnke. Roman. Bremen: Schünemann. 274 S. Lw. 6,—.

Patriarch Mahnke herrscht wie ein Tyrann über seine Familie. Die Kinder können sich unter seiner unduldsamen Strenge nicht zu eigenen Persönlichkeiten entwickeln und geraten dadurch auf Abwege. Die Handlung, die bei allem Ernst sich mit viel Humor entfaltet, spielt in einer norddeutschen Kleinstadt. Einige plattdeutsche Redewendungen werden das Verständnis des sonst leicht lesbaren Romans nicht erschweren. R. Kock (Schneidemühl).

Aus fernen Ländern.

(Vergl. auch die Gruppen „Abenteuer" in Nr. 1 und „Tier- und Jagdgeschichten" in Nr. 2 der „Dorfbücherei".)

Faber, Kurt: Dem Glücke nach durch Südamerika. Erinnerungen eines Ruhelosen. Stuttgart: Lutz. 376 S. Geb. 8,—.

Drang in die Ferne und Abenteuerlust hat den Verfasser in die weite Welt hinausgetrieben. Hier erzählt er recht lebendig und mit offenem Blick auch für wirtschaftliche Verhältnisse eine Wanderung durch einige südamerikanische Staaten. Die Darstellung ist nicht so frisch und so ursprünglich wie bei Heye(siehe Beilage Nr. 1) gibt dafür aber einen gründlicheren und umfassenden Einblick in die politischen, wirtschaftlichen und sonstigen Zustände der durchwanderten Länder. Nicht nur für Abenteuerleser. R. Kock (Schneidemühl).

Houben, H. H.: Der Ruf des Nordens. Abenteuer und Heldentum der Nordpolfahrer. Leipzig: Koehler & Amelang 1928. 298 S. Lw. 5,—.

Das recht unterhaltsam geschriebene und mit einigen Bildern und Karten versehene Buch gibt eine lebendige Darstellung all der vielen Versuche, welche die Menschheit schon seit Jahrhunderten unternommen hat, das Rätsel um den Nordpol zu lösen. Am ausführlichsten sind die neueren Fahrten, etwa von Nansens Vorstoß an, behandelt. Besonders die reifere männliche Jugend, aber auch ältere Leser werden diesen Großtaten menschlicher Willens- und Forscher- aber auch Leidenskraft, ihre begeisterte Beachtung schenken. R. Kock (Schneidemühl).

Petersen, Erich Robert: Die Gummisucher. Aus dem Leben eines Kameruner Pflanzers. Berlin: Safari-Verlag. 236 S. Lw. 4,50.

In schlichter, ganz volkstümlicher Weise berichtet der Verfasser von seinen Erlebnissen im dichtesten Busch Kameruns, von seiner Tätigkeit als Gummisucher, von seinem Verhältnis zu den Schwarzen, die ihn wie einen Vater liebten. Er weiß auch voller Spannung von Jagdabenteuern mit allerlei wildem Getier zu erzählen. Aber das schönste an diesem Buch ist doch das tiefe innere Erlebnis afrikanischer Buschlandschaft etwa in den Kapiteln „Die Nacht im Urwalde" und „Das Herz der Wildnis". Allen Lesern, auch schon der reiferen Jugend sehr zu empfehlen. R. Kock (Schneidemühl).

Heye, Artur: Hatako. Das Leben eines Kannibalen. Berlin: Safari-Verlag. 291 S. Lw. 4,80.

Das Schicksal eines Kongonegers, der den Belgiern entflieht und schließlich als tüchtiger Askari in Deutsch-Ostafrika aufgenommen wird. Ein spannendes Buch, das auch schon der reiferen Jugend empfohlen werden kann.
R. Kock (Schneidemühl).

Bücherei und Bildungspflege

Zeitschrift für die gesamten ausserschulmässigen Bildungsmittel

Der Blätter für Volksbibliotheken 30. Jahrgang

Herausgegeben von E. Ackerknecht, G. Fritz und W. Schuster

1929

9. Jahrgang • Heft 1

Stettin Verlag „Bücherei und Bildungspflege“
in Kommission bei Otto Harrassowitz Leipzig

Die Zeitschrift **„Bücherei und Bildungspflege"** erscheint im Jahre 1929 in 6 Heften im Gesamtumfang von 29 Bogen. Der Bezugspreis beträgt für den Jahrgang G.-M. 10.—. Lieferung erfolgt durch jede Buchhandlung oder direkt vom Kommissionsverlage. Mitglieder des „Verbandes Deutscher Volksbibliothekare" und der Verbände, deren Organ die Zeitschrift ist, erhalten dagegen die „B. u. B." ausschließlich durch den Verlag Bücherei und Bildungspflege, Stettin, Grüne Schanze 8 — Stadtbücherei (Postscheckkonto: Stettin 9036. Verband pommerscher Büchereien) zum Vorzugspreis von G.-M. 6.— für den ganzen Jahrgang einschließlich freier Zusendung.

Der Sitz der **Schriftleitung** ist die **Stadtbücherei Berlin** (C 2, Breite Straße 37). Dorthin sind auch alle Besprechungsstücke zu senden.

Die Zeitschrift ist Organ folgender Verbände: 1. Verband deutscher Volksbibliothekare. 2. Freie Arbeitsgemeinschaft deutscher Volksbibliothekare. 3. Verband pommerscher Büchereien. 4. Provinzialverband brandenburgischer Büchereien. 5. Verband schleswig-holsteinischer Büchereien. 6. Verband niederrheinischer Büchereien. 7. Verband der Büchereien der Grenzmark Posen-Westpreußen.

Inhalt dieses Heftes:

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Ackerknecht, Banktische für Zweigstellenlesesäle.
Barth, Der berufstätige Jugendliche und das Buch.
Heimbach, Reiseeindrücke von englischen Büchereien.
Joerden, Der Bildungswert des historischen Romans.
Joerden, Sammelbesprechung Joseph Conrad.
Joerden-Wernecke, Sammelbesprechung Jakob Schaffner.
Kock, Sammelbesprechung Kriegserlebnisbücher aus dem Weltkrieg.
Rall, Querverbindungen.
Schriewer, Die Erhaltung des Originaleinbandes.
Schriewer, Zum Problem der Bildungsarbeit am Bauern.
Schulz, Der Bauernroman.
Schuster, Geographische und historische Belletristik.
Walter, Das Beschäftigungsbuch.
Winkler, Sammelbesprechung J. V. Jensen.
Zifreundt, Grundsätze und Erfahrungen der Leserberatung.

In diesem Heft liegen Titelblatt und Register des Jahrganges 1928.